This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

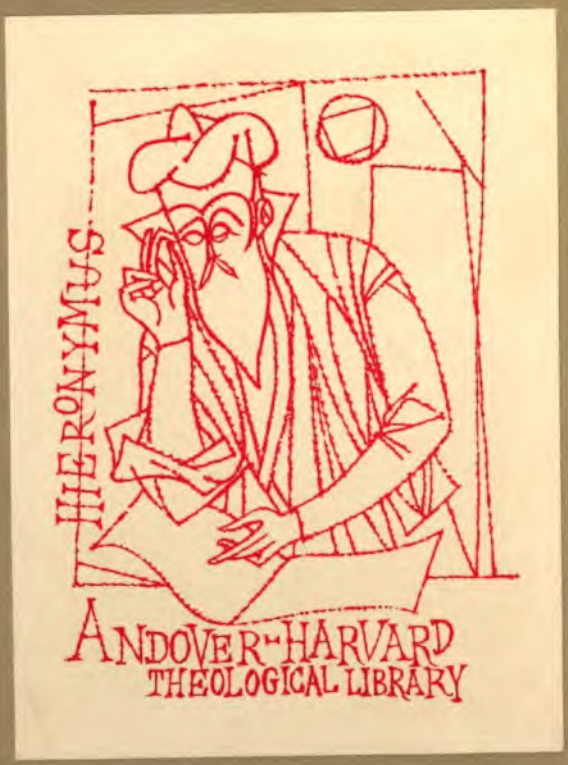
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

C
Tholuck



Das Leben

D. Friedrich August Gotttreu Tholuck's

dargestellt

von

Professor Leopold Witte,
Superintendent und mittl. Inspektor der Königl. Landesschule Pforta.

Zweiter Band.
1826—1877.

Mit dem Bilde Tholuck's aus dem Jahre 1872 und einem Briefsakstimile von 1876.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1886.

Das Leben

D. Friedrich August Gottreu Tholuck's

dargestellt

von

Professor Leopold Witte,
Superintendent und geistl. Inspektor der Königl. Landesschule Pforta.

Zweiter Band.
1826–1877.

(Mit dem Bilde Tholucks aus dem Jahre 1872 und einem Brieffaksimile von 1870.)

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1886.

Vorwort.

Mit Gottes Hilfe ist es nun gelungen, diese Biographie zu Ende zu bringen. In einer mir selbst überraschend kurzen Frist konnte der umfangreiche noch restierende Stoff bewältigt werden; die vielfachen persönlichen Hemmnisse, welche die Ausarbeitung des ersten Bandes so ungebührlich verzögerten, sind mir fern gehalten worden, und mit freudigem Danke gegen den himmlischen Hüter lasse ich das vollendete Werk hinausziehen.

Mein Dank wendet sich aber auch an die vielen freundlichen Förderer meiner Arbeit, die durch zahlreiche und zum Teil sehr wertvolle Zusendungen das Buch in seiner vorliegenden Gestalt erst ermöglicht haben. Möchten sie nicht ohne Befriedigung von der Hineinverwebung des durch sie dargereichten Stoffes in das Ganze Kenntnis nehmen. Unter diesen Beförderern nenne ich mit besondrer Ehrerbietung das Königliche Kuratorium und die Hochwürdige theologische Fakultät der Universität Halle.

Von der Aufstellung eines Sachregisters habe ich, da dasselbe entbehrlich schien, Abstand genommen; das beigefügte Namensverzeichnis wird die Brauchbarkeit des Buches hoffentlich nicht unwesentlich erhöhen.

Gern hätte ich auch ein Verzeichnis der zahlreichen Übersetzungen Tholuckscher Werke in fremde Sprachen gegeben. Allein eine befriedigende oder auch nur annähernde Vollständigkeit war, wie ich mich bald überzeugen mußte, mit den mir zu Gebote

ſtehenden Hilfsmitteln nicht zu erzielen; ſo verzichtete ich lieber von vornherein auf den Verſuch. —

Tholuck ſchrieb einmal an D. Wilkens in Wien, als derſelbe ſeine Biographie Mallets vorbereitete: „Eine ſolche Biographie eines verewigten Streiters Chriſti bringt immer einen Segen in des Biographen eignes Herz. Namentlich wenn ein ſolches Zeugenleben mit ſeinen Mühen und mit ſeinen Kämpfen vor einem liegt, fühlt man es, daß abgelebt nicht ausgelebt iſt; und das ‚und ihre Werke folgen ihnen nach‘ das gibt Kraft, die zeitliche Trübſal zu vergeſſen und der unvergänglichen Herrlichkeit ſich zu getröſten, die an uns ſoll offenbart werden.“

Die Wahrheit dieſes Wortes hat der Biograph Tholucks reichlich an ſich ſelbſt erfahren. Möchten nun auch recht viele Leſer am eignen Herzen es erproben, daß der treue Mann Gottes nicht ausgelebt hat, ſondern fortdauernd ein lebenwirkender Zeuge deſſen bleibt, dem zu Ehren er „die Laſt ſeines Lebens“ in ausdauernder Selbſthingabe bis ans Ende getragen hat.

Pforta, 28. Auguſt 1886.

Leop. Witte.

Erstes Kapitel.

Schwere Anfänge.

So war Tholuck nach der Stadt übergesiedelt, die ihm über ein halbes Jahrhundert in ihren Mauern eine neue Heimat bieten, und mit deren Namen sein eigner fortan unzertrennlich verbunden bleiben sollte.

„Es ist ein bedeutendes Ereignis," schrieb damals Friedrich Perthes darüber; „Tholuck wird, wenn er leben bleibt, tief eingreifen in den Gang des religiösen Lebens der Gegenwart, nicht allein seiner Talente und seiner Kraft wegen, sondern auch weil er recht eigentlich ein Kind der Zeit ist und alles, was die Zeit erregt und bewegt, auch in der eignen Brust durchzukämpfen hat. Einer Feuertaufe geht er in Halle entgegen; ich kenne seine dortigen in Lammesgestalt auftretenden schlauen und kecken Gegner sehr wohl; läßt er sich reizen und von der christlichen Einfalt und von der Kraft abdrängen, die in der Demut und in der Ruhe liegt, so bin ich bange für ihn und seine Stellung." (Leben, III., S. 252.)

Der Morgengruß von Halle am 2. April 1826 that dem Fremdling wohl: „durch die schönsten Glocken geweckt", blickte er in den frischen Sonntagsmorgen hinaus; die nahe Marktkirche bewährte auch für ihn ihren alten Ruhm: „Marien das schönste Geläute" (wie Moritz das schönste Gebäude, und Ulrich das schönste Geschmeide). Um acht Uhr kam sein junger Reisebegleiter von Berlin, Stud. Krummacher zu ihm, und dann machte sich Tholuck auf, um die hervorragendsten Männer der Universität und Fakultät zu begrüßen.

Ehe wir ihn dahin begleiten, schauen wir uns die alte Hallorenstadt im Gewande von 1826 ein wenig an.

Das äußere Bild der Stadt, das sich dem von der Residenz Gekommenen darbot, war kein erfreuliches. Von dem unvergleichlichen Aufschwunge, den Halle in den letzten Dezennien unsres Jahrhunderts genommen, und der es fast in die Reihe der schönen Städte gerückt hat, ahnte man damals nichts. Als Karl v. Raumer, der im Sommer 1803 als Student die prächtige Gartenwohnung „Zur Weintraube" bei Giebichenstein innegehabt hatte, im Winter der Universität näher rücken mußte, schrieb er verstimmt: „ich zog in die unfreundliche Stadt, in das unfreundliche Gräwsche Haus, in die unfreundliche Steinstraße."[1]) Das Bild, welches etwa drei Jahrzehnte später ein hallischer Bürger und Stadtverordneter, der bekannte, in Brighton verstorbene Arnold Ruge, von dem Zustande der Stadt entworfen hat, ist nicht schmeichelhafter. Noch im Beginne der fünfziger Jahre stimmte es so ziemlich mit der Wirklichkeit überein. Ruge schreibt[2]): „Halle ist eine winkelige, schmutzige, übelriechende Stadt. Nicht nur der Geruch von dem Braunkohlentorf, auch das Wasser, welches die Stärkefabrikanten von Glaucha in offenen Gossen durch die Straßen ihres Stadtteils senden, verpestet die Atmosphäre, und der braune Kohlenstaub, der von den Torfwagen auf das furchtbar holperige Steinpflaster niedergerüttelt wird, überzieht die ganze Musenstadt mit einem schwarzen Bußkleide. Das Bedürfnis nach Verbesserung machte sich überall sehr stark fühlbar, und es wurde eine eigne Verschönerungskommission niedergesetzt, in die ich sogleich gewählt wurde. Wir richteten auch einiges ins Werk, z. B. die Promenaden bei der Universität, welche die Regierung eben hatte bauen lassen. Aber die Hauptübelstände, das schlechte Pflaster, die engen, krummen Gassen — eine heißt ganz richtig die Schmerstraße und wurde Hauptsitz der Cholera —, endlich die offenen Abzugskanäle des stinkenden Stärkewassers und der Braunkohlenstaub waren nicht los zu werden. Wir brachten Pflasterung mit behauenen Steinen in Antrag, wenn auch nur versuchsweise; aber die Sachverständigen erklärten, die Steine, die wir haben könnten, ließen sich nicht behauen" .... „Von Bürgersteigen konnte keine Rede sein, es war kein Raum dafür. Breite Steine in der Mitte der Straßen fanden sich hin und wieder. Von diesen stießen sich die Studenten einander herunter und

schlugen sich dann natürlich hinterher, eine Auskunft, die nicht sehr geeignet war, dem Übelstande abzuhelfen. In der Hauptsache also mußte die Kommission verzweifeln, und ich erinnere mich, daß ich einmal zum Entsetzen meiner Kollegen bemerkte, genau genommen ließe sich Halle nur mit Bomben verschönern."

„O Halle, Halle, schöne Stadt,
Die Berg und Thal im Pflaster hat;
Studenten wandeln drinnen rum
Und treten sich die Stiefel krumm."

Das war ein gern und lange gesungenes Lied der dortigen Musensöhne.

In diesem schmutzigen, staubigen, übelriechenden Halle, das im Jahre 1825 nur etwas über 23000 Einwohner zählte[3]), bildete nun die Universität in jener Zeit, ja man darf wohl sagen bis tief in die Mitte unsres Jahrhunderts hinein noch immer den unbestrittenen Mittelpunkt. Handel und Industrie, die weiland zur Zeit der Zugehörigkeit Halles zum Hansebunde so großartig geblüht hatten, sowie die Landwirtschaft und das Fabrikwesen lagen im Vergleich mit der Gegenwart noch völlig in den Windeln. Die Studenten beherrschten die Straßen, die Professoren das geistige Leben der Stadt. Die Universität, welche Napoleon bekanntlich nach den Siegen bei Jena und Auerstädt geschlossen, hatte sich allmählich wieder zu einer Frequenz emporgeschwungen, welche an die besten Zeiten Aug. Hermann Franckes erinnerte. Freilich war der Geist ein andrer geworden. Doch der junge Streiter war nun da, der den Kampf mit diesem Geiste zu beginnen bereit und fähig war; — ein zweiter Francke, so wurde er 51 Jahre später bei seinem Leichenbegängnisse genannt. Mit dem 1. April 1826, dem Tage des Einzuges von Tholuck in Halle, begann in der That für diese Stadt eine neue Periode.

Kaum hätte für ihn eine andre Universität ausgesucht werden können, die nach ihrer ganzen Entwickelung und Bedeutung ihm ein geeigneteres Arbeitsfeld darbot. Vergegenwärtigen wir uns kurz die Geschichte der Hochschule, an welcher Tholuck nun bis zu seinem Tode wirken sollte.

Schon der erste brandenburgische Hohenzoller, der, allerdings noch als katholischer Kirchenfürst, über Halle regierte,

Erzbischof Albrecht von Magdeburg und Mainz, trug sich mit der Absicht, in der alten Saalestadt eine Universität zu gründen. Halle gehörte, wohl schon seit der ersten Stiftung des Erzbistums Magdeburg durch Kaiser Otto I. im Jahre 968, wie das in der Stiftungsurkunde ausdrücklich genannte Giebichenstein „und die übrigen Orte mit den dazu gehörigen salzigen und nicht salzigen Gewässern", zu der Erzdiözese Magdeburg. Die bürgerliche Selbstregierung verlor es, nachdem man wiederholt hatte versuchen können, von dem Kaiser sogar die Ernennung zu einer freien Reichsstadt zu erbitten, im Jahre 1478 unter Albrechts Vorgänger Erzbischof Ernst von Sachsen, der die durch Parteien zerrissene Stadt eroberte und innerhalb der Ringmauern ein gewaltiges Schloß von damals fast unüberwindlicher Stärke, die Moritzburg, anlegte, von welchem „Trutz-Halle" aus die Stadt fortan in beständiger Unterdrückung gehalten wurde.

Die tiefgreifendsten innerstädtischen Veränderungen aber nahm nach des verhaßten Ernst Tode sein Nachfolger, der prachtliebende und genußsüchtige jugendliche Markgraf Albrecht von Hohenzollern-Brandenburg, des Kurfürsten Joachim I. Bruder, vor, der von 1513 bis 1545 die Erzbistümer Magdeburg und Mainz (letzteres seit 1514) innehatte. Er stieß das ganze bisherige kirchliche System Halles um, hob alte Klöster auf, riß Gotteshäuser ein und baute in drei Jahren, 1520—23, den heutigen „Dom" als Stiftskirche für ein im Jahre 1520 neubegründetes Kollegiatstift des heiligen Moritz und der heiligen Maria Magdalena „ad velum aureum sive ad sudorium Domini" (zum goldenen Schleier oder zum Schweißtuch des Herrn), das fortan, dem Range nach im ganzen Erzbistum unmittelbar auf das Magdeburger Domstift folgend, der Mittelpunkt des kirchlichen Organismus von Halle werden sollte. Im Jahre 1529 baute Albrecht den Kanonikern ein neues mächtiges Gebäude, die heutige „Residenz", und da sollten für die in Aussicht genommene Universität, deren Stiftung durch ein päpstliches Privilegium vom Jahre 1535 gestattet wurde, von den Domherren und ihren Stiftsvikaren Vorlesungen gehalten werden.

Allein die immer wieder anwachsenden Schulden Albrechts nötigten ihn schon im Jahre 1541, den Ständen seiner Stifte

Magdeburg und Halberstadt gegen Zahlung beträchtlicher Summen die stürmisch verlangte Freiheit zur Annahme des lutherischen Glaubens zu gewähren. Und als die reformatorisch gesinnten Bürger Halles es durchsetzten, daß Luthers Freund, Dr. Justus Jonas von Wittenberg berufen wurde und am 15. April 1541 in der Marienkirche seine erste Predigt hielt, womit die gesamte Stadt ihren Übertritt zum neuen Glauben besiegelte, gab Albrecht Halle überhaupt als Residenz auf. Die Schätze und Reliquien des Domstifts wurden nach Mainz abgeführt; die Stiftsherren traten selbst zum Luthertum über oder verließen die Stadt. Endlich am 7. Dezember 1541 wurden das Stift und die Domkirche definitiv geschlossen. Die gegen Wittenberg geplante Universität kam nicht zu stande — wohl aber erhielt (zu Tholucks Zeit) die mit Halle vereinigte Universität Wittenberg in dem weiland erzbischöflichen Dome eine Kirche für ihre akademischen Gottesdienste, und in der „Residenz" wurden seit 1735, bis das neue Universitätsgebäude entstand, vier große Räume zu akademischen Zwecken für Angehörige der lutherischen Universität Halle in Benutzung gezogen.[4])

Erfolgreicher als die Bestrebungen des Erzbischofs, eine Hochschule zu gründen, waren bekanntlich die eines späteren weltlichen hohenzollernschen Fürsten, des Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg.

Bald nach dem Reformationszeitalter stellte es sich heraus, daß Brandenburg-Preußen an erster Stelle berufen war, für die religiösen Grundsätze des neuen Glaubens schützend einzutreten. Das Kurhaus Sachsen verzichtete durch August des Starken Übertritt zum Katholizismus, um die polnische Königskrone zu gewinnen, im Jahre 1697, für immer auf die evangelische Ehrenstellung in Deutschland. Zwar blieben seine beiden Universitäten Wittenberg und Leipzig noch gewissenhafte Hüterinnen und fruchtbare Pflanzstätten der unverfälschten lutherischen Orthodoxie. Allein der freie, bibelmächtige Geist eines Luther wurde hier je länger je mehr in enge und erdrückende Formen geschlagen. Zu einer Art von scholastischer Arbeit wurde, was die Dogmatiker der Universitäten in ihren zahllosen „Divisionen", „Axiomaten", „Antithesen" und „Epikrisen" trieben, und auch dieser Scholastik galt, was Herder einmal von

der mittelalterlichen sagte: „jedes Blatt des Lebensbaumes wurde seciert und anatomisiert, daß die Dryade um Erbarmung weinte.“ Es war nach Tholucks Worten „eine ketzermacherische Ätze, mit welcher die theologische Fakultät Wittenbergs jede lebendigere Bewegung der Wissenschaft ihrer Zeit anfraß und es nicht lassen konnte, sich am Ende an ihrem eignen Fleische zu vergreifen, so daß wir die Mitglieder des Obertribunals lutherischer Glaubensreinheit unter sich selbst in gegenseitigen Anklagen des Abfalls von der reinen Lehre entbrennen sehen.“[5]) Und wenn auch Leipzig in einem Gutachten der theologischen Fakultät vom Jahre 1626 es noch für erlaubt erklärte, daß ein lutherischer Pfarrer den Calvinisten in seiner Gemeinde das Sakrament reiche, „mit Rücksicht darauf, daß die Zuhörer, wiewohl noch in großer Schwachheit, Christo zugeführt werden könnten“[6]), so war doch auch Leipzig am Ende des Jahrhunderts nicht mehr im stande, die beiden Bewegungsfaktoren der neuen Zeit, die in seinem Schoße entstanden, den Rationalismus des Thomasius und den Pietismus August Hermann Franckes innerlich zu überwinden und das Berechtigte dieser Richtungen sich anzueignen: beide Männer mußten weichen, und beide fanden in Halle ein Asyl.

Der westfälische Friedensschluß hatte das Erzbistum Magdeburg in ein weltliches Herzogtum verwandelt, welches dem Hause Hohenzollern-Brandenburg zufallen sollte. So leistete auch Halle wie andre Städte am 4. April 1650 dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm die Eventualitätshuldigung, die in Kraft trat, als der bisherige Administrator August, ein sächsischer Prinz, am 4. Juni 1680 starb. Von nun an gehörte Halle, mit Ausnahme der kurzen Dauer des Jérômeschen „Königreichs Westfalen“, bleibend dem brandenburgisch-preußischen Staate an und trat bald unter den tiefgreifenden Einfluß der eigentümlichen religiösen Stellung der Hohenzollern.

Der Kurfürst Johann Sigismund hatte sich bekanntlich mit seinem ganzen Hause im Jahr 1613 dem reformierten Bekenntnisse zugewandt, das er in seinen Jülich-Cleveschen Erbländern und durch die Verbindung mit Holland kennen und schätzen gelernt hatte. In seiner Confessio Sigismundi erklärte er ausdrücklich seine Zustimmung zu den altkirchlichen Symbolen

und zum Augsburgischen Bekenntnisse, wie solches „nachmals in etlichen Punkten notwendig übersehen und verbessert worden"; über alles aber solle „die Kayserin, die heilige Schrift, herrschen und regieren". So erwuchs Sigismund und seinen Nachfolgern in dem überwiegend lutherischen Staate naturgemäß auf kirchlichem Gebiete eine friedenstiftende und die Gegensätze ausgleichende Aufgabe. Es ist bekannt, mit welchem Nachdrucke besonders der große Kurfürst sich dieser Aufgabe gewidmet hat. Auf dem westfälischen Friedensschlusse setzte er die staatsrechtliche Anerkennung der Reformierten als „Augsburgischer Konfessionsverwandten" durch, und bot den Glaubensgenossen des Auslandes, den italienischen Waldensern, den durch die Aufhebung des Edikts von Nantes unter Ludwig XIV. im Jahre 1685 in ihrer Heimat rechtlos gewordenen protestantischen Franzosen u. a. in seinem Lande eine Zufluchtsstätte. Auch in Halle bildete sich eine zahlreiche französische Kolonie, die seit 1690 in der St. Maria-Magdalena-Kapelle auf der Moritzburg, und als diese bei der napoleonischen Invasion zu einem Magazin benutzt wurde, im Dom ihre Gottesdienste hielt.

Friedrich III. folgte dem Beispiele seines großen Vaters. Als bei den furchtbaren Verwüstungen der Pfalz durch Ludwig XIV. zahlreiche Reformierte flüchtig wurden, siedelten sich Pfälzer aus Mannheim, Frankenthal und Heidelberg 1688 auch in Halle an und verwuchsen mit den sich ihnen zugesellenden Schweizern, namentlich aus Zürich, zu einer blühenden, mit den gleichen Privilegien wie die Hugenotten ausgestatteten deutsch-reformierten Gemeinde, die seit 1692 die Domkirche zu ihren Gottesdiensten überlassen erhielt.[7])

Eine Handlung ähnlicher Weitherzigkeit und Glaubensduldung hat nun die Hallische Universität ins Leben gerufen.

Der Jurist Thomasius, „dieser Wirbelwind," wie Tholuck sagt, „der durch alle Gebiete des Lebens und der Wissenschaft hindurchgegangen war, hie und da zur Reinigung der Luft, doch vielfach auch zum Umsturz berechtigten Glaubens und berechtigter Ordnungen,"[8]) hatte sich auf der Universität Leipzig durch seine scharfe Polemik unmöglich gemacht. Er reiste 1690 nach Berlin und bat den Kurfürsten um die Erlaubnis, sich in Halle niederlassen zu dürfen. Unter der Verleihung des

Ratstitels und eines ansehnlichen Gehaltes wurde ihm sein Gesuch gewährt. Die in Halle bereits befindliche sog. „Exercitien- oder kleine Ritterakademie“ für junge Leute vom Adel und vom städtischen Patriziat sammelte sich bald um den interessanten Mann. Und als Kurfürst Friedrich kurz darauf durch die Stadt reiste, und Thomasius an der Spitze der kräftigen Jugend den Landesherrn begrüßte, reifte in diesem der Entschluß, in Halle eine Universität zu gründen. Thomasius' Leipziger Freund, Aug. Herm. Francke, dessen fromme Versammlungen in Sachsen inzwischen verboten waren, erhielt 1692 gleichfalls einen Ruf als Pfarrer von S. Georg in Glaucha bei Halle mit der Verpflichtung, an der neu zu stiftenden Universität als Professor der hebräischen und griechischen Sprache zu wirken. Als nun am 12. Juli 1694 die Universität wirklich ins Leben trat, wirkten an ihr sofort die beiden Männer zusammen, die am nachhaltigsten der Hallischen Hochschule ihren Geist aufgeprägt haben, — zuerst in friedlicher Eintracht, denn Thomasius teilte noch die Grundanschauungen des Pietismus von der Wirklichkeit und der die Erkenntnis verdunkelnden Macht der Erbsünde, sowie von der unantastbaren Autorität der richtig ausgelegten Schrift; je länger je mehr aber in sich anbahnendem Gegensatze, der unter den Nachfolgern beider Männer in offenen Kampf ausbrach und schließlich mit dem Siege des unverhüllten Rationalismus endigte. Thomasius' Schüler, der philosophische Mathematiker Christian Wolf, wurde zwar auf das Betreiben von Franckes Freund, Professor Joachim Lange, 1723 seiner Stelle entsetzt; aber die Wolffsche Philosophie drang durch Sigmund Jacob Baumgarten, der fast ein halbes Jahrhundert lang in Halle wirkte, in die Theologie ein, und damit war die Niederlage des frommen alten Pietismus besiegelt. „Seit Baumgartens Auftreten,“ — schreibt Tholuck, „dessen Auditorium selten weniger als vierhundert der schreibseligsten Zuhörer enthielt — seine Vorträge bestanden nur im peinlichsten Diktat — wurde es von den noch übrig gebliebenen Vertretern des Pietismus so angesehen, daß ihre Herrschaft zu Ende, und das Szepter an eine andre Richtung übergegangen sei .... Eine bleibende Herrschaft über die Geister auszuüben, war dieser neue, dürre Scholastizismus freilich nicht

geeignet, wohl aber an die Stelle des praktisch-religiösen Ernstes des Pietismus ein kühles Räsonnement einzuführen.“[9]) Das Übergewicht dieser Geistesrichtung befestigte sich noch mehr, als der Begründer der historisch-biblischen Kritik, Semler, das Erbe von Baumgarten antrat. Da verlor das alte Sprüchlein aus den Anfängen der Universität: Halam tendis aut pietista aut atheista paulo reversurus (wer nach Halle geht, kommt bald entweder als Pietist oder als Atheist zurück) für den ersten Teil der Alternative immer mehr seine Berechtigung.

Das „kühle Räsonnement“ stand der Hauptsache nach noch in ungebrochenem Ansehen, als Tholuck ein Mitglied der Friedrichs-Universität wurde. Allerdings war im Jahre 1817, nachdem ein Teil der sächsischen Lande mit Preußen vereinigt worden, die Universität Wittenberg mit der Hallischen zusammengelegt, und im Jahre 1826 lehrte auch noch ein alter Wittenberger Professor, der ehrwürdige Weber, an der dortigen theologischen Fakultät. Weber teilte noch gänzlich den alten Wittenberger Standpunkt; allein sein Einfluß auf die Studenten war ein verschwindender. Der im ersten Bande dieser Biographie erwähnte Prediger Schickedanz in Münster schrieb am 4. April 1826 an Tholuck nach Halle: „Weber habe ich“ (in Wittenberg) „gar nicht gehört; er bekam auch immer nur ein Kolleg zu stande, nämlich die Symbolik; alle Sachsen mußten sie hören und kein andrer las sie. Weber war damals wie jetzt: orthodox und rauh polemisch, machte die gute Sache lächerlich, wiewohl gewiß ohne seinen Willen. Übrigens liebte ihn niemand. Sein Hauptruhm war seine Fertigkeit im Lateinsprechen,“ wie er denn bis zuletzt seine Vorlesungen im gewähltesten Latein vortrug. Auch Echtermeyer (in seiner Anmerkung 4 erwähnten Geschichte der hallischen Universität) schreibt: „Der Rationalismus hatte um so mehr das Übergewicht gewonnen, als die orthodoxe Dogmatik als solche nur von dem Veteranen Weber vertreten war, dessen Vorträge der Studiosus jetzt nur noch besuchte, um sich an dem zierlichen Latein, in welchem er las, zu ergötzen oder über die Witze zu erheitern, mit denen er die anders Denkenden nach Gelegenheit heimsuchte.“

Wie wenig tief auch Tholucks unmittelbarer Vorgänger, der fromme Knapp, in die Gemüter der Studenten einge-

griffen hatte, ist bereits im ersten Bande erwähnt worden (S. 353 und 412), wenn wir auch nicht leugnen wollen, daß eine stille Nachwirkung des glaubensvollen Zeugnisses von Knapp in den Herzen der späteren Pastoren sich noch manchmal geltend machte.

So besaß der Rationalismus in der Hallischen Fakultät eine ungebrochene Burg. Lernen wir die Vorkämpfer desselben, Tholucks nunmehrige Kollegen, etwas genauer kennen.

Den Anfang macht billig der damalige Senior der Fakultät, der von weiland Jerôme zum Kanzler und Rector perpetuus der Universität ernannte Wirkliche Oberkonsistorialrat Dr. August Hermann Niemeyer, durch seine Mutter, Freylinghausens Tochter, ein Urenkel von August Hermann Francke und seit 1799 Direktor sämtlicher Franckischen Stiftungen. Um die Wiederherstellung der nach der Schlacht bei Jena von Napoleon aufgehobenen Hallischen Universität hat Niemeyer die unbestreitbarsten Verdienste; auch als Schöpfer der Pädagogik in der Bedeutung einer selbständigen Disziplin, sowie der sog. „praktischen Theologie" als eines in sich einigermaßen abgegrenzten Zweiges der Theologie wird er in der Geschichte der Wissenschaften immer eine Stellung finden. Von seinen zahlreichen Schriften, deren Verzeichnis im Anhange der Gruberschen Biographie Niemeyers einen Raum von fast zwanzig Seiten einnimmt, und die zum Teil alljährlich neue Auflagen erlebten, liest die heutige Welt wohl kaum noch eine einzige. Doch stand zu jener Zeit der Ruhm des Kanzlers auf einer unangreifbaren Höhe. Vielleicht ist ihm das selbst etwas zu klar bewußt gewesen. Wenigstens berichten Zeugen aus den verschiedensten Lagern von der Grandezza, mit der er ihnen begegnet sei. So Harleß: „er empfing mich mit Majestät auf dem Throne seines Lehnstuhles ruhend und lud mich nur einigemale zu ein paar förmlichen Gesellschaften in seinem Hause ein, da ihm die Beziehungen mißfielen, die ich bald zu einem Professor einging, welchen er für seinen prinzipiellen Gegner hielt" (Tholuck)[10]; so der allerdings schon als Jüngling von seinem eignen Werte sehr erfüllte Arnold Ruge aus dem Sommer 1821: „Hatte Gesenius keine andre Würde als die eines Mannes von Geist und Gelehrsamkeit in Anspruch genommen, sich leicht

bewegt, ein Gespräch eingeleitet und sich rasch unterrichtet, mit wem er es zu thun habe, so war der Kanzler Niemeyer eine anspruchsvolle Erscheinung, steif, hochgewachsen, mit immer etwas zurückgebogenem Vorderkopf, und vornehm kalt. Er durchflog meinen Empfehlungsbrief, schimpfte auf bedürftige Studenten," und Ruge empfahl sich schleunigst.[11]) Selbst der milde Geograph Karl Ritter, der als Jüngling in Halle bei dem Kanzler wohnte (1796), bekennt: „An meinem Hausherrn, dem Dr. Niemeyer, habe ich zwar einen guten Mann gefunden, der sehr höflich, galant ist und es gut zu meinen scheint; ich kann ihm aber gar nicht trauen."[12])

Die theologische Stellung des „großen Kanzlers καὶ ἐξοχήν", wie ihn Friedrich Wilhelm Krummacher in seiner Selbstbiographie nennt, war die eines milden und ehrlichen Rationalismus, der selbst davon überzeugt war, nur in der Ausdrucksweise vom biblischen Christentum sich zu unterscheiden und von der Kirchenlehre nur die abstrusesten Dogmen zu verwerfen. So hörte ihn Ruge einmal im Kolleg sagen: „Was Sie von der Dreieinigkeit zu halten haben, meine Herren, das wissen Sie," und der junge Opponent, dessen Widerspruch nichts weniger als ein rechtgläubiger war, hatte sogleich das Gefühl, „die Sache verdiene erklärt zu werden und sei mit der bloßen Verwerfung keineswegs abzuthun."[13]) Der 141. Paragraph in dem „Lehrbuch Niemeyers für die oberen Gymnasialklassen" vom Jahre 1801 lautet: „Jesus ist" (außer durch Lehre und Beispiel) „drittens Wohlthäter der Menschen als Erlöser von der Furcht und als Grund ihrer Beruhigung." Auf diesen dünnen Rest verflüchtigte sich der biblische Begriff der Erlösung!

Dennoch darf man aber Niemeyer nicht unrecht thun. Er gehörte unter die nicht wenigen Männer jener Zeit, in denen thatsächlich mehr Christentum lebte, als sie zu sagen wußten, die, wie Palmer sich ausdrückt[14]), „in Poesie und Prosa eine lederne Sprache führten, aber dabei einen Ernst in der Überzeugung und eine sittliche Entschiedenheit des Charakters hatten, wie sich dies, auch wo man von allen himmlischen Dingen mit überschwenglicher Salbung zu reden weiß, nicht immer findet." Muß doch auch Krummacher bekennen: „Was aber uns immer aus seinen Vorlesungen eindrücklich geblieben, war

neben der Eleganz seines oft zu dichterischem Schwung sich erhebenden Vortrags die eigne, ehrfurchtsvolle Rückhaltung und Scheu, mit der er von der Person Jesu zu reden pflegte. Konnte er es doch auch nicht über sich gewinnen" (trotz der mehrfachsten Aufforderungen) „Ihn unter die in seiner ‚Charakteristik der Bibel' nach rein menschlichem Maßstabe bemessenen und gezeichneten Persönlichkeiten mit aufzunehmen. Er fühlte wohl, wenn er es auch nicht bekannte, daß er es mit einem übermenschlichen Wesen zu thun habe; und wenn er dawider protestierte, daß man ihn den Rationalisten beizählte, so hatte er dazu in sofern Grund, als seine Ahnung orthodoxer war, als sein Begriff."[15])

Derselbe Krummacher fährt fort: „So leise und verschleiert der Niemeyersche Rationalismus auftrat, so nackt, entschieden und provozierend stellte sich der Wegscheidersche auf das Proszenium der Hallischen Theologie. Als einzige Quelle religiöser und sittlicher Wahrheiten wurde uns hier die Vernunft gepriesen, die darum auch in der heiligen Schrift nur sich selber aufzusuchen und in höchster Instanz über den Wert und Unwert biblischer Aussagen zu entscheiden habe. Natürlich sahen wir da den Herrn der Herrlichkeit, jeder übernatürlichen Glorie entkleidet, zu einem zwar edlen und hochbegabten, aber immer noch in vielen Vorurteilen seiner Zeit befangenen Rabbi, der nie ein wirkliches Wunder verrichtet habe und weder von den Toten auferstanden, noch gen Himmel gefahren sei, zusammenschrumpfen, und den ganzen Reingehalt des Evangeliums nach Beseitigung seiner partikularistischen und mythischen Umhüllungen auf eine Moral reduziert, zu deren Manifestation es freilich einer göttlichen Offenbarung nicht bedurfte. — Was uns an einem so grundgelehrten und durchaus ehrlichen Manne, wie der Dr. Wegscheider war, ein psychologisches Rätsel blieb, war die Naivetät, mit der er Sprüche der Schrift, die unwiderleglich das Gegenteil von demjenigen besagten, was er aufstellte und beweisen wollte, wahrhaft taschenspielerisch in seine Ideen umzudeuten wußte. Was uns aber vor diesem Koryphäen des Rationalismus vulgaris eine Ehrfurcht einflößte, war neben der Devotion, die er auch seinem deistischen Gotte bewies, und neben seiner Überzeugungstreue

der hohe sittliche Ernst, den alle seine Worte atmeten, und den er auch in seinem ganzen Leben bethätigte. Wie jedoch hätte für diejenigen seiner Zuhörer, deren Seelen noch irgend eines höheren Aufschwungs fähig waren, eine so nüchterne, gemüt- und poesielose Theologie, wie die seinige war, irgend etwas Anziehendes haben können, zumal da sie auf einer Exegese fußte, die durch ihre Willkürlichkeit jeden gesunden Geschmack aufs äußerste verletzen mußte. Ich hörte (1815—16) bei Wegscheider die Dogmatik, mehr um den Rationalismus, als um das Christentum kennen zu lernen, und weiß, daß es sich so mit vielen verhielt, die höchstens nur noch den logischen Rahmen sich gefallen ließen, in den das Zerrbild des Evangeliums hier gefaßt war. Tausende freilich haben auch ein Mehreres, als den Rahmen aus dem Wegscheiderschen Hörsaal mit sich heimgebracht, und manche Gemeinde sieht sich noch heute über der Träbern- und Hülsenkost, die dort eingesackt wurde, zum geistigen Hungertode verurteilt. War Wegscheider auch nicht der Schöpfer des Rationalismus, wie er denn schon auf den Schultern Semlers und andrer stand, so war er doch der vornehmste Apostel und geschickteste Verwalter und Ordner desselben, und Röhr wurde sein homiletischer Bahnbereiter: die Röhre, durch welche die Weisheit des Hallischen Abklärers populariſiert in die Predigtkonzepte der Pastoren und durch diese in die Kirchensprengel überfloß."

Tholuck selbst hat in der Herzogschen Realencyklopädie den Artikel „Wegscheider" bearbeitet. Wir entnehmen demselben die Notizen, daß Wegscheider seit 1806 an die kleine hessische Universität Rinteln berufen, und, als dieselbe unter Westfälischer Herrschaft aufgelöst worden, 1810 nach Halle berufen ward. Dort wirkte er bis zu seinem Tode im Jahre 1849 (während der Kanzler Niemeyer schon 1828 starb). Seit der später zu besprechenden sog. „Denunziation der Evangelischen Kirchenzeitung" im Jahre 1830 aber war Wegscheiders Einfluß bereits so gut wie gebrochen. Am Ausgange der dreißiger Jahre fand sich nur noch ein kleines Häuflein von Studierenden in seinen Vorlesungen zusammen. „Die einschläfernde Monotonie und Langweiligkeit, welche früher nur die Autorität seines Namens hatte überwinden helfen, hatte sich übrigens durch das zunehmende

Alter nicht gesteigert. In seiner Art blieb Wegscheider rüstig und frisch bis in sein siebenundsiebzigstes Lebensjahr."

Über die Bedeutung Wegscheiders als Theologe spricht sich Tholuck folgendermaßen aus: „Was den wissenschaftlichen Wert der Institutiones" (theologicae dogmaticae), „dieser Dogmatik des Rationalismus betrifft, so konnte deren Verfasser nur ein sehr geringes Verdienst dabei in Anspruch nehmen. Dasselbe beschränkt sich auf den Fleiß, mit welchem die Vorgänger benutzt, und aus den verschiedenartigsten Autoren Belegstellen gesammelt sind. Was man Gedanken in den Werken nennen kann, ist anderwärts her entlehnt, namentlich aus Henkes" (seines Lehrers in Helmstädt) „Lineamenta und aus Ammons Summa, und zwar, wie nachgewiesen worden, zum Teil wörtlich. Statt einer Verarbeitung findet sich nur eine unklare Vermischung heterogener Bestimmungen. Kaum giebt es ein andres dogmatisches Werk von so viel halbfertigen Gedanken und unausgeglichenen Widersprüchen." Und Hase, der bekannte Jenenser ästhetische Rationalist, faßt sein Urteil über die Institutiones so zusammen: „Die Vernunft giebt überall die Entscheidung und soll sie geben nach dem Prinzip des Rationalismus; aber eine philosophische Entwickelung dessen, was die Vernunft in Sachen der Religion für wahr und was für falsch anerkennen müsse, diese suchen wir vergeblich. Es ist bloß die unmittelbar vorausgesetzte Wahrheit, nach welcher entschieden wird, teils ein natürliches Wahrheitsgefühl, teils gewisse Resultate der Wolffschen, Kantschen und Jakobischen Schule, welche in die gemeinsame wissenschaftliche Bildung übergegangen sind, kurz — es ist der gesunde Menschenverstand, nach welchem alles entschieden wird."[16])

Neben Wegscheider, mit ihm auch durch verwandtschaftliche Bande verknüpft, stand als ein weithin leuchtender Stern am theologischen Himmel Halles der berühmte Lexikograph Wilhelm Gesenius, seit 1810 von Heiligenstadt, wo er am Gymnasium unterrichtete, an die Friedrichsuniversität berufen, der er bis zu seinem Tode am 23. Oktober 1842 angehörte. Gesenius' Name wird auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft allezeit nur mit den höchsten Ehren genannt werden; seine Wörterbücher und Sprachlehren, seine Arbeiten über die Samaritaner

und Phönizier sind zum Teil von epochemachender Bedeutung gewesen. Allein als Theologe und biblischer Exeget hat er nur unheilvoll wirken können, da er die Bibel mit einem ausgesprochen profanen Sinn behandelte und sich nicht scheute, durch oft recht derbe Witze die Verfasser der heiligen Schriften und deren gläubige Ausleger dem Gelächter preis zu geben. Harleß sagt aus seiner Hallischen Studentenzeit über Gesenius nur kurz: „Mir waren die frivolen Scherze zuwider, mit welchen der alttestamentliche Exeget seine Vorlesungen würzte.“ Ausführlicher berichtet Krummacher: „Ich kann mir diesen kleinen, beweglichen und stark zu Mutwillen neigenden Mann, bei welchem freilich in orientalibus viel zu lernen war, und der uns in einem Privatissimum bis zur Abfassung längerer hebräischer Aufsätze hinauf zu treiben wußte, nicht anders denken, als mit einem Zuge sarkastischen Lächelns um den Mund, so oft er Anlaß nahm, irgend eine der spezifisch-christlichen Wahrheiten oder der biblischen Wundergeschichten zu berühren. Namentlich waren es seine kirchengeschichtlichen Vorlesungen, in denen nicht selten sein Unglaube zur ausgelassensten Frivolität sich steigerte. Wir meinten oft, an seiner Hand ein großes Narrenhaus zu durchwandeln, in welchem sich nur Stoff zu bedauerndem Mitleid oder zu homerischem Gelächter darbot. Mit letzterem sahen sich auch die Witze des Herrn Professors reichlich belohnt. Der ganze Olymp seines stets bis in die entferntesten Winkel besetzten Auditoriums (in manchen Vorlesungen waren über 400 Zuhörer) erdröhnte davon. Wehe dem, der die Historien der Kirche Gottes auf Erden nicht anders kennen lernte, als sie aus der Behandlung jenes Zerrbildes im theologischen Doctorhute hervorging. Wohl dagegen dem, der die reichen orientalischen Sprach- und Altertumsschätze sich anzueignen verstand, die dieser ‚Meister in Israel‘ in denjenigen Vorlesungen vor seinen Zuhörern auszubereiteu pflegte, in welchen er streng die Schranken seines wahren und eigentlichen Berufes inne hielt. Als Philologe hat er sich die Unsterblichkeit seines Namens gesichert; welcher der heutigen Orientalisten stände nicht auf seinen Schultern?“

Der eigentliche Dozent der Kirchengeschichte, wenn er gleich seit Knapps Tode in einem Kursus von zwei Jahren auch das

neue Testament auslegte, war Johann Karl Thilo, der gelehrte Altersgenosse Leopold von Rankes auf dem Pförtner Alumnate, und seit 1819 theologischer Dozent in Halle, (von wo er im Sommer 1828 Gesenius auf einer gelehrten Reise nach Paris und Oxford begleitete). Thilo war ein stiller, in sich gekehrter, nur der Wissenschaft lebender Mann, der rastlos weiter lernte und sich selbst nie genügte. Er hatte eine Tochter Knapps geheiratet, und eine warme Heilandsliebe, wie sie Knapp beseelte, wohnte auch in seinem Herzen. Nach außen ließ sich freilich wenig davon spüren; er war ein Feind des Wortemachens, und mit der klassischen Feinheit und Urbanität seines Wesens wollte sich ein lautes, vordrängerisches Bekennertum nicht reimen. In die damaligen Parteischablonen kann man den schweigsamen Forscher nicht wohl eingliedern. Er hielt, wie weiland Knapp, mit seinen rationalistischen Kollegen tiefen Frieden; aber er suchte auch, trotz der Beteiligung an dem Proteste gegen Tholucks Berufung nach Halle, auch mit diesem einen engeren Verkehr und wandelte gern mit dem jüngeren Genossen auf dessen Erholungsspaziergängen, um auch von ihm zu lernen. Und wenn Gesenius ihn verspottete: „Sie wollen sich wohl auch bekehren lassen?“ so erwiderte er wohl in seiner ironischen Weise: „Wissen Sie denn, ob ich nicht Tholuck bekehren will?“ Die Studenten, welche überhaupt nach der schweren Speise, die Thilo zu genießen gab, verlangten, hatten einen tiefen Respekt vor seiner Gelehrsamkeit, aber auch vor dem sittlichen Ernst, der aus allen seinen Worten sprach. Als er am 17. Mai 1853 die Augen geschlossen hatte, konnte ihm der Superintendent Dryander in seiner (später gedruckten) Leichenrede nachrühmen: „Wohl hat er das Edelste und Beste, das er in sich trug, gern in der Stille bewahrt als ein verborgenes Heiligtum; wem es aber vergönnt gewesen ist, in vertrauten Stunden einen Blick zu thun in das innerste Heiligtum seines Wesens, dem hat ja der tiefe Zug der Gottseligkeit in ihm nicht verborgen bleiben können, der weiß wohl, wie er mit stillem Wesen, ohne viele Worte, den Herrn Jesum lieb gehabt und vor der Herrlichkeit des eingeborenen Sohnes sich in Demut gebeugt hat.“ Dennoch wollen wir nicht verschweigen, daß Tholuck mehr als einmal über Thilos Schwäche

geklagt hat; er habe immer so gestimmt, wie der ihm eingegeben, der ihn glücklich zuletzt sprechen konnte. Mit Tholuck ist er auch nach den Akten kaum je gegangen.

Endlich sei noch, außer den beiden Extraordinarien Wagnitz, Superintendenten an der Marienkirche, (gest. 1838), der über praktische Fächer, und Stange, Professor am reformierten Gymnasium (gest. 1831), der Encyklopädie, alttestamentliche Exegese 2c. las, sowie dem uns schon bekannten Freunde Tholucks, dem Privatdozenten Ferdinand Guericke, des Mannes gedacht, mit dem Tholuck zunächst die akademische Kanzel zu teilen hatte: des außerordentlichen Professors der praktischen Theologie und Universitätspredigers B. A. Marks, in dessen Pfarrhause im stillen Winkel an der Ulrichskirche der Schreiber dieses als Kind noch oft geweilt hat. Die freundliche Gestalt des alten Herrn und die süßen Wohlgerüche, die allezeit in seinem Zimmer schwebten, gehören zu den frühesten Erinnerungen des Verfassers. Seine Charakteristik soll uns wieder Friedrich Wilhelm Krummacher geben: „Marks betrat nie anders als mit weißen Glacehandschuhen und gestickten Bäffchen die Kanzel, intonierte mit einem Tenor, der der ersten Opernbühne würdig gewesen wäre, die liturgischen Gebete und Kollekten und versäumte nichts, um uns nach seinem eignen Modell zu zierlichen und ästhetisch untadeligen Verkündigern eines dem Zeitgeschmack angepaßten Christentums heranzubilden. Zur Vorübung auf unsre künftigen Kanzelvorträge ließ er uns der Reihe nach in einem eleganten Salon seiner Wohnung vor einem mit zwei silbernen Kandelabern geschmückten Tischchen aus unsren deutschen Klassikern rythmische und prosaische Leseproben geben, wozu er in der Regel einen auserwählten Kreis von Herren und Damen einlud, die dann seine feine und geistreiche Kritik bewunderten und nebenbei auch uns durch gütige Beurteilung unsres Organs, rhetorischen Schwungs und deklamatorischen Talentes ermutigen mußten. Auch vermochte er die berühmte Mime Frau Händel-Schütz einmal, uns an einem jener Abende mit einigen ihrer pantomimischen Darstellungen“ (die Kügelgen in seinen ‚Erinnerungen‘ so prächtig gezeichnet hat) „zu erfreuen, weil er meinte, daß auch dieses einen Ertrag für unsre homiletische Ausbildung abwerfen könne. Es ist in der That auch mancher regelrechte

Gestikulator und bezaubernde ‚Schönredner' aus seiner Schule hervorgegangen; aber auch diejenigen, welche sich zu denen nicht zählen zu dürfen glauben, haben dem wohlwollenden Manne sicher ein liebendes Andenken bewahrt."

Das waren die Männer, in deren Gemeinschaft Tholuck vor den Studenten Halles fortan die heilige Theologie zu lehren hatte.

Ein Kreis berühmter Dozenten in den übrigen Fakultäten nahm den Berliner Ankömmling nach den Begebenheiten der letzten Monate nur mit größerem oder geringerem Mißtrauen auf. Wir nennen unter den Juristen Mühlenbruch, Blume, Pernice, den Schwiegersohn Niemeyers und späteren Curator der Universität, Pfotenhauer, Schmelzer, den Privatdozenten Dieck, der später als Professor Tholuck näher trat; unter den Medizinern Meckel, Düffer, Dzondi, Friedländer und den originellen Peter Krukenberg, der kein einziges wissenschaftliches Buch geschrieben und doch zufolge seiner außerordentlichen Praxis lange Zeit hindurch als das Haupt der medizinischen Fakultät Halles gegolten hat. Er beherbergte anderthalb Jahre lang Tholuck in seinem Hause in der Brüderstraße*); und daß er seinem Mieter nicht allzu hold gesinnt gewesen sein muß, bezeugt die in Halle noch jetzt erzählte Geschichte, daß, als ihn Tholuck einst in der Nacht, von furchtbaren Unterleibsschmerzen gepeinigt, an sein Bett holen ließ, er diesem die drohendste Todesgefahr vorredete, nur um sich an dem Schrecken des Gequälten zu weiden und sich dann von ihm mit den Worten zu verabschieden: „nein, lieber Kollege, Gefahr ist nicht im geringsten vorhanden; aber ich glaubte, die Kinder Gottes freuten sich aufs Sterben und ließen sich in keine solche Angst jagen."

Unter den Philosophen hatte die Kantsche Schule noch immer das Übergewicht und an den gründlichen Denkern Tieftrunk und Hoffbauer überzeugte Dozenten, sowie an der durch Schütz von Jena herübergebrachten Allgemeinen Litteraturzeitung ein weitverbreitetes wissenschaftliches Organ. Doch vertrat bereits Hinrichs den Hegelianismus, der bald in

*) so ist die Bemerkung Teil I., S. 450, daß Krukenberg in der Märkerstraße gewohnt habe, zu berichtigen.

Rosenkranz, Schaller, Ruge, Billroth und Erdmann begeisterte und wirkungsvolle Lehrkräfte finden sollte. Noch seien genannt der Professor der Beredsamkeit Meier, der wohlwollende Chemiker Schweigger, der Bibliothekar Ersch, die beiden früheren Wittenberger Dozenten Gerlach und Gruber, von denen der letztere Tholuck sein eignes Auditorium zur Benutzung überließ, als die theologischen Kollegen die gleiche Vergünstigung ihm abgeschlagen hatten. Mit dem Extraordinarius für die neueren Sprachen Blanc, der gleichzeitig Prediger am reformierten Dome war und durch seine Dantearbeiten, wie durch den Briefwechsel mit Schleiermacher in weiteren Kreisen bekannt ist, trat Tholuck später in mannigfache gesellige Beziehungen. —

Das Hallische Studentenleben, das Krummacher im Jahre 1816 noch als das alte, rohe, in „Kanonen und Stürmer", mit „Schläger und Birkenmeier" sich präsentierende, bezeichnet, war durch die Bestrebungen der Burschenschaft, wie auf den meisten Universitäten Deutschlands, wenigstens etwas zahmer und gebildeter geworden. Die burschenschaftlichen Verbindungen auf den verschiedenen Universitäten hatten, wie es einer ihrer gründlichsten Kenner, Heinrich Leo, bezeugt, in der That ursprünglich alle das gemeinsame Interesse: „positiv in der Aufgabe, die sie sich gestellt hatten, den Pennalismus in seinen letzten rohen Resten zu brechen und dagegen ein neues Studentenleben auf den Grundlagen des Christentums und Deutschtums zu gründen, — negativ in der Aufgabe, den Schützern jener rohen Reste des Pennalismus, den Landsmannschaften, die gesellschaftliche Herrschaft, die sie seither auf den Universitäten geübt, zu entreißen und sie wo möglich ganz aus dem akademischen Leben zu verdrängen."[17]) Allein das Feuer der ersten Begeisterung blieb nicht rein. Die unreifen politischen Bestrebungen der Zeit brachten eine verkehrte Richtung in die Verbindung, riefen die überstrengen Maßnahmen der Staatsregierungen wach und führten zuletzt die Aufhebung der Burschenschaft herbei; die religiöse Begeisterung aber, die von Anfang an eine ziemlich unklare gewesen war, verpuffte ziemlich früh. Schon aus dem Jahre 1824 konnte Arnold Ruge schreiben: „Von der Frömmigkeit, die das Turnermotto: F(risch) F(rei)

F(röhlich) F(romm) enthält, war 1821 auf keiner Universität mehr die Rede, d. h. die Burschenschaft gab sich nicht für vorzugsweise fromm aus." Von den Hallischen Studenten berichtet er: „Menschliche Schlägereien, Kämpfe der Hunde und galante Abenteuer bildeten den Inhalt, den immer wiederkehrenden, der geistlosen Gespräche;" und die Jenaer Burschenschaft leistete im rohen Trinken vielleicht mehr als die Landsmannschaften: „in der Ziegenhainer Bierrepublik trank man sich das am Ende doch berauschende Weißbier aus dreierlei Steinkrügen zu, aus Äbten, die etwa zwei, aus Bischöfen, die vier, und aus Erzbischöfen, die acht Biergläser hielten. Um ‚Ulk' (Vortrinker) zu werden, mußte man einen Erzbischof auf einen Zug leeren können."[18])

Und doch waren die Burschenschaften im Vergleich mit den alten „Nationalitäten" oder „Landsmannschaften" die entschieden gesitteteren und ernsteren, und ihre Aufhebung eine Schädigung anerkennenswerter Reformbestrebungen innerhalb der Studentenschaft. Mit Recht sagt Raumer in seiner Geschichte der Pädagogik von dieser Hallischen Zeit: „Es trat ein wunderlicher Zustand ein. Dieselben Studenten, welche bis dahin als Burschenschaft zusammengehalten hatten, blieben in Halle; sie sollten aber fortan nicht mehr zusammenhalten... Den akademischen Senaten wurde (durch die Einsetzung von Regierungsbevollmächtigten zufolge der Karlsbader Beschlüsse) alles Ansehen und aller Einfluß genommen; an die Stelle der väterlichen akademischen Disziplin trat ein durchaus polizeiliches Verfahren, das um so härter war, als man von allen bisherigen Mitgliedern der Burschenschaft nur Böses präsumierte. Dagegen ließ man die unsittlichsten Studenten gewähren und beschützte sie, weil man in ihnen Gegner der Burschenschaft sah, Leute, denen die Ideale dieser Verbindung ein Spott waren."[19]) Die Landsmannschaften, die den Grundsatz verfolgten, daß das Privatleben eines Mitgliedes die Gesamtheit so lange nichts angehe, als diese nicht in ihrer commentmäßigen Ehre dadurch gefährdet werde[20]), nahmen auf den Universitäten wieder die Führerschaft in die Hand, — und welch' ein Geist bei ihnen herrschte, das kann man in dem Raumerschen Buche ausführlicher nachlesen. Jedenfalls ist es nicht zu verwundern, wenn einem jungen nach

Halle zum Studium deutscher Theologie gekommenen amerikanischen Professor Charles Hodge von seinem frommen studentischen Lehrer im Deutschen damals versichert wurde, unter den siebenhundert Theologen Halles gäbe es nicht mehr als höchstens zwanzig „fromme."[21])

Dies waren die Zustände der Universität Halle, als Tholuck zu Ostern 1826 ein Mitglied derselben wurde.

Für die in Halle von Anfang an geduldete und gepflegte Freiheit der Überzeugung hatte Tholuck seiner ganzen Persönlichkeit und Lebenserfahrung gemäß, wie wohl aus der Darstellung des ersten Bandes zur genüge hervorgegangen sein wird, ein weitgehendes Verständnis und Interesse. Ja, je älter er wurde, um so schärfer und entschiedener trat er jeder Vereinerleiung auf religiösem Gebiete, sowie jeder gedankenlosen Hinnahme eines äußerlich Überlieferten auf bloße Autorität hin entgegen. Auch gegenüber den speziell rationalistischen Tendenzen der Hallischen Fakultät fühlte sich der von allen Geistern der Zeit angefochtene junge Kämpfer, wie wir gesehen haben, durchaus nicht so fremd und feindselig, als der übertreibende Ruf es wollte, der ihm vorangegangen war. Und dennoch standen ihm auf Grund tiefinnerlichster Erfahrungen und Berührungen mit dem heiligen und gnädigen Gotte die Heilsthatsachen der Offenbarung mit unerschütterlicher Gewißheit fest und waren der kraftverleihende Mutterboden, auf dem dieser Antäus die Riesenkämpfe gegen das auch ihn anhauchende Gespenst des Rationalismus immer wieder siegreich bestand. Der Aug. Herm. Francke in seinem Herzen meisterte je länger je mehr den auch in seinem Kopfe rumorenden Semler; ja nach und nach stellte er sich in der Lehre immer ernstlicher auf den Boden der lutherschen Orthodoxie, wenn er auch bis zu Ende das weite Herz der Liebe für alle behielt, die, mochten sie einer äußeren Kirchengemeinschaft angehören, welcher sie wollten, doch noch einen persönlichen Zug zum Sünderheiland verspürten. Und so kam auch das mit Halle verbundene Wittenberg in verjüngter und veredelter Gestalt bei Tholuck zu seinem Rechte. Wir dürfen es wohl behaupten, daß in keiner Persönlichkeit die mannigfachen Fäden, welche auf der Hallischen Universität im Laufe der Geschichte zusammentrafen, in so charakteristischer

Verſchlingung ſich zu einem Gewebe verknüpft haben, als in dem Manne der ſtaunenswerteſten Vielſeitigkeit und noch ſtaunenswerteren Konzentration: Tholuck. Da war ſein Platz; da hat er, gebend und empfangend, ſich ſelbſt am kräftigſten auswirken können.

Wie ſich von ſelber verſtand und wir ſchon angedeutet haben, gehörten die erſten Tage nach der Ankunft in Halle den notwendigen Beſuchen. Zuerſt kam „der Kanzler“ an die Reihe, dann Thilo und Guericke. Niemeyer empfing Tholuck beſonders freundlich, ebenſo die Frau Kanzlerin. Erſterer äußerte ſogar den Wunſch durch Tholuck über den Verſöhnungstod Chriſti und die Lehre von der Rechtfertigung, „die ihm noch aus ſeiner Jugend in der Erinnerung ſtände“, zu größerer Klarheit zu gelangen. Und ſo kam es in der That zu mehrfachen Unterredungen zwiſchen beiden über den genannten Punkt. Zu Mittag war Tholuck an jenem erſten Sonntage von ſeinem Wirte Krukenberg eingeladen; „ganz Berliner Geſellſchaftston“ notierte darüber das Tagebuch. Der Abend gehörte dem gottesfürchtigen Stellmacher Wagner, bei dem Guericke und Krummacher, aber auch mehrere chriſtliche Lehrer vom Waiſenhauſe und der fromme Schneider Bredow ſich einfanden. Am Montag ſtellte Tholuck ſich dem alten Profeſſor Weber vor, deſſen Haus in der kleinen Steinſtraße gerade in die Brüderſtraße hineinſah, während Wegſcheiders Wohnung am andren Ende der kurzen Brüderſtraße in den Neuhäuſern lag, ſo daß ſich beide Kollegen wohl aus ihren Fenſtern begrüßen konnten. Tholuck ſchreibt über dieſen Beſuch bei Weber: „ich kam mir wie ein Komödiant vor, als ich mit dem alten Herrn über Dinge ſprechen mußte, die mir ſo ganz fremd waren.“ Weber aber faßte ſeinen Eindruck von Tholuck in die Worte zuſammen: „Was ich an meinem Vis-à-vis (Wegſcheider) habe, das weiß ich, und was mein Gegenüber an mir hat, das weiß er auch; nun hat ſich aber Einer da in die Mitte geſetzt, der ſcheint den einen von uns über die linke, den andren über die rechte Schulter anzuſehen, und mir iſt noch nicht erfindlich, wes Geiſtes Kind er iſt.“[22]) Oder, wie er es nach Tholucks eigner Erzählung ſpäter einmal formulierte: „Drüben wohnt der Ra-, hier der Irra- und dazwiſchen der Hurra!“

Am Abend war Tholuck in die sog. „Montagsgesellschaft“ geladen. Das Tagebuch registriert: „Gesenius äußerst leichtsinnig, Blanc eitel, Voigtl (ein Prediger) ledern. Ich ging sehr bekümmert nach Hause.“ Der andere Morgen fand ihn bei einem Briefe an Kottwitz unter heißen Thränen über die tiefe Einsamkeit und Verlassenheit, die ihm zu teil geworden. Dennoch schreibt er nach einer neuen Abendgesellschaft mit dem „trocknen“ Rienäcker (ersten Domprediger) Meier, Blume, Hoffmann (von der philosophischen Fakultät) u. a. ganz ergeben: „Wenn ich in dem bleibe und wachse, worin ich bin, was haben meine Trübsale mich gelehrt: ein zagendes Anklammern ans Wort, eine tiefe Demütigung in mir selbst, so daß ich mir auch nicht das Geringste zutraue, steigendes Verlangen, um bei dem verachteten Volke Gottes zu sein, Hinwegblicken von der Ehre bei denen, die in dieser Welt groß sind. — Notwendig war auf jeden Fall eine Katastrophe.“

Aus einem Briefe an den Justizrat Focke in Berlin vom 6. April 1826 erhalten wir ein wesentlich günstigeres Bild von seinen Eindrücken, als aus dem Tagebuche. Da heißt es: „Geliebtester Bruder, sieh da das erste Briefchen von meinem Patmos;“ nach etlichen geschäftlichen Bemerkungen, die Judenmissionsgesellschaft betreffend, für welche er noch Berichte zu schreiben hatte, und der er Hengstenberg als seinen Nachfolger empfahl, fährt Tholuck fort: „Nun noch etwas über mein Sein hier. Der Herr hat mir in vielen Stücken Freundlichkeit bewiesen. Meine Wirtsleute behandeln mich mit vieler Liebe. Meine Wohnung ist heiter und bequem. Meine Aufwartung eher noch besser als bei Frau Bechstein“ (die Wirtin seiner Berliner Wohnung, Neustädter Kirchstraße Nr. 7). „Schon alles dieses Äußere muß für den schwachen Jünger sehr dankenswert sein. Die Stadt ist zwar düster, allein die Stille derselben und namentlich meiner Straße ist mir wohlthuend. Was nun das Geistliche betrifft, so habe ich schon an Hengstenberg geschrieben, daß Professor Marks mich recht zutraulich empfangen hat. Er scheint einen guten Sinn für die Wahrheit zu besitzen, nur durch die Verhältnisse niedergedrückt zu sein. Professor Schweigger, der Chemiker, den ich gestern kennen lernte, hat ebenfalls Sinn für die Wahrheit; er ist in der Art wie

Falk in Weimar, ein Freund Schuberts, mit dem ich wohl näher zu kommen hoffe. Auch habe ich länger mit dem theologischen Professor Thilo gesprochen, er ist offen geworden, wir haben über den Mittelpunkt sprechen können, und ich glaube, wir haben uns beide liebgewonnen. Auch ist heut ein Student bei mir gewesen, der mit den Worten hereintrat: ich kann nicht länger dem Wunsche widerstehen, Sie kennen zu lernen und in Ihnen einen wahren Verehrer Christi. Ein kräftiger, liebenswürdiger Jüngling. So hat denn der Herr manche Aussicht eröffnet. — Ich bin mehrmals sehr betrübt gewesen, aber der Glaube ist mir bis jetzt erhalten worden. Ich bin bis jetzt und so weit ich jetzt sehen kann, zufrieden und dankbar für meine Führung. Ich muß noch einmal auf die Stille zurückkommen, die mir hier bis jetzt gegeben worden und die mir sehr wohl thut, im äußern und innern Menschen. Er hat bis jetzt mir überschwenglich wohl gethan, und warum sollte er es nicht weiter? — Ich hatte in einem gestern an Hengstenberg geschriebenen Briefe weniger günstig über Thilo geschrieben. Sei so gut, ihm das mitzuteilen, was meine heutige Erfahrung mir gewährt hat. Der liebe Mann war so offen sogleich anzufangen: er fühle sich gedrungen, sofort mich zu fragen, worin ich glaubte, daß die Wiedergeburt bestehe; er habe das nicht an sich erfahren, was andre davon aussagen. Eine schöne Offenheit, die mich hoffen läßt. — Gepriesen sei der, welcher was schwach ist, in Gnaden annimmt; er mache mich immer ärmer in mir selber und freudiger und zuversichtlicher!"

Nach einigen weiteren Hallischen Besuchs- und Gesellschaftstagen hielt es Tholuck trotz dieser günstigen Eindrücke in der Saalestadt nicht länger aus. Er mußte nähere Freunde an seine Brust schließen. Und da die Vorlesungen erst am 19. April beginnen sollten, so entschloß er sich schnell, noch einmal nach Leipzig hinüberzufahren und da bei den Freunden sich frischen Mut zu holen. Von den Hallischen Kollegen aber war ihm Thilo schon so nahe getreten, daß er denselben bat, ihn zu begleiten; und unterwegs im Wagen wurden Gespräche über Gebet, Bibellesen, wahre Liebe in Verleugnung u. s. w. geführt, nach denen Tholuck seiner „herzlichen Freude, verstanden zu werden", im Tagebuche Ausdruck giebt. Die geliebten

Kampf- und Glaubensgenossen in Leipzig, Bernhard Tauchnitz, Voigt, Goßner, Clodius, Heinroth, Dr. Volkmann (Großvater von „Richard Leander“ in Halle) u. a. belebten ihn dermaßen, daß er am 17. froh und wohlgemut in seine Brüderstraße zurückkehrte und den bevorstehenden Anmeldungen zu seinen Vorlesungen getrost und still entgegen sah. „Es steht alles in Seiner Hand; ich sehe kindlich und mit voller Plerophorie zu ihm auf.“

Während seiner Abwesenheit hatte sich inzwischen auf die dringende Bitte Tholucks sein lieber Reisegenosse vom Rhein und Holland her, Wilhelm Maresch, in der Brüderstraße eingefunden, um des Freundes Einsamkeit zu teilen. Der erste Amanuensis in der Reihe der vielen! Maresch bezog eine von Tholuck mitgemietete Stube im Krukenbergschen Hause. —

Nun kam jener achtzehnte April, an welchem Tholuck seine erste Vorlesung vor Hallischen Studenten halten sollte! Er hatte ein einstündiges Publikum über messianische Stellen aus den Propheten und als Privatum, fünfmal wöchentlich nachmittag um drei Uhr, „wissenschaftliche Dogmatik“ angekündigt, ein Titel, der sich unter den eigenhändigen Eintragungen Tholucks in den Sekretariatsakten der Fakultät, (wo die Vorlesungen im Unterschiede von den lateinischen öffentlichen Katalogen in deutscher Sprache notiert werden), nie wieder findet. Im Winter 1827 auf 28 sollte sich dann an diese „wissenschaftliche Dogmatik“ ein sechs- und später achtstündiges Kolleg über „biblische und kirchliche Dogmatik“ anschließen.

Nur wenige Studenten hatten vorher die Vorlesung bei Tholuck belegt. Nicht ohne Besorgnis um den Ausgang trat er am Nachmittag des 18. April den schweren Weg an. Zwar hatten ihm einige fromme Ostfriesen schon nach Berlin geschrieben, sie würden zu ihm stehen, und auch ein paar Pommern versicherten ihm, daß sie sich im Auditorium um ihn scharen und ihn schützen würden. Allein was vermochte dieser geringe Haufe, wenn wirklich die Masse der feindselig gesinnten Studenten es auf eine Demonstration absehen wollte!

Ein Universitätsgebäude gab es damals noch nicht; der jetzige „Tabakskasten“ ist erst 1834 an der Stelle eines früheren Klosters der Barfüßermönche errichtet worden, das nach dem

Abgange der letzten Mönche 1564 vom Erzbischof Sigismund der Stadt zur Anlegung einer umfassenden Stadtschule, des späteren „lutherischen Gymnasiums“ mit seiner „Schulkirche“ überwiesen wurde. Die Dozenten hielten ihre Vorlesungen teils in ihren Wohnungen, teils in der stattlichen sog. „Wage“ am Marktplatze, einem massiven dreistöckigen Gebäude, das der Rat im Jahre 1575 zu einem „Hochzeits- und Wagehause“ von Grund aus neu erbaut hatte. Es wurde in seinen Haupträumen für 150 Thaler jährlich an die Universität vermietet, und trug über dem von Figuren gekrönten Portal früher in goldenen Lettern die Inschrift: „Prytaneum Academiae Fridericianae Fundatum Anno 1694. Renovatum Anno 1722.“

Der junge Professor hatte es nicht erlangen können, in diesen Räumen ein Auditorium zu erhalten: es sei alles belegt, wurde ihm gesagt. Erst im Jahre 1831 siedelte Tholuck mit seinen Vorlesungen dahin über. Wie wir schon berichteten, hatte ihm der Professor Gruber den Hörsaal in seinem Hause abgetreten.

Da fand er nun an jenem 18. April den Raum bis auf den letzten Platz mit Scharen von Studenten angefüllt, die mit drohenden Gesichtern und lärmendem Gemurre den berüchtigten „Mucker“ durch ihre Reihen sich bis zum Katheder hindurchdrängen ließen. Als er Platz genommen hatte, legte sich der Tumult, und eine erwartungsvolle Stille lagerte auf der Versammlung. Tholuck hob an: „Meine Herren! Dem Aggregat entgegen steht die Wissenschaft.“ Verblüfft über diesen vornehmen und weitausholenden Anfang vergaß die drohende Jugend ihre Absicht, den jungen Professor nicht ausreden zu lassen und hörte bis zu Ende mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Er hatte gewonnen und kehrte unangefochten in seine Wohnung zurück. In Marescha' Stube aber warf er sich, von der mächtigen Spannung erschöpft, auf einen Stuhl und erzählte seufzend und mit tiefer Wemut, wie es ihm ergangen war.[23])

Allein das Eis war gebrochen. Die Meldungen zu seinen Vorlesungen mehrten sich, und im ersten Hallischen Semester schon zählte er nach den Sekretariatsakten nicht weniger als 175 Zuhörer im Publikum und 199 in der Dogmatik; ein wahrhaft glänzender Erfolg, da Gesenius gleichzeitig im Jesaja die höchste Zahl von Studenten mit nur 262 sammelte. Im

Winter darauf las Tholuck ein Publikum über „Schwere Stellen der vier Evangelien“ bereits mit 284 Zuhörern, eine Zahl, die er später nie wieder erreicht hat, — wenn dabei auch zu bedenken ist, daß die Gesamtfrequenz der theologischen Studenten in Halle überhaupt allmählich abnahm.

Uebrigens war es ein Glück für Halle, daß die erste Vorlesung Tholucks so friedlich zu Ende ging. Hengstenberg schrieb ihm am 15. April: „Es scheint, daß das Ministerium zweckmäßige Anstalten getroffen hat, auf den Fall, daß beim Anfange deiner Vorlesungen unruhige Auftritte stattfinden sollten. Es würden dieselben für deine Gegner von nachteiligeren Folgen sein, wie für dich. Beckedorff sagte, alles ginge auf die Rechnung der Professoren.“

Auch der Privatverkehr mit den Studenten wurde nun von Tholuck in der alten Berliner Weise gesucht und angebahnt. Immerhin kamen etliche zu ihm auf sein Zimmer, um ihm ihr Herz aufzuschließen; wurde ihm die Zeit zu knapp, so wies er sie wohl zu weiterer Besprechung an Marešch. Die berühmten stundenlangen Spaziergänge Tholucks mit einem Studiosus zur Linken und einem zur Rechten wurden damals schon gern von ihm unternommen, besonders häufig nach den „Pulverweiden“ am Saalufer, und, als nach und nach die Chausseen entstanden, unter den schattenlosen Pappeln der Magdeburger oder den niedrigen Obstbäumen der Merseburger Chaussee. Aber dennoch klagte der Greis bei der fünfzigjährigen Jubelfeier seiner Dozentenlaufbahn in der Ansprache am Vorabend des 2. Dezember 1870: „Ja, wenn es so wäre, daß auf jedes Wort ein Echo aus dem erwachten Herzen klänge, daß unter jedem warmen geistigen Anhauch grüne Saaten sproßten, und daß hier im Mitteilen jedes Geben auch ein Empfangen wäre, dann wäre es reiner Genuß. Aber das ist es nicht jedesmal, sondern da sind auch die stummen und stumpfen und langsamen Geister, in die man hineinrufen kann und wieder und immer wieder, und es klingt nichts heraus, wo man das Grabscheit einstoßen kann da und da, ehe man etwas klingendes unter der Erde fühlt. Und von solchen umgeben zu sein, das ist in den ersten Jahren mein Los gewesen, mein Los, wo von den 900 Hallischen Theologen kaum etliche andre gefunden wurden, als die Kleinen,

die Unbegabten, die Ohnmächtigen, die Nichtverständigen, und dagegen auf der andren Seite, gegenüber dem orthodoxen Idioten. wie man ihn heißen hörte, die Begabteren, die Lebendigeren, die Strebsameren. Und das ist eine der schwersten Perioden meines Lebens gewesen, in der ich gelernt habe: die suchende und die nachgehende Liebe!“[24]). Während die Berliner Tagebücher fast auf allen Seiten von den Namen der geistlich regen jungen Freunde gefüllt sind, verzeichnen die Notizen der ersten Hallischen Zeit keinen einzigen! Nur Marescb bemerkt einmal in seinen Mitteilungen an mich, daß er unter den Tholuck Aufsuchenden den Studiosus Georg Müller, der später in Bristol so berühmt wurde, und dessen Freund Beta kennen gelernt habe, und grüßt in einem Briefe an Tholuck nach seiner Abreise von Halle außer den zwei Genannten noch: Lasius, Petri, Rothhardt, Haase, Hessenbach und Overbeck. Auch schreibt mir der Pastor Henri de Rougemont, ein Neffe des bekannten Schriftstellers Frédéric de Rougemont, daß Tholuck an einem Mittwochabende des Jahres 1859 als seine ersten Hallischen Anhänger unter den Studenten den Schweizer Steiger und den Mecklenburger Hävernick genannt habe. Im allgemeinen war aber der Kreis ein kleiner.

Bei alledem konnte Tholuck an die Freunde in Berlin gute Nachrichten von seinem Ergehen und von seinen Erfolgen gelangen lassen. So teilen wir aus einem Briefe an Focke von Anfang Mai noch folgendes mit: „... Weißt du übrigens, der wievielte Brief das ist, den ich nach Berlin allein, seit meinem Abgange geschrieben? Der neununddreißigste! Also Nachsicht!.... Was meine Stellung hier betrifft, so muß ich fortwährend mit lautem Dank davon sprechen. Mein Auditorium in der Dogmatik, worin 70—80 Sitze, ist mir zu klein geworden. Ich habe heute ein größeres bezogen. Hundert haben sich bereits gemeldet, und gegen 200 sind gegenwärtig. Daß es gerade so allmählich wächst, zeigt, daß nicht bloß Neugier sie zusammenführt. In den messianischen Weissagungen haben sich bereits 120 gemeldet, es sind aber auch an 200 da. Schon mehrere habe ich als sehr empfänglich kennen lernen und manches sehr erfreuende Gespräch geführt. Der eine sagte beim melden: Nun habe ich noch Ihre Dogmatik hören können. Nun

sehe ich, daß sich doch noch das verteidigen läßt, was ich in kindlichem Glauben angenommen hatte, als ich noch Kind war, und was mir damals so wohl that! Fast alle Tage habe ich Besuch. Immer ist von dem Ursprunge des Bösen die Rede und von der Möglichkeit einer Umwandlung der Willensneigungen. Ein Teil des Feldes hier ist wirklich weiß. Nur reichen meine Hände allein nicht aus. Sie haben sich zum Disputieren über die wichtigsten dogmatischen Punkte vereinigt. Einer, glaube ich, der schon vorher ein tiefes Bedürfnis hatte, ist ganz gewonnen. Es ist ein überaus tiefer, liebenswürdiger Jüngling, der alle christlichen Lehren recht tief durchdenkt. — Mit meiner Gesundheit geht es eher besser als in Berlin; indes macht mir mein Übel eben in diesem Augenblick wieder zu schaffen. Aber ich bete den an, der mir auch in dieser Rücksicht nach seiner Weisheit und Liebe so viel verleiht, als ich gerade in der gegenwärtigen Zeit bedarf. Gewiß ist es gut, wenn man auch körperlich nicht immer kann, wie man will. Im Innern hat der Herr gleichfalls geholfen und das Schwere leicht gemacht. — Teile doch diese Zeilen auch meinem lieben Baron mit, der, wie ich von ihm gewiß bin, daß er mich bisher mit seinen Segenswünschen unterstützt hat, mir ferner im Gebet beistehen wird, damit ich tüchtig werde, mit kindlicher Einfalt und mit Treue das große Werk zu treiben, dazu er mich berufen hat."

So lauteten denn auch die Zuschriften aus Berlin erfreut und zuversichtlich.

Neander schrieb ihm am 21. April: „Mein teurer Freund, herzlich freute ich mich, von Ihrer Gesundheit zu vernehmen. Der Herr erquicke Sie leiblich und verleihe Ihnen Kraft und Sieg in den geistigen Kämpfen, die Sie jetzt besonders zu bestehen haben." Sein Gönner, der Geheime Rat Schulze, antwortete auf zwei Berichte Tholucks am 9. Mai: „Sehr erfreulich waren mir die Nachrichten, welche Ew. Hochwürden mir in Ihren beiden gef. Schreiben vom 3. und 23. v. M. über die Ihnen dort gewordene Aufnahme gegeben haben. Jetzt zweifle ich nicht mehr, daß Sie dort einen segensreichen Wirkungskreis finden und die Ihnen noch entgegenstehenden Schwierigkeiten glücklich besiegen werden." Tholuck hatte gebeten,

an der Leitung der Übungen im theologischen Seminar gleichfalls teilnehmen zu können und vorgeschlagen, einen bestimmten Turnus unter den Ordinarien eintreten zu lassen. Darauf erwiderte Schulze — und die Antwort ist ein Zeichen von dem hohen Vertrauen, welches er in den jungen Professor setzte —: „Da Sie den Bericht der Fakultät über das theologische Seminar nicht mitgezeichnet haben, es aber nötig ist, auch Sie zu hören, so werde ich veranlassen, daß Ihr Gutachten noch nachträglich eingefordert werde. Ihren Ansichten in betreff der einzelnen Abteilungen des Seminars muß ich aus voller Überzeugung beitreten. Die Vorschläge der Fakultät können so, wie sie vorliegen, nicht genehmigt werden; überhaupt ist es nicht ratsam, bestimmten Professoren für immer eine einzelne Abteilung zu übertragen. Warum soll in dieser Hinsicht nicht ein jährlicher Wechsel stattfinden? — Ihre Gedanken wegen der Versetzung des Herrn Böhmer“ (der 1828 Tholuck in Halle vertrat, 1829 als Ordinarius nach Greifswald und dann 1832 nach Breslau kam, Verfasser eines Kommentars zum Kolosserbrief, einer christlichen Altertumswissenschaft, einer Dogmatik und einer Ethik), „werde ich weiter verfolgen. — Mit dem aufrichtigen Wunsche, daß Sie Sich dort je länger je wohler fühlen und für das Gedeihen der evangelischen Kirche recht viele tüchtige, von der Liebe zum Erlöser lebendig ergriffene Schüler ziehen mögen, verbinde ich die Versicherung meiner herzlichen Ihnen gewidmeten Hochachtung. Ihre gehaltreiche Schrift über die spekulative Lehre des späteren Orients, wofür ich Ihnen verbindlichst danke, soll während des bevorstehenden Pfingstfestes sorgfältig von mir studiert werden. Ew. Hochwürden ganz ergebener Dr. J. Schulze.“

Eine besondre Freude bereitete dem in Halle nach Liebe und Freundschaft noch immer Durstenden eine Dankesgabe seiner früheren Berliner Zuhörer. Sie schenkten ihm die Wetsteinsche Ausgabe des Neuen Testaments und die große Rabbinische Bibel und begleiteten die Gabe mit folgenden, von A. Merget, F. Zahn und J. D. Fay unterzeichnetem Schreiben vom 21. April 1826: „Hochwürdiger Herr! Hochzuverehrender Herr Professor! Euer Hochwürden nehmen wir uns die Freiheit, vorläufig die drei Teile der Rabbinischen Bibel zu übersenden, die einen Teil der kleinen Gabe ausmachen sollen, welche wir

von einer Anzahl Ihrer Schüler auf der hiesigen Universität als ein geringes Zeichen der Dankbarkeit Ihnen zu überreichen beauftragt sind. Leider haben wir die Ausgabe des Neuen Testaments von Wetstein, welche Sie uns ebenfalls Ihnen zu übersenden erlaubt haben, noch nicht bekommen können, und erst zuletzt noch neue Versuche zu deren Habhaftwerdung gemacht. Wir wollen uns aber um die Anschaffung dieses Buches" (es traf bald danach in Halle ein) „um so mehr Mühe geben, weil wir glauben, daß dasselbe für den Zweig theologischer Wissenschaft, welchem Sie Ihre gesegnete Wirksamkeit in Halle widmen, Ihnen vielleicht erwünscht und von einigem Nutzen sein könnte. Ebenso herzlich als ergebenst wünschen wir im Namen aller Ihrer Freunde unter den hiesigen Studierenden, daß diese Ihre getreue Wirksamkeit unter unsren Kommilitonen in Halle von dem reichsten Erfolge begleitet sein möge, und bitten Gott, er wolle Ihnen bald die Herzen recht vieler geben, damit Sie dieselben auf den rechten Weg zu Seinem Sohne, unsren Herrn, führen können. Wir empfehlen uns Ihrem liebevollen Andenken und Ihrem Gebete."

Derartige Zuschriften fachten die Sehnsucht Tholucks nach Berlin so heftig an, daß er schon beim Beginn der kurzen Pfingstferien sich schnell entschloß, auf ein paar Tage hinüberzufahren und die Freunde zu begrüßen. Doch wurde er sich in der Unruhe der Residenz auch wieder klar, welche Vorteile Halle ihm bot. Er schrieb selbst nach der Rückkehr in sein Tagebuch: „Ich kann nicht sagen, wie wohl ich mich fühle, daß ich in Halle bin und nicht in Berlin. Als ich erst wieder auf der Rückreise mit Hengstenberg im Wagen saß, war mir wohl. Wie freute ich mich über den Austausch mit Hengstenberg; aber ich wünschte ihn nicht auf lange, ich sage sonst mehr, als ich darf. Daß ich hier nichts höre über mich, daß ich meine einsamen Spaziergänge machen kann, daß ich so still arbeiten kann, daß drüben der freundliche Maresch ist, — alles das erquickt mich."

Aber der „freundliche Maresch" sollte ihm bald genommen werden. Noch am zweiten Pfingstfeiertage — so schnell muß Tholuck Berlin wieder verlassen haben — machten sie einen gemeinschaftlichen Ausflug nach Schulpforta, um den seit 1824

von Rom als Diakonus dorthin berufenen Freund Schmieder und in Naumburg Ludwig von Gerlach sowie den Oberlandesgerichtsrat Göschel zu besuchen. Bei einer gleich darangeschlossenen Tour nach dem Petersberge aber erkältete sich Maresch, bekam die Lungenentzündung, Tholuck mußte eine schwere und angreifende Pflege übernehmen, und im Juli verließ der Freund Halle, um sich bei seiner Mutter in Pankow bei Berlin ausheilen zu lassen.

Nun war Tholuck allein, und die niederdrückenden Gedanken nahmen wieder überhand. Einmal schrieb er in sein Tagebuch: „Das ist wieder eine harte Zeit. Gestern um zwölf ging ich in den Pulverweiden spazieren und habe wieder die Runde durchgemacht durch alle Systeme vom Pantheismus zum Deismus. Ist der Deismus Wahrheit, so ist eine Vorsehung; ist diese, so ist 1. Vergeltung; ist diese, so ist die strenge Heiligkeit Jesu das richtige, und wenn diese, so auch das übrige Christliche. 2. so waltet sie auch in der Geschichte Jesu, und ist das, so ist die übernatürliche Ansicht der natürlichen vorzuziehen. Ist aber der Pantheismus das richtige, so hat der Verstand das Supremat. Warum ihm das Supremat geben? Weil das Gefühl täuscht und nicht überall dasselbe ist, weil der Verstand aber in allen derselbe. Allein im Konkreten ist er doch nicht in allen derselbe, siehe die Polytheisten und alle Abergläubigen. Also nur wenn er entwickelt wird. Aber dann ist auch das Gefühl in allen dasselbe, und die christlichen Wahrheiten kündigen sich auch dem Kaffer mit einem innerlich unwiderstehlichen Gefühl an. Unterdes frage ich mich, ob denn wirklich in mir ein so ungeheures Widerstreben des Verstandes gegen das Christentum als etwas Widervernünftiges sei. Nein, denn der Verstand kann wohl auch sich bescheiden. Es ist der Widerwille gegen das Gebundensein durch ein höheres Gesetz, das Verlangen, frei den Neigungen zu folgen."

In solchen Anfangsgründen christlichen Lebens und Erfahrens konnte der gelehrte Professor und erprobte Christ sich noch bewegen! Dem christlichen Denker liegt dergleichen wohl auch sonst nicht so gar fern. Doch vergesse man nicht: der gelehrte Professor war ja noch ein 27jähriger junger Mann! Die Frühreife dieses außerordentlichen Geistes mit den Erfahrungen des

vollen Mannesalters verdrängt so leicht die Erinnerung daran, daß er noch immer in den Jahren stand, wo andre noch an den Fundamenten ihres geistigen Lebens arbeiten! Dies Entwickelungsgesetz bricht denn auch bei ihm immer einmal wieder durch. Er schreibt selbst von diesem Zustande: „Ich finde einen erstaunenden Widerwillen in mir gegen den geistlichen Weg. Er erscheint mir mehr wie je als Gesetz. Bis vor meiner englischen Reise war dies alles ganz anders. Wie ist es doch so geworden? Ich war damals viel harmloser, konnte mehr in der Gegenwart leben. Jetzt bin ich mehr wie Heubner, ein μισθωτὸς (Söldner) Christi. Das Leben des Christen scheint mir so söldnerhaft, so trist. Es mag wohl mit darin liegen, daß ich jetzt die öffentliche Stimme gegen mich weiß, daß ich weiß, von jedem, vor den ich trete, werde ich mit Argwohn angesehen. Ach es fehlt mir das πνεῦμα ζωοποιοῦν (der lebendigmachende Geist)!"

Und solch einen armen ringenden Menschen verfolgten die Studenten noch mit ihrem Spotte, als ob er sich um seiner Frömmigkeit willen über sie erhöbe! — und er fühlte sich doch „in den Abgrund geworfen"! Prediger Ziehe in Berlin, dem er über seine akademischen Schwierigkeiten geklagt hatte, schrieb ihm am 7. August: „Die guten Jungen in Halle wissen nicht, gegen welche weltüberwindende Macht sie streiten wollen, die Seinem Worte beiwohnt, wenn sie in ihrem Wahnwitz und Mutwillen einen Knecht, den Er sich erwählt hat, angreifen wollen. Es ist mir bei Ihrer Bangigkeit über Ihr Ergehen in Halle eingefallen, was Luther an Dr. Johann Hesse in Nürnberg, der nach Breslau berufen war, das Evangelium zu predigen, schrieb: ‚Du bist mit Christo in das Schifflein getreten, was erwartest du nun? Gut Wetter? — Ja! Vielmehr Winde, Sturm und Wellen, die das Schifflein Christi bedecken, bis es sinkt. Und mit einer solchen Taufe mußt du erst getauft werden, darauf wird aber auch eine Stille und gut Wetter folgen, wenn du Christum angerufen und aufgeweckt hast.' Gewiß, gewiß, das wird Ihnen auch in Halle noch widerfahren."

Zweimal hat Tholuck in diesem Semester auch gepredigt, am 2. Juli für Marks in der Ulrichskirche und am 24. Juli im Dom. Wir wissen von diesen Predigten nichts näheres,

veröffentlicht sind sie nicht. Nur daß sie unter schwerem inneren Drucke gehalten wurden, erhellt aus dem Tagebuche. Wir lesen da am 1. Juli: „Ich lebe das traurigste Leben. Die Arbeit interessiert mich nicht. Der Umgang mit den Studenten ist mir langweilig. Zugang zu Gott habe ich nur dann und wann; und morgen soll ich predigen! Ich danke Gott, daß ich kein Prediger bin. Ich habe zu nichts Geistlichem Lust, freilich auch zu nichts Weltlichem!“ Und am 14. Juli: „Ach, ich bin in meinem Glauben zu erschüttert! Vorgestern abend habe ich einmal wieder wie vor alters beten können, aber für gewöhnlich kann ich gar nicht mehr beten.“ Dann heißt es in einem Briefe an Focke (Ende Mai) in freudigerer Stimmung: „Ich habe nunmehr auch in der großen Domkirche vor sehr vielen Leuten gepredigt. Man klagt über Verworrenheit, Unverständlichkeit, Ungenießbarkeit. Ich mag dabei auch mein Teil verschulden, zum Teil aber kommt das daher, weil die Leute gänzlich einer biblisch-innerlichen Sprache entfremdet sind, und ihnen alle solche Sachen spanisch vorkommen. Ich hatte gesagt, ‚aus dem Jammerthal des Lebens scheiden‘ — das schien überspannt. Ich hatte gesagt: ‚Christus macht nicht blos die Armen reich, die Blinden sehend, sondern auch die Reichen arm, die Sehenden blind.‘ Das hieß tief mystisch und unverständlich! — Schon jetzt aber predigen die Prediger fleißig gegen ein finsteres Christentum — du lieber Gott! Wenn dagegen erst hier wird zu predigen sein!“

Von seinem geistlichen Leben schreibt er an den Freund nur andeutungsweise: „In meinem Innern hilft mir der Herr noch durch. Ich habe aber nunmehr, nach Pfingsten, einen schwankenden, nebeligen Gang und manchmal ein Ungewitter. Der Herr helfe doch auch mir Elenden glücklich und recht bald zu seinem ewigen Reiche.“

Wenn die Töne im Tagebuche nun auch unendlich trüber und düsterer klingen, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß diese Aufzeichnungen die geheimsten Gedanken vor Gott aussprechen, während den Menschen sich oft ein ganz andres Bild darbieten konnte. Und das ist nicht innere Unwahrheit und Heuchelei: der Christ besitzt, wenn er eine Weile mit Christo gelebt hat, mehr, oft viel mehr, als in die Gegenwart seines

jedesmaligen Bewußtseins tritt. Wär's anders, dann verlöre der erste Teil jener großen Antithesen bei Paulus seine Bedeutung: als die Gezüchtigten und doch nicht ertötet, als die Traurigen, aber allezeit fröhlich; als die Armen, aber die doch viele reich machen, — und die heilige Christendemut erhielte gefährliche Wunden. Das Bild, das sich uns je und je, auch im ersten Teile dieser Biographie, aus den eignen Aufzeichnungen Tholucks gestaltet hat, ist darum ein ungünstigeres, als was sich den Genossen seiner Kämpfe und Siege darbot. Wir thäten ihm unrecht, wollten wir die Züge seiner geistlichen Gestaltung nur den eignen Anklagen des mit sich selbst ins Gericht Gehenden entnehmen. Das gilt von allen Zeiten seines Lebens, auch den Knaben- und Jünglingsjahren; und nur so erklärt sich der oft von uns betonte sittigende und reinigende Einfluß, der von diesem „seltsamen jungen Menschen" ausgegangen ist. Tholuck hat selbst ein Gefühl davon gehabt, wie seine Aufzeichnungen das Böse und Sündhafte in ihm so rücksichtslos in den Vordergrund schoben. Am 30. November 1825 schreibt er einmal: „Wenn Stier diese Tagebücher läse, würde er sagen: du erkennst deinen alten Menschen noch viel zu sehr an, giebst dich immer wie du bist, statt das alles sogleich in den Tod zu geben. Indes ich kann mir das doch nicht so annehmen; denn ich will mich ja hier nicht meiner besseren Vorsätze erinnern, sondern dessen, was ich jedesmal war. Folglich gehören meine Schwächen mehr hierher als meine Stärken."

So ist es denn auch zweifellos, daß Tholuck in diesen „schweren Anfängen" seiner Hallischen Thätigkeit nicht vergeblich gearbeitet hat, und daß das Zeugnis seiner christlichen Persönlichkeit den Eindruck auf seine Umgebungen nicht verfehlen konnte. Leider liegen bestimmte Belege dafür gerade aus dieser Zeit uns nicht vor.

Anderseits aber ist auch festzuhalten, daß Tholuck gerade damals unter dem Banne einer besondren Anfechtung stand, die ihm je länger, je unerträglicher wurde und sein inneres und äußeres Leben lähmte, bis ein gewaltsamer Riß ihn von der erdrückenden Last befreite. Das war seine ohne wirkliche Herzensneigung geschlossene Verlobung mit Adele Schmalz.

Die Pfingstreise nach Berlin mochte ihn aufs neue über-

zeugt haben, daß sein Lebensglück durch diese Verbindung nicht gegründet werden könne. Trotz dringender Einladungen von der Familie konnte er sich nicht entschließen, zu der am 16. Juni stattfindenden Hochzeit seines Freundes, des Professors Busch aus Dorpat, mit Fanny Schmalz, der älteren Schwester seiner Braut, nach Berlin zu fahren. Busch besuchte ihn vorher in Halle, und Tholuck sprach sich gegen ihn offen aus; er wurde auch in seinen Bedenken verstanden. Darüber hinweg heben aber konnte ihn auch der fröhlich heitere Freund nicht. Die Briefe Adeles, „so christlich, so gemütlich und froh", schnitten ihm ins Herz; den Wert der demütigen, tief im Herrn gegründeten Jungfrau konnte er sich nicht verhehlen, aber die Liebe wollte nicht kommen. Man wird sich erinnern (vgl. Band I, S. 440), daß die Verlobung auf den dringenden Wunsch Tholucks in Berlin als Geheimnis behandelt werden sollte; er wollte nicht, daß Kottwitz durch andre davon hören könnte. Aber dem Patriarchen mündlich oder schriftlich eine Mitteilung davon zu machen, dazu konnte er, weil im Gewissen gebunden, sich nicht entschließen. Am 1. Juli schrieb ihm Otto von Gerlach, das Geheimnis sei nicht gewahrt, „ganz Berlin rede von der Verlobung"; am folgenden Tage bestätigte ein Brief von Busch dasselbe mit dem Hinzufügen: „Adele ist ein Schatz, den Du nicht kennst. Also —!" Voller Verzweiflung schrieb Tholuck in sein Tagebuch: „O, welch ein Schlag! Da nun alle Welt davon redet, so kann es kaum zurückgehen; aber jeder Gedanke daran ist mir — Kobold!" Schwere Träume beängstigten ihn: beim Erwachen kämpfte er um mühsame Unterwerfung. Aber immer von neuem wiederholten sich, oft mitten unter Notizen ganz andren Inhalts, die Bekenntnisse: „Ich schaudre, wenn ich an meine Hochzeit denke!" „Ich ängstige mich davor." „Es ist eine übermenschliche Glaubensprüfung."

Unter diesen Seelenqualen litt allmählich auch sein Körper. Die Hallische Luft hatte ihm anfangs für seine Unterleibsleiden wohl gethan, so daß Olshausen ihm einmal schreiben konnte: „Mit Dank gegen Gott habe ich gelesen, daß er Dir so reiche Gnade schenkt. Gottlob, daß endlich in dieser dürren Wüste die Quelle des göttlichen Wortes sprudelt, und daß es auch mit Deiner Gesundheit so viel besser geht;" und Böhl, der

Privatdozent in Berlin: „Von Elsner hörte ich, daß Sie jetzt gar keine Arzneimittel mehr bedürfen, und Halle erschien uns als ein Ort zukünftiger Leiden für Sie!“ Nun steigerte sich sein Übelbefinden von Tag zu Tag; ganze Nächte hindurch lag er in Schmerzen und fühlte sich immer untüchtiger zu seinem Berufe.

Da entschloß er sich kurz, bei dem Minister um Urlaub einzukommen, und als derselbe eingetroffen war, anderthalb Monate vor dem auf den 16. September festgesetzten Schlusse des Semesters seine Vorlesungen abzubrechen und nach Marienbad zu reisen. Nach Beendigung der Kur wollte er in Berlin den entscheidenden Schritt, sei es der Auflösung, sei es der definitiven Veröffentlichung seiner Verlobung, thun.

Anfang August kam er in Marienbad an. Am 7., einem Montage, beginnen die dortigen Aufzeichnungen. Er schreibt: „Da sitze ich denn hier an dem ersehnten Orte, vor mir die Waldumkränzung und den ruhigen Sonnenschein und das leise Plätschern des Wasserfalls, unten an der Thür Guitarrenklimpern, und habe gefrühstückt und in Nelsons Leben gelesen, und habe das Gefühl einer sich restaurierenden Gesundheit. Als ich gestern so durch die geputzten Reihen hindurchging und die Musik hörte, welch ein Bild des Lebens! Keiner bleibt, auch nicht einen Augenblick, auf der Stelle. Alles eilt weiter. Die Menschen haben nie eine Gegenwart, immer nur eine Zukunft. Und welche Vergnügungen! Im Umgange mit einem Polen fühlte ich wieder, wie bald man sich ausgesprochen hat, wie bald man sich überdrüssig wird, wenn man nur die Welt kennt. Und wie kalt ist die Freundschaft der Welt; das sah ich in dem Verhältnisse der Kaufmannsfreunde meines Mühlenmeisters. O, ich fühlte mich mit unendlichem Danke errettet von dem eitlen Wege dieser Welt. Ja, wie eine Errettung kam es mir vor, gerade wie wenn einer aus den Wellen auf ein Stück Land springen kann. — Wie ungewiß ist nun meine Zukunft! Ich erwarte hier den Brief von Adele.*) Meinem Gefühle nach ist es unwahrscheinlich, daß sie Ja sagen sollte. Meine Seele, die jetzt so ruhig ist, wie der Sonnenschein vor mir

*) der er noch in einem Briefe von Halle aus die Eventualität der Lösung in die eigne Hand gelegt hatte.

auf dem Rasen, legt diesen Wunsch still und geduldig vor ihrem Herrn nieder. Auch auf das andre bin ich gefaßt. Ich gehe dann wirklich wie ein ganz kleines Kind, das nicht durchs Finstre will, dem aber die Mutter so lange freundlich zuredet, bis es folgt. — Gelobt sei mein Gott πάντων ἕνεκα (für alles)!"

Noch einiges aus den Marienbader Aufzeichnungen sei hier mitgeteilt, um die Stimmung zu charakterisieren, in welcher Tholuck sich dort befand. „11. August, Freitag, 4 Uhr. Gestern vormittag ging ich mit dem Roman Kenilworth auf den Jägerberg. Ich war im Nachdenken über Varney" (bekanntlich in dem Scottschen Romane das böse Prinzip) „versunken. Solche Menschen kann es doch geben, und sollen diese so sein dürfen? Nein, sie dürfen nicht. Scott sagt doch auch, Varney habe nicht völlig das Gewissen unterdrücken können. So ists. Das Böse ist nicht nur häßlich, es ist Sünde. Ich habe keine andre Erkenntnis.... Auf der Promenade ging ich längere Zeit mit meines ewigfortgeliebten August" (Wentzel) „Vater. Er sprach mit Freuden von dessen früheren Anlagen und hörte gern. Ich fühlte es, mein Herz schlägt noch für ihn, aber doch kann ich wirklich das Wort Augustins auf mich anwenden, daß ich die Feinde propter Christum (um Christi willen) und die Freunde in Christo liebe. Könnte ich mir August nicht im Verhältnis zu Christo denken, so würde ich ihn auch nicht von ganzem Herzen lieben.... Als ich zu Hause war, zog ein Ungewitter auf. Ich bekam Fieber. Als ich mich nun krank und einsam zur Ruhe legen wollte, tröstete mich reichlich der Gedanke, daß ich auf meinen Gott hoffen dürfte, denn ich hatte ihn ja geliebt. In meinem Innern hatte ich ihm entschieden den Vorzug über alles Weltliche gegeben. Es war eine drückende Nacht, — bis hieher hatte ich geschrieben, da klopfte es, und Böhl trat herein. War er mir doch eine recht tröstliche Erscheinung bei meiner Verlassenheit. Aber freilich er wußte von Berlin nichts als von Hengstenberg und kam nur mit alten, unnützen, förmlichen Fragen. Dennoch erfreute er mich..... Am Abend traten plötzlich Schultze und Andersen" (zwei Berliner Studenten, die gekommen waren, den geliebten Lehrer aufzusuchen) „herein. Mein Gott, wie hat

mich das ergriffen! Sie sprachen so sehr viel über Berlin. Dieser Diskurs richtete mich ganz auf. Von so lieben Leuten umgeben zu sein, die ganz an mir hangen, erquickt mich so sehr. Daß jetzt aller Mittelpunkt für die Studenten fehlt, sie kennen zu lernen, schmerzte mich tief. Kurz, mit glühender Sehnsucht verlangte ich nach Berlin, oder wenigstens mit ihnen zu reisen. O, wie unendlich gern wäre ich gleich auf der Stelle mit ihnen aufgebrochen. Mit tiefer Wehmut und Zerrissenheit nahm ich Abschied von ihnen und dachte: Berlin ist hin und kommt nicht wieder."

In dem benachbarten Eger war inzwischen Hengstenberg mit seiner Schwiegermutter, Frau von Quast, seiner Braut und deren älteren Schwester Franzeska zur Kur eingetroffen. Hengstenberg lud ihn zu einem Besuche ein, und gleichzeitig mit dem Briefe stand auch schon der Wagen vor der Thür, den ihm Frau von Quast schickte.

Es ist bezeichnend, wie innerlich unbefriedigend ihm sein Verhältnis zur Berliner Braut war, daß er auch dort noch verglich, — und der Vergleich ihn tief bedrückte. Freilich mußte er sich in seinen Aufzeichnungen bekennen: „Ich sah ein, wäre ich in Hengstenbergs Verhältnissen, ich wäre verloren. Die Mutter würde durch ihr vieles Lob meine Eitelkeit erregen, und meine äußere sorgenfreie Lage würde mich an die Dinge dieser Welt knüpfen. Ich fuhr ab, allerdings sehr, sehr sehnsuchtsvoll nach einer Lage wie die Hengstenbergs, aber doch ergeben."

In Marienbad suchte Tholuck auch einmal den dänischen Dichter Baggesen auf, der wenige Monate darauf in Hamburg starb; er notierte kurz: „zu meiner Belehrung. Er beklagte sich über die Schlechtigkeit der Menschen und sagte: paucis mundus consistit (durch Weniges besteht die Welt), die Menschen sind schofel. Zuletzt: ich bin überzeugt, daß ich bloß fürs Reich Gottes gewirkt habe. Ich: die Ewigkeit wird's ausweisen." Zu einem Ausspruche Tiecks, den er las, daß in jedem Menschen eine Anlage zur Verrücktheit schlummernd liege, bemerkte Tholuck: „Oft sagt mir eine innere Stimme, dürft' ich, ich würde in der Narrheit weit mehr meines Ichs genießen, als in der kalten Verständigkeit. Es geht dort wie mit den Leidenschaften.

Gibt man ihnen nach, immer mehr und mehr, so ist kein Halten. Ebenso mit der Narrheit."

Noch vor der Abreise aus Marienbad schrieb Tholuck an Focke: „es geht mir hart und leicht, thränen- und freudevoll, arm und reich, verzweifelt und getröstet." „Hilfe habe ich hier in Marienbad nicht gefunden. Aber ich darf glauben, für meine Seele waren auch diese vier Wochen nicht verloren." Ein körperlich leidender Zustand ist also noch hinzugetreten, um die Aufregung zu vermehren, welche die Berliner Tage nun mit sich bringen mußten. Daß aber der vor ihm liegende Schritt auch andren als Tholuck unvermeidlich erschien, das möge uns eine Stelle aus einem Hengstenbergschen Briefe zeigen, welchen Tholuck noch in Halle erhalten hatte. Wir haben Otto v. Gerlachs Urteil über Adele Schmalz mitgeteilt (Band I, S. 441), und werden nachher noch auf das scharfe Urteil zurückkommen, das dieser Freund über das Zurücktreten Tholucks von der Verlobung fällen zu müssen glaubte. Um so mehr sind wir es letzterem schuldig, auch die nüchternen Worte Hengstenbergs wiederzugeben. Derselbe schrieb ihm unter dem 24. Juli 1826: „ . . . Deinen letzten Brief an Adele habe ich selbst überbracht . . . . . Ich habe auch selbst eine Unterredung mit ihr gehabt; von ihrer Herzensgüte bin ich überzeugt, auch daß sie Dich glücklich machen könnte, wenn Du sie liebtest. Aber daß Du das nicht kannst, das würde mir gleich klar geworden sein, auch wenn Du es mir nicht gesagt hättest. So wenige Spuren eines werdenden Engels! Das Erdige des Vaters scheint sich der ganzen Familie mitgeteilt zu haben. Ich glaube auch gewiß, daß der Herr die Sache noch anders wenden wird. Aber ebenso gewiß glaube ich, daß Du nur stille auf ihn harren darfst. Führt Er eine Änderung herbei, so bin ich für Adele nicht so sehr besorgt. Eines tiefen, verzehrenden Schmerzes, wie wir ihn empfinden, ist sie nach ihrer Individualität nicht fähig. Sie kann die glückliche Gattin eines christlich-bürgerlichen Mannes werden*), der neben ihr ruhig seinen Weg fortgeht. Ruhe ist gut und würde besonders Deinem Herzen sehr wohlthuend sein; aber es giebt eine lebendige und

*) Sie ist nach Jahren unverheiratet in Königsberg gestorben.

eine tote Ruhe .... Willſt Du übrigens Dich ausſprechen, ſo thue es gegen Adele ſelbſt, nicht gegen die Eltern, Vater und Mutter werden vielleicht zu ſehr von äußeren Rückſichten geleitet. Der Herr mache Dich ſtark!"

Und nun ging es zur Entſcheidung. Tholuck wohnte in ſeinem alten Berliner Quartier und fand neben den erwarteten Freunden: Focke, Ziehe, Strauß den ſeit Juni 1826 von Naumburg nach Berlin zurückgekehrten Ludwig v. Gerlach, auch den ihm begeiſtert ergebenen Schickedanz aus Münſter (vgl. Band I, S. 321 ff.), der ihm in dieſen Tagen mit rührender Treue zur Seite ſtand. Ein Beſuch bei der glücklichen Braut ſeines Freundes Radecke, des Hofpredigers in Wernigerode, Sophie Reich, weitete noch die Wunden ſeines Herzens — „ich muß ein Weib haben, auf deſſen Beſitz ich ſtolz ſein kann," ſchrieb er in ſein Tagebuch. Mit dem aufrichtigſten Vorſatze, es noch einmal ernſtlich zu verſuchen, ob nicht dennoch der Bund ein erträglicher werden könne, ging er in das Haus ſeiner Braut. Aber der innere Widerſpruch war nicht zu überwinden. „Ich ging fort, ganz irr und ſtumpf. Ich bin zuerſt in meinem Leben in die Stimmung gekommen, wo der Schmerz in Stumpfheit übergeht. Ich konnte nicht weinen und nicht klagen; ich fühlte: wenn der Spruch wahr iſt — wer ſich ſelbſt richtet, wird nicht gerichtet, ſo bin ich ſelig —; zertrümmerter bin ich nie geweſen." Am Sonntag, den 10. September, entſchloß er ſich endlich zu einem Briefe an Adele, in welchem er ihr ſeinen tiefen Zwieſpalt darlegte und um Zurückgabe des Wortes bat. Die Mutter empfing ihn, als er die Antwort ſich holen wollte und — löſte ſelbſt den Bund. „Sie hörte mich geduldig, nicht mit Stolz an. Sie war echt chriſtlich. So wurde ich erleichtert, und — wie aus einem Kerker durch ein offenes Pförtchen entflohen eilte ich zur Hausthür hinaus. — Nun ſtehe ich da wie einer, der nach unendlich vielen ſchweren Träumen ſich in einer neuen Welt findet, die er noch gar nicht kennt und ſelbſt zweifelt, ob er wacht oder noch träumt. Hände und Füße ſind mir gebunden, und ſo werde ich von Wellen an ein unbekanntes Land geſpült!"

So war der böſe Traum ausgeträumt und der Bann gebrochen, der dreiviertel Jahre lang auf Tholuck gelegen hatte. Wunden bleiben bei ſolchen Erlebniſſen immer zurück, und ſie

sind auch Tholuck nicht erspart geblieben. Noch in Rom und nach der Rückkehr wieder in Halle tauchten die Fragen in ihm auf: war es das Rechte? Kann ich nicht wieder anknüpfen? Wie es aber in seinem Herzen einmal stand, mußte er handeln wie er gehandelt hat. Der zum Manne gewordene Jüngling sehnte sich nach Gemeinschaft; aber die Individualität der Braut war ihm so fremdartig, daß dieser Bund für beide ein Unglück geworden wäre. Gewissenhaftigkeit und teilweis berechtigte Gebundenheit an den früheren falschen Schritt machten ihm die Sache so schwer. Aber zurückgethan werden mußte der Schritt.

Als er am 21. September mit Focke, der ihn nicht gern allein reisen lassen wollte, Berlin verließ und bald danach mit dem Freunde durch die Straßen Halles wanderte, schwebte ihm unabläßig der Ruf auf den Lippen: ach wie langweilig ist es hier! Und nach dem Scheiden Fockes, als er in seine einsame Stube trat und dachte: wen habe ich nun hier zum Freunde? Keinen! da hätte er sich am liebsten hingesetzt und den Minister um Zurückversetzung nach Berlin gebeten. Aber sein Gewissen hielt ihm vor: Gott hat dich hieher berufen. Und dennoch: „Die Vorstellung, daß es Gottes Beruf sei, haftete nicht recht; es war mir ja zweifelhaft geworden, wie mir die Sache mit Adele zweifelhaft geworden war."

Es war daher kein Liebesdienst, als Otto v. Gerlach, der damals das Wittenberger Seminar besuchte, auf den ohnedies schon Wunden losschlug. Der Brief ist für beide Persönlichkeiten so bezeichnend, daß ich ihn ganz, auch mit den im Grunde nicht hierher gehörigen Partien mitteilen will.

Tholuck hatte Gerlach aufgefordert, im Wintersemester zu ihm zu ziehen und sich in Halle auf den Lizentiaten vorzubereiten. Otto von Gerlach antwortete am 4. Oktober 1826:

„Lieber Tholuck. Eine abschlägige Antwort auf Ihre liebevolle Einladung Ihnen zu schicken, wird mir schwer, kommt Ihnen doch aber wohl trotz Ihres lebhaften Wunsches nicht unerwartet. Nur einige Gründe, die mir nach reiflicher und ernstlicher Überlegung vor dem Herrn die wichtigsten scheinen. Der erste ist, daß ich kein Tholuck bin, der im Adlersfluge über Berge, Ströme und Thäler fliegt, sondern ein langsam

wandelndes, schwerfälliges, vierfüßiges Thier, das jeden Berg mühsam ersteigen, in jedes Thal behutsam hinabklimmen und jeden Strom auf einer Fähre überschiffen und durchwaten muß. Nur die anhaltende Einförmigkeit meines hiesigen Lebens hat es mir möglich gemacht eine kurze Strecke meines unabsehbaren Weges zurückzulegen, und die Veränderung des Klimas, der Studierwerkzeuge und so vieles andre würde mich um mehr Zeit bringen als einen Reisetag. Gern würde ich Ihnen aber auch das Opfer einer solchen Zeit bringen, ob ich gleich nicht hoffen könnte, sie einzuholen, besonders wenn ich in Halle das Tempo bestimmte — ein viel wichtigerer Grund ist der, daß in einer solchen entscheidenden Zeit es mir nicht wohl möglich wäre, unter Ihren Auspicien zu studieren. Unsre Grundrichtungen in der Theologie — wenn Sie das unsre nicht zu familiär dünkt, — sind bis jetzt zu verschieden, als daß es für mich möglich wäre, in einer Zeit, wo es für mich dringend nötig ist, jeden Groschen auf Anschaffung des nötigsten Hausrats zu wenden, zugleich mich zum Kriege zu rüsten, und dazu müßte es doch oft kommen. Sehen Sie darin und in nichts andrem den Grund meines vielen Hin- und Herschwankens, ob ich dies Jahr zu Ihnen kommen sollte oder nicht. Auf der einen Seite hat mich von jeher Ihr Umgang unbeschreiblich angezogen, und seit Sie mich Ihrer Freundschaft würdigten, sind mir viele Stunden mit Ihnen verflossen, die auch dort, wo wir unser Leben nicht mehr nach Stunden abteilen werden, ewig unvergeßlich bleiben sollen. Ich brauche Ihnen, der Sie Ihre Freunde bei lebendigem Leibe sezieren, so daß sie nur durch ein mir unbegreifliches Wunder immer wieder lebendig vor Ihnen dastehen, wohl nicht die tiefen Bedürfnisse meines Herzens und Geistes, sowie meine aufflackernde Liebessehnsucht, meine leichte Erregbarkeit, die sich nur immer gehemmt sieht, weil die plumpen Füße in dem fetten Erdboden nicht vorwärts können, meinen Ekel vor allen Buchstabenstudien und meinen hiesigen Mangel an Weckung von außen auseinanderzusetzen, um es Ihnen begreiflich zu machen, warum es mich immer so nach Halle zog; vielmehr werden Sie sich wundern, daß nicht gerade die Unfähigkeit einen Entschluß zu fassen oder mich aus meinen Gewohnheiten loszureißen, sondern die Einsicht, daß es mir nicht möglich sein würde, in Ihrer

Nähe ſtudieren zu können, mich von dort abzog. Daß dieſe Einſicht dem βραδύνους" (am Geiſte Langſamen) „immer post festum dulcissimi consortii" (nach dem lieblichen Verkehr: Tholuck war mit Focke über Wittenberg gefahren, und da hatte Gerlach noch Hoffnung gegeben) „mit Ihnen kam, war wohl für mich betrübt, da ich ſchmerzlich ſehen mußte, wie ich meine auseinander gegangene Natur nie in den Fugen zuſammenhalten konnte, ſondern jeder mir ſich nähernde Magnet ſein Teil von mir losriß, iſt aber etwas, wofür ich wohl auf Ihre vergebende Nachſicht rechnen durfte, da Sie ja wegen ähnlicher Schwächen mich nicht von ſich gewieſen haben. Ja, mein innig geliebter Tholuck, noch muß ich fürchten, ehe ich in einen feſten, wiſſenſchaftlichen Gang gekommen bin, unter Ihrem Einfluſſe zu ſtehen. Ihre dogmatiſchen Anſichten und Ihre Methode haben von jeher viel Verwirrendes und Störendes, wenig Aufhellendes und Förderndes für mich gehabt. Wie unzählige Male habe ich darüber ganz geſchwiegen — früher, weil ich viel zu tief unter Ihnen zu ſtehen glaubte, um opponieren zu können; zu tief auch, in wiſſenſchaftlicher Hinſicht, wie Sie wiſſen, mich von Ihnen ſperniert hielt; ſpäter, als das in dem Grade nicht mehr der Fall war, auch noch ſehr oft, weil man billigerweiſe von Embryonen und Säuglingen noch keine Kriegsdienſte fordert, wenn ſie auch wirklich Alexanders und Caeſars werden. Nun ſagen Sie ſelbſt, was ſollte aus mir armen beſchränkten Menſchen werden, der Ihnen bei dem hundertſten vorgelegten Problem erſt die Auflöſung des erſten brächte! Wenn Sie auch aus Ihren Schatzhäuſern Reichtümer vor mir ausſchütteten, die ich nie dem tauſendſten Teile nach entdeckt hätte — hält die Beherrſchungsfähigkeit mit dem zunehmenden Stoff bei mir nicht gleichen Schritt, iſt im Gegenteil durch ſtörenden Einfluß die erſte im Wachstum gehemmt, ſo fühle ich mich in einem fremden Element, da ich zum Buchgelehrten weniger als zu irgend einer Sache der Welt berufen bin; und alles, was dann auf mich zukommt, preßt mir dann ſo das Herz zuſammen, daß ich vor den Büchern ſtehe und weine wie ein Kind, das ſeine Rechenexempel in der Schule nicht herauskriegen kann. Und der Ausweg, über meine wichtigſte theologiſche Beſchäftigung gar nicht mit Ihnen zu ſprechen, ſcheint mir völlig unmöglich. — Ich

komme aber zu einem dritten Grund, der Sie ſelbſt noch mehr betrifft. Iſt der Wunſch bei Ihnen, gerade eine ſolche Geſellſchaft wie ich bin, bei ſich zu haben, wohl wirklich aus einer ganz echten Quelle gefloſſen? Ich weiß nicht, welcher Art die einfältigen Chriſten ſein mögen, deren Umgang Sie dort haben können, nur Guericke iſt mir einigermaßen bekannt; ſollte der Gaumenkitzel, den Sie da oft entbehren, wirklich Ihr wundes Herz heilen können? Wie oft, wie oft war es doch nur der, den Sie aus unſren Unterhaltungen mitnehmen konnten; nicht die aus der Vielheit in die Einheit des Mittelpunktes führende ſtille Betrachtung, die Vereinigung vor dem Herrn, ſondern der Reiz unzähliger Einwirkungen von außen, die uns nach kurzer Aufregung keinen bleibenden Frieden laſſen. Sie haben außer dem Einen, was not thut, ſo viele Bedürfniſſe — wer weiß, welchen Anteil dies an Ihrem letzten Leiden gehabt hat —; bei aller Nachfolge Chriſti will das Selbſtgefühl bei Ihnen ſo gern ſein Element haben, in dem es ἄνω κάτω (hinauf, hinab) in wilden Schwingungen herumfahren möchte, und Sie halten dann die Labyrinthe, in die Sie ſich verwickeln, für Prüfungsleiden und Waſſer, die über Ihr Haupt zuſammenſchlagen, während es oft ſelbſtgemachte Qualen ſind, die Sie aus Mangel an Einfalt ſich bereiten. Sollte es nicht eine Zeit der Erquickung vom Angeſicht des Herrn für Sie werden können, wenn Sie gerade nach ſolchen ſchweren und herben Fügungen, wie die letzte, nun eine Zeit der Stille genöſſen, und des einfältigen Umgangs mit den Kindern Gottes, die zwar egestas animi" (einen dürftigen Geiſt), „aber doch auch πτωχεία τοῦ πνεύματος" (Geiſtesarmut, Matth. 5, 3) „haben und beſſer als ſo vieles wuchernde Unkraut an das kleinſte unter den Samenkörnern — und an den erinnern, der keine Geſtalt noch Schöne hatte, den armſeligen galiläiſchen Rabbi, dem wir als unſrem Könige ewige Treue geſchworen haben? — Mein lieber Tholuck! Wie wenig liebe ich Sie mit wahrer, echter Bruderliebe! Und das war es auch, was mich beſorgt machte, daß meine Kälte gegen Sie vielleicht mir obige Dinge zu grell ausmalte — aber nach aller Prüfung finde ich doch, der Geiſt des Herrn triebe mich nicht zu Ihnen, ſondern nur natürliche Weichherzigkeit, wenn mir, was oft geſchieht, Ihre leidende Geſtalt

vor die Seele tritt und fragt: haſt du denn kein Mitgefühl für mich? Ich will den bitten, der mehr gibt, als wir bitten und verſtehen, tauſendfältig zu erſetzen, was ich nicht habe und nicht geben kann! —"

„Nun noch ein Wort über Ihr aufgelöſtes Verhältnis. Als Sie die Bitte an mich richteten, darüber mit niemand zu reden, faßte ich gleich die Anſicht, die ich auch noch jetzt habe, unter der ich mein Verſprechen gab und es halten will: daß es für mich eine heilſame Zucht ſei, über dergleichen nicht viel zu ſprechen, daher gut, daß ich es mir hier ein für allemal abſchnitte, daß es aber nicht recht ſei von Ihnen, mir ein ſolches Verſprechen abzunehmen. Hätten Sie mich ernſt gewarnt, nicht lieblos und leichtſinnig, mit loſem Geſchwätz über eine Sache herzufahren, die einem bedrängten Bruderherzen ſo viele Thränen gekoſtet, ſo würden Sie ganz recht gehabt haben; nicht ſo, da Sie überhaupt jedes Urteil darüber ſich verbaten. Gottes Wege ſind ſchmal, aber gerade und einfältig, und nie werde ich glauben, daß er ſo unüberſteigliche Skandala (Ärgerniſſe) uns in den Weg ſtreute, daß er ſolche unauflösliche Widerſprüche in ſeine Führungen einwebte — hier kann und werde ich nie das von Ihnen gewünſchte Vielleicht anhängen. Ich bin und bleibe feſt überzeugt, daß bei einem tiefergehenden *μὴ ἑαυτῷ ἀρέσκειν*" (nicht Gefallen haben an ſich ſelber), „bei einem völligen Hineinbegeben in die entire dependance" (völlige Ergebung) „aus dem Selbſtgefühl heraus ſich alles würde anders geſtaltet haben. Daß aber im einzelnen vieles in dieſer Sache ſein mag, was meinem Auge entgeht, und was einigem ein ungünſtigeres Licht giebt, deſſen Entſtehung ich nicht finden kann, glaube ich gern, und des Heilandes Demut und Liebe ſoll mich oft bei dem Gedanken an Sie beſchämen, und meine Blindheit mir nicht aus dem Gedächtnis kommen. Darum iſt die Zucht heilſam, die Sie meinem Flattergeiſt aufgelegt haben; auch werde ich die Andeutungen von etwas Verborgenem, Ungeheurem zu vermeiden und mich mehr mit dem Poſitiv in allen Stücken zu befreunden ſuchen."

„Übrigens bleibt es bei meinem Dezemberbeſuch, den ich, wenn Sie es wünſchen, gern auf drei bis vier Tage ausdehnen will, und über den ich, ob er auf der Hinreiſe (den 2. etwa),

oder auf der Rückreiſe geſchehen ſoll, ſpäteſtens in ſechs Wochen Ihre Beſtimmungen erwarte. — Barmherzig, gnädig, geduldig ſein, — heilen, ſtillen, tröſten — iſt Seine Luſt! In Ihm Ihr Bruder Otto von Gerlach."

Tholuck antwortete auf dieſen Brief mit einem Schrei nach Erbarmen und tieferem Mitgefühl, das freilich einem von lauter Freundlichkeit und leichten Wegen ſo Verwöhnten, wie Gerlach, ſchwerer werden möge, als andren. Sofort kam folgende Erwiderung zurück:

„Wittenberg, 10. Oktober 1826. Mein innig geliebter Bruder! Ich kann es nicht laſſen, gleich nach Empfang Ihres Briefes meinem letzten einige Zeilen nachzuſenden, die ohnehin ihm noch folgen ſollten. Denn obwohl ich nichts geſchrieben habe, was ich jetzt zurücknehmen könnte, ſo ſagte er doch nicht ſo, wie ich es nachher wünſchte, wie ſehr ich Sie lieb habe, wie innigen, herzlichen Anteil ich an Ihrer Lage nehme, wie ſchwer mir der Kampf wurde, der ſich in das Nein endete. Mein armer, lieber Tholuck, halten Sie den reichen Mann, der alle Tage in Herrlichkeit und in Freuden lebt, nicht für ſo unbarmherzig, daß er den armen Lazarus vor der Thür liegen ließe. Er hört Moſen und die Propheten, ja Moſis und der Propheten Herrn, der ihn täglich mit Gnade beſchämt und überſchüttet, daß er nicht weiß, was er ſagen ſoll, und möchte all ſeinen Purpur und köſtliche Leinwand von Herzen hingeben, wenn dem Armen damit gedient wäre. Ach, dieſes fortgehende irdiſche Wohlgefühl, mit dem ich nun ſchon ſeit zehn Jahren ſo überfüllt worden bin, es iſt zwar nicht geeignet, mein hartes, kaltes Herz in Ihre Lage zu verſetzen und ein Mitweinender meinem inniggeliebten Herzens-Tholuck zu werden. Dennoch aber iſt es ja ein Herr, der Sie in den Staub drückt unter der Laſt des Kreuzes, wie er auch darunter erlag, und der mich ſo leicht durchs Leben führt und mir für künftige Zeit noch das Kreuz aufhebt. Dennoch will Er, daß auch wir Eines ſeien, gleichwie Er und der Vater Eines ſind, und Preis Ihm, daß ich empfinden kann, daß Sein Wille unſre Seligkeit iſt, daß ich auch Sie nicht ohne Mitgefühl ſehen kann, und Seine Liebe mich treibt, Sie zu lieben! — Ach, wie ſchwer trage ich an meinem Glücke! .... wie ſehne ich mich

oft nach einem Pfahl ins Fleisch, der mich demütigte, nach einem Führer in finstere Thäler, wo ich Gottes Wege tiefer kennen lernen könnte, als auf dieser Oberfläche! Aber nicht Führungen und Wege sind es ja, die wir uns wünschen sollen, nur Einen Wunsch soll unser Herz haben und hat ihn dem Anfange nach, und da stimmt mein Herz aus seinem Glücksleiden heraus doch mit Ihrem geängsteten Geist zusammen."

Dann bittet er noch um Beratung für seine Lizentiatenarbeit über die Sünde, bei der ihn die „Buchgelehrsamkeit" Heubners so ganz im Stiche lasse, und fügt hinzu: „Welch ein Magnet sind Sie mir auch darin immer gewesen! Auch bei meinem letzten Besuche bei Ihnen sehnte ich mich darum so stark nach Ihnen, weil Sie ja auch nie Buchgelehrsamkeit als Selbstzweck behandeln, sondern studieren, um zu leben, nicht leben, um zu studieren." —

Daß übrigens die Familie Schmalz mit friedfertigerem Sinne über Tholuck urteilen lernte, beweist der Anfang eines Briefes vom 2./12. Oktober 1827 von Busch aus Dorpat, dessen Fanny „mit Wehmut aber herzlich" grüßen ließ. Mit ihm wollen wir dieses Kapitel beschließen. Busch schrieb: „Mein von Herzen geliebter, teurer Tholuck! Wie lange es mir auf dem Herzen gelegen, an Dich zu schreiben, weiß Gott, und ich brauche Dich nicht zu erinnern, was mich dennoch immer nicht dazu kommen ließ, hätte mir wohl auch über der Vorstellung das Herz brechen mögen, daß durch ein andres und späteres, es aber doch so nahe berührendes, auch unser Verhältnis vielleicht für immer zertrümmert sei, — dem ich, durch Jesu Gnade, so unendlich viel mehr Segen für mein zeitliches und ewiges Wohl verdanke, als ich es aussprechen kann. — Ich bitte Dich aber fest zu glauben, daß ich Deiner nie anders, als mit den schmerzlich-süßen Gefühlen wehmütigen Dankes gegen den Heiland gedenke, der mich einst so unmittelbar in Deine offenen warmen Liebesarme führte, die Er in Ewigkeit auch dafür segnen wolle, mit Seinem besten Segen! — Ich kann Dir nicht sagen, wie so sehr wohl es mir thut, so wieder zu Dir reden zu können, nachdem mir nun eben alle

hemmende Rückſicht dabei auf andre dadurch genommen iſt, daß ich von der Seite freiwillig dazu aufgefordert bin, von der mir doch allerdings erſt die Erlaubnis kommen mußte, wenn ich Dir zuerſt wieder ſchreiben wollte. ‚Es wäre‘ — ſchrieb mir die teure Seele — ‚ihr doch gar zu ſchmerzlich geweſen, wenn, um ihretwillen, auch wir ſollten auseinander geriſſen ſein, und ich möge ſie von der Angſt darum befreien.‘“

Zweites Kapitel.

Neue Arbeiten und neue Kämpfe.

Auf der Rückreise nach Halle begleitete also, wie wir berichtet haben, der Justizrat Focke seinen Freund, um ihm über die ersten Tage der Einsamkeit hinwegzuhelfen. Aber kaum hatte Focke den Rücken gekehrt, so begannen auch schon wieder bei Tholuck die trüben Gedanken. Am liebsten wieder eine Professur in Berlin! Keinenfalls ein neuer Sommer in Halle; — wenn ein solcher noch erlebt werden sollte, dann nur in der Schweiz oder in Italien! Zuletzt der Ausruf: „Nichts ist mir wert als (hier steht im Tagebuch ein gemalter Totenkopf). Utinam!“

Doch halfen allmählich über diese hypochondrischen Anwandlungen die Besuche vieler Freunde hinweg, die gerade jetzt sich häuften. Das „liebe Krummachergesichtchen“ tauchte mit einemmale aus einer in der Brüderstraße haltenden Kutsche vor Tholuck auf; Julius Krummacher, der jüngste Bruder von Friedrich und Emil, der Tholuck bei der ersten Übersiedelung nach Halle begleitet und dann in Berlin weiter studiert hatte, war zu dem Entschlusse gekommen, noch ein neues Semester dem Freunde zu weihen. Otto v. Gerlach kam bereits Ende Oktober, statt im Dezember, auf mehrere Tage; Franz Zahn, der sich in Weißenfels am Seminar auf sein Examen vorbereitete, Anfang November; Professor Heinroth mit Studiosus Voigt aus Leipzig blieben gleichfalls einige Zeit in Halle, und ersterem zu Ehren gab Tholuck im „Kronprinzen“ eine größere Gesellschaft. Um seinem körperlichen Leiden entgegen zu wirken, nahm der junge Professor in der Universitätsreitbahn sogar Reitstunde und hielt monatelang an dieser ritter-

lichen Übung fest, in deren Verrichtung wir uns freilich den „Herrn Rat“ der späteren Zeiten nur schwer vorstellen können. So begann auch wieder die Arbeit besser von statten zu gehen. Regelmäßig um fünf wurde aufgestanden und bis zehn oder elf Uhr morgens ohne Unterbrechung am Studiertisch ausgehalten. Der Umgang mit den Studenten blieb, wenn auch einstweilen nur in bescheidenerem Umfange, doch nicht ohne Segen; im Tagebuche tauchen wieder Namen auf, Jacobsen, Ehlers, Hölly, Steiger, und ein Brief an den Baron v. Kottwitz meldet: „Mein teuerster Vater! Ich habe hier die kleine Gemeinde — Dank sei dem Herrn — frisch und lebendig wiedergefunden. Gleich bei meiner Ankunft erzählte mir einer, der mich zuerst sah, ganz kindlich: ‚Es ist auch noch einer seitdem hinzugekommen, der auch scheint Christ werden zu wollen. Er ist schon lange sehr betrübt gewesen, dann hat er zu Lasius, einem christlichen Studenten, gesagt, er sei über seine Sünden betrübt, er wüßte nicht, wie ihm die vergeben werden könnten, er sollte ihm doch einmal sagen, was er jetzt zu thun habe; das Beten helfe ihm nicht, denn er könne nicht beten. Nun hat Lasius nicht gewußt, ob er mit ihm beten solle oder nicht. Endlich hat er sich ein Herz gefaßt und ist niedergefallen und hat mit ihm gebetet. Da ist's dem Lasius so geworden, daß dem andren gewiß alle Sünden vergeben wären, und er ist freudig aufgesprungen und hat ihm gesagt, seine Sünden seien ihm gewiß vergeben. Der andre ist auch gleich sehr vergnügt gewesen und ist ihm um den Hals gefallen. Und jetzt, scheint mir, ist der Mensch ganz verändert.‘ Ich erzähle es in der sancta simplicitas-Form wieder, in der er es mir erzählte. Ja, Gott zeigt sich wirksam, und ich stehe und sehe zu. — Ein sehr angelegener Wunsch ist mir, daß, wenn mein geliebter Krummacher mich wieder verläßt, ich einen Berliner Bruder wiedererhalten möge, der mir und den hiesigen christlichen Studenten das gewährt, was Krummacher gewährte. Dieser liebe Jüngling ist eine recht schöne Pflanze im Garten Gottes. — Der Herr helfe mir Einsamem und gebe mir Gesundheit am äußeren und inneren Menschen. Ich fühle, daß wenn der äußere Mensch erkrankt, auch der innere siech wird. Doch es hat alles sein Ziel.“

Auch in den Vorlesungen glückte es Tholuck weiter. Er hatte in der „Christlichen Ethik“ 175, in der „Encyklopädie und Kenntnis der theologischen Bücher“ 67, in dem Publikum über „schwere Stellen der vier Evangelien“ 284, und im theologischen Seminar 16 ordentliche und 8 außerordentliche Zuhörer. Trotz des allmählich wiederkehrenden größeren Wohlbefindens konnte er sich aber dennoch nicht entschließen, über Weihnachten in Halle zu bleiben. In einem Zeitraume von sieben Monaten kehrte er zum drittenmale nach dem geliebten Berlin zurück! Prediger Ziehe an der Garnisonskirche hatte ihn eingeladen, bei ihm Quartier zu nehmen, und mit herzlicher Freude erquickte sich der „Einsame“ an dem Treiben der frischen drei Kinder des Hauses, die ihn oft in ihre unschuldigen Spiele hereinzogen, und deren kindliche Frömmigkeit ihn zu der Tagebuchsnotiz veranlaßte: „Die Beistimmung reiner Kinder zur christlichen Wahrheit ist der Beistimmung eines Philosophen gleich.“ Daß Tholuck aber auch hier eine Mission vollzog, beweist ein Brief von Ziehe an den Heimgekehrten, in welchem es heißt: „Der erste Dank, welchen ich Ihnen schuldig bin, gebührt dem stillen, verborgenen Eindruck, den Ihre Anwesenheit auf meine Frau gemacht hat. Das nehme ich an zwei Kennzeichen wahr, 1. daß sie Frömmigkeit und Heuchelei nicht mehr für gleichbedeutend nimmt, und 2. daß sie noch vor kurzem es aussprach: ich weiß, ihr meint es gut mit mir und wollt mein Glück für immer.“

Ganz besonders fruchtbar wurde in diesen Ferien der Verkehr Tholucks mit Kottwitz, Hengstenberg und Neander. Das bloße Anschauen des Barons war ihm eine „Erbauung“, wenn derselbe sein Schmerzenskind „mit seinen heiligen Augen anleuchtete und dankbar war, daß es ihm noch immer die Liebe erhalten hatte“. Hengstenberg imponierte Tholuck durch seine Entschiedenheit, die doch mit Liebe gepaart war, und dem viel Angefochtenen that es wohl, daß auch Hengstenberg „nicht ohne Leiden war“. In den Gesprächen mit Neander aber reiften Anschauungen, deren klares Hervortreten für Tholuck selbst sich als epochemachend darstellte.

Wir haben in der Besprechung des Tholuckschen Buches von der Sünde hervorheben müssen, wie dürftig die Ausführun-

gen des Verfassers über den Begriff der Versöhnung waren. Die Veranstaltung des Erlösungswerkes von seiten Gottes konnte nach Tholuck eigentlich wegfallen, wenn die Sünder sich nur zu dem Mute der Überzeugung emporzuschwingen vermöchten, daß Gott ihnen dennoch gnädig sein wolle. Jetzt gründete Tholuck tiefer; die von Neander berührten Punkte fanden eine Anknüpfung in reicheren eignen Erfahrungen und halfen ihm darum zu einem klareren Verständnisse wichtiger Gedanken. Ja wir dürfen wohl sagen: so tief aus dem sittlich-religiösen Bewußtsein heraus und so klar hatte überhaupt damals noch kein Dogmatiker in diese Dinge hineingeleuchtet. Tholuck schrieb sich folgendes über diese bedeutsamen Erkenntnisfortschritte nieder:

„Als ich mit Neander über die Erlösung sprach, kam er darauf, daß das heilige Leben des zweiten Adam nur die aktive Seite in der Erlösung sei. Um sie zu realisieren, mußte Christus aber auch die Übel über sich nehmen, die einmal in der Menschheit waren. Als Übel konnte er sie nicht empfinden, weil er keine Sünde hatte; aber da er sie einmal trug, fühlte er sich in sie als in ein Verschuldetes hinein, um so ganz den Zustand der Menschen zu erfassen. Meine frühere Ansicht vom Knüpfen der Vergebung an den Tod ist mir jetzt zu begrifflich; ich muß etwas für die Anschauung haben, und in dieser muß ein Zusammenhang mit meinen andren Anschauungen sein. Deshalb kann ich mich aber auch dabei nicht begnügen zu sagen: es ist ein absolutes Geheimnis. Ich habe bis jetzt an jedem Dogma, an dem Sündenfall, aber auch selbst an unsrem Einssein mit Adam eine Seite für die Anschauung entdeckt. Mithin scheint jeder Glaube eine Anschauung in sich zu schließen, also auch der Glaube an die Erlösung. Finde ich diese Anschauung der Erlösung am spätesten, so ist es kein Wunder, weil der Erlösungsbegriff der tiefste. Jenes Neandersche gibt nun eine Anschauung, allein das sich ‚Hineinfühlen' steht so unmotiviert. Auch tritt dabei doch das Moment des Todes so zurück. Daß aber die Apostel immer nur per synekdochen" (Vertauschung von Teil und Ganzem) „vom Tode als versühnend reden sollten, will mir doch zu nüchtern erscheinen. Wie wäre es, wenn wir

den Satz zu Grunde legten: in der moralischen Weltordnung muß notwendig auf jede Sünde Übel folgen. Dies Bewußtsein ist so tief, daß der reuige Übelthäter doch nach innerem Gefühle den Tod fordert. Wenn wir nun den Satz hinzunehmen: die ganze Menschheit ist Einer; so ist es gleich, auf welchem Punkte der Menschheit das Übel getragen wird.*) So ist objektiv die Schuld getilgt, und der Mensch braucht es sich nur subjektiv anzueignen. Ich hatte hier nur zu untersuchen, was ich selbst aufstelle: sobald die Besserung eintritt, ist die Seligkeit da zugleich mit der Heiligkeit; es sei undenkbar, daß Gott dann Übel verhängen könne. Allein, muß ich mir nun sagen, aus Gottes Anschauung kann niemals das Frühere ausgetilgt werden. Was war, das ist auch für ewig bei Gott; Gott sieht den Menschen ewig als Sünder. So können wir uns auch nicht denken, daß der Mensch das Bewußtsein, daß er Sünder war, verlöre. Ist nun Gottes Heiligkeit ebenso wahr als seine Liebe, so muß er auch den Menschen ewig als gewesenen Sünder hassen. Und ist das sittliche Bewußtsein recht im Menschen erwacht, so muß er ewig über seine geschehene Sünde Leid empfinden, ewig das Bewußtsein des Mißfallens Gottes tragen, also ewig unselig sein. Nun schaut aber Gott die Menschheit als Eines an. Es kommt also nur darauf an, daß die Schuld an einem Punkte getragen sei, so sieht Gott auch im ganzen Geschlecht nur das von der Schuld befreite. Da aber Gott gleich bei der Schöpfung des Menschen auch bis in alle Ewigkeit hinaus die Entwickelung des Menschen überschaut, so erkennt er auch schon bei dem Falle die Erlösung. Was also irgend Gott seit dem Falle der Menschen Gutes gethan, hat er ihnen nur gethan als denen, deren Schuld getilgt ist. Fragt man nun, wie Christus die Schuld

*) Es wird dem Leser nicht entgehen, daß hier trotz aller Großartigkeit der Anschauung doch ein Punkt noch übersehen wird. Das Willkürliche darin, daß gerade Jesus die Sündenstrafe trägt, ist noch nicht beseitigt. Es fällt erst hinweg, wenn man daran denkt, daß Jesus als Logos eine zentrale Stellung einnimmt und in dieser Stellung für die Ganzheit eintreten kann. (Joh. 1, 4 u. 14.)

trug, so kann man allerdings sagen, indem er sich gerade in den letzten Kämpfen und in seinem Tode hineinfühlte in die ganze Masse der Sünde und des Verderbens der Menschen, welches in dem Übel sich kund gab. Dieses aber darf dann nicht als ein zufälliges Mitleiden betrachtet werden, sondern als notwendige Veranstaltung Gottes."

„Ich möchte eine neue Ära meiner Theologie von diesem Zeitpunkte an beginnen. Wie vieles löst sich mir nun! Habe ich nicht immer gefühlt, daß ich mit der Heiligkeit Gottes im Verhältnis zur Liebe nicht recht auskommen könnte? Beide Eigenschaften sind gleich wahr, und doch hob ich jene immer in dieser auf. Ist mir nun nicht das Eli Eli lama sabachtani klar? Bin ich nicht ausgesöhnt mit Zinzendorfs und Luthers Terminologie? Der Hauptsatz ist der: jede Sünde ist der Strafe verfallen. Das liegt notwendig in der Idee der Heiligkeit."

Wie wenig der in der Anmerkung angedeutete Gedanke, daß Christus als der ewig persönliche und in die Zeit eingetretene Logos unsre Sünden trug, in Tholucks damaligem, freilich auch in dem Denken der ganzen Zeit, einschließlich Neanders, seine Verwertung fand, das zeigt folgende, im Tagebuche sich sogleich anschließende Reflexion: „Der Logos hat die Menschen stets schon vor Christi Ankunft erleuchtet. Folglich ist er nicht von oben herab auf den Menschen Jesus herniedergekommen. Sondern wie der Logos in den Menschen hervortrat in ihrer religiösen Anlage, so trat er in Christo absolut hervor. Mithin ist der Logos nichts als das Göttliche in allen Wesen. Also muß der Pantheismus ganz wahr sagen, daß der Sohn Gottes die Welt ist. Denn das Schaffen der Welt ist eben ihr Hervortreten durch den Logos aus dem Urgrunde. Der Logos ist der ideale Lebenskeim aller Wesen." —

In die Stimmung Tholucks nach seiner Rückkehr von Berlin läßt uns ein Brief vom 18. Januar 1827 an den alten Breslauer Freund Radecke in Wernigerode einen Blick thun. Er diene als Zusammenfassung der verschiedenen Fäden, die wir aus dem Hallischen Leben in dieser Zeit aufgewiesen haben. Tholuck schreibt: „Du hast, mein innig Geliebter, die Güte

gehabt mir einige Zeilen zuzuschicken. Ich kann es, obgleich viele andre Sachen auf mich warten, nicht über das Herz bringen, darauf zu schweigen. Der Grund, warum ich überhaupt seit zwei Jahren gegen meine Freunde wortkarger wurde, lag freilich in den angewachsenen Geschäften; indes in Halle sind diese wirklich nicht so erdrückend. Jetzt ist die vielfache Lähmung meiner Thätigkeit durch die Siechheit die vornehmste Ursache davon. So viele Stunden des Tages bin ich zur Unthätigkeit genötigt."

„Du bist mir Bruder, Freund, Jugendfreund. Gegen Dich muß ich also zunächst über das reden, worüber Du am meisten Aufschluß begehren wirst. Aber eine detaillierte Entwickelung muß einer früheren oder späteren mündlichen Mitteilung aufbehalten werden. Hier nur dies. Es ist der schwerste Schlag in meinem inneren und äußeren Leben gewesen, daß ich auf Adele durch äußere Führung gewiesen schien, und, nach allen Bitten von ihrer und meiner Seite, ich sie nicht lieben konnte. Noch wäre ich ungewiß geblieben, noch hätte ich nicht selbst zerrissen, was, wie ich glaubte, durch Gott herbeigeführt war. Indes, ehe es zum Schlusse kam, erfolgte eine Mitteilung an die Mutter, und diese sprach das Urteil. In meinem Verhältnisse zu Gott hat dies viel geändert. Die Kindlichkeit ist fort, mit der ich sonst bitten und hoffen konnte. Aber ergeben bin ich. Könnte ich nur selbst noch von dem Leiden der Armen etwas auf mich nehmen! — Dir hat Gott gegeben, was Du batest. Es sei Dir gesegnet, ich drücke Deinen Schatz an Dein Herz, auch wenn dabei meine Thränen fließen. Le grand célibataire du monde! O mein Herz kennst Du, welcher Glut des Liebens es empfänglich ist, und ist — allein! In Halle habe ich auch keinen Freund. Christliche Männer sind hier nicht, bloß Guericke, der mir ein lieber Bruder ist, aber kein Freund sein kann. Denn daß dies noch auf individuellen Eigenschaften beruht, weißt Du ja auch. Übrigens hat Gott — ich kann nicht sagen zu meinem Wirken sich bekannt — aber, ohne mein Wirken, unmittelbar sich bezeugt. Seit November ist eine schöne Zeit gewesen. Etwa fünfzehn Jünglinge haben in inniger Liebe und mit Bezeugung des Geistes sich unter einander für den Gekreuzigten verbunden. Ein lauterer, reiner

Geiſt beſeelt ſie. Darunter auch einige an Talent ausgezeichnete Menſchen, die dem Pantheismus anheimgefallen waren, als der Rationalismus ihnen nicht mehr genügte, und nun in der Thorheit Gottes ihre Weisheit gefunden haben. Ohne irgend mein Zuthun haben ſie ſich unter einander verbunden und ſind auch reich an allerlei guten Werken. Das hat mein Herz hoch erhoben. Ich habe dabei geſtanden und mich gefreut, als ich des Bräutigams Stimme hörte."

„Anfeindungen erfahre ich gar nicht; wenigſtens keine, die ich weiß. Am ſchwerſten drückt mich, wenn es kommt, körperliches Leiden, weil es bei mir von der Art iſt, daß es darin auch den Geiſt mit ſchrecklichen Ketten feſſelt. Seit Oktober ſind es indes bloß Tage geweſen, wo ich litt. Ich darf hoffen, daß mir der Herr die Verſündigungen vergeben wird, deren ich mich dann ſchuldig mache. In geſunden Tagen bin ich froh und erhalte Glauben geſchenkt, auch etwas Liebe."

„Für Deine Sophie" (die Reichs waren Verwandte des Dompredigers Rienäcker in Halle) „bemerke ich, daß ich vielfach verſucht habe, mich Rienäckern zu nähern. Ich habe ihn eingeladen, er hat es nicht erwidert. Wenn ich mit ihm ſprechen wollte, antwortete er ausweichend. In den Predigten ſpricht er ſehr häufig gegen den Myſticismus, das düſtere Chriſtentum, die Schwärmerei."

„Nach Wernigerode will ich einmal in der guten Jahreszeit kommen, in Pfingſten. Im Weihnachten war ich zu meiner ſehr großen Erquickung in dem teuerſten Berlin, wo mein Herz weilt — doch ohne alles Murren, daß ich nicht dort blieb. Wäre ich nur geſund, ſo wollte ich die Einſamkeit mir auch ſüß ſchmecken laſſen. Habe ich doch die teuren Berliner ſo nahe — das iſt mir viel wert. Auch das Bewußtſein, daß Du Teurer! ſo nahe biſt, iſt mir Troſt, auch wenn ich Dich nicht ſehe. Kann ich doch, wenn es mir einmal ſo ſchwer iſt, kommen. Erhalte Du mit der Deinigen mir nur das Herz offen als dem Armen, Gebeugten, Einſamen."

„Ich empfehle mich der Liebe Deiner Sophie und ihrer verehrten Mutter, unſrem geliebten Seegemund, auch dem innig geliebten Günther und Friedrich, und, wenn es paſſend iſt, auch Deiner gräflichen Familie. . . . ."

„In dem, welcher die Troſtloſen tröſtet und der Armen Reichtum iſt, ewig und innig verbunden Dein A. Tholuck.“ —

In den erſten Monaten des Jahres 1827 brachte nun Tholuck ein Werk zu Ende, an dem er gleich von ſeiner Überſiedelung nach Halle zu arbeiten begonnen hatte, und das wieder, wenn man an die vielen Pauſen denkt, von denen wir berichtet haben, in auffallend kurzer Zeit zu ſtande gekommen iſt: ſeinen Kommentar zu dem Evangelium Johannis. Von jeher hatte ihn gerade das Johannesevangelium angezogen, mit ſeiner „das Ganze durchziehenden Gleichmäßigkeit des Tones, ſeiner heiligen Ruhe und Beſonnenheit, der erhabenen Einfalt, der ſteten Vereinigung eines heiligen Ernſtes mit einer heiligen Milde, und ſeine tiefe Innigkeit der Liebe“ (Tholuck, in der „Einleitung“, S. 15). Der Vorbeſitzer des von mir benutzten Exemplars der erſten Auflage dieſes Tholuckſchen Kommentars, der weiland württembergiſche Hofkaplan und Oberkonſiſtorialrat Stirm, Verfaſſer der von Tholuck ſo oft an junge Studenten empfohlenen „Apologie des Chriſtentums“, hat dem Buche als Motto den Vers einer mittelalterlichen Hymne vorgeſchrieben:

Volat avis sine meta
Quo nec vates nec propheta
Evolavit altius.

Tam implenda, quam impleta,
Numquam vidit tot secreta
Purus homo purius.[1])

(Sieh zum Licht den Adler fliegen,
Höher als ſonſt je geſtiegen
Dichter und Prophete war.

Niemals ſah ſo tief Verhülltes,
Jetzt und künftig erſt Erfülltes
Ein ſo reiner Menſch ſo klar.)

Auf den „hohen Flug“ des Johannes mit den Alten aufs neue aufmerkſam zu machen und den (durch Dr. Bretſchneider in Leipzig in ſeinen „Probabilia de evangelii Johannis indole et origine, Lips. 1820“ ernſtlicher begonnenen) Beſtreitungen der Echtheit des vierten Evangeliums eine beſonnene, für den apoſtoliſchen Urſprung eintretende Verteidigungsſchrift entgegenzuſtellen, war Tholucks Zweck bei dieſer Arbeit. Wohl hatte ſchon Lücke von poſitivem Standpunkte aus einen zweibändigen

Johanneskommentar erscheinen lassen (Bonn, 1820 u. 1824), dessen Wert Tholuck wohl zu schätzen wußte. In seinem eignen Buche sagte er darüber (S. 41): „Der harte Tadel, welchen der erste Band dieses Lückeschen Werkes bei seinem Erscheinen erfuhr, wäre gewiß nicht so unbedingt wegwerfend gewesen, wenn nicht die christliche Gesinnung des Verfassers die Fehler in einem ungünstigeren Lichte hätte erblicken lassen. In dem zweiten Bande ist mit Recht das große exegetische Talent, das gründliche Studium der Hilfsmittel und die Unbefangenheit des Urteils anerkannt worden." In der siebenten Auflage seines Kommentars aber spricht sich Tholuck auch über die Mängel des Lückeschen Werkes etwas rückhaltloser aus; es wird darin vermißt (S. 59) „die Berücksichtigung einer größeren Anzahl von Vorgängern, namentlich der Reformatoren, mancher der selteneren Hilfsmittel; die Unabhängigkeit von Gunst und Ungunst: Auslegungen, welche in den Kirchen fast aller Konfessionen die herrschenden gewesen, z. B. die Erklärung Joh. 3, 5, werden nicht einmal einer Prüfung wert gehalten; ferner wird selbständige sprachliche Forschung vermißt und tieferes Eindringen in den Gedanken."

Nach allen diesen Richtungen hin bezeichnet die eigne Arbeit Tholucks einen entschiedenen Fortschritt. Außerordentlich reich ist wieder die herangezogene ältere Litteratur der Kirchenväter und Reformatoren, die in den späteren Auflagen aus entlegeneren Werken immer noch vermehrt wurde. Wenn der Verfasser auf manche einzelne Punkte in der Exegese nicht so ausführlich einging, wie z. B. in seinem Kommentar zum Römerbriefe, so hing das mit dem ursprünglichen Plane dieser Arbeit, die auf einen geringeren Umfang bestimmt war, zusammen. Die Vorrede zur ersten Auflage spricht sich folgendermaßen darüber aus: „Schon vor mehreren Jahren hatte ich beabsichtigt, Auszüge aus den exegetischen Werken der Kirchenväter und Reformatoren über das Evangelium Johannis herauszugeben, da die Arbeiten der Alten gerade über dieses Evangelium zahlreich und schätzbar sind. Ich wünschte auf diese Weise das exegetische Quellenstudium zu befördern. Da indes die hermeneutischen Grundsätze der alten Ausleger nicht immer richtig sind, so wären die exegetischen Irrtümer in Anmerkungen zu bemerken und die

richtigeren Erklärungen an die Stelle zu setzen gewesen. Hierdurch wäre aber das Werk sehr ausgedehnt und die Aufmerksamkeit mehr auf die Geschichte der Hermeneutik als auf die Auslegung selbst geleitet worden. Es entstand daher der Entschluß in mir, einen eignen gedrängten Kommentar zu liefern, mit Aushebung der vornehmsten Stellen der älteren Ausleger im Original, wie ich dieses — obwohl in ausgedehnterem Umfange — in meinem Kommentar zum Brief an die Römer gethan habe."

Wie sehr der Johanneskommentar — der nach der Vorrede hauptsächlich „ein Handbuch für angehende Theologen" sein sollte, — einem allgemeinen Bedürfnisse entsprach, bezeugt die Thatsache, daß schon im nächsten Jahre eine zweite, in dem Zeitraume von zehn Jahren aber fünf Auflagen nötig wurden. Erschienen von 1837 bis 1857 nur noch zwei weitere, und seitdem keine neue Auflage mehr, so spricht das nicht gegen die ursprüngliche und nachhaltige Bedeutung der Tholuckschen Arbeit; für die neueren Ausleger hat die seinige eine wohlverwertete Grundlage gebildet. Der vorzügliche Kommentar von D. Godet in Neuchâtel z. B., das Beste, was über das Johannesevangelium geschrieben ist (die erste Auflage von 1863, die deutsche Bearbeitung von 1876 und 78) weist häufig auf Tholuck zurück; die ebenso einfache wie treffende Einteilung des Johannesevangeliums, die Godet gibt, und von welcher die Auffassung des ganzen Planes dieser neutestamentlichen Schrift abhängt, ist im Grunde nur eine Ausführung dessen, was Tholuck über „die Komposition" des Evangeliums gesagt hat (7. Auflage, S. 12—14).

Dieses erste Werk nach seinem Weggange von Berlin widmete Tholuck „zum Zeichen seiner innigen, dankbaren Verehrung" dem in den Weihnachtsferien ihm wieder so lieb gewordenen D. Neander. „Schon längst fühlte ich," so lautet die Zuschrift, „es als eine teure Pflicht, Ihnen, mein hochverehrter Lehrer und Freund, ein öffentliches Zeichen meiner Verehrung zu übergeben; und was hätte sich mehr dazu geeignet, als eine Arbeit über dasjenige biblische Buch, welches Sie mich durch Ihr Leben und Lehren verstehen gelehrt haben. Wenn daher diese Arbeit dazu dienen sollte, den einen oder den andren tiefer in das Verständnis dieses εὐαγγέλιον πνευματικόν"

(geiſtlichen Evangeliums) „einzuführen, ſo gebührt Ihnen der Dank, und ich lege ihn gern im voraus vor Ihnen nieder. Möge derjenige, der bis hieher, wider menſchliches Erwarten, in der gebrochenen irdiſchen Hülle Ihnen den Geiſt erhalten hat, welcher ſo vielen ein himmliſcher Wegweiſer geworden iſt, — zum Zeichen, daß die Kraft nicht von Menſchen iſt, ſondern von Gott — Sie noch lange ſtärken zur Verherrlichung Seines Namens! — Halle, den 28. Februar 1827. A. Tholuck."

Zur weiteren Erläuterung dieſer Dedikation an Neander ſtehe hier noch eine ſpätere Erklärung Tholucks über die Entſtehung ſeines Buches aus einer Verteidigungsſchrift gegen die rohen Angriffe*) des Roſtocker Profeſſors Fritzſche*): „So wie zur Entſtehung des Kommentars zu dem Briefe Pauli an die Römer Melanchthons Loci, ſo hat zu dieſem das Studium der Neanderſchen Vorleſungen über den Johannes Veranlaſſung gegeben. Ich wurde bei demſelben ſo lebendig von dem Gedanken ergriffen, wie viel eine gedrängte Auslegung in dieſem Geiſte der theologiſchen Jugend nützen könnte, daß ich mich ſofort zu der Abfaſſung eines Kommentars über das Evangelium entſchloß. Abſichtlich machte ich mich damals von der Exegeſe jenes verehrten Mannes ſo abhängig, daß ich mich mehrfach ſelbſt an ſeine Worte band. Ich hatte nämlich ſo viele Beiſpiele von dem tiefen Eindruck, den die Neanderſche Exegeſe gerade dieſes Evangeliums auf empfängliche Jünglinge gemacht hatte, vor mir, daß ich das ganze Kolorit derſelben beizubehalten wünſchte. Ich erklärte daher auch in dem Vorworte, ‚daß Neander mich dieſes Evangelium erſt habe verſtehen gelehrt, daß alle Frucht und aller Segen, den mein Buch ſtiften könne, auf ihn zurückzuführen ſei.' Merkwürdig war nun, wie die Rezenſenten gerade das, was in meinem Kommentar Neandern am meiſten eigentümlich zugehörte, am heftigſten angriffen und ſich auch wohl darüber luſtig machten, ſo z. B. die Erklärung von Joh. 12, 29, über welche faſt alle Rezenſenten ſpotteten, welcher ich aber auch jetzt noch vollkommen beiſtimme."

Die Mängel, welche Tholuck ſelbſt an ſeinen exegetiſchen Arbeiten, zumal an dem Johanneskommentar, je länger je mehr fühlen lernte, hebt er in der genannten Schrift gleichfalls her-

*) vgl. das Nähere darüber im 5. Kap.

vor, und diese Selbstkritik ist allerdings eine treffende. „Ich mache," so sagte er a. a. O., S. 16 und 17, „zuerst die Anforderung an einen Ausleger der h. Schrift, daß er viel mehr, als es bei mir zur Zeit der Abfassung meiner Kommentare der Fall war, die heilige Schrift im ganzen durchgearbeitet und studiert haben müsse; ich habe noch viel zu sehr die Bibel aus fremdartigen Hilfsmitteln als aus ihr selbst erklärt. Ein sorgfältiges, ins Einzelne gehende Studium aller Schriften des Neuen Testaments, der Apokryphen und kanonischen Bücher des Alten Testaments müßte die Auslegung eines einzelnen neutestamentlichen Buches bei weitem gediegener machen. — Ein andrer Mangel an meinen exegetischen Werken ist der, daß ich mich, wie ich glaube, immer noch zu sehr in der Abhängigkeit von den Vorgängern bewegt und zu wenig mit eigner Forschung in die Tiefen des Schriftwortes versenkt habe. Es möchte ersprießlicher sein, wenn der exegetische Schriftsteller, ehe er mit der geziemenden Dankbarkeit gegen das Licht, was Gott in allen Zeiten erleuchteten Männern der Kirche geschenkt hat, den Reichtum andrer Kommentare in Anspruch nimmt, zuvörderst ganz unabhängig über den Sinn und Zusammenhang des Schriftstellers nachdächte. — Auch habe ich nicht diejenige Akribie der Auslegung angewendet, welche erforderlich ist, und durch welche ein Bengel, bei manchen Übertreibungen und Mißgriffen, doch auch vieles Gold zu Tage geschafft hat. Diese Akribie anzuwenden werde ich mich je mehr und mehr bestreben, wogegen ich auf jene Akribie von vornherein Verzicht leisten muß, welche darein etwas setzt, wie Herr Dr. Fritzsche thut, selbst nach einem Punktum des ꝛc., wenn es den Satz schließt, den Punkt nicht zu vergessen, der zur Bezeichnung des Endes des Satzes dient: ꝛc.. Auch wenn ich es anstrebte, würde ich in diesen Minutien nicht so genau sein können. — Diese und noch so manche andre Anklagen habe ich gegen mich selbst zu erheben. Verleiht mir Gott die geistige und körperliche Kraft, so hoffe ich, daß jene Mängel in andren Arbeiten weniger fühlbar sein werden. Immer aber werde ich mir bewußt bleiben, daß all unser Wirken und Wollen Stückwerk ist, und daß jedweder nur mit einem beschränkten Pfunde, dessen Mangelhaftigkeit durch das Mitwirken andrer ergänzt werden muß, der Kirche dienen kann." —

Die Osterferien 1827 sahen Tholuck schon wieder in Berlin. Mit Hengstenberg fuhr er zum Feste nach Radensleben auf Besuch der v. Quastschen Familie, und noch einmal ergriff ihn ernstlicher das Verlangen nach einer Verbindung mit der älteren Schwester der Hengstenbergschen Braut. Der Freund mußte mit Herrn v. Quast reden; aber dessen Standesüberzeugungen und die Bedenken wegen der voraufgegangenen Lösung des früheren Verhältnisses schoben der Verwirklichung des Wunsches einen definitiven Riegel vor.

Während dieses Berliner Besuches wurde zwischen Tholuck, Hengstenberg und Ludwig v. Gerlach auch eine Angelegenheit besprochen und geregelt, welche den Erstgenannten bereits seit drei Jahren beschäftigt hatte: die Herausgabe einer größeren, für das ganze evangelische Deutschland bestimmten Zeitschrift von entschieden gläubiger Richtung. Es ist ein Beweis für den Scharfblick und die Thatkraft Tholucks, daß er die Notwendigkeit eines solchen Blattes nicht nur erkannt, sondern bereits im Sommer 1824 die nötigen Schritte gethan hatte, es ins Leben zu rufen. Die unbedingte Herrschaft, welche noch immer der Rationalismus in der gesamten Presse Deutschlands ausübte, mußte vor allem gebrochen werden, wenn das weithin erwachende religiöse Leben aus den kleinen Kreisen der Frommen in die Stellung einer achtunggebietenden öffentlichen Macht gehoben werden sollte. Die von uns früher (I., S. 460, Anm. 10) erwähnten „Neuesten Nachrichten aus dem Reiche Gottes", die seit 1817 in Berlin erschienen, konnten als eine bloße Sammlung von Nachrichten aus den verschiedenen Gebieten der Missions- und christlichen Liebesarbeit das Bedürfnis nicht befriedigen. Auch die (Band I, S. 100 besprochenen) „Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit" (seit 1783) trugen denselben Charakter, und die „Christliche Zeitschrift für Christen, zur Beförderung des evangelischen Glaubens und Lebens", von Geh. Rat Hillmer (vgl. I, S. 464, Anm. 4) in Neusalz seit 1811 herausgegeben, diente fast ausschließlich der Erbauung. So faßte Tholuck, da die Darmstädter „Allgemeine Kirchen-Zeitung", die einzige (im Jahre 1822 begonnene) Wochenschrift, welche auf breiterer, auch wissenschaftlicher Grundlage beruhte, gleichfalls im Dienste des

Rationalismus ſtand, den Entſchluß, in Gemeinſchaft mit etlichen Freunden, eine poſitive Zeitſchrift zu gründen, die alle Erſcheinungen des öffentlichen Lebens im Geiſte des bibliſchen Chriſtentums beſprechen ſollte. Tholuck wünſchte den Namen eines erfahrenen, älteren und in weiten Kreiſen geachteten Mannes an die Spitze des Unternehmens zu ſtellen. So wandte er ſich an den Direktor des Wittenberger Predigerſeminars, D. Heubner, und es gelang ihm, denſelben für die Redaktion der beabſichtigten Zeitung zu gewinnen. Auf ſeinen wiederholten Reiſen nach Leipzig war er dem jungen Buchhändler Karl Chriſtian Tauchnitz, einem ernſten Chriſten, dem Sohne des Inhabers der Firma „Karl Tauchnitz“, in brüderlicher Freundſchaft nahe getreten. Es ſcheint, als habe derſelbe in Ausſicht geſtellt, ſelbſt den Verlag der projektierten Zeitſchrift zu übernehmen, falls ſein Vater ihm die nötigen Mittel dazu, da er noch nicht ſelbſtändig war, darreichen würde. In einem Briefe vom 10. Oktober 1824 berichtete nun der Freund über den Erfolg ſeiner Rückſprache mit dem Vater: „er ſagte auf meine Darlegung der Sache: ‚Ja‘; allein auf eine Weiſe, die ein künftiges ‚Nein‘ nicht ausſchließt.... So halte ich es nach reiflicher Überlegung für meine Pflicht als Freund und ehrlicher Mann, von der Herausgabe des beabſichtigten religiöſen Journals abzuſtehen und Dir dies jetzt, da es noch Zeit iſt, zu erklären. Es fällt mir dies ſehr ſchwer; allein ungleich härter würde es ſein, wenn ich, nach ſchon begonnenem Werke, den übernommenen Verbindlichkeiten hätte untreu werden müſſen. Über die Nützlichkeit des Unternehmens ſelbſt ſind meine Anſichten noch die alten, und nach Konſolidierung meiner äußeren Verhältniſſe, die, wenn es Gottes Wille, bald geſchehen kann, wird es mein ernſtliches Streben ſein, eine Unternehmung, an der ich ſchon ſeit Jahren mit Verlangen hing, zur Ausführung zu bringen. Vielleicht liegt nur Deine Londoner Reiſe noch dazwiſchen; doch kann ich freilich gar nichts beſtimmen, und es bleibt dir und Heubner auch das Recht unbenommen, wenn Ihr ſonſt wünſchtet, das Unternehmen mit Hilfe eines andren Verlegers zur Ausführung zu bringen ... Dein Wunſch, die Redaktion an Heubner zu übergeben, hatte mich nicht im geringſten irre gemacht, da ich überzeugt bin, daß Du aus Gründen handelteſt

und nur das thun würdest, was der Sache am förderlichsten sein könnte."

„Die Abbestellung der Zeitschrift durch Tauchnitz," schrieb Heubner am 17. Dezember 1824, als ihm das Nötige aus Leipzig gemeldet war, „kam mir erwünscht: ich hatte zu viel versprochen; jetzt in diesem Wintervierteljahr, wo die Witterung so ungünstig auf den Geist einwirkte, würde ich bei der Menge der Stunden (manchen Tag sieben!) nichts haben fördern können, und die wenigen mir noch bleibenden Stunden reichten nur notdürftig zur Vorbereitung."

Erst nach der Jubilatemesse 1826 trat Tauchnitz aus dem väterlichen Geschäfte und begründete ein eignes „Etablissement". Inzwischen aber war Tholuck nach Halle übergesiedelt und hatte den Plan der Kirchenzeitung, die nun einmal in Berlin erscheinen sollte, in die Hände Hengstenbergs übergeben, der seinerseits keine Veranlassung fühlte, mit Tauchnitz in neue Verhandlungen einzutreten; auch würde derselbe bei den bescheidenen Anfängen seines Geschäftes auf ein dahin gerichtetes Anerbieten damals kaum haben eingehen können.

In dem Leben Hengstenbergs von Bachmann ist die weitere Geschichte der „Evangelischen Kirchenzeitung", die am 1. Juli 1827 ins Leben trat, ausführlich beschrieben worden (II., S. 61—104). Die drei Freunde Hengstenberg, Ludwig v. Gerlach und Tholuck teilten sich redlich in die Arbeiten der Redaktion; das nähere war in den Osterferien unter ihnen verabredet worden. Tholuck fiel zunächst die Hauptkorrespondenz zu; bei seinen vielen Beziehungen im In- und Auslande mußte er die hervorragenden Geister der gläubigen Christenheit, zum Teil auch katholische, z. B. den Dr. Leander van Eß in Alzey, zur Mitarbeit heranziehen. Gerlach schrieb ihm am 24. Juni nach Halle: „Sie sind doch eine Hauptperson in der ganzen Sache. Wenn Sie hier wären, würde alles noch viel mehr Schwung haben... Denken Sie recht fleißig nach, welche Personen zu welchen Themas passen, und erlassen Sie Aufforderungen an solche speziell, oder, wie Sie vorschlagen, in Zirkularform, dieselben zu bearbeiten. Hengstenberg ist jetzt ohnehin so überhäuft, und für uns andre schickt es sich nicht recht, uns gegen meist uns unbekannte Personen so tief in lit-

terarische Sachen einzulassen. Sie aber, lieber Tholuck, sind vorzüglich geeignet, solche Aufforderungen zu erlassen; Sie können auch wohl noch spezielle Gesichtspunkte aufstellen, die Themas individualisieren oder sonst durch einige beigefügte Worte den Aufgeforderten dazu Lust machen .... Sie sind dazu offenbar mehr qualifiziert, als der schroffe und jetzt überdies so überladene Hengstenberg."

Das hat denn Tholuck mit redlichem Fleiße gethan. Fast alle in der erstmaligen „Anzeige" Hengstenbergs vom 21. Juni 1827 (vgl. Bachmann II., Beilagen S. 18) als Mitarbeiter genannte Personen sind von Tholuck gewonnen worden: Heubner, Hahn, Lindner und Heinroth in Leipzig, v. Meyer in Frankfurt, Scheibel, Olshausen, Rudelbach (Kopenhagen); dazu wären zu nennen Koch, Usteri und Burckhardt in der Schweiz, Bahrdt in Württemberg, Bähr in Pforzheim, Kraft in Straßburg, Leonhardi in Dresden, Köthe in Allstedt, Schmieder in Pforta, Merle d'Aubigné in Brüssel, Kunze in London, Bachmann in Lissabon, van den Hamm in Rotterdam u. s. w.; kurz die Korrespondenz nahm eine recht ausgedehnte Arbeitszeit in Anspruch.

Natürlich lieferte Tholuck auch selbst Artikel für die Kirchenzeitung; als Regulativ für die Behandlung derselben fügte er aber einmal in einem Briefe an Hengstenberg[3]) (vom 6. Oktober 1827) die Nachschrift bei: „Mildern kannst Du in meinen Aufsätzen, wo Du willst, aber nicht schärfen, denn ich habe selbst Spitzen." In demselben Briefe hatte Tholuck den Freund überhaupt zu rechter Milde und christlicher Unparteilichkeit ermahnt: „Ich möchte doch wiederholen, daß Du Dich noch mehr bestreben mußt, Dich in andre zu versetzen und von da heraus in der Liebe zu begegnen. Du bist doch erst 24, und Anno 48 wirst Du doch in manchem anders denken, und andre Naturen werden immer anders als Deine denken. Nicht wahr, das nimmst Du schriftlich nicht übler auf, als Du thatest, als ich es Dir mündlich sagte. Ich sage es auch um der Kirchenzeitung willen."

Die eignen Artikel Tholucks waren teils kürzere kirchliche Nachrichten aus dem In- und Auslande, wie er denn auf die Wichtigkeit solcher Nachrichten für die Zeitung brieflich immer

wieder hinwies; teils waren es längere Aufsätze mehr wissenschaftlichen oder mehr praktischen Inhalts. Gerlach hat ihn wiederholt aufgefordert, in der Kirchenzeitung den Pantheismus zu bekämpfen. Er schreibt ihm einmal: „Mein lieber Bruder, ich fühle mich zu Ihnen so besonders hingezogen durch unsre bei aller, man möchte glauben, radikalen Verschiedenheit doch so ähnlichen Anfechtungen, durch innere Traurigkeit und durch pantheistische — Gedanken kann ich es bei mir nicht nennen, sondern Eindrücke und Empfindungen" (27. Mai 1827). Und ein andermal (20. Mai 1827): „Besonders möchte ich Ihre beständige, thätige, durch Hallische Luft nicht niedergedrückte, sondern durch Berlinische erweckte Teilnahme in einer Hauptbeziehung. Hengstenberg scheint mir vorzüglich geeignet, nach dem Rationalismus hin Front zu machen, Sie nach dem Pantheismus. Dieser ist, wenn er auch nicht immer so sichtbar und breit hintritt, als jener, doch wohl ebenso bedeutend; ach, ich fühle nur zu sehr, wie er die innersten Wurzeln der Erkenntnis, der Empfindung, des Willens durchdringt, und, nachdem er schon lange gegen das Licht aus Christo sich nicht mehr offen im Bewußtsein halten kann, doch von Zeit zu Zeit in das durch den Genuß der Wahrheit erstarkte und darum wohl geil gewordene Gemüt (in das mit Besen gekehrte und geschmückte Haus) zurückkehrt, und das Kindlein, das nur nach der lauteren Milch begierig sein und davon groß werden sollte, in betäubenden Rausch stürzt. Es wird mir immer klarer, wie sehr unsre ganze Zeit darin befangen ist; und da Sie derjenige sind, der durch das Buch von der Sünde ꝛc. dies mir zuerst zum Bewußtsein gebracht hat, so glaube ich, daß Sie einen vorzüglichen Beruf haben, nach dieser Seite hin mit der Fackel des göttlichen Wortes die finstre Welt zu beleuchten, ... dem Pantheismus den Reiz der Neuheit zu nehmen, indem man seine eignen Erscheinungen mit denen früherer Zeiten in Zusammenhang bringt und ebenso das Alter, die Ewigkeit ins Licht zu stellen, wodurch die göttlichen Wahrheiten beglaubigt und verherrlicht werden ... Antworten Sie nicht auf diese Aufforderung, daß Sie selbst noch zu sehr vom Pantheismus angefaßt werden, daß Ihr Glaube zu schwach sei u. dgl. In der Glaubensthat wird der Glaube stark, und indem Sie mit Ihrem Willen heraustreten

aus dem verzauberten Garten in das Land, wo Gnade und Wahrheit wohnt, schwindet der Bann, wie Sie gewiß schon oft erfahren haben. Doch, was brauche ich Ihnen Dinge vorzudemonstrieren, in denen ich Ihr Schüler bin? Das ist aber eben die Natur des Reiches Gottes, daß der Lehrer von dem Schüler, wenn auch nicht gelehrt, doch erweckt und ermahnt werden kann."

Nach beiden Seiten hin, gegen den Rationalismus, wie gegen den Pantheismus äußerte sich Tholuck in den Blättern der Kirchenzeitung von 1827.

Sein Freund D. August Hahn, der spätere Generalsuperintendent von Schlesien, war, wie wir berichtet haben, im Herbst 1826 als ordentlicher Professor der Theologie nach Leipzig berufen worden. Tholuck hatte ihn am 16. November als Freund und Nachbar begrüßt: „außer dem Bande im Himmel, das uns einigt, wie ich hoffe, ist ja, denke ich, auch der teure Mann Gottes, den ich tief verehre, unser Heubner, ein Vereinigungspunkt für uns ... Mögen Sie bei vielen Seelen eine Weckstimme aus dem Tode zum Leben aus Gott werden ... Erinnern Sie sich noch an Ihren Besuch bei mir im Garten in Berlin, an meine abgefallene Leichengestalt? Damals hätten Sie und ich nicht geahnt, daß wir einst so nahe im Weinberge des Herrn zusammen arbeiten würden."

Zum Antritte seiner Professur hielt Professor Hahn eine öffentliche Disputation pro loco über ein Thema, das er auch in seiner Dissertation behandelt hatte: de Rationalismi, qui dicitur, vera indole, et qua cum Naturalismo contineatur ratione (über die wahre Beschaffenheit des sog. Rationalismus und die Beziehung, welche ihn mit dem Naturalismus verbindet). Zum erstenmale wagte es hier einer nach Klaus Harms, der in seinen 95 Thesen von 1817 die Vernunft als „den Papst unsrer Zeit und unsrer Antichristen" und die „Vernunftreligion als entweder von Vernunft oder von Religion oder von beiden entblößt" gebrandmarkt hatte, von einem Universitätslehrstuhle aus „die dünkelhafte Unvernunft zu bekämpfen und es offen auszusprechen, daß die, welche den Sohn Gottes leugnen, nicht von uns ausgegangen sind und darum auch nicht zu uns gehören" (Worte Tholucks in dem gleich zu besprechen-

den Artikel). Der Professor der Philosophie Krug warf sich in der Disputation zum Sachwalter der Vernunft auf und verfocht unter rauschendem Beifall der akademischen Jugend und manchem salzigen Scherz die ewigen Rechte des kleinen Menschenlichtes. Selbstverständlich rührte dieser öffentliche Streit viel Staub auf. Eine ganze Serie von Schriften verfocht das Für und Wider; Karl Hase, damals noch Privatdozent in Leipzig, veröffentlichte eine theologische Denkschrift: „die Leipziger Disputation", in welcher er eine Vermittelung zwischen beiden entgegengesetzten Standpunkten versuchte; Krug verteidigte sich in einem „Philosophischen Gutachten"; der Professor Richter, ein christlicher Philosoph der Leipziger Universität und Lehrer an der Thomasschule, trat in einer Schrift: „Über das Verhältnis der Philosophie zum Christentum" für den Hahnschen Standpunkt ein, und noch lange tönte der Kampf in anonymen und mit Namen versehenen Schriften und Schriftchen weiter: „Der Rationalist kein evangelischer Christ", „Die Rationalisten sind doch Christen", „Der evangelische Christ als Rationalist", „Der christliche Prediger als Rationalist" u. s. w. D. Hahn hatte nämlich in seiner Dissertation nachgewiesen, daß der Name „Naturalist" schon im 16. Jahrhundert entstanden und von denen gebraucht worden sei, welche keine andre Religionserkenntnis zugaben, außer der natürlichen, die der Mensch sich durch seine eignen Kräfte verschaffen kann. Der Name „Rationalist" dagegen wurde im 17. Jahrhundert, und zwar zuerst von Amos Comenius denen gegeben, welche die Vernunft für die Quelle und die Richtschnur des Glaubens erklärten; im 18. Jahrhundert ward es dann gewöhnlich, den Namen „Rationalisten" denjenigen beizulegen, die man in früherer Zeit „gröbere Naturalisten" genannt hatte. Hieraus zog die Dissertation den Schluß, daß 1. der Rationalismus stets für einen Feind des Christentums, durch den das wahre Christentum umgestürzt würde, betrachtet ward; 2. daß der Name nicht neu sei, sondern denen beigelegt wurde, welche früher Naturalisten hießen; 3. daß aus England, Frankreich, Italien und Holland jener unselige Name ebensowohl als die Sache nach Deutschland gekommen sei. In einer deutschen Schrift aber: „An die Evangelische Kirche, zunächst in Sachsen und Preußen", hatte er dann seine

Frage vor ein weiteres Publikum gebracht und geradezu den Nachweis versucht, daß der Rationalismus mit dem biblischen Christentume in einem Gegensatze stehe, der seinen Anhängern den Anspruch raube, noch Mitglieder der evangelischen Kirche zu heißen.

Tholuck gab nun unter dem Titel: „Die Leipziger Disputation und die dahin gehörigen Schriften, eine wichtige Zeiterscheinung“ in der Evangelischen Kirchenzeitung No. 8—10, sowie in einem Nachtrage No. 29 und 30 einen historischen Überblick über den Hergang und eine Kritik der erschienenen Schriften. Die Arbeit ist maßvoll nach beiden Seiten hin. Dem Dr. Hase wird zugegeben, daß auch die Rationalisten ein gewisses Recht haben, sich Christen zu nennen, weil sie die von ihnen vertretenen Wahrheiten doch immer nur durch den historischen Zusammenhang mit dem Christentum erhalten haben. Über Hahns Forderung, daß die Rationalisten aus der christlichen Kirche selber ausscheiden möchten, wagt Tholuck kein Urteil zu fällen, da die Frage mit vielen noch weiter zu erörternden zusammenhange. Als wünschenswert stellt er nur hin, daß „der Theologen immer mehrere hervortreten, welche den Gegensatz der rationalistischen Lehre zur evangelischen mit Bestimmtheit aussprechen“. Am wenigsten glimpflich verfährt er mit Dr. Krug, dessen philosophische Unbestimmtheit und Unklarheit bei aller diktatorischen Sicherheit des Urteils an verschiedenen Behauptungen nachgewiesen wird.

Tiefer eindringend und an das Gewissen greifend war der Artikel Tholucks „Über die Ansichten unsrer Zeit von Sünde und Heiligkeit“, Evangelische Kirchenzeitung, 1827, No. 34—38; eine Arbeit, die recht eigentlich aus seinen eignen innersten Erfahrungen geschrieben war. Nicht zwar, wenn er zuerst von denen redet, welche die Sünde nicht sowohl als Schuld, sondern, zufolge ihrer oberflächlichen Vorstellung von der Heiligkeit Gottes, nur als Übel und Unglück betrachten. Wie niedrig bei einer solchen Auffassung der göttlichen Forderung das Menschheitsideal zu stehen kommt, das sich neben vielen „rein menschlichen“ Gebrechen auf „eine gewisse Tüchtigkeit im Leben“ herabdrücken lassen muß, wird aus Herder und den Erziehungsgrundsätzen der Zeit nachgewiesen. Wohl aber

klingen noch eigne Kämpfe und mühsam errungene Siege nach, wenn Tholuck von den wissenschaftlichen Systemen redet, mit welchen jene unheiligen Zeitansichten zusammenhangen. Hat ihn auch „der Deismus“ mit seiner platten Poesielosigkeit nie ernstlich angezogen, so wissen wir, wie um so mehr das „ästhetisch-belletristische Treiben der Zeit“ auch in seiner Brust den „Cyclopen“ weckte, und es war ein Selbstbekenntnis, wenn er schrieb: „Manche poetische, phantasiereiche Gemüter kommen nur durch viele Leiden dahin, die christliche Nüchternheit zu erlangen.“ Endlich aber hatte Gerlach mit Recht auf die Macht hingewiesen, welche auch der Pantheismus noch immer über Tholucks alten Menschen ausüben konnte. Und darum ist der letzte Abschnitt des Artikels, über die weitgreifenden Folgen pantheistischer Idealität für die Beurteilung von Heiligkeit und Sünde, besonders wahr und lebendig geschrieben. „Die hohe Wertschätzung jeder Kraft als solcher, jene Vielseitigkeit und vornehme Parteilosigkeit, welche in jeder Erscheinung das Göttliche und Wahre findet, jenes Streben, keinen absoluten Gegensatz zuzugeben, sondern überall Indifferenzpunkte nachzuweisen, jenes Bestreben, überall die historische Bedeutung oder Notwendigkeit der Erscheinungen, Übergangspunkte und innerliche Entwickelung darzuthun — das Wort Entwickelung, Prinzip und Standpunkt selbst verdankt seine weite Verbreitung jener Quelle. Eine gewisse Wahrheit liegt auch allem diesen wie dem Pantheismus selbst zu Grunde, das Falsche besteht nur eben darin, daß der Gegensatz zwischen der Sünde und der Heiligkeit nicht als ein absoluter anerkannt wird.“ —

Am dritten Mai 1827 zog Tholuck nach dieser „reichen, frohen Zeit“ in Berlin beglückt in Halle wieder ein. Er fühlte, daß sein geistiges Leben einen fröhlicheren und innigeren Charakter angenommen habe, „einen freudigen Mut, jeden auf den Glauben anzureden; das steife Herrwesen ist gefallen.“ Wohl fehlte ihm anfangs der anregende christliche Umgang, und er schrieb noch am 4. Mai nieder: „lieber in Berlin Thürhüter, als in Halle Professor!“ Und als Prediger Kurtz aus Nordamerika anfragte, ob er einen Ruf nach den Vereinigten Staaten annehmen würde, bekannte er sich selbst: „von Halle aus möcht ich's gern, aber von Berlin weg — nimmer!“ Doch schon am 7. Juni

berichtete er an Stier: „Unter den Studierenden hier ist eine Anzahl wahrhaft Gläubiger, die innerlich und innig sind; im ganzen flieht man mich, indes ist auch der Besuch der Vorlesungen hinlänglich und außerdem durch das theologische Seminar Wirkung möglich gemacht. Das wichtigste ist mir der nähere, persönliche Umgang mit jenen zum Leben Gekommenen. Mein Aufenthalt ist mir immer noch wie ein Missionsplatz; ich fühle mich wie in einem fremden Lande; mein Herz ist in Berlin, indes weiß ich, daß ich, wo ich stehe, durch Gott stehe für die Zeit."

Neben seiner düsteren Wohnung mitten in der Stadt hatte sich Tholuck für den Sommer eine Gartenwohnung gemietet, wo er mit den Freunden besonders gern weilte und auch die Kollegen zuweilen zu sich lud. Eine reiche Erquickung fand er im Verkehr mit einem Jüngling, der ihm sein ganzes Herz erschloß, mit Namen Ehlers. Er schrieb von ihm an Focke: „ich lernte ihn schon voriges Halbjahr kennen, ohne zu ahnen, was in ihm war. Eine fromme Erziehung hatte Achtung für das Christentum in ihm erweckt. Er kommt auf der Universität mit Rationalisten zusammen. Diese suchen ihn herüber zu ziehen. Besonders werfen sie ihm immer vor, die Gläubigen suchten bloß in ihren vier Pfählen sich zu verschanzen. Nun studiert er bloß rationalistische Bücher, wirft alle andren fort; aber Gott hatte ihm nicht nur einen edlen Sinn, sondern auch einen großen Geist gegeben. Er liest Schritt vor Schritt und erzeugt aus eignem Nachdenken überall die Widerlegung. Ein ganzes Jahr hat er es so getrieben und ist so auf selbständigem Wege dahin gekommen, sich ein ganzes christliches System auszubilden und die triftigsten Widerlegungen der Gegner auszufinden. Eine solche Tiefe des Geistes mit einem solchen Scharfsinn habe ich nie, nie bei einem achtzehnjährigen Jünglinge gefunden. Der Umgang mit ihm ist mir ein reicher Genuß, denn wie erstaune ich erfreut, wenn ich Antworten von ihm vernehme, die das Resultat der Vereinigung tiefster innerer Erfahrung mit der schärfsten Spekulation sind und die gewöhnlich mit den eigentümlichsten Ansichten Neanders zusammenstimmen. Ich kann fast sagen, ich lerne von ihm. Dabei hat

er ein edles, anſpruchsloſes, heiteres Benehmen. Ich wünſchte nur, daß er Akademiker würde."

Noch ein andrer Genuß ward Tholuck in dieſem Sommer zu teil, den er bisher im Vergleich mit Berlin ſchmerzlich vermißt hatte, und der ihn ſpäter in Halle ſo reichlich erfreuen ſollte: der Umgang mit Ausländern. Ein Engländer, Mc. Call, der ſechs Jahre Judenmiſſionar in Polen geweſen war, und drei Amerikaner, Robinſon, Cunningham und der ſchon auf S. 18 erwähnte Hodge hatten ihn aufgeſucht. Letzterer ſchloß bald eine Herzensfreundſchaft mit Tholuck, die bis an ihr Lebensende in gleicher Wärme ausgehalten hat.

Charles Hodge, der Sohn eines Arztes in Philadelphia, war ſchon mit 24 Jahren Profeſſor der orientaliſchen und bibliſchen Litteratur an dem theologiſchen Seminar in Princeton, New Jerſey, geworden, als deſſen hochverehrter Präſident er am 19. Juni 1878 ſtarb. Nach vierjähriger Lehrthätigkeit entſchloß er ſich, eine zweijährige Studienreiſe nach Europa zu machen, und traf am 28. Februar in Halle ein. In der bekannten „Geſenei" in der Ulrichsſtraße, wo ſeine zwei Landsleute ſchon wohnten, nahm auch er Quartier. Es iſt intereſſant, die Eindrücke zu verfolgen, welche Hodge in Halle erhielt. Gleich am Tage nach ſeiner Ankunft beſuchte er erſt ſeinen Hauswirt Geſenius und dann Tholuck, und ſchrieb darüber an ſeine Mutter[1]): „Ich habe zwei der berühmteſten Profeſſoren geſehen und ſehr eindrücklich die Erfahrung gemacht, wie ein Menſch ſeine richtige Geſtalt erſt zeigt, wenn man ihn von Angeſicht ſchaut. Von jenſeits des Atlantiſchen Meeres geſehen ſchienen dieſe Männer dem gewöhnlichen Laufe der Dinge entrückt zu ſein; hier aber ſind, was auch ihre Geiſter ſein mögen, ihre Leiber aus ſehr gewöhnlichem Thon gemacht. Nie in meinem Leben bin ich ſo enttäuſcht worden als durch die Erſcheinung von Geſenius, des erſten Hebräers wahrſcheinlich in der Welt. Er iſt nicht älter als 40 Jahre, frivol, und — ein Wunder hier zu Lande — geziert in ſeinem Auftreten. Alles, was er ſagt, begleitet er mit einem albernen Lachen und iſt wahrlich der letzte, den ich unter zehntauſend als einen hervorragenden Philologen herausgefunden hätte. Indeſſen iſt er geſprächig, höflich und freundlich in ſeinen Manieren. Man kann ſich nicht

zwingen, Respekt vor ihm zu haben, aber man fühlt sich wohl und behaglich in seiner Gesellschaft. Alle Physiognomik und Schädellehre lassen bei solchen Menschen im Stiche, denn seine Gaben und seine Gelehrsamkeit stehen außer Frage.... Tholuck, der erst neunundzwanzig Jahre zählt, ist ein sehr merkwürdiger Mann. Er ist in dieser Gegend Deutschlands ein Wunder, weil er fromm ist; sein Gesicht ist ausdrucksvoll und gefällig. Er spricht eine Menge Sprachen, darunter auch englisch. Die deutschen Professoren studieren in vollständiger ‚dishabille' (sic). Es ist sehr schade, daß die Gelehrten dieses Landes sich so völlig zurückziehen und dadurch der Vorzüge entbehren, welche der gesellschaftliche Verkehr mit sich bringt. Tholuck übrigens hat viele Reisen gemacht und gewährt außerhalb seines Studierzimmers einen ganz andren Anblick."

Noch in den letzten Tagen des Wintersemesters ging Hodge wiederholt mit Tholuck spazieren und staunte immer mehr über ein Wissen, „das nur wenige am Ende eines langen Lebens erreichen". Mit Robinson trank er wohl auch Thee bei dem deutschen Professor und freute sich über dessen gute Laune und gründliche Kenntnis auch der Poesie und leichteren Litteratur seines Landes, so daß „kaum ein Buch erwähnt werden konnte, aus dem Tholuck nicht sofort zahlreiche Stellen hersagte". Im Sommer aber wurde der Verkehr zwischen beiden ein so reger, daß sie täglich zusammen Mittag aßen und alle zu erübrigende Zeit gemeinsam verbrachten. Am 9. August schrieb Tholuck in sein (jetzt wieder oft englisch geführtes) Tagebuch: „Hodge ist mir völlig wie ein Bruder. O wie fern ist er von jeder Reflexion über sich selbst und wie so ganz kindlich!" *) Sie machten zusammen kleine Ausflüge nach Naumburg und Pforta, nach dem Petersberg und nach Leipzig, ja im Herbst wollten sie gemeinsam nach der Schweiz, wozu sich Tholuck schon am 7. Juni unter Einreichung eines Krukenbergschen Krankheitsatteste Ministerialurlaub eingeholt hatte. Indessen muß etwas dazwischen gekommen sein, denn sie fuhren

*) Noch in Rom notierte er einmal nach Empfang eines Briefes von Hodge in seinem Tagebuche: „Wie erfüllt mich jeder Gedanke an ihn mit Liebe. Wenn ich an die gnädige Fügung denke, die mir in jenem Jammer ihn zuführte, so muß ich auch recht die Vorsehung anbeten." (19. Novbr. 1828.)

am 27. Auguſt in Begleitung von Ehlers nur nach Leipzig und Dresden und endlich nach — Berlin, wo Tholuck auch an dem Ende dieſes Semeſters wieder einlief und mit innigem Wohlgefühl den Freund in die chriſtlichen Kreiſe ſeiner Bekanntſchaft einführte.

Inzwiſchen fand in Halle für den Tholuckſchen Hausſtand ein Wohnungswechſel ſtatt: ſeine Sachen wurden aus der Brüderſtraße in die Märkerſtraße transportiert, wo ihn der Kaufmann Stegemann für eine Reihe von Jahren in ſeinem Hauſe aufnahm. „Sollten Sie müſſige Stunden haben und gern in Büchern kramen," ſchrieb Tholuck Anfang Oktober aus Berlin an den Studioſus Albrecht Lührs, der im Winter 1827 auf 28 als Amanuenſis zu ihm ziehen ſollte und ihm auch ſpäter als Rektor in Hoya und Superintendent in Peine beſonders teuer blieb, „ſo könnten Sie vielleicht damit anfangen, meine Bücher etwas aufzuſtellen. Die Ordnung, in die ſie kommen ſollen, iſt dieſe: Zuerſt alle Exemplare der Bibel. Dann 1. alles über das Alte Teſtament, Kommentare, Einleitungen, Altertümer ꝛc. 2. alles über das Neue Teſtament. 3. alles über Hermeneutik und was dahin gehört. 4. alles Dogmatiſche und Symboliſche. 5. alle Moral. 6. alles Kirchen- und Dogmengeſchichtliche. 7. vermiſchte theologiſche Sachen und theologiſche Journale. 8. Asketiſches und Miſſionsſchriften. 9. Philoſophie. 10. lateiniſche Philologie. 11. griechiſche Philologie u. ſ. w. Jedes Fach unter ſich alphabetiſch geordnet. Wenn die Repoſitorien nicht ausreichen, bitte ich Herrn Stegemann, mir noch ein wo möglich altes zu beſorgen." Lührs aber meldete an ſeine Braut: „Mir wurde etwas enge ums Herz, wie ich ſah, daß zwei Männer einen vollen Tag hindurch Laſten über Laſten (von Büchern) anſchleppten und ſie in einen hohen Haufen übereinander polterten; deutſche, franzöſiſche, engliſche, holländiſche, däniſche, italieniſche, portugieſiſche, ungariſche, polniſche, ruſſiſche, lateiniſche, griechiſche, hebräiſche, arabiſche, ſyriſche und was weiß ich welche andren Sprachen lagen bunt durcheinander." —

Übrigens ging das Sommerſemeſter nicht vorüber, ohne Tholuck einige empfindliche Angriffe zu bereiten. Von geringerer Bedeutung iſt es, daß ihm aus der Studentenwelt immer wieder hier und da rohe Äußerungen zu Ohren kamen, oder

geradezu ſolch ein ungeſchliffenes Menſchenkind ihm ins Angeſicht zurief: „Hic niger est!“ (Das iſt ein Böſewicht! aus Horaz. Satir. I, 4, 84. s. Fingere qui non visa potest, commissa tacere Qui nequit: hic niger est, hunc tu, Romane, caveto). An demſelben Tage, wo dieſe Grobheit ihm wohl nur ein Lächeln abnötigte, traf ihn ein andrer in der wiſſenſchaftlichen Öffentlichkeit gegen ihn geführter Schlag härter, zumal da derſelbe nicht ganz unverdient war. Tholuck hatte ſich die zweite Auflage von Hegels Encyklopädie beſtellt, und an jenem 4. Auguſt, als der vor ſeinem Hauſe durch den Studenten Geſchmähte in ſein Zimmer trat, lag das Buch auf dem Tiſche; beim Hineinblättern fiel Tholucks Auge ſogleich auf die längeren Anmerkungen der Vorrede vom 25. Mai 1827, in denen Hegel Tholuck als dem „begeiſterten Repräſentanten der pietiſtiſchen Richtung“ eine Reihe recht empfindlicher Vorwürfe machte.

Wohl hatte ihn Hegel auf dem Abſchiedseſſen in Berlin mit dem Rufe entlaſſen: „Bringen Sie ein Pereat dem Halliſchen Rationalismus!“ Im Kampfe gegen die nüchterne, trockene Verſtändigkeit und die langweilige Nützlichkeitsmoral des Rationalismus fühlte ſich der große Philoſoph mit den Männern des religiöſen Gefühls und der frommen Empfindung eins. Der in die Tiefen der Gottheit und ihres Entwickelungsprozeſſes kühn hineindringende Forſchergeiſt eines Hegel, der in der Begeiſterung ſeines gewaltigen Könnens auch die heiligſten Geheimniſſe des chriſtlichen Glaubens, die Dreieinigkeit, die Menſchwerdung Gottes, die Verſöhnung durch Chriſti ſtellvertretende Genugthuung in den Bereich ſeiner Spekulation zog und in ſeinen Formeln wiſſenſchaftlich bewältigt zu haben meinte, ſah mit tiefer Verachtung auf die ſtolze Bettelarmut der Rationaliſten, die ſich bei dem nur allzuleicht gewonnenen Denkergebnis beruhigten, daß man von göttlichen Dingen eben nichts erkennen könne. Der unerbittlichen Denkenergie Hegels widerſtand aber auf der andern Seite auch ebenſo entſchieden alle Gefühls- und Phantaſieſchwelgerei, alle Unmittelbarkeit der in den Befreiungskriegen geborenen und üppig entfalteten Romantik. Im Namen der Wiſſenſchaft erhob er eine gewaltige Polemik nicht nur gegen Jacobi,

Hamann, Fries, ſondern auch gegen Schleiermacher und Schelling. Für die Ergreifung des Abſoluten forderte er — nicht die Form der Unmittelbarkeit, des Gefühls, wie Schleiermacher, oder der intellektuellen Anſchauung, wie Schelling wollte, ſondern — die der Vermittelung, des begreifenden Erkennens. „Man muß ſich das übertriebene Genialitätsweſen, das Pochen auf das Gefühl, das halb poetiſche, halb prophetiſche Gerede jener Zeit vergegenwärtigen, um den wiſſenſchaftlichen Zorn Hegels begreifen und würdigen zu können, der da fürchtete, daß bei dieſem Schwall der Begeiſterung alles verſtändige Urteil verloren gehe, daß ſich die Philoſophie in Fühlen, Anſchauen und Ahnen, in die Willkür eines geiſtreichen Dilettantismus auflöſen werde. Die Zucht des Denkens in einer geiſtig diſſoluten Zeit, die Arbeit der Wiſſenſchaft in einer Periode genialer Genußſucht wieder in ihr Recht eingeführt zu haben — das iſt nicht das geringſte Verdienſt Hegels, und vornehmlich war es dieſe Energie des Denkens, die Unwiderſtehlichkeit ſeiner logiſchen Kraft, welche ihm die Gewalt über ſeine Zeit gab und ihn zum geiſtigen Herrſcher faſt auf ein Menſchenalter erhob.“[5])

Ein Strahl dieſes wiſſenſchaftlichen Zornes von Hegel traf nun auch Tholuck. Derſelbe hatte in ſeiner „Blütenſammlung aus der morgenländiſchen Myſtik“, im Buche „von der Sünde“ und zuletzt noch in der „Spekulativen Trinitätslehre des ſpäteren Orients“ wiederholt die Behauptung aufgeſtellt, die ſpekulative Philoſophie komme nur zu dem Reſultate: entweder gibt es einen alles bedingenden Urgrund, ſo liegt auch der letzte Grund meiner ſelbſt in ihm, und mein Sein und freies Handeln ſind nur Täuſchung, daher auch eigentlich gut und böſe gleich und nur dem Scheine nach verſchieden; oder bin ich wirklich ein vom Urgrunde verſchiedenes Weſen, deſſen Handeln nicht von dem Urgrunde bedingt und bewirkt wird, ſo iſt der Urgrund ein abſolutes, alles bedingendes Weſen, alſo gibt es keinen unendlichen Gott, ſondern eine Menge Götter ꝛc. Zu dem erſten Satze aber hätten ſich alle tiefer und ſchärfer denkenden Philoſophen bekannt und wären damit dem Pantheismus mit ſeiner Aufhebung der ſittlichen Gegenſätze verfallen. Hier nun wirft Hegel dem Theo-

logen nur eine Unklarheit des Denkens vor, welche an die eigentlich die Geister bewegenden Grundfragen gar nicht heranreiche: „will man sagen, was Geister thun, so muß man mit Geist das Faktum aufzufassen vermögen, sonst ist unter der Hand das Faktum falsch geworden.“ „Es geschieht eben Herrn Tholuck wie überall anderwärts in seinen Schriften, sich auch in das gäng und gäbe Gerede von dem Pantheismus gehen zu lassen“ [6])

Schärfer sind die wenige Seiten später gegen Tholuck gerichteten Pfeile. Hegel spricht sich, ganz im Sinne seiner Philosophie, gegen eine Religiosität aus, welche in Bezug auf die Lehre mehr oder weniger gleichgiltig ist. Haben doch Religion und Philosophie nach ihm ganz denselben Inhalt, nur daß dort in der Form der Vorstellung auftritt, was das reine Denken zum Begriff erhebt; je weniger religiöse „Vorstellungen“, desto weniger „Begriffe“ würden der Philosophie zur Vergeistigung dargereicht werden können; und Hegel machte doch den Anspruch, in seinem System die gesamte christliche Lehre spekulativ konstruiert zu haben. So tadelte denn der Philosoph nicht ohne Spott den christlichen Theologen, der in seinen Schriften allerdings in Bezug auf verschiedene Lehren der Kirche eine unmißverständliche Gleichgiltigkeit gezeigt hatte. Die betreffenden Worte Hegels sind bedeutungsvoll, denn Tholuck fühlte sich durch sie in der That getroffen, und Hodge hatte ernstlich zu thun, ihn wegen dieser öffentlichen Vorwürfe zu beruhigen. Sie lauten: „Um noch einmal auf Herrn Tholuck zu kommen, so ist der Mangel an einer Lehre in seiner Schrift ‚Über die Lehre von der Sünde‘, 2. Auflage (die mir soeben unter die Augen gekommen), ausgezeichnet. Es war mir dessen Behandlung der Trinitätslehre in seiner Schrift: die spekulative Trinitätslehre des späteren Orients, für deren fleißig hervorgezogene historische Notizen ich ihm ernstlich Dank weiß, aufgefallen; er nennt diese Lehre eine scholastische Lehre; auf allen Fall ist sie viel älter, als das, was man scholastisch heißt; er betrachtet sie allein nach der äußerlichen Seite eines vermeintlich nur historischen Entstehens aus Spekulation über biblische Stellen und unter dem Einflusse platonischer und

aristotelischer Philosophie (S. 41). Aber in der Schrift über die Sünde geht er, man möchte sagen, cavalièrement, mit diesem Dogma um, indem er es nur für fähig erklärt, ein Fachwerk zu sein, darin sich die Glaubenslehren (welche?) ordnen lassen (S. 220), ja man muß auch den Ausdruck (S. 219) auf dies Dogma beziehen, daß es den am Ufer (etwa im Sande des Geistes?) Stehenden als eine Fata morgana erscheine. Aber ‚ein Fundament' (so vom Dreifuß spricht Herr Tholuck ebendaselbst S. 221), ist die Trinitätslehre nimmermehr, auf das der Glaube gegründet werden kann. Ist diese Lehre als die heiligste, nicht von jeher, oder seit wie lange wenigstens? der Hauptinhalt des Glaubens selbst als Credo, und dieses Credo das Fundament des subjektiven Glaubens gewesen? Wie kann ohne dieses Dogma die Versöhnungslehre, die Herr Tholuck in der angeführten Schrift mit so viel Energie an das Gefühl zu bringen sucht, einen mehr als moralischen oder wenn man will heidnischen, wie kann sie einen christlichen Sinn haben? Auch von andren spezielleren Dogmen findet sich nichts in dieser Schrift; Herr Tholuck führt seine Leser z. B. immer nur bis zum Leiden und Tod Christi, aber nicht zu seiner Auferstehung und Erhebung zur Rechten des Vaters, noch bis zur Ausgießung des heiligen Geistes. Eine Hauptbestimmung in der Versöhnungslehre ist die Sündenstrafe; diese ist bei Herrn Tholuck S. 119 ff. das lastende Selbstbewußtsein und die damit verbundene Unseligkeit, in welcher alle sind, die außer Gott leben, dem alleinigen Quell der Seligkeit wie der Heiligkeit, so daß Sünde, Schuldbewußtsein und Unseligkeit nicht ohne einander gedacht werden können (hier kommt es also auch zum Denken, wie S. 120 auch die Bestimmungen als aus der Natur Gottes fließend aufgezeigt werden). Diese Bestimmung der Sündenstrafe ist das, was man die natürliche Strafe der Sünde genannt hat, und was (wie die Gleichgiltigkeit gegen die Trinitätslehre) das Resultat und die Lehre der von Herrn Tholuck sonst so sehr verschrieenen Vernunft und Aufklärung ist. — Vor einiger Zeit fiel im Oberhause des englischen Parlaments eine Bill durch, welche die Sekte der Unitarier betraf; bei dieser Veranlassung gab ein englisches Blatt eine Notiz über die große Anzahl der Unitarier in Europa

und Amerika, und fügte dann hinzu: ‚auf dem europäischen Kontinent ist Protestantismus und Unitarismus gegenwärtig meist synonym.‘ Theologen mögen entscheiden, ob Herrn Tholucks Dogmatik sich in noch mehr als in einem oder höchstens zwei Punkten, und wenn sie näher angesehen werden, ob selbst in diesen nicht, von der gewöhnlichen Theologie der Aufklärung unterscheidet.“ [7])

Wir haben gesehen, daß Tholuck in der That die Mängel seiner Versöhnungslehre im Buche von der Sünde erkannt hatte und seitdem weiter fortgeschritten war, wenngleich ein schwacher Punkt noch immer in der Richtung lag, die Hegel hier andeutete. Darum trafen die Vorwürfe des Berliner Philosophen Tholuck auch stärker, als sonst wohl wissenschaftliche Invektiven.

Ungefähr gleichzeitig folgte ein andrer Angriff von seiten des Rationalismus auf Tholucks wissenschaftliche Tüchtigkeit und Ehrlichkeit. Gelegentlich der Anzeige einer Reichlin-Meldeggschen Schrift über „die Theologie des Manes“ hatte Dr. Paulus in seinen „Heidelberger Jahrbüchern der Litteratur“ (1826, S. 937, Anm.) die Übersetzung angegriffen, welche Tholuck in seinem Buche „Über die spekulative Trinitätslehre des späteren Orients“ von einer arabischen Stelle des Schahristani gegeben hatte. Der Ton der Bemerkung von Paulus war für Tholuck verletzend, weil seine wissenschaftliche Aufrichtigkeit in Frage gestellt wurde: „Nichts ist bedenklicher, als solche Meinungen in Stellen hinein zu übersetzen, die von wenigen geprüft werden können“; „... so was schlichtes klingt freilich nicht geheimnisreich genug.“ Tholuck verteidigte sich gegen den „übelwollenden Vorwurf“ und nahm, nachdem er sich brieflich durch de Sacy in Paris die Möglichkeit seiner Übersetzung hatte bestätigen lassen, die letztere in Schutz; er bat Dr. Paulus, diese seine Erklärung (vom 18. März 1827) in den Heidelberger Jahrbüchern zum Abdruck zu bringen. Das geschah, aber so, daß Paulus auf S. 321—354 des 1827er Jahrganges eine überaus heftige und gehässige Polemik an seine Replik knüpfte. Gleich das vollkommen berechtigte „übelwollend“ in Tholucks Erklärung wurde mit der Anmerkung begleitet: „Behutsamer in seinen Anschuldigungen

dürfte endlich der Mitgelehrte und Mitlehrer wohl werden, der sich (s. d. Allg. Kirchenzeit. 1826) über seine (gelinde gesagt) großen Unvorsichtigkeiten, die offenbar geist- und kenntnisreicheren deutschen Theologen bei den in der Theologie meist kläglich unwissenden Episkopalen in England in den schlimmsten Leumund zu bringen, so äußerst unbefriedigend entschuldigt hat." Dann aber folgte eine lange Reihe von Anklagen auf Ungenauigkeiten, gewagte Behauptungen, Mystizismen u. dergl., und als Resultat der Untersuchung die Bemerkung: „Möge das bisher Gesagte außer dem Zweck, einzelnes zu berichtigen, vornehmlich die Absicht erreichen, daß, wer seltenere Forschungsmittel, wie die orientalischen Sprachen sich erwarb und noch besser erwirbt, das, was er alsdann dorther schöpfen will, um so genauer vorzubereiten und zu erforschen habe, damit nicht, wenn er unter das Wahre vieles Halbwahre und ganz Unrichtige mischt, die Vielen, welche nicht selbst prüfen und entscheiden können, mehr verwirrt als belehrt davon gehen oder gar auf manches Datum fortbauen, das doch auf der von dem Sprachkundigen gegebenen Grundlage nicht feststeht. Lieber nichts, als Veranlassung zu mehreren Mißverständnissen und Begriffsverwirrungen, nachdem ohnehin die babylonische Sprachverwirrung eingetreten zu sein scheint, seit die Bauleute dem Verstand den Abschied gegeben und mit der absoluten Vernunft den Bau bis zum Himmel hinauf oder gar von oben herab zu führen begonnen haben." Wie dieses ein Hieb gegen den Hegelianismus sein sollte, so erhielt Tholuck von Paulus geradezu ein Lob für das von Hegel an ihm Getadelte, doch nicht ohne ernste, daran geknüpfte Warnung. Auf S. 351 hieß es: „Der Verfasser zeigt eine selbständige, auch über die kirchlich symbolischen Grenzlinien unbedenklich wegschreitende Forschungskraft und Freimütigkeit, wenn er z. B. in Beziehung auf die scholastische Trinitätslehre S. 40 die Vermutung untersucht, ob etwa — ‚auf ähnliche Weise wie christliche Theologen aus unbestimmten und nur in Bezug auf's Praktische hingestellten Ausdrücken des Neuen Testamentes ein weitläufig spekulatives Theorem über die Gottheit ableiteten' — auch von den Muhammedanern manche dunkle Aussprüche des Koran ihrer Ansicht zu Grunde gelegt worden

seien. — Wer dergleichen Vorbereitungs- und Hilfsmittel anzuwenden hat, den bittet man gerne um die genaue, einem Autodidakten doppelt nötige, umsichtigste, genau berichtigte Anwendung derselben, besonders, wenn man selbst in einem Lebensalter steht, das gegen die abenteuerlichen und sehr anmaßlichen Verworrenheiten unsrer Zeit das Beste von einer solideren, die Phantasie beherrschenden Intelligenz nachwachsender Forscher und Denker hoffen und wünschen muß."

Tholuck erwiderte in einer Antikritik, in der „Hallischen Allgemeinen Litteraturzeitung" vom November 1827, Stück 287, aber nur, um noch einmal von Dr. Paulus im „Intelligenz-Blatt für die Heidelberger Jahrbücher" No. 12, 1827, (S. 96 bis 102) in höchst selbstbewußter und zurückweisender Form abgefertigt zu werden.

Dieselbe „Hallische Litteraturzeitung" brachte nun aber anfangs 1828 (aus der Feder desselben Heidelberger Professors Paulus) eine anonyme Besprechung des Tholuckschen Johannes-Kommentars, die, wie Tholuck an Hahn schrieb, „alles Maß des Anstandes und der kollegialischen Rücksichten überschritt".. Die „Allgemeine Litteraturzeitung", ursprünglich (seit 1784) in Jena erscheinend und mit der Berufung des Professors Schütz nach Halle dahin übergesiedelt, hatte durch den am 16. Januar 1828 erfolgten Tod des Professors Ersch ihren langjährigen zweiten Redakteur verloren. Schütz forderte nun im Einvernehmen mit den Verlegern, Schwetschke und Sohn, einige Kollegen der Universität Halle auf, die Redaktion der einzelnen Fächer zu übernehmen; und so traten für das Alte Testament und die orientalischen Sprachen Gesenius, sowie für Neues Testament und Dogmatik Wegscheider in die Redaktion ein. Für die Aufnahme der Johanneskommentaranzeige von Dr. Paulus waren also allein Gesenius und Wegscheider verantwortlich und sind, wie wir hören werden, auch von Tholuck später dafür verantwortlich gemacht worden.

Den Charakter dieser Litteraturzeitung kennzeichnete übrigens zehn Jahre später der Hegelianer Arnold Ruge in seiner burschikosen Weise als „furchtbar nützlich" und „lexikalisch alles Erscheinende registrierend"; „das historische Wissen und der zum Stockfisch des gemeinen Vorurteils ausgedörrte Kantianismus

sind das Panier dieses bis jetzt wohlbegründeten Blattes;" „die Theologie ist der Rationalismus, wie er auf dem blauen Umschlage gedruckt steht;" „eine große Revolution steht dem Blatt bevor, wenn der Rationalismus, was doch mit der Zeit geschehen muß, ausstirbt und dann etwa Tholuck oder ein andrer Frommer, die ohnehin sehr populär sind, ans Ruder käme."[8])

Jene Kritik über Tholuck in der Litteraturzeitung war nun in der That geradezu schamlos. Die Zeitung kam in Halle heraus und war den Studenten leicht zugänglich; die Namen von Wegscheider und Gesenius standen auf dem Umschlage der wöchentlich zweimal erscheinenden Quarthefte; der Artikel selbst, der 26 enggedruckte Seiten umfaßte (641—667, No. 80—83), hatte keine Unterschrift, mußte also von der genannten theologischen Redaktion vertreten werden — das heißt: Tholuck empfing von seinen Kollegen einen Schlag ins Angesicht, wie er empfindlicher kaum gedacht werden konnte. Denn die Besprechung strotzte von Beleidigungen und böswilligen Verdächtigungen und war ein schlagender Beweis nicht nur von dem Übelwollen, über welches sich Tholuck Dr. Paulus gegenüber beklagt hatte, sondern geradezu von Unehrlichkeiten und Unredlichkeiten in der Beurteilung des Gegners, die auch im heftigsten wissenschaftlichen Kampfe nicht vorkommen dürfen.

Einige Proben werden genügen, um die Richtigkeit des Gesagten zu erhärten. Der ungenannte Kritiker, d. h. Dr. Paulus, faßte zunächst beide Kommentare Tholucks, über den Römerbrief und über das Johannesevangelium, zusammen, um ihnen gemeinsame schwere Mängel vorzuwerfen. „Sie reden (beide) die seit einiger Zeit sehr vorlaut von mehreren Orten her vernommene Sprache der neuen Pietisten und machen deren Ansichten, die man so gern auch den heiligen Schriftstellern beimessen möchte, überall wo es nur irgend thunlich erscheint, geltend. Sie sind in einer wenig sorgfältigen, wir dürften wohl sagen nachlässigen Form abgefaßt, größtenteils aus vorhandenen, weit vorzüglicheren Werken exzerpierte Sammlungen mit flüchtig hingeworfenen kurzen Bemerkungen über andrer Meinungen ohne entschiedenes eignes Urteil bei sehr vielen und gerade bei den schwierigsten Stellen. Rezensent glaubt nicht zu irren, wenn er vermutet, daß beide Bücher ursprünglich für

Vorlesungen zusammengeschriebene Hefte sind, welche der Verfasser zum Nutz und Frommen der Partei, die ihn als einen der Bedeutendsten von den Ihrigen betrachtet, eiligst dem Druck übergab; und da die Sache mit dem voraufgeschickten Briefe an die Römer (der offenbar noch mit größerer Sorgfalt vom Verfasser bearbeitet worden ist, als das Evangelium Johannis) einen so guten Fortgang hatte, so wurde schleunigst auch zur Herausgabe von mehreren Vorräten dieser Art geschritten. Ferner ermangeln beide Bücher bei allem etwa aufgewandten Fleiße des Sammelns aus alten und neuen Kommentaren ebenso sehr des wahren exegetischen Talentes, wie der bei diesen Schriftwerken durchaus erforderlichen Unbefangenheit und genauen Durchforschung des Einzelnen. In dunklen und schwierigen Stellen, wo sich diese wesentlichen Erfordernisse des Auslegers insbesondere zu Tage legen müssen, zeigt sich hier fast überall jenes schwankende Hinfahren über die Oberfläche, welches da, wo mit einem Hin- und Herreden über längst bekannte und ausgemachte Dinge auszureichen ist, nur demjenigen weniger in die Augen fällt, der sich nicht die Mühe nimmt, andre Bücher über denselben Gegenstand zu vergleichen, oder nicht selbst tiefer einzudringen vermag. Fast immer ‚scheint' dem Verfasser bei schwierigen Stellen die Sache so oder so, — ist ‚wahrscheinlich' oder ‚vielleicht' so; oder er läßt die Wahl zwischen mehreren nach seiner Meinung möglichen Fällen."

Danach ging der Rezensent auf den Johanneskommentar insbesondre ein. Er gab zu, daß sich hier das Bestreben seltener zeige, den Apostel immer das sagen zu lassen, was die eigne Ansicht des Verfassers sei; allein dieses relative Lob schränkte er dadurch wieder ein, daß er behauptete, das Johannesevangelium biete weniger Versuchung dar, „die jetzt so beliebten, nur leider zum Teil sehr unbestimmten und den meisten, die sie brauchen, unklaren Redensarten unsrer Modefrommen anzubringen." Daß Tholuck den bekannten, unvergleichlich schönen Ausspruch des „Wandsbecker Boten" über das Evangelium Johannis (Werke I, S. 8) nicht nur abgedruckt, sondern sogar „klassisch" genannt hatte, das verdachte ihm sein Rezensent aufs äußerste. „Claudius war ein wohlgesinnter, frommer und in seiner Art geistreicher Mann; aber wenn ein gelehrter

Kommentator des Johanneiſchen Grundtextes obige myſtiſch-bombaſtiſche Stelle desſelben ‚klaſſiſch' nennen und gleichſam zum Muſter ſtellen kann, wie man das Evangelium aufzufaſſen und zu beurteilen habe, ſo hat er ſeinen Standpunkt gänzlich verkannt und beweiſet mehr als hinlänglich, daß er entweder nicht im ſtande oder nicht willens ſei, das Buch auf die richtige Weiſe zu behandeln und wahrhaft auszulegen. Denn ſolch faſelndes, wenn auch noch ſo gutgemeintes und frommes Geſchwätz iſt keine Schriftauslegung."

Im einzelnen ſuchte nun der Rezenſent in einer oft geradezu hämiſchen Weiſe den Verfaſſer bloßzuſtellen. Weil auf S. 55 des Kommentars der Druckfehler „Jeſu" als Nominativ ſtehen geblieben war, rief Dr. Paulus aus: „ſolche nachläſſige Namensflexionen erlaubt ſich der Verfaſſer an vielen Orten!" (S. 651) Daß Tholuck die drei erſten Evangelien „Synoptiker" nannte, eine jetzt allgemein aufgenommene Bezeichnung, fand der Referent „höchſt unangemeſſen" (S. 652) — oder ſoll getadelt werden, daß es für „Evangelien" nicht hieß: „Evangeliſten"? Wenn Tholuck im Kommentar S. 103 erklärte, hier (Joh. 5,21) ſei θέλειν nicht das Wollen der Willkür, ſondern einer heiligen Intelligenz, ſo ließ der Rezenſent das „hier" ausdrücklich fort und wies mit Fingern darauf, einmal heiße bei Tholuck θέλειν nicht das Wollen der Willkür und drei Seiten darauf: die leichtſinnige knabenhafte Willkür! (S. 656) Ebenſo unehrlich wurde ein Citat aus dem Tholuckſchen Buche verkürzt, wo es dem Rezenſenten darauf ankam, Tholuck bei ſeinen „orthodoxen Brüdern" als einen ganz gedankenloſen und leichtſinnigen Beſtreiter derſelben ſtrengen Inſpirationstheorie darzuſtellen, die er doch anderweitig feſtzuhalten ſcheine. Als Beweis dafür berief ſich Dr. Paulus auf Ausſprüche Tholucks einerſeits, wie: „Wahrſcheinlich hat Johannes einiges von der Rede Chriſti ausgelaſſen", „Johannes erzählt hier wahrſcheinlich ungenauer", „es ſcheint der nachläſſigen Johanneiſchen Konſtruktionsweiſe angemeſſener, u. ſ. f." Dem ſtehe aber anderſeits das S. 308 Geſagte ſchroff entgegen: „Es iſt daher aus der Natur der Sache zu ſchließen, daß die Wirkungen des Paraklet (h. Geiſtes) ... ſich nicht bloß auf die mündliche, ſondern auch auf die ſchriftliche Lehre bezogen haben werden; woraus folgt, daß wir keine falſchen

und irrigen Darstellungen solcher Wahrheiten oder Thatsachen erwarten dürfen u. s. w." Dazu schrieb dann der Rezensent: „Das vereinige nun mit einander, wer da vermag: uns erscheinen die beiderlei Behauptungen im grellen Widerstreit miteinander." Er verschwieg aber, daß er bei seinem Citate die Hauptsache des Tholuckschen Satzes weggelassen hatte, nämlich den Relativsatz zu „solcher Wahrheiten oder Thatsachen": welche das Wesen der Heilslehre betreffen" (S. 647)! Ebenso unlauter war der Spott, der über Tholuck ausgegossen wurde (S. 654), weil er sogar die alttestamentlichen Stellen wisse, auf welche Jesus den Nikodemus zur Veranschaulichung der Wiedergeburt verwiesen habe; auch hier sagte der Referent nicht, daß Tholuck seiner Äußerung ein „wahrscheinlich" hinzugefügt hatte. Am boshaftesten war ein entweder absichtliches oder ganz thörichtes Mißverstehen Tholucks auf S. 663. Da hieß es: „Auf der vorhergehenden Seite setzt der Verfasser das Böse als schon vor dem ewigen Wissen Gottes vorhanden, läßt also, da doch Gott nicht irgend einmal ohne sein ewiges Wissen gewesen sein kann, das Böse sogar älter sein als Gott selbst!! Die eignen Worte des Verfassers lauten genau: ‚sondern eben das vor dem ewigen Wissen Gottes schon vorhandene Böse wurde von Gott in den Erlösungsplan der Menschen verwebt' u. s. w. Bis zu solchem Widersinn kann vorgefaßte Meinung und einseitiges dogmatisches Vorurteil in unbewachten Augenblicken führen." Der scheltende und tadelnde Kritiker brauchte, wenn er nicht von „vorgefaßter Meinung" ausging, nur ein klein wenig nachzudenken, dann würde er gefunden haben, daß jenes „vor" bei Tholuck nicht zeitlich, sondern räumlich zu fassen war, gleich „angesichts des göttlichen Wissens" oder „in demselben", und sein gedankenloser Anstoß war gehoben! Fast auf gleicher Stufe der böswilligen Gesinnung stehen die Bemerkungen zu Tholucks Besprechung des Wunders am Teiche Bethesda. Da ist bekanntlich der vierte Vers mit dem herabfahrenden, das Wasser bewegenden Engel als ein späterer Zusatz „kritisch verdächtig", und als solchen hatte ihn auch Tholuck bezeichnet und die Entstehung des „legendarischen Glossems" aus der jüdischen Vorstellungsweise erklärt, welche unbekannte Naturkräfte als

Engel personifizierte. Durch geschickte Weglassungen in der Anführung der Tholuckschen Sätze wußte nun der Verfasser den Schein zu erwecken, als erklärte Tholuck das ganze Heilungswunder für eine Legende, und wagte dann das Folgende hinzuzufügen: „Wir wollen über die Leichtfertigkeit dieser Erklärungsweise kein Wort weiter verlieren, noch uns in Widerlegungen einlassen; das aber ist gewiß, hätte ein sogenannter Rationalist dies geschrieben, so würde es die Genossenschaft der sich allein rechtgläubig und evangelisch Dünkenden, namentlich ein bekanntes theologisches Ultrablatt“ (Hengstenbergs Ev. K. Z.) „sehr wohl zu rügen und den Urheber zu verdächtigen wissen. Wir wollen sehen, ob und wie sie sich gegen Herrn Tholuck auslassen werden. Wie kann aber zumal dieser selbst nun noch andre Theologen, die den Wundererzählungen des Neuen Testamentes eine natürliche Gestalt zu geben sich bemühen, (was er gleichwohl selbst in diesem Kommentare thut,) zu tadeln wagen, da sie im wesentlichen nichts andres als es selbst versuchen? Denn wo soll die Grenze der Befugnis, das Wunder zu beseitigen oder zu behaupten, gefunden und nachgewiesen werden? Ob Herr Tholuck etliche Wunder mehr stehen läßt oder wegerklärt, als ein andrer, macht in der Hauptsache nicht den geringsten Unterschied. Nach dem, was er vorliegend gewagt hat, kann und darf er nichts mehr einwenden, wenn noch vieles andre im Neuen Testament, was bisher für Wunder im strengen Sinne gegolten, als Vision und natürlicher Hergang der Dinge von andren angesehen oder dafür ausgegeben werden sollte.“

Wir könnten noch mehrere Beispiele von solchen Verdrehungen der Worte Tholucks anführen; doch genüge das Mitgeteilte. Nur davon müssen die Leser noch eine Vorstellung erhalten, welche sittliche Empörung in dem Referate jedesmal hervorbrach, wenn Tholuck von der Sündenstrafe der Menschen redete, die Jesus im tiefsten Gefühl ihrer Verschuldung auf sich genommen. Da rief der Rezensent aus (S. 663): „Wo, wo steht etwas so Ungeheures, Widersinniges, Barbarisches in den christlichen Urkunden, zumal im Johannes? Welches menschliche Gemüt vermag so etwas als Religion, als Christentum in sich aufzunehmen?“ Und S. 662: „Noch merkwürdiger, aber im

höchsten Grade widerlich erscheint bei Kap. XVII, 4 das verworrene, in sich widersprechende, dem Johanneischen Texte fremde, bloß von der einseitigen, unklaren Betrachtungsweise des Verfassers ausgeflossene Gerede, welches derselbe für eine Zusammenfassung des ganzen ἔργον (Werkes) des Erlösers auszugeben wagt, und wovon gleichwohl in dem vorliegendem Gebete Christi keine Spur zu finden ist. Wer Lust hat, der lese bei Herrn Tholuck selbst nach. Wir müssen hier des Raumes schonen und wollen bloß bemerken, daß die Freunde der Entsündigungstheorie durch Christi Leibesmartern und vergossenes Blut und Kreuzestod, wodurch allein der Zorn Gottes zu besänftigen und dem Menschengeschlecht Gnade zu verschaffen gewesen, mit anderen Worten, die Verteidiger der Erlösung der Menschen durch die stellvertretende Satisfaktion Christi, sowohl was das Leiden als was das Thun betrifft, an dieser Stelle lernen sollten, wie weit Christus entfernt gewesen, sein Menschenbeseligungswerk ausschließlich oder auch nur vorzugsweise in das Vergießen seines Blutes oder in einen martervollen, den Zorn des Vaters stillenden Opfer- und Sühnungstod zu setzen. Noch war er jetzt weder gemartert noch getötet, und doch spricht er im Gebet zum Vater: ich habe vollendet das Werk, das du mir gegeben hast, daß ich es thue. Das gefiel dann dem Herrn Tholuck abermals nicht; und indem er" — mit vollem Recht — „bekennen muß: ‚der letzte Punkt der Vollendung trat freilich erst ein mit dem großen τετελέσται (es ist vollbracht),' so weiß er sich und sein System mit einer geschickten Wendung zu decken, indem er" — wieder mit vollem Rechte, nach der durchgehenden Redeweise der Abschiedsreden bei Johannes, Kap. 13—17 — „hinzusetzt: ‚aber in dieser Stunde der Erhebung redet Christus im Vorgefühl alles des noch Kommenden!'"

Wir brechen hier ab, haben aber wohl genug mitgeteilt, um die tiefe Entrüstung verstehen zu lehren, welche dieses perfide Machwerk bei Tholuck und seinen Freunden hervorrief. In der Studentenwelt hatte der Artikel eine ganz andere als die beabsichtigte Wirkung. Die Plumpheit und Gemeinheit des Angriffs konnte auch den Gegnern Tholucks nicht verborgen bleiben, und man schämte sich, bei seiner Gegnerschaft in solch eine Gemeinschaft zu geraten. Dieses zweite Quartal des Win-

terſemeſters 1827 auf 28 bezeichnet geradezu einen Wendepunkt in der Stimmung der Halliſchen Studenten gegen den vielgeſchmähten jungen Profeſſor: ſo viele hatten ſich ihm in Halle noch niemals perſönlich genähert, und eine ſo hoffnungerweckende religiöſe Bewegung war ihm dort noch nicht entgegen getreten.

Dennoch aber zögerte er nicht lange, als ſich ihm die Ausſicht eröffnete, eine Weile dem gehäſſigen Andrange der Halliſchen Kollegenſchaft zu entfliehen und in einer ſtillen Welt des Friedens äußerlich und innerlich einmal wieder völlig zur Ruhe zu kommen. Wie Tholuck längſt von Halle wegverlangte, und wie ihm davor graute, ohne Hoffnung auf einen baldigen Wechſel noch einen neuen Winter dort zu verbringen, das iſt uns wiederholt und nachdrücklich entgegengetreten. Nun fand ſich die Möglichkeit, wenigſtens ein Jahr lang auszuſpannen und in andren Verhältniſſen neu zu erſtarken; und mit beiden Händen griff Tholuck zu und ließ den Ausblick auf die begehrte Veränderung ſeiner Lage das Licht ſein, das ihm den ganzen Winter erhellte und auch die Widerwärtigkeiten der bald zu Ende gehenden Gegenwart erträglicher machte.

Der Sommer 1828 fand Tholuck in Rom!

Wie es dazu gekommen, ſoll uns das nächſte Kapitel zeigen.

Drittes Kapitel.

Ein Jahr in Rom.

Auf seiner letzten Ferienreise im Herbst 1827 hatte Tholuck in Berlin eine Bekanntschaft gemacht, die bedeutsam in sein Leben eingreifen sollte. Der preußische Ministerresident am päpstlichen Hofe zu Rom, Legationsrat v. Bunsen, war nach Deutschland gekommen, um eines der früheren Madonnenbilder Rafaels, die Madonna Colonna, das er von der Herzogin von Lante für das neugegründete Berliner Museum angekauft hatte, persönlich zu überbringen und womöglich am Geburtstage des Kronprinzen, der die erforderliche Geldsumme flüssig gemacht hatte, demselben zu überreichen. In diesen Tagen, um die Mitte des Oktober, muß Tholuck dem damals Vielumworbenen und mit königlicher und prinzlicher Gunst Überschütteten vorgestellt worden sein. Der Eindruck, den beide auf einander machten, war entscheidend und knüpfte zwischen ihnen das Band einer jahrelangen Freundschaft. Auf der Rückreise nach Halle sandte Tholuck von Wittenberg am 19. Oktober dem neugewonnenen Gönner und Freunde seine „Blütensammlung aus der morgenländischen Mystik", und zwar das von Heubner ihm abgetretene Exemplar und fügte hinzu: „ich lasse seine gemachten Anmerkungen nicht zukleben, damit Sie auch seiner dabei gedenken mögen; ich denke, Sie dulden sie gern darin." Gleichzeitig bat er Bunsen, ihm in Rom einige dort billiger zu bekommende orientalische Bücher zu besorgen.

Die Weihnachtsferien desselben Jahres verbrachte Tholuck in ihrer ersten Hälfte bei den Leipziger Freunden; danach zog es ihn wieder nach Berlin, und dort fiel über seine nächste Zukunft die Entscheidung. Ehe wir ihn dahin begleiten, seien noch ein paar Worte über den Leipziger Aufenthalt erlaubt, der ihn diesmal mit ganz besonders heiterer Laune erfüllte.

Er war allein gereist und hatte seinen neuen Amanuensis Albrecht Lührs in Halle gelassen. Aus der Wohnung des Freundes Clodius*) in Leipzig, des Professors der „praktischen" Philosophie und Verfassers mehrerer positiv christlicher philosophischer Bücher (z. B. Gott in der Natur, in der Menschengeschichte und im Bewußtsein, 7 Bände), schickte Tholuck an Lührs ein Federmesser als Weihnachtsgeschenk und schrieb ihm dazu:

„‚I am as good as my word' (ich bin so gut als mein Wort) sagt der Engländer. Und wenn ich auch, die Phrase in ihrem buchstäblichen Sinne genommen, sie lieber umkehren möchte in my word is as bad as myself (mein Wort ist so schlecht wie ich), so will ich mir's doch in seinem uneigentlichen Sinne zur Maxime machen und stelle mich deshalb mit dem verheißenen Federmesser ein, so daß ich schon im Geist den erhabenen Genuß der Menschenbeglückung antizipiere, wenn Sie hinfort nicht mehr genötigt sein werden, an ungeschnittenen Federn leidende Personen irgend einer Art hartherzig von Ihrer Thüre zu weisen. Charité désintéressée — hat sie ein Rochefoucauld doch schon längst ins Fabelland verwiesen! Darum — ohne Erröten gestehe ich es Ihnen — hoher Ahnungen voll, fortzulebenden im hochpreisenden Andenken zukünftiger Geschlechter, überreiche ich Ihnen diese Gabe. Denn, Verehrtester, — oder brauche ich Sie noch über die Erhabenheit des Kausalgesetzes aufzuklären? — welche welthistorischen Federn sehe ich im Geiste schon mit diesem Instrument geschnitten! O seliger Empfänger und dreimal seliger Geber! Mein Edelsinn geht weiter, und im Gefühl des Dankes kommender Geschlechter vergesse ich den kleinen gegenwärtigen, und er ist Ihnen hiermit erlassen."

„Die Mystiker allhier haben alle die Wunderlichkeiten, die überhaupt dieser Rasse eigen sind. Kaffee trinken sie aus Tassen, Wein aus Gläsern, wenn's regnet, tragen sie Mäntel, wenn die Sonne scheint, Leibröcke. Auch haben sie sich sehr lieb und hoffen auf eine Freiheit der Kinder Gottes."

„Ich habe Sie schon angekündigt, lieber Lührs; Hahn

*) Tholuck führt ihn in s. „Akademischen Leben des 17. Jahrh." (II, S. 5) als den letzten „Professor moralium et politicorum" — d. i. des Aristoteles — an.

und Heinroth werden Sie freundlich aufnehmen; — habe mir auch die Freiheit genommen, als Ihr Furier zu agieren und Quartier für Sie gemacht; Nikolaigasse in Quandts Hof bei einem Magister Wege finden Sie, was Elisa bei der Wittib fand: ein Bett und einen Stuhl; ob auch ein Tisch dabei war, weiß ich nicht . . ."

„Bleiben Sie bei den guten Meistern, lieber Lührs; man geht ein und aus und hat Weide und — was das Beste ist —, wenn aller Tage Abend kommt, braucht man sich nicht zu fürchten, sondern darf hoffen — o unaussprechlich hoffen! Wie auch über dem Schmerze der Christen ein verborgener Trost liegt, so liegt doch eigentlich unter aller Freude der Welt eine verborgene Bangigkeit. Es gibt ein Wort in der menschlichen Sprache, was doch keiner als der Christ ohne geheimes Grauen anhören kann: — Heilig! Es gibt keine Freude in dieser Welt, so lange man seiner Seligkeit in der andren nicht gewiß ist."

„Ich fahre Montag abend nach Berlin; es war nahe daran, daß es ganz unterblieben wäre. Die Leute hier sind so gut, und man hat viel Mühe, sich loszureißen. Ich denke etwa Freitag nach Neujahr wieder in Halle zu sein. — Jesus Christus gebe Ihnen seinen Frieden zum lieben Christfest und zum Neujahr! Auch empfehle ich Ihnen Luk. 22, 32 (ich habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre, und wenn du dermaleinst dich bekehrest, so stärke deine Brüder). Mit herzlicher Liebe der Ihrige A. Tholuck."

Wie innig wohl er sich in diesem Weihnachtsfeste bei der Familie Clodius gefühlt hat, bezeugen zwei Gedichte, die er seinen freundlichen Wirten von Berlin aus zusandte.[1]) Das erste lautet, nach einer arabischen Überschrift von einer Zeile:

„Seinem verehrten Freunde Clodius.

Im Metrum Failatun failun failun feulun etc.

NB. Morgenländischer Geistesschwung pecciert wohl auch gegen kleine Kürzen und Längen.

Wunderseltsam wandeln sich Konstellationen.
Jüngstens kam Theologei zur Weltweisheit wohnen.
Neu ist's nicht, denn oft zusamm' machten sie ménage,
Aber ach! die Freundschaft ging meistens aus in rage.

Kochte jed' auf ihre Hand, ſchmeckt' es nicht der Liebſten;
Rührten ſie zuſammen ein, ging es am betrübtſten.
Ich — ruft jene — ſpeiſ' allein, du gibſt nur die Teller;
Närrin! ruft Philoſophei, ich füll' Küch' und Keller.
Hauskoſt will Theologie — laut vergnügt auch Späne,
Marzipan Philoſophie — hat gar morſche Zähne.
Zwiſchen ſtrenger Gegenpart — wer ſchafft da balance?
Die hat Galiläer-goût; jene goût de France.
Drum was iſt's, daß diesmal ſie, ſonder Gram und Jammer
Teilen, zarter Freundſchaft voll, ſich in Küch' und Kammer?
Selbſt zu kochen — heißt es jetzt — doch zu ſehr genierte,
Auf! Wir hol'n die Speiſ' fortan von dem Speiſewirte!
Wohnt zwar ganz erſtaunlich weit, aber ſeine Speiſe
Auf geheimem Weg zu dir macht im Nu die Reiſe.
Wunderbar der Künſtler iſt, ſeltſam ſein Gebäcke,
Einfach iſt's und doch zugleich für jedwed Geſchmäcke.
Derb und nahrhaft nennt es der, jener heißt es lecker,
Hausmannskoſt dem Bauer dünkt's, Marzipan dem Schmecker.
Hätte ach! das Schweſternpaar jemals den Gedanken
Recht gefaßt, nie hörte man je von Streit und Zanken.
Hätten dann, echt ſchweſterlich, beid' zu Tiſch geſeſſen
Und den Geber baß gelobt ob dem ſchönen Eſſen.
Alſo machen wir's hinfort, brechen keine Lanzen,
Jubeln froh an einem Tiſch, wenn aufs neu' Vakanzen!"

Und der Frau Profeſſorin reichte er zum Dank das andre Lied dar:

„Seiner verehrten Frau Wirtin Clodia der pilgernde Weihnachtsgenoß.

Wenn bei der Stürme Toſen
Nur kalte Nebel ziehn,
Zur Zeit, wo keine Roſen
Und keine Myrten blühn;

Wenn ſie, die unverdroſſen
Teilt immer Segen aus,
Wenn ſelbſt Natur verſchloſſen
Ihr liebes Mutterhaus:

Da blüht auf Himmelspfaden
Der rechte Frühling auf,
Da thut das Reich der Gnaden
Leiſ' ſeine Pforten auf.

Ein Kindlein ſteigt hernieder,
Holdſelig, wunderbar,
Das bringt den Frieden wieder,
Der uns verloren war.

Den Frieden! — Welche Gabe!
Ich will nun andre nicht;
Wenn ich den Frieden habe,
Ist nichts, was mir gebricht.

Und doch, aus zartem Triebe
Bracht' mehr es diesmal mit,
Es bracht' mir Eure Liebe
Als Weihnachtsgabe mit.

Drum hat in diesem Jahre
Sich mir die Weihnachtszeit
Erquickend als die wahre,
Der Kinder Zeit erneut." —

Tholuck stieg diesmal in Berlin bei seinem Freunde, dem Justizrat Focke, ab und schrieb später von dieser Zeit in sein Tagebuch: „Bei Focke war mir wohler, als je früher in Berlin. Ich war nicht so befangen, als die früheren Male, bloß daß ich mich schämte, schon wieder in Berlin zu sein." Der inzwischen durch den König eigenmündig zum „Geheimen" Legationsrate beförderte Bunsen wurde von demselben noch immer zurückgehalten, teils weil die Wirren in der römischen Kirche Schlesiens die Gegenwart eines mit den Wegen und Gewohnheiten der päpstlichen Regierung genau Bekannten wünschenswert machten, teils weil die Angelegenheit der von Bunsen ausgearbeiteten Agende für die kapitolinische evangelische Gemeinde mit dem für seine eigne Agende warm eingenommenen königlichen Herrn eingehend besprochen werden mußte. Das Nähere über beides kann in der Bearbeitung von Bunsens Leben durch Prof. Nippold nachgelesen werden. So kam es, daß Tholuck den Freund zum zweiten Male in Berlin aufsuchen konnte.

Von ihm bekam er die Bestätigung, daß Richard Rothe, der seit Januar 1824 als Schmieders Nachfolger in den Posten eines römischen Gesandtschaftspredigers eingetreten war, in der That einen Ruf als Professor an das Wittenberger Predigerseminar angenommen hatte und um Ostern 1828 die ewige Stadt verlassen wollte. Bunsen bat Tholuck, ihm bei der Wahl eines Mannes behilflich zu sein, der etwa für die Dauer eines Jahres stellvertretend das Amt übernehmen könne; für

Ostern 1829 stand die definitive Besetzung der Stelle entweder durch den Domkandidaten Arndt, oder durch den jungen v. Tippelskirch in Aussicht, oder es sollte auch wohl die Stelle noch einmal auf ein Jahr vikarierend verwaltet werden.

Da erhielt Bunsen von Tholuck in Berlin unter dem 29. Dezember 1827 folgenden Brief:[2])

„.... Ich höre, daß es Ihnen noch nicht gelungen ist, einen jungen Mann für Rom zu finden, nachdem Otto v. Gerlach, an den ich zuerst gedacht hatte und der allerdings wohl am geeignetsten dafür gewesen wäre, es abgelehnt. Diese Lage der Umstände veranlaßt mich zu einer Erklärung an Sie, in Bezug auf welche ich indes für jetzt um gänzliches Verschweigen bitten muß. — Die Stelle in Rom ist eine, zumal jetzt, wo Sie da sind, in so vielen Rücksichten mich anziehende, daß ich unter allen andren diese am eifrigsten gesucht haben würde, wenn ich noch ohne Amt wäre. Da Sie nun aber jetzt Schwierigkeiten haben, einen tüchtigen Geistlichen zu finden, so ist mir der Gedanke gekommen, ob es vielleicht thunlich wäre, daß ich jene Stelle so lange vikarierte, bis sich ein Mann gefunden hat, der Ihnen ganz zusagt. Freilich müßte ich dann meinen kleinen christlichen Kreis in Halle auf längere Zeit verlassen. Ich würde dies indes mit weniger Besorgnis thun, da ich ein kräftiges Eingreifen dort nur von der Zeit erwarten kann, wo durch den Abgang eines bejahrteren Kollegen mir die Hoffnung entstehen könnte, einen gleichgesinnten zu erhalten. In Rom aber, denke ich mir, würde ich für die Theologie und Wissenschaft viel gewinnen können. — Mögen Sie, verehrter Herr, diesen Gedanken in Erwägung ziehen und mir ihre Ansicht darüber mitteilen. Wollen Sie mich gefälligst wissen lassen, ob ich Sie etwa morgen (Montag) zwischen 9 und 10 besuchen kann."

Bunsen griff mit beiden Händen nach diesem Anerbieten, und während der Weihnachtsferien muß der Hauptsache nach die Angelegenheit geordnet, d. h. die vorläufige Genehmigung des Ministers erteilt worden sein. Denn am 7. Januar 1828 meldete Bunsen am Schlusse eines langen Briefes an seine Frau: „Noch zwei Zeilen zur großen Nachricht. Tholuck kommt Ende April nach Rom; Rothe wird am 1. Juni abreisen können."

Es begann nun nach der Rückreise Tholucks von Berlin ein äußerst lebhafter Briefwechsel zwischen ihm und Bunsen. Schon am 10. Januar schrieb Tholuck auf einen (nicht mehr vorhandenen) Brief Bunsens: „Mit lebhafter Bewegung habe ich Ihre Zeilen empfangen. Gebe der, welcher die Bedürftigkeit aller seiner Diener kennt, seinen Segen!“ Dann schlägt der Briefschreiber als seinen eventuellen Nachfolger für Rom den jungen Lührs vor, dem soeben ein Ruf als Rektor in eine kleine hannöversche Stadt zugegangen sei, „ein junger Mann von etwa 25 Jahren, der eine gute wissenschafttiche Bildung, viel Verstand, Predigergabe und einen schönen christlichen Ernst verbindet.“ Weiter heißt es dann: „Möchte es nicht zweckmäßig sein, daß in dem Schreiben des Ministers an die Fakultät und sonst überhaupt nur — wie Sie auch andeuten — von einer Reise nach Italien auf Urlaub die Rede wäre? Es kommt ja so häufig vor, daß das preußische Ministerium solche Erlaubnis erteilt; das Vikarieren in Rom könnte hier ganz unerwähnt bleiben. Es würde sonst so aussehen, als ob man absichtlich gerade mich nach Rom schickte, um dort irgend etwas zu veranlassen. Auch wäre es wohl ratsam, daß Sie selbst nur so darüber sprächen ..... Was einen Stellvertreter für mich hier betrifft, so ist es ja sonst nicht eben gewöhnlich, daß Stellvertreter eintreten, wenn ein Professor auf ein Jahr abwesend ist. Schickt man aber einen christlichen Mann hierher, so wird dies bei meiner Rückkunft um so erfreulicher sein, weil er dann vielleicht hier bleibt .... Sie haben mir, verehrter Herr Geheimrat, von Anfang an viel unverdientes Zutrauen und Liebe geschenkt. Mögen Sie mich dessen nicht unwert finden, und mögen Sie mir es erhalten um Jesu Christi willen.“

Umgehend erwiderte Bunsen am 13. Januar: „Mein verehrter Freund! Erlauben Sie, daß ich Sie fortan immer so nenne, da ich nun hoffe, Gelegenheit zu haben, Ihre Freundschaft mir zu erwerben. Heute habe ich Ihren Brief erhalten und sogleich das Wesentliche des Inhalts dem Herrn Minister mitgeteilt, der ganz mit Ihnen einverstanden ist, eben wie ich selbst: Sie werden Urlaub zur Reise nach Italien erhalten, mit der Erklärung, daß Sie möglichst bald nach der Beendigung Ihrer Vorlesungen abreisen können u. s. w.“

Aus einem am 14. Januar von Tholuck geschriebenen Briefe voller Anfragen betreffs Roms, der Reise, der mitzunehmenden Bücher 2c. erwähnen wir nur das Folgende: „3. Wird es erforderlich sein, daß ich mich in Berlin persönlich vom Minister verabschiede? Ich möchte wohl von den Berliner Freunden Abschied nehmen, aber ich fürchte, daß, wenn ich noch einmal nach Berlin reise, es viel Zeit kostet und auch mein Gemüt sehr angreift. Falls ich nun nicht nach Berlin komme, wo soll ich ordiniert werden? — Ich würde Merseburg und den Superintendenten Haasenritter vorschlagen. Das ist mir am nächsten. Aber, ich möchte überhaupt wissen, sollte bei einem Doktor der Theologie—wenn er bloß vikariert—die Ordination nötig sein? Ich denke nicht, und wenn es umgangen werden kann, wäre es insofern besser, als das Aufsehen vermieden werden wird. 4. Es ist hier ein Privatdocent Guericke, Verfasser einer trefflichen Lebensbeschreibung Franckes. Es wäre sehr gut, wenn Sie den Herrn Minister aufmerksam machten, ob man den nicht zum Extraordinarius ernännte; er könnte durch christliche Vorträge viel nutzen in meiner Abwesenheit. — Mir ist, wie ich voraussah, von meinen Kollegen für das nächste Jahr das theologische Seminar abgenommen und einem andren Professor übertragen worden. Eben hierdurch wäre mir für das nächste Jahr doch ein bedeutender Teil meiner Wirksamkeit entzogen worden. 5. Ich darf doch auch darauf rechnen, daß der Herr Minister nicht neuen Bedenklichkeiten Raum gegeben, wie dies zuweilen der Fall ist. Wäre dies, oder entständen bei Ihnen selbst Bedenklichkeiten, so möchte ich Sie bei Ihrer Freundschaft bitten, noch jetzt den Plan aufzugeben. Denn — wie ich Ihnen von Anfang an erklärte — ich habe die Erlaubnis in meinem Innern, von dieser schönen Gelegenheit Gebrauch zu machen, aber nur wenn gleichsam die Umstände von selbst sich zurecht legen, entgegenkommen und den Plan begünstigen, wie dies bisher der Fall war .... Ich bin meinem Gott sehr dankbar, wenn er mir jenen belehrungs- und erfahrungsreichen Aufenthalt noch wirklich zu teil werden läßt. Auch werde ich mein Amt mir am Herzen liegen lassen und freue mich, einmal mehr mit dem Herzen als mit dem Kopfe predigen zu können. Wenn ich nur mit den Formalien, dem Rituellen, mehr bekannt

wäre! — Da Sie den kennen und lieben, verehrter Freund, der die Herzen offen und weich macht, so bin ich es gewiß, daß Sie mich immer werden in Ihr Herz blicken und Ihrer Zurechtweisung und Liebe teilhaft werden lassen."

Das Hauptbedenken, das sich Tholuck in Bezug auf seine Reise immer wieder aufdrängte und sie eine Zeitlang ganz in Frage stellte, war die Art seiner Stellvertretung. Unter dem 29. Januar konnte ihn Bunsen auch in dieser Hinsicht vorläufig beruhigen. Der betreffende Brief lautet: „Mein innig verehrter Freund! Ich habe zwei inhaltsreiche Briefe zu beantworten: sie sind mir in der wichtigsten und bedeutendsten Zeit meines Aufenthalts zugekommen, ich hätte sie sonst auf der Stelle beantwortet, besonders den zweiten, vorgestern früh erhaltenen. — Ich beginne jetzt mit diesem. Sie machen es mir recht schwer, mein verehrter Freund, so ganz frei und bestimmt Ihre Anfrage zu beantworten, da Sie sich darüber mit solcher Ergebung in den Ruf Gottes und mit so recht männlicher und christlicher Entschlossenheit ausdrücken. Wohl bin ich gewiß, Sie werden dem Rufe des Herrn auch willig, auch mit Freuden folgen; aber wird Ihnen auch das Werkzeug lieb bleiben, durch welches derselbe fest geworden, Ihr Gedanke verwirklicht und so Ihre weitere Erwägung vielleicht unnütz geworden ist? Aber nein! ich bin gewiß, Sie werden mir deshalb ebenso wenig zürnen, als sich selbst grämen. Nachdem ich Ihren Brief vom 10. erhalten, stand ich nicht an, die Sache sowohl wegen Ihrer Reise nach Italien, unter der Form eines Urlaubs, als wegen Rothes Abberufung und Anstellung in Wittenberg, und endlich wegen definitiver Besetzung der römischen Stelle binnen Jahresfrist zu Ihrer vollkommenen Sicherheit offiziell und schriftlich zu betreiben. — Demnach ermächtigte mich das geistliche wie das auswärtige Ministerium, Rothe selbst und seiner sehr ängstlich besorgten Familie anzuzeigen:

> daß er spätestens am 1. Junius werde abreisen können, um zu rechter Zeit in Deutschland einzutreffen und im Herbste seine Stelle in Wittenberg anzutreten, auch vorher also noch, falls es die Ärzte noch für zweckmäßig erachteten, die Bäder von Ischia für seine Frau gebrauchen zu können. — Das ist geschehen. —

Ihrethalben wurde, Ihrem wie meinem Vorschlage gemäß, die Form ‚eines jährigen Urlaubes zur Reise nach Italien' festgesetzt, wegen des Reisegeldes Einleitungen bei den beiden Ministern getroffen, endlich ausgemacht, daß der Domkandidat Arndt im Herbste oder Winter, doch früh genug dort eintreffen solle, damit man die definitive Wahl bis zum 1. Januar 1829 fixieren könne und Sie in den Stand setzen, im März wieder in Halle zu sein, auch wenn Arndt nicht passend erscheinen sollte (was von einigen bezweifelt wird). — Bei allem diesen bin ich auf die größte Bereitwilligkeit, ja Freundlichkeit und Freudigkeit gestoßen: keine Bedenklichkeit ist mir entgegen getreten. Wie ernstlich man dabei an Halle gedacht und in welchem Sinne, mögen Sie daraus ersehen, daß man den trefflichen Böhmer aus Greifswald dorthin setzen will, wahrscheinlich um auch bei Ihrer Rückkehr zu bleiben. Dies ist jedoch noch ein Geheimnis. Ich bitte um Ihre Meinung. — Sie sehen also, daß Gott augenscheinlich seinen Segen zu Ihrem Entschlusse gegeben hat und daß seine Ausführung auch das Mittel wird, Rothe nach Deutschland zu bringen und die Wittenberger Stelle, die spätestens im Herbste 1828 besetzt sein muß, so schön und würdig zu besetzen. — Ihre hiesigen Freunde hatten allerdings anfänglich Bedenklichkeiten wegen Halle, das ihnen nun ganz den Ungläubigen und Sanften preisgegeben zu sein schien. Aber die Versicherung, daß dafür auch vom Ministerium Sorge getragen wird, hat sie beruhigt. Für dies hat sich auch Se. Königliche Hoheit der Kronprinz lebhaft interessiert und teilt meine Freude, daß Sie nach Rom gehen, völlig. — Diese meine Freude ist nun allerdings vor allem und hauptsächlich darauf gegründet, daß ich mir bewußt bin, nicht eigenmächtig eingegriffen, noch anfänglich Sie beredet zu haben. Dann aber habe ich auch die feste Überzeugung, daß Sie der Reise und des veränderten Aufenthalts für Ihre Gesundheit bedürfen, und daß der Aufenthalt in der weltgeschichtlichen Stadt Ihnen für das ganze Leben vielfach teuer, wie der Dienst des Worts an diesem Spätling des in Rom gepflanzten evangelisch apostolischen Reises lieb und wert sein werde. — Diese Gründe meiner Freude darf ich frei gestehen, denn sie sind ohne Selbstsucht; nicht wohl so die Freude, die ich mir, den Meinigen und meinen liebsten Freun-

den von Ihrer Gegenwart verspreche. Doch hat auch diese eine ihrer Wurzeln sicherlich im Herrn. Also lassen Sie mich Ihnen auch diese gestehen. Ich habe schon in Rom die Ahnung gefühlt, wir wären bestimmt, uns im Leben zu berühren und gemeinschaftlich im Heiligtum (ich nur im Vorhofe kehrend und fegend) zu arbeiten, wie es Gott gibt. Diese Ahnung und Wunsch wurden noch viel lebhafter, als ich Sie kennen lernte. Jetzt hatte ich neue Gründe, die dem Reiche Gottes nicht fremd sind; doch das kann ich nur mündlich sagen ..... In treuer Liebe im Herrn Ihr Bunsen."

Tholuck antwortete am 31. Januar: „Verehrtester Freund! ... Das Nächste, worüber ich mich aussprechen muß, ist der Hergang und Verlauf der Unterhandlungen, welcher, nach Ihrer Darstellung, so leicht und begünstigend gewesen. Das ist mir allerdings sehr erfreuend. Vor allem andren aber haben Sie mir wahren Lebensbalsam durch die Nachricht von Böhmer*) gegeben. Meine Gemeinde hier möchte, wenn ich auch Entfernterstehende dazu zähle, aus etwa 30—40 bestehen; etwa 15—20 sind entschieden, von diesen gehen mehrere ab. Was aber noch übrig bleibt, werde ich der Pflege des Licentiaten Guericke übergeben. Wenn dieser nun auch durch Böhmer unterstützt wird, soll es wohl gehen. Freilich um kräftig hier einzuwirken, ist Böhmer nicht der Mann. Allein wenn wir in unsrer Zeit wählen sollen, so ist die Wahl gar beschränkt. Unbedenklich würde Rothe und Otto Gerlach hier am Platze sein, Hengstenberg auch nicht recht .... Zum Dritten spreche ich den aufrichtigsten und tiefgefühltesten Dank für die Liebe und das Zutrauen aus, das Sie mir bezeugen ... Manches erste Zusammenkommen hat etwas Wunderbares. Ich bin sofort an Sie gefesselt worden. Aber nicht wahr, Sie werden von mir sich keine außerordentlichen Erwartungen machen? Ich hatte eine Zeit, wo meinem Glauben alles möglich war, wo ich ununterbrochen Leben und Kraft war. Körperliche und geistige Leiden haben mir jenen herausfordernden Glauben geraubt und

*) Wie sich der Leser erinnern wird, hatte ihn Tholuck einmal beim Geheimen Rat Schulze warm für eine Professur empfohlen und derselbe in einem Briefe vom 9. Mai 1826 diese Empfehlung wohl aufgenommen. (Vgl. S. 30.)

ſelbſt von dem ergebenen und harrenden nur etwas übrig gelaſſen. Ich bin ein kranker Menſch, damit bezeichne ich mich am vollkommenſten. Der mit meiner körperlichen Konſtitution zuſammenhängende Lebensüberdruß iſt mein σκόλοψ ἐν σαρκί (Pfahl im Fleiſch). Dieſer iſt aber nicht unbeſiegbar. Namentlich in anregender Gemeinſchaft flieht er, und ich kann dann ſchon auf Erden kindlich froh und ſelig ſein ....“

Die Angelegenheit mit Wilhelm Böhmer ſchien ſich indeſſen nicht recht ordnen laſſen zu wollen; es war nicht leicht, eine Form zu finden, unter welcher derſelbe nach Halle überſiedeln ſollte, da man nicht gewillt war, ihn dort zu laſſen. Bunſen fragte deshalb im nächſten Briefe vom 15. Februar an, was Tholuck dazu ſagen würde, wenn man Hengſtenberg nach Halle ſchickte, oder vielleicht den Licentiaten Pelt aus Berlin (ſpäter in Greifswald und ſeit 1835 in Kiel Profeſſor, Verfaſſer einer Encyklopädie u. ſ. w.). Tholuck ſchrieb am 18. Februar zurück: „... Sieht man von einer permanenten Anſtellung ab, ſo iſt Böhmer gewiß unter den zu Gebote Stehenden der geeignetſte ... Was Pelt betrifft, ſo iſt es wahr, daß ihm der praktiſche Gehalt fehlt; er würde nur Anbahner ſein können, wiſſenſchaftlich für die Sache zu intereſſieren; allein gerade dies iſt an einem Orte, wo man ganz entgegen iſt, Bedürfnis. Unter Gottes Beiſtand wollte ich wohl das Angeregte weiter fördern helfen. Wenn ich alſo Pelt empfehle, geſchieht es, weil man hier milden Wein braucht, Milchſpeiſe. Und darum ſcheint mir doch nicht übel, bei ihm ſtehen zu bleiben. — Was Hengſtenberg betrifft, ſo iſt dieſer der Freund meines Herzens, und mein Herz lacht mir bei dem bloßen Gedanken, ihn zu erhalten. Mir wäre gänzlich geholfen, wenn er hierher käme. Auch könnten wir die Kirchenzeitung zuſammen arbeiten und andres Hand in Hand treiben. Aber — Hengſtenberg iſt kein milder Wein und keine Milchſpeiſe, und wäre dies auch für ihn ſelbſt gut, er kann ſich auch nicht herablaſſen, milden Wein zu geben. Schon in Berlin haben ihn die Studenten für zu ſchroff gehalten; was ſollte in Halle werden? Dem Anſchein nach würde er ſelbſt mit den Profeſſoren in Zwiſt kommen. So ſcheint es. Aber — da freilich auch auf der andren Seite — namentlich für mich ſelbſt — viel dadurch gewonnen

würde, so mag und darf ich nicht dagegen wirken, falls sonst sich alles dazu ordnen sollte. Das Ministerium sieht ihn nicht gern in Berlin, hat ihn schon nach Bonn versetzen wollen; vielleicht geht man gern darauf ein, und dann nehme ich es dankbar an. Möglich, daß, wenn zwei Professoren, die in der Welt als gleichgesinnt bekannt sind, hier zusammenstehen, daß verlangende Jünglinge sich schon dadurch bewegen lassen, hierher zu kommen, und wir hier einen Kreis bilden, wie in Berlin..."

Nach vielem Hin- und Herschreiben, wobei auch die definitive Berufung von Tippelskirch für 1829 festgesetzt wurde*), lag endlich die Entscheidung in Böhmers Händen selbst. „Sagt er Ja", schrieb Tholuck (datumlos) an Bunsen, „so versichere ich Sie, teuerster — ach verzeihen Sie, wenn ich zu vertraulich bin, ich verehre Sie so aus voller Seele — verehrtester Freund, daß ich festen und freudigen Mutes mit Ihnen gehe, und daß Sie nicht bloß einen Antiquarius, sondern, gibt es Gott, auch einen kräftigen Prediger des Evangelii an mir haben sollen, dem sein Amt seine Hauptsache und Herzenssache ist. Ich habe feste Entschlossenheit und Freudigkeit in der Hinsicht. Sagt er aber Nein, ja dann bin ich gebunden. Sagten Sie auch dann: Gehe! so würde ich gehn; aber da Sie das nicht sagen, bleibe ich und lasse — was mir, Gott weiß es, schwerer als Italien ist, auch Sie und was um Sie ist. Meine Freude muß dann sein der große, große Segen, den der Herr auf mein Wirken seit den letzten Monaten legte. Auch würde dann die Verhandlung nicht vergebens gewesen sein, denn das Gerücht meiner temporären Abwesenheit hat die große Bewegung hier wo nicht allein, doch vorzüglich herbeigeführt. Das könnte auch Sie mit trösten ...."

Und Böhmer sagte nicht Nein, so daß endlich am 8. April

---

*) Bunsen schrieb am 23. Febr. an seine Frau: „Zum definitiven Nachfolger habe ich einen jüngeren Herrn v. Tippelskirch aus Königsberg, erst Jurist, jetzt ein sehr erleuchteter und besonnener Christ. Er wird bis Mai sich zu einer Reise durch Deutschland bereiten, dann sechs Monate reisen, mit allem liturgischen Stoff der deutschen Kirche ausgestattet, dann seine Braut, die Gräfin Bertha von Canitz in Marienwerder, heiraten und nach Rom ziehen. Das ist ein rechter Fund, eine wahre Fügung Gottes." (Nippold, Bunsen ꝛc., I, S. 318.)

1828 der Minister v. Altenstein an die Hallische Fakultät die Verfügung abgehen lassen konnte, daß dem Professor extraordinarius lic. Böhmer in Greifswald gestattet sei, „sich zur Wiederherstellung seiner schwankenden Gesundheit von jetzt an bis künftigen Ostern in Halle aufzuhalten und bei der dortigen theologischen Fakultät interimistisch wirksam zu sein." Sein Gehalt von 550 Thaler sei ihm in Halle auszuzahlen „aus dem vakanten Gehalte des während des eben gedachten Zeitraums von dort abwesenden Professor Tholuck."[3])

Während sich nun so die Wege bahnten, bereitete Tholuck alles auf die Abreise vor. Mitte März wollte er seine Vorlesungen schließen. Schon am 16. Februar gab er „den Professoren Valetschmaus." Sein Gefühl, als er nach Hause kam, war: „O du Land des Wesens und der Wahrheit, mich verlangt nach Klarheit, mich verlangt nach dir." Die dort geführten Gespräche hatten ihn auf das äußerste verletzt. — Nach allen Seiten hin sandte er Abschiedsbriefe. Die Arbeit wollte ihn fast übermannen. Neue Auflagen des Kommentars zum Römerbrief und zum Johannesevangelium mußten noch fertig gemacht, eine ganze Anzahl für die Evangelische Kirchenzeitung übernommener Artikel bearbeitet werden. Auch eine Abschiedspredigt hielt er in der Ulrichskirche, die eine mächtige Bewegung in der Stadt hervorrief. Er schrieb darüber an Focke am 9. März: „Ich habe heute noch einmal vor einem sehr zahlreichen Auditorium gepredigt in der Universitätskirche. Es ist mir selbst Bedürfnis gewesen, anderseits hatten mich auch Studenten gebeten. Soll freilich das Reich Gottes ausgedehnter hier werden, so sind noch andre und bessere Lehrer als ich erforderlich; indes ist allerdings eine gewisse Gärung unter den Studenten, welche durch die Supposition meiner Abwesenheit noch verstärkt worden. Sie wollen gleichsam noch vor Thorschluß ins Klare kommen, was an meiner Lehre ist. In der Vorlesung über die Geschichte des 18. Jahrhunderts sind regelmäßig etwa 300 Zuhörer." Im Tagebuche heißt es von dieser Predigt (16. März): „Hattorf sagte mir, daß sie allgemein gefallen hätte, auch unter Juristen und Medizinern; auch Fräulein Jakob rühmte sie. Das weiß Gott, daß mir Lob stinkt; aber es rührt mich, daß so wunderbar die Stimmung für das

Wort sich geändert hat. Ich habe wohl aber auch mit viel Liebe gesprochen." Und an Ludwig v. Gerlach, der zu ernster Erwägung gemahnt hatte, ob er wirklich recht thäte, den Hallischen Schauplatz zu verlassen, äußerte er sich (datumlos) folgendermaßen[4]): „Die außerordentliche Wendung, welche die Dinge hier genommen haben, leitet mich jetzt in der That selbst zu diesem Verlangen" (hier zu bleiben). „Eine wunderbare Umkehr der Herzen hat stattgefunden. Unzählige haben mir ihre Liebe zu erkennen gegeben. Manche haben ihre Reue lebhaft ausgesprochen, mich gering geschätzt zu haben. Nach meiner letzten Predigt haben Bürger und Studenten, selbst Juristen, ihr Bedauern ausgesprochen, daß ich ginge. Ein beweglicher Abschied folgt auf den andren. Viele Funken sind angeglommen. Diese wunderbare Wendung, die sich schon seit einiger Zeit vorbereitete, — freilich verdanke ich sie dem Scheiden selbst — verspricht allerdings für das nächste Halbjahr viel. Indes mag ich nichts in der Sache thun."[5])

Damals war es auch, wo Tholuck den jungen Harleß aus Bayern gewann. „Mit einer wirklich aufopfernden Liebe zu dem ihm persönlich Empfohlenen", schreibt Harleß in seiner Selbstbiographie[6]) „verband er in wahrhaft seltener Weise die Gabe, Geister, deren Standpunkt ein ganz andrer war, als der seinige, an sich zu knüpfen, auf ihre Bedürfnisse einzugehen, an die abweichendsten Meinungen anzureihen, was ihm selbst das Richtigste dünkte, Kopf wie Herz zugleich der Wahrheit näher zu bringen .... Was mag ich ihm mit meinem Hegelianismus und angehendem Spinozismus für Not gemacht haben! Aber dies alles focht ihn nicht an und irrte ihn nicht. Suchte ich ihn nicht auf, so suchte er mich. Mehr denn einmal klopfte er an meine Thüre, die ich auch vor ihm versperrt haben wollte, und ließ sich selbst von meinem längeren und unartigen Schweigen nicht abhalten, mir zuzurufen: Mein Lieber, ich weiß, daß Sie im Zimmer sind; machen Sie auf, Sie müssen jetzt mit mir spazieren gehen. Wer hätte denn da nicht endlich doch aufgemacht! Und wahrlich, mehr als seinen Vorlesungen verdanke ich jenen einsamen Spaziergängen, auf welchen er von Person zu Person verhandelte, was ihm am Herzen lag und meinem Herzen vielfach noch so fern stand. Wenn mein Kopf sich in vielen

Punkten gegen seine Theologie sträubte . . ., so nahm er desto mehr mein Herz in seine Schule, und ein Schüler dankbaren Herzens bin ich ihm allezeit geblieben. Denn das Mittel entscheidender Umkehr ist er geworden und kein andrer."

Auch in Leipzig nahm Tholuck von den Freunden noch Abschied. Das Ehepaar Clodius hatte ihn eingeladen. Er antwortete am 26. Februar: „Wie kann ich, verehrteste Freundin, die Güte, mit der Sie und Clodius mich einladen, mich den banausischen, wieder einladen, wie kann ich sie anders erwidern, als — durch Gehorsam. Ja, Sie Verehrten, wenn Sie es nicht verschmähen, einen, wenn nicht über Herrnhut, so doch über Leipzig, Rom entgegen ziehenden und nach des heiligen Vaters Antlitz sehnsüchtigen Mystiker nicht nur zu herbergen, sondern selbst über Ihrem Haupte sich einnisten zu lassen — so geschehe es, aber auf Ihre Gefahr. Und wenn Venerabilis Krug in der Leipziger Litteraturzeitung seine Bedenken offen erklärt und Sie es gefaßt ertragen wollen, wenn auch die frommen Brüder, bei denen der römische Pilgrim sich Nahrung geholt, daneben angestochen werden, — immerhin, ich bin unschuldig daran. — Sollten sich hinterhaltige Rosenkränze oder Breviere oder dergl. in meiner Bagage Ihrem spähenden Blicke nicht entziehen können, so bitte ich um Vertuschung. — Ach, wenn man doch den Papst, der mit jedermann von uns geboren wird und uns knechtet, so fürchtete, wie den, der 200 Meilen weit von Leipziger und Hallischen Menschenherzen wohnt!"

Die Abreise verzögerte sich indessen noch immer von Woche zu Woche, weil ursprünglich eine gemeinsame Fahrt von Bunsen und Tholuck ins Auge gefaßt war, und ersterer jedesmal in Berlin zurückgehalten wurde. Tholuck wünschte dann, mehrere Studenten mit auf die Reise zu nehmen und hatte sogar einmal bei Bunsen angefragt, ob nicht für einen derselben ein Quartier im Palazzo Caffarelli zu beschaffen wäre. Auch das zerschlug sich, und Tholuck mußte endlich daran denken, allein abzureisen. Die Ordination scheint in der That in Merseburg vollzogen zu sein. Der Urlaub kam Anfang April, dazu das Reisegeld von 100 Dukaten und die Überweisung eines in Rom viermonatlich zu erhebenden Gehaltes von 800 Thaler. Für das zweite Quartal 1828 bezog Tholuck noch sein

Halliſches Profeſſorengehalt. Er fragte aber bei Bunſen an, ob ihm für Rom nicht mehr gewährt werden könne, da Rothe 1100 Thaler Gehalt gehabt: „Für mich einzelnen würden freilich 800 Thaler genug ſein, allein ich muß 300 Thaler an Anverwandte und einige andre regelmäßig abgeben. Indes ſoll dies nur bemerkt ſein, ohne weiteres Gewicht darauf zu legen.“

Am 11. April nahm Tholuck noch in einem zärtlichen Briefe von „ſeinem teuren Vater“ Kottwitz Abſchied, und am 18. entledigte er ſich der letzten und ſchwerſten Pflicht, der Halliſchen Fakultät einen Scheidegruß zuzurufen. Er konnte ſich nicht enthalten, darin auf die wenig kollegialiſche Art anzuſpielen, in welcher ſein Johanneskommentar unter den Auſpizien von Wegſcheider und Geſenius in der Halliſchen Litteraturzeitung beſprochen worden war. Das Schreiben lautet: „Hochzuverehrender Herr Dekan*), hochzuverehrende Herren Kollegen! Indem ich im Begriff ſtehe, von hier abzugehen, kann ich nicht umhin, durch dieſe Zeilen mich noch einmal bei Ihnen zu verabſchieden und Ihnen allen, und namentlich Ven. Canc.“ (dem hochwürdigen Kanzler,) „indem ich auf die in Verbindung mit Ihnen zurückgelegten Jahre zurückblicke, zu gleicher Zeit meinen Dank auszudrücken für diejenigen Beweiſe kollegialiſchen und freundſchaftlichen Sinnes, welche ich von Ihnen erhalten habe. Je weniger viele ein wechſelſeitiges Verhältnis perſönlicher Achtung und Berückſichtigung zwiſchen uns erwartet haben mögen, deſto mehr iſt es unſre wechſelſeitige Pflicht geweſen, es zu bewahren. Für das, was von Ihrer Seite hierin geſchehen iſt, ſage ich Ihnen jetzt, wo ich Sie auf eine Zeit verlaſſe, meinen warmen und freundſchaftlichen Dank.“

„Hierbei wünſchte ich ſtehen zu bleiben; aber ich muß leider ein Ereignis erwähnen, welches, ſeiner Natur noch äußerſt kränkend für mich, (ich denke hierbei nicht an die Beſchaffenheit der Rezenſion, ſondern an den Ort, wo ſie erſchienen, und die Redaktoren unter welchen), jenes aufrichtige Gefühl des Dankes ſtört und trübt. Es kann leicht geſchehen, daß auch ich bei meiner Rückkunft ein kritiſches theologiſches Blatt hier heraus-

*) Dekan war damals Geſenius.

gebe; ich will nicht wünschen, jemals eine ähnliche Rezension gegen einen meiner Herren Kollegen aufzunehmen; denn ich fürchte, der beleidigte Teil möchte alsdann um vieles weniger seinem gerechten Unwillen Schranken zu setzen wissen."

„Das in andren Hinsichten würdige und kollegialische Benehmen, was ich von Ihnen erfahren, läßt mich indes hoffen, daß diese Kränkung die einzige in unsrem Zusammensein bleiben wird, und somit will auch ich suchen sie zu vergessen, um mir nicht die Rückerinnerung an den Ort, der mir bereits wert geworden, zu verbittern."

„Auf eine Anfrage des Herrn Dr. Wegscheider über die Form der Anzeige meines Abganges bemerke ich, daß derselbe nach ausdrücklichem Wunsche des Herrn Ministers als Urlaub zu einer Reise nach Italien angezeigt werden sollte, also wird die Form sein: ‚Se. Majestät habe geruht, dem Prof. Dr. Tholuck auf ein Jahr Urlaub zu einer litterarischen Reise nach Italien zu gestatten'."

„Meine Zurückkunft im Monat März, falls nicht etwa Krankheitsfälle eintreten, steht ganz fest, und ist in der Hinsicht nie etwas andres gedacht worden. Dieses bemerke ich, da selbst Kollegen der Meinung Raum zu geben scheinen, als werde die Folge dieser Abwesenheit ein Verlassen der Universität sein."

„Ich hoffe in der Zwischenzeit mittelbar durch meine Studien dieser Universität meine Kräfte zu widmen, und wünsche ihr auch späterhin wieder ganz und ungeteilt anzugehören."

„Mit der vollkommensten Hochachtung und den lebhaftesten Wünschen, Sie alle recht froh und glücklich wiederzufinden beharre ich Ihr ergebenster Kollege A. Tholuck."

Am folgenden Tage, den 19. April verließ Tholuck in dem ihm zur Reise geliehenen Wagen Bunsens Halle. Zwei besonders liebe Studenten, Gebel und Blech, gaben ihm das Geleite bis Naumburg; in der letzten Stunde hatte sich noch ein junger Däne Lorenzen gefunden, der die ganze Reise mitmachen und auch in Rom als Amanuensis ihn zur Hand gehen wollte. Die erste Station wurde in Naumburg bei dem Oberlandesgerichtsrat Göschel gemacht, dem Tholuck noch kurz vor der Abreise den Freundschaftsdienst geleistet hatte, ein für den Druck bestimmtes Büchlein, das ohne Autornamen in die Welt

gehen sollte, mit einer Vorrede bei der christlichen Leserwelt einzuführen. Göschel war durch seinen Kollegen Ludwig v. Gerlach aus dem anerzogenen Rationalismus in die Tiefen des Christentums eingeführt worden und stellte es sich, je ernster er selbst den Christenglauben ergriff, immer mehr zur Aufgabe, das Denken und zwar insbesondere die Hegelsche Philosophie mit dem Glauben zu versöhnen; denn er gehörte „zu denjenigen," heißt es in Tholucks Vorrede zu diesem Buche: ‚Caecilius und Octavius, oder Gespräche über die vornehmsten Einwendungen gegen die christliche Wahrheit, Berlin 1828,' „welche den Kampf des Verstandes und der Vernunft mit dem Christentum nicht für einen notwendigen halten." In späteren Jahren charakterisierte Tholuck die Göschelsche Schrift in seinem Artikel „Göschel" (Herzogsche Realencyklopädie (1. Auflage; in der zweiten Auflage ist der Artikel gegen einen Schmiedersche vertauscht) kurz so: „Sie ist eine Apologie der Lehre von der Sünde und vom Erlöser und entfaltet die ganze Liebenswürdigkeit des Mannes, welcher seine Gegner mehr zu gewinnen als zu widerlegen sucht, lieber mit ihnen die Wahrheit zu finden, als gegen sie Recht zu behalten. Wiewohl in diesen Gesprächen viele Schlaglichter auf die Glaubenswahrheit fallen, ist die Form der Beweisführung doch zu locker und der Charakter des Dialogs zu abspringend, als daß sie bei dem Leser einen tieferen Eindruck zurücklassen könnten."

Über Jena, Schwarzburg, Koburg und Bamberg ging die Reise weiter nach Erlangen, wo ein längerer Aufenthalt reichen Geistesaustausch mit dem Professor Krafft, dem berühmten (reformierten) Erneuerer der lutherischen Kirche Bayerns, dem geistlichen Vater Stahls und Hofmanns, mit Karl v. Raumer, dem frommen Naturforscher und Pädagogiker, mit Vogel, Kaiser, Engelhardt, Döderlein ꝛc., und im benachbarten Nürnberg mit dem trefflichen Gymnasialdirektor Roth und seinen Kollegen Nägelsbach und Heller einbrachte. Raumer erzählt in seinem „Leben" (S. 331), daß die Ehre dieses Tholuckschen Besuches „die erste Veranlassung gewesen sein dürfte, daß die Darmstädtische Kirchenzeitung Notiz von ihm nahm und ihn sehr oft angriff."

Noch länger dauerte die Reiseunterbrechung in München,

wo Tholuck bei dem lieben Schubert, dem Konsistorialpräsidenten Roth, dem Bruder des Nürnbergers, bei Schelling und Görres, Baader und Thiersch für Geist und Gemüt die mannigfachste Anregung fand. Auch in den Künstlerkreisen knüpfte er Bekanntschaften an; für Schnorr v. Carolsfeld hatte ihm Bunsen einen Empfehlungsbrief mitgegeben. Eine ausführliche Schilderung der Erlanger, Nürnberger und Münchner hervorragenden Persönlichkeiten, sowie des christlichen Lebens in dem damaligen Bayern ist von Tholucks Feder entworfen und in einem besondren Schriftstücke noch erhalten. Wir geben daraus nur einige Züge, die wieder die Meisterschaft Tholucks in der Beobachtung und Charakterisierung menschlicher Individualitäten bekunden.

„München möchte gegenwärtig nach Berlin die bedeutendste und ausgezeichnetste Universität sein. Neben einer bedeutenden Anzahl junger Privatdozenten, die insgesamt, angeflogen von Deutschtum oder wenigstens der neueren tieferen Geistesrichtung, Feinde alles Schlendrians sind (auch Maßmann, der Genosse Jahns, ist darunter und zwar mit recht christlicher Gesinnung), wirken einige Professoren, welche nicht nur, jeder für sich betrachtet, sondern auch in ihrem Gegensatze zu einander, höchst anregend sein müssen. Hier steht der Gründer der Naturphilosophie, der jetzt zu Bibel und Protestantismus sich bekennt und in zierlichem, dabei aber gewichtigem und zuweilen recht begeistertem Vortrage in seinen mythologischen Vorlesungen das religiöse Prinzip der Menschen zu entfalten und in seinen metaphysischen die gewöhnlichen Fragen über das Verhältnis der Welt zu einem persönlichen Gott zu beantworten sucht: Schelling. Ihm gegenüber ein Kavalier, der sich zum Schutzheiligen der katholischen Dogmatik aufgeworfen und in Schrift und Lehre auf eine fragmentarische, dabei aber jedenfalls doch geistvolle und anziehende Weise eine halb Hegelsche, halb Jakob Böhmesche Mysteriosophie verbreitet: Baader. Hier tritt einfach und schlicht und wie ein Nürnberger Bergmann Schubert auf das Katheder, um in sächsisch-bayrischem Dialekt und langsam ebenmäßig dahinfließender Sprache die Zuhörer zu belehren, daß ‚die Natur ein Spiegel sei, darin den Geist man soll schauen‘, und daß zwei liebende Vaterarme sich um das

ganze Universum her legen, um es an ein väterliches Herz zu ziehen; — während in der nächsten Stunde von demselben Katheder herab der Priester der Tierheit, Oken, dieselben Zuhörer versichert, daß erst ist gewesen der Schlamm, danach die Molluske, zuerst die noch ungebildete, die wir noch jetzt die Molluske nennen, dann die ausgebildete, Mensch genannt, und überall entsteht die göttliche Indifferenz der Null. Einer hat seinen Gegenmann noch nicht gefunden, das ist Görres, der aus dem Saulus der Demagogie und des Pantheismus zu einem Paulus der Hierarchie und der Scholastik sich bekehrte. Noch steht er allein — mit seinem gesenkten Auge und in seiner singend sich dehnenden Stimme die Herrlichkeit des Priestertums und des Absolutismus verteidigend; doch ist Hoffnung, daß auch er bald einen würdigen protestantischen Gegenmann erhalten werde ...."

Im einzelnen berichtet Tholuck: „Meine Spannung auf Schelling war ungemein groß. Den ersten Tag war ich in eine Gesellschaft geladen, wo mir neben Michel Beer auf einmal präsentiert wurde: Herr v. Schelling (auch hier, wie in Wien, heißen die angesehenen Herren: von). Der erste Eindruck war nicht sehr angenehm; eine kurze Stirn, etwas tiefliegende Augen, eine etwas aufgestutzte Nase, die Züge sehr starr. Bei Tische trennte mich von ihm eine Dame, nachher mischte er sich mehr ins Gespräch. Der Ton seiner Stimme hat etwas Eisiges. Er lud mich ein, mit ihm nach Hause zu gehen und Thee bei ihm zu trinken. In welchem Gegensatz er sich zu Hegel befindet, trat bald hervor; denn als ich einige Male bemerkte: Hegel aber würde sagen, antwortete er: Was geht mich Hegel an? Mein ganzes Streben ist dem seinigen entgegengesetzt ... Schelling will nicht logische Philosophie, sondern geschichtliche. Das ist nach Schelling keine wahre Philosophie, welche in Natur und Geschichte nur bewußtlosen Geist, im Denken bewußten anerkennt und demnach für alles, was ist, logische Formeln, die sie Ideen nennt, aufstellt. Eine solche Philosophie setzt an die Stelle des lebendigen Blumen- und Blütengartens der Natur eine botanische Nomenklatur, ein Herbarium, darin man termini technici nachschlägt. Die wahre Philosophie erkennt einen höchsten Willen an, der sich,

wie der Wille überhaupt, durch Thaten offenbart hat, die nicht a priori zu erraten sind. Diese Thatsachen begreift sie und ist daher nichts andres, als die Geschichte der res gestae Dei (der Gottesthaten). Ich habe den Eindruck, daß es wohl eine Philosophie des Christentums sein könnte." Schelling zog Tholuck täglich in sein Haus; bei einer Fahrt aufs Land brach ein Rad, der Wagen stürzte, „und der Philosoph," berichtet Tholuck, „fiel auf mich, zum Glück, daß diese Berührung mit dem Stifter der Naturphilosophie mir weniger leiblichen Schaden zufügte, als andren geistigen."

Über Baader äußert sich Tholuck unbefriedigter: „Von Baader habe ich weniger zu sagen. So sehr ich mich von manchem in seinen Schriften angezogen fühle, so sehr wird man verstimmt, wenn man die Münchner über ihn hört und ihn selbst sieht. In München heißt es allgemein, daß er sein Vermögen verschwende und jetzt vom Schuldenmachen lebe. Es wird vieles höchst Nachteilige über ihn erzählt. Er selbst will als Kavalier erscheinen, lebt so, und auch seine Erscheinung macht vollständig diesen Eindruck, seine Kleidung, halbfranzösische Sprache 2c. Dabei soll er überall sich zum Mittelpunkte machen und ist mit seiner Philosophie erstaunlich zudringlich ....." Von Schubert endlich heißt es: „Ich gehe zu einer erfreulicheren Erscheinung über, zu unsrem lieben Schubert, der ja mit vollem Recht unser lieber heißen muß. Sein Äußeres wich von der mir gemachten Vorstellung ab. Ich dachte mir ihn klein und einfach in seinen Äußerungen, auch leicht aus den Fugen gehend; er ist aber ein großer, korpulenter Mann, mit etwas monotoner, langsamer Stimme. Aus seinem Auge blickt tiefe Innigkeit und Unschuld, um seinen Mund liegt stets der Ausdruck der Liebe; seine Sprache ist die Treuherzigkeit selbst. Er liebt alle Menschen, mag die Rede sein von welchem will, der Refrain ist immer, mit sächsischem Accent: er ist ein guter Mensch. Bis zum Ungeziefer erstreckt sich seine Liebe. Man wollte auf die Flöhe und Wanzen in Italien schelten. Er meinte, er hätte immer an Schlaflosigkeit gelitten, da wäre das kleine Getier doch auch gut gewesen: es hätte ihm Zeitvertreib gemacht. Bei dieser seiner überströmenden Liebe und weil er mit allen gleich liebend umgeht — bloß den Michel Beer,

ſagt er, könne er nicht leiden —, hängt ihm auch alles an ... In ſeinen Vorleſungen iſt es lieblich, einen ganzen Zug katholiſcher Kleriker in ihren langen ſchwarzen Gewändern zu ſehen ... Er äußert ſeine Gefühle ſehr kindlich. Wir waren eines Abends bei Hofrat Thierſch, da hatte er ſchlicht und kindlich etwas aus dem Miſſionsberichte erzählt. Der trockene Philologe, der auch im Äußeren etwas Trockenes hat, hörte aufmerkſam zu, und beim Weggehen gab ihm Schubert ohne alle Umſtände einen herzlichen Kuß, wofür derſelbe auch die andre Backe zum Kuſſe darreichte.“ —

Anfang Mai verließen die Reiſenden München, um über Tirol nach Verona zu fahren. Tholucks Geſundheitszuſtand war vortrefflich, und mit vollen Zügen genoß er die Großartigkeit der noch tief in Schnee gehüllten Tiroler Berglandſchaften. Der erſte Eindruck Italiens, „die braunen und ſchmutzigen Geſichter der Weiber, die furchtbar wilden Mienen der Männer, der Schmutz, der überall hängt,“ war kein günſtiger. Um ſo mehr ſchwelgte man in den Wundern der alten Meereskönigin Venedig, nachdem der erſte Schreck über die ſcheinbare Unmöglichkeit, zu Fuß die Schätze der Stadt alle zu erreichen und die nötigen täglichen Spaziergänge zu machen, durch die Entdeckung der Giardini pubblici und der zahlloſen ſchmalen Fußpfade, welche thatſächlich überallhin einen Zugang eröffnen, überwunden war. Kirchen, Paläſte, Sammlungen, Bibliotheken wurden fünf Tage lang, vom 13. bis 18. Mai, mit unermüdlichem Eifer aufgeſucht, und es iſt erſtaunlich, welche Fülle von intereſſantem Stoff Tholuck einzuſammeln wußte zu einer Zeit, wo es noch keinen Bädeker oder Gſell-Fels, auch noch keinen Murray gab. In einem ferneren, ſehr ausführlich gehaltenen und erſt in Rom beendeten Schriftſtücke hat Tholuck die reichen Ergebniſſe ſeiner itinerariſchen Forſchungen zuſammengefaßt. Unter andrem gibt er darin eine im ganzen korrekte Geſchichte der deutſchen evangeliſchen Gemeinde in Venedig, ſowie der eigenartigen Niederlaſſung der Mechitariſten auf der Inſel S. Lazzaro in der venetianiſchen Lagune, wohin er mit ſeinem däniſchen Reiſebegleiter wiederholt mit einer Gondel fuhr, nicht ohne die Abſicht, ſich mit den armeniſchen Mönchen durch

Unterredungen in ihrer Mutterſprache einen beſondren Genuß zu verſchaffen.

Ein eigentümliches, auch ſpäter nicht recht aufgeklärtes Abenteuer begegnete ihnen in der Lagunenſtadt, das ſie wenigſtens für die Folgezeit vorſichtig in der Wahl ihrer Reiſegeſellſchaft machte. „Gleich am erſten Tage," erzählt Tholuck in dem erwähnten Berichte, „ſchloß ſich mit übertriebener Freundlichkeit ein kleiner ſächſiſcher Herr an uns an, der in unſrem Gaſthauſe, La Regina d'Inghilterra, logierte. Seine Sprache verriet auf der Stelle den Sachſen; dabei radebrechte er das Deutſch aber fürchterlich und ſprach noch mehr franzöſiſch als deutſch, indem, wie er ſagte, ſein zehnjähriger Aufenthalt in Paris ihn das Deutſche habe vergeſſen laſſen. Wir ſagten nicht, wer wir wären, fragten auch nicht, wer er ſei, konnten aber auch gar nicht darüber einig werden; er ſchien nicht Kaufmann zu ſein, auch nicht Gelehrter. Auffallend war ſeine große Kenntnis der Mönchsorden und der katholiſchen Dogmen. In dem armeniſchen Kloſter ſchrieb er ſeinen Namen in das Fremdenbuch, und zwar ſo, daß er durch einen Pfiff uns veranlaßte, hineinzuſehen, was ſonſt nicht geſchehen wäre. Er hatte geſchrieben: Graf Bartenſtein oder Grattenſtein aus Sachſen; dabei ſagte er, ſeine ganze Familie ſei katholiſch. Auffallend war nun aber, daß er die ſächſiſchen adligen Familien faſt gar nicht zu kennen ſchien; ich fragte vergebens nach Graf Eilenburg, Einſiedel, den erſteren kannte er nicht dem Namen nach, den letzteren ebenſo wenig, und noch weniger, daß er Miniſter ſei. Sein ganzes Weſen hatte nichts gräfliches. Plötzlich bot er ſich uns als Reiſegefährte an. An ſich hätten wir einen gewünſcht, allein wir bekamen doch Verdacht. Ich ſchlug es ihm geradezu ab. Gleich darauf kommt Lorenzen, der auf der Polizei ſich näher erkundigt hatte, mit der Nachricht, daß ſein Paß lautete: Antonio Francesco, sacerdote da Dresden, domiciliante a Torino. Nun war uns alles ein Rätſel und iſt's eigentlich bis jetzt geblieben. Bunſen urteilt, daß er — da der Paß keinen Zunamen hatte — entweder ein Polizeiſpion geweſen ſein muß und die Polizei abſichtlich ſeinen Namen verſchwiegen hat, oder daß er Jeſuit ſei und als Mönch keinen Zunamen führt. Bekanntlich ſtationiert in Turin die Klaſſe

der oblati, die Elite der Jesuiten. Da ich ihn bestimmt zurückgewiesen, reiste er in derselben Mitternacht ab; weiter habe ich bis jetzt noch nichts von ihm gehört — er ist aber nach Rom gereist, darauf lautete sein Paß. Gott zerstöre," so schließt Tholuck seinen Bericht, „das Reich der Jesuiten und mehre das Reich Jesu Christi in Ewigkeit! Amen."

Wir eilen nun mit den Reisenden nach Rom. Über Padua, Ferrara, Bologna ging es nach Florenz, wo wieder eine Pause gemacht wurde. Die wiederholten Douanequälereien, wobei immer wieder „alle Bücher herausgerissen und umhergestreut wurden", sowie körperliches Übelbefinden, das sich noch in Venedig eingestellt hatte, ließen Tholuck die Schönheiten des Weges von Florenz über Cortona, Perugia, Narni, Terni kaum empfinden. Am 31. Mai fuhr er durch die Porta del popolo in die ewige Stadt, „so gleichgiltig, als ob er in Halle einführe; nur der Gedanke, mit Bunsen in nähere Berührung zu kommen, konnte ihn erregen."

Bunsen war schon seit dem 21. Mai auf dem Kapitol wieder angelangt und begrüßte Tholuck in der Wohnung Rothes „sehr galant, mit weißen Hosen"; er hatte ihm entgegenfahren wollen, war aber behindert worden. Bei Rothe fand Tholuck die herzlichste Aufnahme; jener hatte sich keinen willkommneren Nachfolger denken können und schon am 22. März an Heubner geschrieben: „Daß Tholuck mein nächster einstweiliger Nachfolger wird, freut mich um der Gemeinde willen sehr. Säen und ernten wird bei ihm, so Gott Gnade gibt, ganz anders schnell auf einander folgen, als bei mir. Ich will innig jubeln, neben ihm auch in der Menschen Augen recht klein zu werden, damit Christus in ihm und durch ihn groß werde und er in Christo. Bange ist mir nur für des armen Tholuck Gesundheit bei den heißen Sommermonaten, in die er hier gerade hineinkommt."[8])

Die unmittelbar am Fuße des Kapitols von Bunsen für Tholuck gemietete Wohnung, Tor de' Specchj No. 7, wurde noch den Abend bezogen, eingerichtet und bequem gefunden; und am Morgen des 1. Juni, am Sonntage Trinitatis, wo Rothe in der kleinen Kapelle seine Abschiedspredigt hielt, begrüßten den Fremdling folgende liebenswürdige Zeilen Bunsens:

„Friede und Freude im Herrn, zum freundlichen Gruß in der Stadt der Apostel! Ich hoffe, der erste Sonntag und der erste Ruhetag in Rom wird Ihnen erquicklicher sein als der gestrige Abend, und ich möchte wohl, Sie kämen einen Augenblick diesen Morgen noch herauf, um das Land und die Stadt im Zauber der Morgensonne anzuschauen, über dem alten Heiligtum des Iupiter optimus maximus" (über welchem man bekanntlich den Palazzo Caffarelli errichtet vermutet). — „Der eigentliche Zweck dieser Zeilen ist aber, Sie recht dringend und herzlich zu bitten, sich für die Dauer Ihres Aufenthaltes, wie überhaupt als Glied unsres Familienwesens, so insbesondre als Genosse unsres Mahles anzusehen und damit heute um halb zwei den Anfang zu machen. Ich würde nie ruhig gewesen sein, Sie im Kampf mit der italienischen Küche zu sehen, und die Sorge für Ihre uns allen so werte Gesundheit wird deshalb diesen Wunsch meines ganzen Hauses bei Ihnen unterstützen. Von Herzen der Ihrige Bunsen."

Tholuck antwortete sofort: „Verehrtester Freund! Innigen Dank für Ihren freundlichen Gruß zum Morgen nach einer ruhigen Nacht, der ersten in Rom. Wir" (Lorenzen war mit ihm zusammengezogen) „haben in stillem Dank dafür, daß wir so glücklich hierher geführt worden, den Morgen zugebracht. — Ihr Anerbieten nehme ich mit um so innigerem Dank an, da es mir die Gelegenheit giebt, täglich einen geistigen Genuß zu haben. Ich werde innerhalb einer Viertelstunde bei Ihnen erscheinen, um mit Ihnen in die Kirche zu gehen. Ihr dankbar ergebener A. Tholuck."

Diese Ordnung ist denn auch während des ganzen römischen Aufenthaltes von Tholuck festgehalten worden, wie denn die Stellung des neuen Gesandtschaftspredigers zum Bunsenschen Hause in allen seinen Gliedern eine überaus innige wurde. An die edle Frau Bunsen konnte er, wie er ihrem Manne später einmal schrieb, nie anders als „mit tiefster Verehrung" denken. Mistreß Bunsen selbst erwähnt seiner, nachdem sie einen Monat zusammengelebt hatten, in einem Briefe an ihre Mutter vom 6. Juli 1828 mit den Worten: „Tholucks Anwesenheit ist eine große Freude, und ich glaube, sie wird ein rechter Segen für uns sein; wenigstens besitzt er ebenso sehr

die Gabe, zu unterrichten, als interessant und unterhaltend zu sein. Er hat sich als Verfasser mehrerer Werke ausgezeichnet und ist ein großer Orientalist. Er ist in England gewesen, ich glaube, hauptsächlich unter den liberalen ‚Evangelicals' (ich würde den Namen nicht gebrauchen, wenn ich sie anders zu benennen wüßte)."[9]) Über Bunsen enthält das Tagebuch die wärmsten und anerkennendsten Urteile. Wenn Tholuck wohl auch einmal in körperlicher und geistiger Verstimmung schreibt (4. Oktober): „Nachdem Bunsen fort war, wurde mir wohler. Das vornehme Wesen ist mir in den Tod zuwider geworden. Nie in meinem Leben will ich eine andre Sphäre als Professoren und Pfarrer. O jene erzwungene Herzlichkeit, mit der alle empfangen werden! Und das ist einer wie der andre!" — fließt doch sonst die Feder von Bunsens Lobe über. „Wie ist er so reich in der Liebe! Möchte ich nie vergessen, wieviel ich ihm Dank schuldig bin" (6. August). „Ich bete immer für ihn, er ist mir einer der teuersten und verehrungswürdigsten Menschen, mein Herz ist ganz Dankbarkeit gegen ihn" (6. Januar 1829). Bunsen aber schrieb in seinem ersten Gruße an den wieder Geschiedenen, der ihm durch Tippelskirch eine seelsorgerliche schriftliche Ansprache hatte übergeben lassen, am 25. Mai 1829 „ . . . wie danke ich Ihnen, mein teurer Freund und Seelsorger, für das teure Geschenk, das mir von Tippelskirch bald nach Ihrer Abreise, an dem Tage der Osterkommunion übergeben wurde. Lieber allerdings hätte ich es noch aus Ihren Händen empfangen, um Ihnen mit Thränen für alles zu danken, was Sie als treuer Freund und wahrhafter Seelsorger mir sagen. Sie haben mir nur viel zu wenig gesagt, wenn auch vielleicht nicht in dem Punkte, doch sicher in manchen andren."

Das Verhältnis zu der kleinen evangelischen Gemeinde Roms gestaltete sich nun für Tholuck, der von vornherein nur einen vorübergehenden Aufenthalt vor sich sah, erst allmählich zu einem fruchtbareren. Die Sommermonate zerstreuten ohnedies die kleine Schar in die Berge, und die Besucher der Gottesdienste schrumpften zu einer verschwindend kleinen Zahl zusammen. Als Tholuck am 8. Juni seine Antrittspredigt hielt — „in großer Angst wegen der Liturgie", die in Rom

komplizierter ist als in der Heimat", — waren beim Beginne des Gottesdienstes kaum sechs Menschen da! — „Mir war wehe," schrieb er in sein Tagebuch. „Die geringe Anzahl würde mich aber viel mehr drücken, wenn dies für immer mein Wirkungskreis wäre. Als ich auf die Kanzel trat, stand alles auf; ich war in äußerster Verlegenheit, weil ich dachte, ich hätte ein Stück der Liturgie vergessen. Ich war selbst warm, aber doch mehr objektiv. Bunsens Herzlichkeit nachher erfrischte mich wieder sehr. Diese ist bisher wirklich meine Speise; sie ist geradezu ehrwürdig, denn er erweist sie jedem; er hat eine große, unparteiliche Liebe." In der Folgezeit, namentlich im Winter, schloß sich die Gemeinde enger an ihren Seelsorger an. In der Chronik der Kapitolinischen Gemeinde, welche die dortigen Geistlichen von Anfang an eigenhändig führen, findet sich von Tholucks Hand keine Notiz. Sein Nachfolger Tippelskirch aber schreibt: „Fast den ganzen Zeitraum vom Johannisfest 1828 bis zum Johannisfest 1829" (genauer 1. Juni bis 6. April) „erfreute sich die Gemeinde der segensreichen Wirksamkeit des Herrn Dr. August Tholuck als Predigers und Seelsorgers. Außer den sonntäglichen Zusammenkünften zum öffentlichen Gottesdienst hielt derselbe noch jeden Mittwoch Abend" (nämlich vom Oktober an) „einen Vortrag über einen Abschnitt der Augsburgischen Konfession, der stets von mehreren Gemeindegliedern mit der regsten Teilnahme besucht wurde, welche versicherten, demselben viel für die Förderung ihrer christlichen Erkenntnis und die Befestigung im evangelischen Glauben zu danken zu haben."

Daß die ganze Zusammensetzung der römischen Gemeinde und der ablenkende Reiz ihrer Umgebung mit den zahllosen Schätzen einer majestätischen Natur und einer Jahrtausende umfassenden Kunstentwicklung eine wirkliche Sammlung und stetigen Aufbau ungemein erschwerte, darüber wurde Tholuck mit der Zeit sich immer klarer. Es findet sich in dem schriftlichen Nachlasse ein Artikel über „die evangelische Gemeinde auf dem Kapitol", der von ihm in Rom geschrieben, aber nie veröffentlicht worden ist.[10]) Derselbe zeigt recht deutlich, wie Tholuck über seine Gemeinde dachte und wie wenig er im

Grunde von ihr erwartete. Das Intereſſanteſte daraus möge daher hier eine Stelle finden.

„Schon lange lockt Italien überhaupt und Rom insbeſondre mit jedem Jahre Tauſende von Wanderern. Erwarten doch manche hier, was ſie nur im Reiche Gottes finden werden und nur dort ſuchen ſollten. Wie viele rufen in ſchwärmender Begeiſterung mit Corinne: ‚Italien, du Reich der Sonne, Italien, Herrſcherin der Welt, Italien, Wiege der Wiſſenſchaften — dich grüße ich. Hier miſchen ſich Gedanken und Gefühle zu Einem, das Leben ſchöpft man hier mit einemmale aus einer Quelle, und die Seele umfaßt wie die Luft die Grenze der Erde und des Himmels. Hier fühlt ſich der Genius ungebunden.‘ Und in der That iſt dieſer Ausruf das Motto eines der neueſten Werke über Italien geworden. Unter den Deutſchen wuchs dieſe Sehnſucht nach Italien faſt mit jedem Jahre, ſeitdem einerſeits durch Winkelmann und Goethe den Deutſchen das Eden des italieniſchen Kunſtgenuſſes geöffnet worden, und andrerſeits der Geiſt des klaſſiſchen Altertums immer größere Herrſchaft über das deutſche Leben erlangte. Bloß die bedeutenderen Reiſebeſchreibungen über Italien ſeit Volkmann (1777) belaufen ſich auf wenigſtens dreiundneunzig. Ein großer Teil dieſer Wallfahrer gehörte dem evangeliſchen Bekenntniſſe an; neben den Deutſchen ſind nämlich die in Scharen Italien überſtrömenden Engländer und die durch ihre in Bezug auf gelehrte Reiſen ſehr freigebige Regierung unterſtützten Dänen zu berückſichtigen.“

„Wenn nun auch alle dieſe Fremdlinge nur in flüchtigen Beſuchen Italien und namentlich Rom begrüßt hätten, ſo wäre doch eine geiſtliche evangeliſche Beratung für dieſelben zu wünſchen geweſen, zumal da ſo mancher bei dem ungewohnten Klima ſchwerer Krankheit und wohl gar dem Tode unterlag.... Noch viel mehr muß aber das Bedürfnis eines evangeliſchen Gottesdienſtes in Rom klar werden, wenn man bedenkt, daß eine große Anzahl jener Reiſender dorthin geht, um mehrere Jahre oder wohl auch den Reſt ihres Lebens in dieſen anregenden und begeiſternden Umgebungen der Kunſt zu widmen. Nimmt man nun noch hinzu, daß das künſtleriſche Beſtreben überhaupt und namentlich das einer gewiſſen Schule eine Vor-

liebe für den Katholizismus zu erregen geeignet ist, wie auf der andren Seite, daß die römische Geistlichkeit nach den Grundsätzen ihrer Kirche, sei es mit gutmütiger Frömmigkeit oder mit wohlberechneter Schlauheit den von ihrem Boden hinweg gerissenen Evangelischen in gar mancherlei Versuchung führt, so tritt die Größe des Bedürfnisses nach evangelischem Gottesdienste noch mehr ins Licht. In der That war es seit einer Reihe von Jahren den Bemühungen der römischen Geistlichkeit schon bei mehreren protestantischen Künstlern und zwar auch bei einigen der Bedeutenderen geglückt, sie für ihre Kirche zu gewinnen. Bei einigen von diesen, wie auch bei andren deutschen Proselyten in Italien, gaben freilich Heiratsverbindungen den Ausschlag, aber keineswegs bei allen. Manche wurden von dem magischen Glanze des katholischen Gottesdienstes bestochen. Das Helldunkel religiöser Empfindungen, wie es durch einen Gottesdienst dieser Art erregt wird, behagt manchem, und namentlich denjenigen am besten, welchen der sittliche Ernst mangelt. Viele hingen dem jetzt glücklicherweise wieder mehr veraltenden Vorurteile an, als könne nur die katholische Kirche für die heilige Kunst begeistern. Gewiß gab es aber auch solche, die in der katholischen Kirche zum erstenmal mit jenen christlichen Ideen bekannt wurden, an deren Stelle die deutsche protestantische Kirche ihrer Zeit menschliche Meinungen und Einfälle gesetzt hatte, und traten auf diese Weise, indem sie zur katholischen Kirche übergingen, zum erstenmal in ihrem Leben in lebendige Beziehung zum Christentum selbst; und diese sind diejenigen Mitglieder, über deren Verlust die evangelische Kirche am meisten zu klagen hat. In ihre Zahl gehört der tüchtigste deutsche Künstler Roms," (jedenfalls ist Overbeck gemeint) „der, was er begehrt, gewiß besser in der evangelischen Kirche finden würde."

„Da nach Beendigung des letzten Krieges auch Preußen daran dachte, ein festes Verhältnis seiner katholischen Unterthanen mit dem Oberhaupt der katholischen Kirche zu begründen, so erhielt auch Rom einen preußischen Gesandten, und zum großen Glück der evangelischen Kirche*) in der Person des Ge-

*) Sehr anders sieht mit Recht Nippold die Sache an. Er nennt

ſandten einen Mann, der ſein Vaterland und den Proteſtantismus würdig zu vertreten wußte ....“

„Es war im Jahre 1818 als Niebuhr dem Könige von Preußen die Bitte vorlegte, einen proteſtantiſchen Gottesdienſt in Rom zu begründen. Von einer andren proteſtantiſchen Macht, als gerade der preußiſchen, konnte die Befriedigung dieſes Bedürfniſſes nicht wohl ausgehen. England darf (?) keine Botſchafter an dem Hofe unterhalten, welcher der geſchworene Feind der engliſchen Landeskirche iſt. Andre deutſche proteſtantiſche Staaten, wie Würtemberg, Hannover, unterhalten nur Geſchäftsträger. Holland allein hätte noch in betracht kommen können, indes gehört deſſen gegenwärtiger Botſchafter ſelbſt dem katholiſchen Bekenntniſſe an. Der König von Preußen, bereit jede Gelegenheit zur Begründung des evangeliſchen Glaubens zu benutzen, kam huldreich dieſem Verlangen entgegen. Im Jahre 1819 traf der erſte proteſtantiſche Geiſtliche, der jetzige Profeſſor Schmieder in Pforta, in Rom ein.“ [11])

„Die Gewährung jenes Wunſches von päpſtlicher Seite konnte keinen Schwierigkeiten unterliegen, ſobald der Gottesdienſt im Palaſt des Geſandten, mithin zufolge der Geſandtſchaftsrechte eigentlich auf preußiſchem Boden gehalten wurde. Ganz andere Schwierigkeiten möchte wohl die Bildung einer von der Geſandtſchaft unabhängigen proteſtantiſchen Gemeinde veranlaßt haben. Wenigſtens iſt bekannt, wie heftig der Papſt remonſtrierte, als in Venedig auf italieniſchem Boden eine proteſtantiſche Kapelle eröffnet wurde. Die Toleranz iſt indes vielleicht am päpſtlichen Hofe ſelbſt größer als irgendwo ſonſt in der katholiſchen Kirche. Hierzu kommt, daß die römiſche Kurie noch bis zum heutigen Tage ihrem Grundſatze getreu geblieben iſt, da nachzugeben, wo kein materialer Verluſt für ihre Kirche zu befürchten ſteht. So haben vor mehreren Jahren in Rom einige angeſehene Engländer die Anfrage gethan, ob in den Wintermonaten, wo ſich viele hundert Engländer in Rom zuſammendrängen, für dieſe ein Gottesdienſt gehalten werden könne, und wenn nicht Ja geſagt wurde, ſo wurde doch auch nicht

---

Niebuhr in ſeinem „Handbuch der neueſten Kirchengeſchichte“, 3. Auflage, 1883, 2. Band, § 46, geradezu einen „Adepten des Papalſyſtems“. S. 573 ff.

Nein geantwortet, so daß schon seit mehreren Jahren im Winter ein zahlreich besuchter evangelischer Gottesdienst stattgefunden hat*). Zum Gegengewicht hat man aber gleichzeitig von einem sehr gescheuten englischen Bischof einen katholischen englischen Gottesdienst halten lassen. Auch die protestantischen Franzosen haben sich eine Zeitlang dieser Freiheit erfreut; und so ist denn also das reine Evangelium der Reformatoren unter den Augen des katholischen Kirchenoberhauptes schon in drei Sprachen verkündigt worden. Größere Freiheit findet in Toscana statt, wo in drei Orten protestantischen Gemeinde bestehen. In Florenz darf sogar italienisch gepredigt werden; selbst vornehme Italiener haben dem italienischen Gottesdienste beigewohnt, und da die protestantischen Geistlichen in Florenz bisher fromme Männer waren, so kann dies nur einen gesegneten Einfluß haben."**)....

„So war nun die Gemeinde gegründet worden, und es kam nur darauf an, ob sich die anwesenden Fremden gern der ihnen hier dargebotenen geistlichen Handreichung bedienen wollten. Allerdings ist ja vieles, was bei den in Rom anwesenden evangelischen Deutschen den lebendigen Eifer und die Teilnahme für die Kirche schwächen kann. Was die meisten dorthin führt, ist ja die Begeisterung für die Kunst, und nicht selten ist diese in unsren Tagen so ungesund, daß künstlerische Begeisterung für religiöse genommen wird und diese ersetzen muß.***) Sind nun obendrein wirklich die Kunstschätze in solchen Massen ausgestellt wie in Rom, und sind sie wirklich von solcher Größe, so mag leicht das Kunstinteresse auf eine Zeit jedes andre verdrängen. Wiederum kommt eine große Schar Besuchender zu

---

*) Allerdings aber nur außerhalb der Stadt, in einer geräumigen und zum Gottesdienst einigermaßen hergerichteten Scheune vor Porta del Popolo. Seit 1870 ist das selbstverständlich alles anders geworden. (D. Verf.)

**) Eine lehrreiche „Übersicht der Evangelischen Kirchen Italiens" gab Tholuck in der Evangelischen Kirchenzeitung von 1829, S. 142—144.

***) Diesen Gedanken führte Tholuck in einem längeren Aufsatze für die Evangelische Kirchenzeitung „Über den Kunst- und Wissenschafts-Enthusiasmus in Deutschland als Surrogat für die Religion" aus, dem er einen zweiten unter der Überschrift folgen ließ: „Über das Verhältnis der künstlerischen Darstellung zur religiösen Gesinnung des Künstlers". Ev. K.-Z. 1828, No. 69 u. 70 u. No. 71.

keinem andren Zweck nach Italien als per divertirsi (um sich zu unterhalten), und die Freude durch den Ernst zu unterbrechen und zu heiligen, entspricht wohl der Meinung der wenigsten. Dazu ist die Vergnügungssucht, welche nach Italien führt, bei manchem nicht von der edelsten Art. Manchem scheint in der deutschen Atmosphäre der Odem seiner Lust gebunden; in Italien will er frei genießen. Die ‚Elegien' des Dichters Deutschlands laden ein und locken, und wo solche Stimmen laden und locken, da hat der Orgelton des kleinen ungezierten Kapellchens auf dem Kapitol oben keine starke Anziehungskraft .... Dennoch ist es erfreulich, daß eine größere Anzahl zum Teil sehr tüchtiger Künstler, so lange als die Kapelle besteht, mit Wärme an allen kirchlichen Angelegenheiten thätigen Anteil genommen und auch in der Entfernung noch mit warmer Teilnahme daran zurückgedacht hat. Eine nicht geringe Anzahl gibt Rom als die Geburtsstätte ihres geistlichen Lebens an. Die Erweckung dieses christlichen Sinnes unter den jungen deutschen Künstlern in Rom wird nicht ohne Einfluß auf die deutsche Kunst bleiben. Auch ist bemerkenswert, daß seit der Zeit, wo die evangelische Kirche in Rom ihre Vertreter gefunden, nur sehr wenige Übertritte stattgehabt haben."

„Für denjenigen, der wirklich christliches Leben in sich trägt und der auf Grund der heiligen Schrift gelehrt ist, was die Religion mit dem Menschen will, ist es fast unbegreiflich, wie die äußerlichen Erscheinungen des Katholizismus in Rom und in Italien überhaupt den Protestanten bestechen können. In der That möchte es für einen solchen kein besseres Mittel geben, ihm den Katholizismus zu verleiden, als eben ihn nach Italien zu schicken. Als äußerliche Zucht und immer nur als äußerliche Zucht begegnet einem hier die Frömmigkeit. Und wenn man nicht an die regellosen Weiberhaufen denken will, die des Nachts mit ihrem Ave Maria! die Straßen durchgellen, nicht an die schmutzigen Mönchshaufen, welche, jeder eine eigentümliche Entstellung der Gesichtszüge an sich tragend, ihre Gebete hermurmeln, wenn man selbst das erhabenste Schauspiel dieser Art betrachtet, die Prozession am Corpus Dominitage: wenn man durch die prächtigen Säulenhallen des Peterplatzes, zwischen den prachtvollen Tapeten, auf dem Blumenflor die

Scharen Kinder und Jünglinge, die ehrwürdigen Auguſtinermönche ſamt allen Mönchsſcharen mit ihren Kerzen und Fahnen in unabſehbarer Reihe vorüberziehen ſieht; wenn die Biſchöfe des Morgenlandes vorüberſchreiten in ihren edlen orientaliſchen Gewändern, mit den goldgeſtickten morgenländiſchen Tiaren, und die Kardinäle in ihrem reichen Glanze in gedrängten Haufen heranziehen und unter immer lauter werdendem Geſange, immer ſtärker duftendem Weihrauche und immer bunterem Gewimmel vornehmer Geiſtlichen und ritterlich geſchmückter Schweizer der heilige Vater ſelbſt herangetragen wird, unter dem ſeidenen Baldachin und dem Wehen der ungeheuren byzantiniſchen Fächer von Pfauenfedern, und alles Volk niederkniet und unſägliche Scharen den langen, langen Zug dichtgedrängt ſchließen; und wenn man ihn ſich hineinbewegen ſieht in langgedehnter Reihe in den unermeßlichen Tempel St. Peters, und am Grabe des Apoſtelfürſten das Te Deum erſchallt, und dann am Ende der Klang der Trommeln und Pfeifen das ganze Schauſpiel ſchließt — welch ein anderer Eindruck kann dann wohl dem ernſtgeſinnten evangeliſchen Chriſten zurückbleiben, als der wehmütige, daß es doch nur ein Schauſpiel geweſen, wodurch zwar dem Auge allerlei, aber dem Herzen gar wenig geboten?*) ..... Ja, wahrlich, noch heutzutage würde Jeſus Chriſtus ἐμβριμησάμενος καὶ λυπούμενος (ergrimmt und betrübt) unter die Haufen treten und rufen: Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlicher Gebärde, es iſt mitten in euch! ...."

Wir brechen mit dieſen Mitteilungen ab. Ein zweites Manuſkript über allerhand römiſche Kurioſitäten enthält wohl auch noch manches der Beachtung Werte. Allein teils wiederholen ſich in den Briefen Tholucks an ſeine Freunde, von denen einige hier einen Platz finden müſſen, dieſelben Beobachtungen, teils iſt die Form dieſer Notizen eine auffallend ſchwülſtige und geſchraubte Tholuck hatte ſelbſt ſpäter einen Eindruck davon. Einem ſeiner intimſten Amanuenſen und

*) „Bekanntlich werden an dem Sitze des Papſtes Erhöhungen angebracht, ſo daß es ausſieht,. als ob er beſtändig kniete, während er doch ſitzt. Jemand bemerkte einſt, dieſe falſchen Beine ſeien doch zu unerträglich, das ſei doch zu ſchauſpieleriſch; nicht unpaſſend wurde geantwortet: Nun, wo alles Spiel iſt, kann auch das mitgehen." Anm. Tholucks.

Freunde, Emil Taube (jetzt General-Superintendent von Westpreußen) hatte er diese römischen Aufzeichnungen mitgeteilt; er schrieb ihm aber (am 8. Mai 1844 — der Brief ist englisch —) „Eins wünschte ich anders: der Stil darin ist so unnatürlich, so ganz anders, als was ich jetzt gern habe.“ —

Der Monat Juni war nun zunächst nicht geeignet, durch besonders wohlthuende Eindrücke Tholuck für die neue Situation, in die er eingetreten war, zu begeistern. Das Gemeindeleben lag in dieser Jahreszeit fast völlig brach. Nachdem er seine dritte Predigt über Luc. 10, das Gleichnis vom verlorenen Schafe, gehalten hatte, bemerkte Tholuck im Tagebuche: „ich glaubte äußerst wenige zu sehen, indes sollen es doch verhältnismäßig viele gewesen sein; 18 waren wohl da. Ich kehrte mich aber daran nicht und predigte ganz von Herzen; wie ich denn überhaupt sehr gern hier predige und das Predigtamt recht lieb gewinne.“ „O wie wohl wird es mir thun“ hatte er einmal an Bunsen geschrieben, „vor Zuhörern zu predigen, die nicht Beweis, sondern Verkündigung heischen!“ Das war ihm nun geworden, wenn auch freilich noch in bescheidensten Grenzen.

Auch interessante Menschen kennen zu lernen bot sich noch wenig Gelegenheit. Nur die im Bunsenschen Hause verkehrenden Freunde Eduard Gerhard, der liebenswürdige und feinsinnige Archäologe, der als Maler verunglückte Platner, der nun ohne Kenntnis des Lateinischen unter Bunsens Beihilfe an der „Beschreibung der Stadt Rom“ arbeitete, der Maler Rhebenitz, der auch den Bunsenschen Knaben Zeichenstunde gab, Kestner, der Sohn von Werthers „Lotte“, und einige andre Hausfreunde, waren zunächst noch die einzigen Bekanntschaften, die Tholuck machte. Die Kunstschätze der Stadt aber zu besehen verbot die gerade im Juni 1828 besonders drückende Hitze, die mit dem feuchtschwülen Scirocco abwechselnd fast jede körperliche Bewegung unmöglich machte. „Des Sommers Pein ist kaum zu beschreiben,“ heißt es in einem der römischen Hefte. „Nicht der Grad der Hitze ist es, was erdrückt; sie stieg nie über 29 Grad Réaumur, gewöhnlich nur 25; sondern ihre Dauer: 120 Tage lang kein Regen und kein anderer als blauer Himmel, am 132. Tage fielen die ersten, einige Kühlung bringenden Tropfen. Gehen ist, wie man sagt, notwen-

diges Bedürfnis des Körpers. Wer kann, eilt des Morgens um fünf spazieren, und um sieben zieht man dann, bereits von Schweiß bedeckt, heim. Sonst füllen sich am Abend nach zehn Uhr und bis gegen Mitternacht die Spaziergänge. Die Fensterläden sind von acht Uhr bis gegen Abend dem Tageslicht verschlossen, und jede Hand, die man im Dunkel drückt, schwitzt. Auf den Straßen ist's den Tag über nicht ganz so leer, als man es sich gewöhnlich vorstellt; im Schatten der Häuser wanken überall Menschen. Überhaupt möchte wohl allenfalls auch selbst die andauernde Hitze zu ertragen sein, käme nur nicht der Scirocco hinzu! Der Scirocco, in der Wüste Barka und Biledulgerid groß gezogen, zwar von den Meereswellen abgekühlt, aber doch nie seine Heimat verleugnend, kommt durch die glühende Atmosphäre laulich als ein übelriechender Brodem daher gezogen — mir schien er immer Ähnlichkeit zu haben mit dem Brodem der Dampfmaschine auf Dampfschiffen, wenn er den bereits Seekranken vom Winde ins Angesicht geblasen wird — und wie auf seine angestammten Feinde auf den Körper von Menschen und Tiere sich werfend, löst er die Kraft der Sehnen, macht die Glieder schwer und treibt das Blut durch die Adern; — und in den Stunden liegen Hunde und Katzen wie tot am Boden, und Pferde bekommen oft den Koller. Ist der Scirocco stark, so sieht die Luft dick und wolkig aus; selbst die Steine in den Palästen setzen Schweißtropfen an. Oft aber fühlt man seinen Einfluß, ohne seine Gegenwart anders als durch unangenehme Laulichkeit der Atmosphäre wahrzunehmen. Der aber von Algier herüberweht, der Südwestwind, Libeccio, der Libonotus der Alten, ist um nichts besser, eher scheint er etwas noch laulicheres und weicheres zu haben. Man hat das Gefährliche und Pestilenzialische des Scirocco von seinem Wehen über die pontinischen Sümpfe herleiten wollen; allein erstens könnte dies nur vom Südwestwind gelten, und dann ist ja die Wirkung des Scirocco in allen Teilen Italiens gleich."

So war es denn für Tholuck eine ganz besondere Freude, als ihn Bunsen einlud, mit ihm und den Seinigen auf drei Monate, vom 1. Juli bis 1. Oktober in die Villegiatur nach dem benachbarten Frascati auf dem Albanergebirge zu ziehen, wo sie schon seit Jahren in den Sommermonaten die prachtvoll

in Grün belegene Villa Piccolimini bewohnten. Jeden Sonnabend fuhr der Gesandtschaftsprediger nach Rom, um dort den Gottesdienst abzuhalten, die etwaigen Kranken im neugegründeten Hospitale zu besuchen und sonstige Geschäfte zu besorgen. Die übrige Zeit der Woche gehörte dem Verkehr mit Bunsens, der stillen Arbeit, in den Nachmittags- und Abendstunden der wunderbar schönen Umgebung von Frascati, und endlich der Korrespondenz mit den deutschen Freunden. Da das Tagebuch über die Frascataner Erlebnisse sehr schweigsam ist, so geben wir hier einige Briefe Tholucks aus seinem erquicklichen Eldorado.

Am 30. Juli 1828 schrieb er an seinen letzten Amanuensis, der inzwischen Rektor in Peine geworden war: „Mein teurer Lührs! Sie sehen, die 260 Meilen, die zwischen uns liegen, können uns nicht trennen. Ich habe Ihre Zeilen erhalten und mit Dank gegen Gott gelesen, und Sie erhalten nun auch von mir aus weiter Ferne Botschaft, fröhliche Botschaft, und zugleich den Händedruck der Liebe. Ja, ich preise mit Ihnen den, der Ihnen Bahn bricht. Wenn die Leute Sie fast zu sehr lieben, so lassen Sie sich das nicht bange machen, als zeugte es von Lauheit. Ich denke, den Johannes Evangelista haben sie auch mehr geliebt als den Baptista, und doch war er ein Knecht desselben Herrn. Auch hier aus der Ferne hebe ich für Sie und für meinen teuren Ehlers betend die Hände auf! — Was mich betrifft, so bin ich über Abgründe und Berge hinweg, durch Eis und den Scirocco hindurch voll Erbarmen geführt worden und den 1. Juni (31. Mai) in Rom eingetroffen. Der erste Eindruck erschreckte mich, die Luft schien mir unerträglich beklemmend, allein der Eindruck verlor sich, und ich wurde wohler als in Halle. Seit dem 1. Juli, seit welcher Zeit die Hitze sehr hoch, bin ich mit dem Gesandten in das freundliche Albanergebirge nach Frascati in eine Villa gegangen. Hier umgibt mich eine reizende Natur, mons Soracte vor mir und See Regillus und das Sabinergebirg, in der Ferne auf der einen Seite die æterna Roma, nach der andren das Meer. Noch mehr Reize hat inwendig das Leben in der christlichen Familie des teuren Bunsen. Musik und geistlicher Gesang öffnet und schließt den Tag, lehrreiche Unterhaltungen füllen jede Mittelstunde. Diese sind mir desto wichtiger, da Bunsen

in nicht sehr ferner Zeit einen hohen Einfluß in unsrem Kirchen- und Universitätswesen gewinnen wird.[12]) So fließen die Tage friedlich und heiter, und bereits ist ein Viertel meiner Abwesenheit vorüber. Erst im Winter werde ich den Vatikan und Rom selbst benutzen können. Wenn dann aber die Zeit des Aufbruchs, Anfang März, kommen wird, werde ich gern gehen, denn der Weinberg in Halle ist mir dennoch werter; ich hoffe dann gestärkt an Glauben, Hoffnung und Liebe, auch gestärkt an Gesundheit aufbrechen zu können. Es wäre auch nicht unmöglich, daß ich infolge von Niemeyers Tode*) schon im Winter zurückkäme. O könnte ich Sie hier wissen, mein teurer Lührs; es ist mir doch oft wehmütig, daß der Herr es nicht so gefügt hat, daß ich Ihnen mein Amt in die Hände legen könnte. Es ist ein schönes Amt. Es macht mir große Freude, zumal unter dem Patronus; denn Bunsen ist ein sehr, sehr inniger Christ, den ich je länger desto lieber gewinne. Aber den Gedanken gebe ich doch nicht auf, daß Sie nicht vielleicht noch einmal in unser Preußen kommen auf eine Ihnen erfreuliche Weise. Ich denke, es wird Rat dazu werden. So bloß fortgeschoben werden sollen Sie nicht. Aber freilich Sein Wille geht voran."

„Katholisch würden Sie in Rom nicht; dafür ist gesorgt. Nicht bloß Mitleid, auch Zorn habe ich oft gegen die Arglist, mit der man das Volk in Aberglauben verstrickt, bloß um sie zu Knechten zu machen. ‚Sehen Sie', sagte neulich ein Pfarrer zu mir, ‚bei uns zweifelt niemand, denn niemand denkt über religiöse Dinge nach!' Wohl bekomme es! Sonst halte ich vom Volke etwas, es ist durchgängig klüger als unsre Leute, und auch gutmütig und wohlwollend. Sehr viele sind ungläubig — manchmal recht naiv. Ein Mädchen wollte einem Deutschen die Wäsche nicht waschen, perchè è eretico (weil er ein Ketzer ist). Sie wurde gefragt: warum ist er denn eretico? Antwort: weil er nicht an den Papst und die Heiligen glaubt. Frage: glaubst du denn an den Papst? Eh — war die Antwort, mit dem den Italienern eigentümlichen Achselzucken — il diavolo fa, che manch'io non possa credere qualche volte (der Teufel macht es, daß auch ich manchmal nicht glauben kann)."

*) Der Kanzler war am 7. Juni 1828 gestorben.

An Freund Rennecke in Ludwigsluſt ſchrieb er am 29. Auguſt aus Frascati: „Geliebteſter, ich habe ſträflich an Deiner Liebe und an der Deiner teuren Familie*) gehandelt, indem ich nicht nur aus Halle verſchwand, ohne noch den letzten Abſchied zu ſagen, ſondern auch bis jetzt an keinen ſchrieb ..... Du wirſt nun, mein Teuerſter, mit dem Schatz, den dir Gott gegeben, im ſtillen, engen Zimmer Dich über Gottes Gnade freuen und vielleicht auch dann und wann einmal an den Fernen denken, den Du im Rauſch einer großen und im Zauber einer alten Welt verſunken wähnen wirſt. Aber ich ſitze auch in einem ſtillen Stübchen auf einem Landſitze des Geſandten im Albanergebirge, höre jetzt kein Geräuſch um mich, als Vögelzirpen und die leiſe Glocke eines entfernten Kloſters, bin umringt mit den patres apostolici rechts und Aristoteles Metaphyſik links und denke an den teuren Bruder in Ludwigsluſt, als wäre er noch in Halle und ſäße neben mir in dem ſtarkgeheizten Studierſtübchen und philoſophierte mir in Knäuelform vor, was ich das Vergnügen hätte in einzelne Fäden zu zerziehen .... Gott iſt ſehr gnädig gegen mich geweſen. Sehr geſtärkt an der Geſundheit und ohne allen Unfall bin in der Kaiſer- und Biſchofsſtadt angekommen, habe mich zuerſt erſtaunlich vor der dumpfen antiken Luft gefürchtet, die Herrlichkeit der alten Welt groß, aber nicht übertrieben gefunden, habe gleich nach einigen Tagen die große Prozeſſion des Papſtes am Corpus Chriſtitage und damit die größte Herrlichkeit des neuen Rom geſehen, habe mit der tiefſten eignen Erbauung in der trefflichen kleinen Kapelle den Gottesdienſt gehalten, Gott innig gedankt für die ungemeine Liebe, die mir in Bunſens Familie entgegenkam und es mir häuslicher als in Halle machte, habe dann wegen der zunehmenden Hitze alles weitere Anſchauen aufgeben müſſen und bin am 1. Juli mit der Familie des Geſandten vor der aria cattiva (der Fieberluft) ins Albanergebirge in eine herrliche Natur geflohen, die begeiſtern würde, auch wenn die einzelnen Orte nicht im Livius vorkämen; gehe bloß alle Sonnabende in die Stadt, um der Kirche zu warten,

*) Rennecke war mit einer Tochter des Halliſchen Stadtrats Heydrich, des ſpäteren Schwiegervaters von Tholuck, verheiratet.

werde am 1. Oktober wieder ganz nach Rom zurückkehren und dann die Bibliotheken benutzen und endlich am 3. März, so Gott will, nach meinem alten Halle heimkehren, bereichert, gestärkt, gedemütigt, erhoben, und dann — wenns der Herr gibt — auch bald einmal meinen treuen Rennecke mit seiner Christine sehen und am traulichen deutschen Theetische alles das Gute weitläufiger erzählen, was mir wider Verdienst und Würdigkeit, ja wider Verdienst und Würdigkeit in den Schoß gefallen ist. Das wäre etwa ein Lebensabriß, zu dem Gott Amen! und Friede sei mit Dir! sagen wolle!"

„O mein guter Rennecke, wie ist mir das Herz zu Dir aufgethan! Seitdem ich Dich zum letztenmal gesehen, ist mein Herz viel enger mit Dir verbunden worden; wir haben auch in der Erkenntnis Verbindungspunkte gefunden. Je öfter ich jetzt mit solchen zusammenkomme, die still für sich ihre theologischen Ansichten bilden, und dann doch Übereinstimmung finde, desto mehr bete ich das Wirken des Geistes Gottes in unsrer Zeit an, der jetzt auf so verschiednen Wegen so viele dieselbe Straße führt. Auch dazu, hoffe ich, soll mir die Zeit hier gesegnet sein, daß ich mehr unabhängig von dem theologischen Streiten und Lärmen meine Theologie ausbilde. Wenn man so mitten in einem Heer vergällter Streiter steht und die Flinten- und Kanonenschüsse ringsher hört, es ist dann nicht leicht, bloß im Angesicht der Wahrheit seine Überzeugungen als christlicher Schriftgelehrter zu gestalten. Aber jetzt bin ich überall nur ans Leben gewiesen, und es ist mir, als ob selbst das längere Leben in der Gottesnatur mir einen klareren Blick in die Wahrheit gäbe. Aus Deutschland höre ich wenig; zwei Hefte Kirchengeschichte und wenige Briefe aus Berlin und Halle. Die letzteren machen mich besonders dankbar, da ich höre, daß sich der gute Same dort nicht nur erhält, sondern daß er auch gedeiht. Böhmer und Guericke finden viel Eingang .... Willst Du mir schreiben, so kannst Du geradezu den Brief nach Rom adressieren: Mr. le docteur Th., attaché à la légation de Sa M. le Roi de Prusse. Ein Brief in meine römische Einsamkeit gilt für drei nach Berlin oder Halle. Deiner lieben Frau die herzlichsten Grüße; gern legte ich einen

italieniſchen Blumenſtrauß bei. Nun, Dein im Herrn Dich innig liebender A. Th.“

Ende September kam noch ein intereſſanter Beſuch nach Frascati: vier Engländer, Sullivan, Cullen, Macdonald und Wiſeman, letzterer der bekannte ſpätere Kardinal und Erzbiſchof von Weſtminſter. Tholuck machte mit ihnen eine Partie nach dem herrlich auf einer Höhe gelegenen Monte Porzio und disputierte den ganzen Nachmittag auf das eifrigſte mit Wiſeman über konfeſſionelle Streitlehren. Nachdem er noch einen Aufſatz für die Kirchenzeitung: „Leſſings Urteile über Religion und Theologie“ (1828, Nr. 75) beendet hatte, kehrte er am 1. Oktober mit der ganzen Bewohnerſchaft der Villa Piccolomini nach Rom zurück, wo er ſogleich durch den Beſuch des in ſeiner hannöverſchen Heimat als „Myſtiker“ unmöglich gewordenen Dr. Bialloblocky überraſcht wurde, der eine Miſſionsſtellung in engliſchen Dienſten auf der Inſel Zante angenommen hatte und ſich auf der Reiſe dahin befand. Eine gemeinſame Fahrt nach Tivoli friſchte die alte Freundſchaft von Göttingen, London und Paris her wieder auf.

Das Leben im römiſchen Winterhalbjahre wurde nun bewegter und bunter. Tholuck ſtudierte die Stadt in ihren Muſeen, Trümmern und mittelalterlichen Bauten, arbeitete auf der vatikaniſchen Bibliothek, — deren jeſuitiſcher Oberaufſeher, der Kardinal Angelo Maio, ihn in den liebenswürdigſten Formen aufnahm und mit dem deutſchen Theologen ſich auch in gelehrte Diſpute einließ —; verkehrte mit Künſtlern, durchreiſenden Geiſtlichen und Gelehrten, wie er namentlich viel Umgang mit dem Bruder des durch ſeine ritualiſtiſchen Beſtrebungen ſpäter ſo bekannt gewordenen Oxforder Theologen E. B. Puſey hatte, der auf dem Palatin in einer klaſſiſch belegenen Villa wohnte. Durch dieſen Bruder wurde Tholuck auch mit dem Oxforder Theologen, der ihm ſchon in Berlin bekannt geworden war, wieder in nähere Beziehung gebracht und trat mit ihm in einen Briefwechſel, der auch noch feſtgehalten wurde, als beider kirchliche Wege mehr auseinander gingen. Im Oktober kam der Kronprinz von Preußen, deſſen Vermittelung Tholuck die interimiſtiſche Berufung Böhmers nach Halle hauptſächlich verdankte, nach Rom

und zog auch den Gesandtschaftsprediger in den Bereich des herzlichen Verkehrs, den er mit seinem „Freunde“ Bunsen in täglicher Gemeinschaft pflegte. Auch in dieser Zeit beschränkt sich leider das Tagebuch auf wenige kurze Notizen, und wir sind, wenn wir Näheres über diese Monate erfahren wollen, wieder auf die Korrespondenz Tholucks angewiesen. So werde hier noch einiges aus den zu Gebote stehenden Briefen mitgeteilt.

An Hengstenberg schrieb er am 15. Oktober: „Nachdem ich lange, lange nichts aus Deutschland gehört, liegt nun endlich Dein gestern empfangener Brief vom 6. vor mir ... Wie hat mich der pastor primarius von Glauchau*) begleitet. Gut, daß ich den Brief vom 6. vor dem andren gelesen und Dich also nun doch in Berlin weiß. Um meinet-, ja vielleicht auch um Deinetwillen hätte ich Dich lieber in Glauchau gesehen; Du selbst hättest Dich, glaube ich, wohler gefühlt, und ich hätte Dich näher und mehr mir angehörig gehabt — aber die Sache Gottes! Nein, Du mußt bleiben, wie ich denn auch in meinem Halle bleiben muß. Sieh, der Herr gibt mir viel bessere Tage hier, als ich dachte; hätte ich nur für mich zu wählen, ich bliebe länger, immer; aber nein, auf der andren Seite drängt es mich, daß ich wieder auf dem Kampfplatz sei. Jetzt ist es mir hier noch viel besser als früher; denn seit Anfang Oktober ist die Hitze fort, und das Wetter ist wirklich paradiesisch. Daß ich den Sommer so überstanden, ist Gottes Erbarmen ... Der Prinz und Gröben kommen morgen; ich bete, daß der Herr mir in den Predigten (der Prinz wird zwei hören und auf dem Rückweg wieder eine) und in der Unterhaltung gute Worte gebe, auch zum Besten Guerickes oder Böhmers. Welchen von beiden — wenn ich nur einen wählen kann — ich wählen soll, weiß ich in der That nicht. Guericke klagt über Böhmers Untraktabilität und sonderbare Idiosynkrasien ... Denke Dir, daß ich hier plötzlich von Dr. Bialloblocky überrascht wurde! Die Italiener nennen ihn mit Abscheu una specie di diavolo, weil sie ihn nicht anders zu schreiben wissen, als diavolobloccio ... Auch Scharnhorst ist hier, ich bin

*) Hengstenberg hatte einen Ruf dahin erhalten und abgelehnt.

viel mit ihm zusammen ... In einer Rücksicht bin ich freilich hier viel weniger einsam als in Halle; aber in andrer doch wohl mehr ... Du glaubst nicht, welchen linden, milden Einfluß auf mich die gänzliche Entfernung vom theologischen Streitplatz hat. Das Predigtamt ist mir wirklich lieb, ich verlange eigentlich weniger nach dem Katheder, als ich dachte. Indes freilich als meinen eigentlichen Beruf erkenne ich doch das Katheder; aber ja es ist lieblicher, Buße und Vergebung zu predigen, als Authentici- und Integritäten zu verteidigen."

Aus einem Briefe an Ludwig v. Gerlach vom 26. Oktober entnehmen wir die folgende Stelle: „... Der Prinz ist nun seit fünf Tagen hier.*) Ich habe gestern vor ihm gepredigt und, wie ich höre, bei ihm und seinem Gefolge nicht ohne Segen. Ich hatte gebetet, daß Er mich das rechte Wort finden ließe, und zu gelinde ist mein Wort gewiß nicht gewesen. Gröben hat mich nach Vorgang des Prinzen zum Druck der Predigt aufgefordert.**) Gröben hat mich ungemein beschämt und wahrhaft erbaut — o welche Seele! Ich bin mehrmals mit dem Prinzen zusammen gewesen, aber ach! es ist noch gar viel zu wünschen — wie schwer ist's, daß ein Reicher ins Himmelreich komme! Es scheint mir, daß Gröben auch auf Bunsen sehr gut wirkt."

Seinem „teuersten Vater" Kottwitz schrieb Tholuck am 24. November von seinem so überraschenden Wohlbefinden, und, nachdem er sich wegen des langen Schweigens entschuldigt hatte, fuhr er fort: „O mein Vater, dem ich mehr verdanke, als einem andren Menschen auf Erden, wenn mein untreues Herz gegen alle Menschen erkaltete, gegen Sie nicht, so lange es schlagen wird, es sei in Halle, Berlin oder Rom ... Ich schied von Halle mit zerrissenem Herzen, denn die zuletzt erfahrenen Segnungen hatten mein Herz an diesen Ort des Leidens festgekettet. Die erste Segnung, die ich dann erfuhr, war, daß der Hegelianer,

*) Seine Ankunft hatte sich um einige Tage verzögert.

**) Sie ist die dritte der 1829 in Berlin erschienenen „Zehn Predigten" über Eph. 6, 10—17: Der Ruf zum Kampfe, der Feind und die Waffe des Sieges. Die am darauffolgenden Sonntage gehaltene ist daselbst No. 5, die vom 23. November Nr. 6.

mit dem ich reiſte," (Lorenzen) „ein zerfahrenes, junges Gemüt, mehr und mehr im Glauben zunahm und mir bis jetzt — er wird auch mit mir wieder zurückkehren — ein lieber Bruder und Freund geweſen iſt ... Jetzt bei anbrechendem Winter ſind ſo viele chriſtliche Freunde hier, daß ich, um Zeit für die Arbeit zu gewinnen, wenig ihrer genießen kann ... Freilich der Pfahl in meinem Fleiſche, das iſt jener krankhafte Überdruß und Haß des Lebens, hat mich hierher begleitet und es ſcheint, daß er mich auch wieder zurückbegleiten wird; aber ich vernehme die Stimme: laß dir an meiner Gnade genügen, und ich ſage: ja, ich möchte gern ... Die Nachricht, daß Guericke Profeſſor extraordinarius geworden, hat mich zu innigem Danke gegen den Herrn geſtimmt; o, daß nur dieſe Hoffnung nicht vereitelt wird. Guericke iſt ein treuer Bruder, und was wir zuſammen gelitten und unter Thränen geſäet haben, hat mich innig mit ihm verbunden."

Über dieſelbe trübe Stimmung ſchrieb er an Focke am 2. Dezember: „... Es bleibt mir hier nichts zu wünſchen übrig in Bezug auf mich ſelbſt. Da aber dennoch jener Lebensüberdruß und jene innere Verzweiflung noch bleibt, ſo ſehe ich jetzt beſonders deutlich, wie dies nur in Gebein und Adern, nicht aber in der Außenwelt liegt. Deſſenungeachtet bin ich nicht zerdrückt, wie in Halle, ſondern habe — Dank ſei Seiner Erbarmung — gewöhnlich freien Zugang zu Seinem Thron und Frieden, auch wenn die Wellen des krankhaften Trübſinns mich umwogen. Das Predigen iſt mir ſelbſt fortwährend eine Wohlthat. Auch an Umgang fehlt es nicht; mein Hausgenoß Lorenzen iſt mir ein lieber Freund, und außer dem Bunſenſchen Hauſe iſt mir beſonders nahe Legationsrat von Arenswald, Sohn des hannöverſchen Miniſters und Kurators von Göttingen, der den Winter hier bleibt, — eine tiefe Seele, ein ganz inwendiger Chriſt, der aber nichts deſtoweniger ſo ſich zum Katholizismus gezogen fühlt, daß ich fürchte, er wird bald katholiſch. Nächſtdem iſt eine Anzahl lieber Engländer, auch ein Amerikaner hier; ich behalte aber faſt keine Zeit für ihren Umgang, denn ſeit die Vatikaniſche Bibliothek offen iſt, arbeite ich fleißig. Dazu kommen auch Dienſtarbeiten im Amt; außer den Pflichtbeſuchen iſt noch ein Gottesdienſt vor

der vormaligen Königin von Westfalen und ein kleiner Hausgottesdienst vor einigen protestantischen Franzosen. Briefe bekomme ich wenige, gestern einen aus Amerika von — Du weißt wem, jenem most amiable of all Britons, the lovely Mr. Hodge, eine große Überraschung und Freude! In der Gemeinde ist viel weniger Leben und geistliches Interesse, als ich hoffen durfte; in einer Hinsicht kann ich mir die Schuld zuschreiben, weil ich nämlich zum Umgange mit Künstlern weniger geeignet bin, da mir Kunstverständnis und Kunstenthusiasmus fehlt; zum Anknüpfen ist das hier durchaus nötig, wie ich auch an Tippelskirch geschrieben habe*) ...."

Den Weihnachtsabend verbrachte Tholuck im Kreise der liebenswürdigen Bunsenschen Familie. Noch dieselbe Nacht schrieb er darüber an das Ehepaar Clodius in Leipzig: „Mein teurer Freund, meine verehrteste Freundin. Hätte ich wohl vor dem Jahre, da ich an dem runden Tische in dem Zimmer, zu dem die Stufen führen, meinen Weihnachten feierte, hätte ich da wohl ahnen können, daß ich übers Jahr die Nachfeier am Kapitol halten würde, in dankbarer Rückerinnerung, wie ich jetzt thue, wo ich soeben aus dem andächtig-fröhlichen Kinderkreise Bunsens von der Seite des getreuen Platner, mit dem Ihrer so viel gedacht wurde und unsres Heinroths, heimkehre, indem in Ohr und Herz das: Er weidet seine Schafe und: Wie lieblich sind die Füße der Boten aus Händels Messias nachklingt! So wandeln sich, sagt der Araber, die Wandlungen der Menschen! Ja, meine Teuren, Verehrten, kindlich froh und durch reiche Liebe erquickt, habe ich auch wohl auf dem Kapitol Weihnachten gefeiert; aber darüber meiner Leipziger Lieben nicht vergessen, vielmehr im Gespräch mit meinem lieben Platner sie so lebendig meinem Geiste zurückgerufen, daß ich noch jetzt am späten Abend Ihnen den Gruß meiner Liebe zusenden muß. — Beinahe blicke ich nun schon auf dies römische

*) Diese Selbstkritik ist gewiß richtig. Dennoch besaß Tholuck einen sehr ausgebildeten Sinn für das Schöne, und zu Henry Smith sagte er einmal: „Ich könnte in einem Lande nicht leben, wo die Kunst nicht in Ehren steht, und wo ideale und allgemeine Interessen nicht diskutiert werden könnten." (S. Henry Boynton Smith, edited by his wife. New-York 1881, p. 50.)

Jahr meines Lebens als auf ein zurückgelegtes; noch elf Wochen liegen vor mir, und wie die sieben Monate schnell dahinrauschten, werden es auch die elf Wochen. Schon wird wegen des Wagens unterhandelt, was immer schon ein Reisegefühl gibt, und bald wird nichts von allem römischen Guten und Bösen übrig sein, als ein Traum der Rückerinnerung, der dann im lieben Wechselgespräch mit den Freunden sich mir ewig verjüngen soll. Soll ich es zusammenfassen, was mir hier zu teil geworden, so kann ich nur den 23. Psalm hersagen als meine eigne Geschichte. An stillen Wasserbächen bin ich geleitet worden und auf grünen Weiden geweidet. Wie dunkel auch der Grund meiner Seele ist, in dem mein Leben sich spiegelt, so haben doch viele freundliche Bilder darauf gespiegelt, und wäre einem andren widerfahren, was mir, er hätte von einem paradiesischen Leben gesprochen. Das kann ich nun bei allem Guten nicht, da meiner schwarzen Stimmung die schöne Gegenwart so oft sich dunkel zeigte, und mir gar manchmal der innere Schatten ein äußerer zu sein schien. Aber dennoch werde ich auf dieses Jahr stets als auf das lieblichste und stillste meines Lebens zurückblicken. Auch fühle ich mich dadurch sehr gestärkt, um den Glaubenskampf unter den finsteren Umgebungen an der Saale wieder erneuern zu können."

„Von dem römischen Sommer habe ich Ihnen geschrieben; der Scirocco hat mich mürbe gemacht wie irgend einen, aber doch nicht daniedergelegt —, indes möchte es sich beinahe lohnen, solchen Aether, wie ihn der Monat Oktober mitbringt, um den Preis eines römischen Sommers zu erkaufen. So heiter wird die Luft, daß man drei Meilen weit sehr deutlich sieht; und eine so wunderliebliche Mischung von Wärme und Kühlung, ein so würziger Duft ist in dem Aether, — kurz, der römische Oktober ist eine ganz aparte fünfte Jahreszeit. Seitdem habe ich fast fortwährend Wohlsein genossen. Von der Zeit an hat sich mir auch angefangen die römische neue und alte Welt aufzuthun. Die gravitas populi Romani (Würde des römischen Volks) hat mir eingeleuchtet, doch mehr Wehmut als Erhebung in mir geweckt. Mit Petrarch über die von der Zeit zerbröckelten Steine und an den von Menschenhand zerstückten Granitblöcken hinwandelnd sagte ich:

Queste cui l'erba copre e calca il piede,
Fur moli al ciel vicine e or son terra.
Roma che 'l mondo vinse al tempo cede,
Che i piani innalza e che l'altezza atterra —*)

und freue mich jenes Jeruſalems, deſſen Mauern nimmer ſinken werden. Faſt mehr Stoff des Nachdenkens als die letzten Denkmäler der republikaniſchen Größe haben mir die Männer der Kaiſerzeit gegeben. Auf den Trümmern von Neros goldenem Hauſe hat Titus ſeine Thermen gebaut, und auf ihren Trümmern baut die Chriſtenheit ihre Kapellen und der Vignarol ſeine Hütte. Über dem erſten Stockwerk von Neros Palaſt blühen Blumen, und ich werde morgen mit einem Briten, dem der Boden gehört, das Frühſtück da genießen. Da fällt einem doch wieder der Araber ein mit ſeinem wehmütigen ‚ſo wandeln ſich die Wandlungen der Menſchen'. Winkelmann widmete alle Tage eine Viertelſtunde dem Nachdenken über ſein Glück, in Rom zu leben. Mir läge näher, alle Tage eine Stunde über die menſchliche Größe nachzudenken, hier wo das Größte, was die Menſchen hatten, in ſo viel tauſend Trümmern vor mir liegt und laut entgegenpredigt: o Eitelkeit der Eitelkeiten, alles iſt eitel! Doch ſollte allerdings auch für den Chriſten der Anblick deſſen, was Rom einſt war, nicht bloß entnervend wirken; die Erwägung, was der natürliche Menſch durch ſeine Willenskraft vermochte, muß auch anmahnen, daß der, dem göttliche Kraft verliehen, ſein Pfund nicht ins Schweißtuch verberge. — Was die Skulptur betrifft, ſo habe ich die ſchönſten von den 60000 Statuen Roms bei Kerzenſchein geſehen, in dem die alte Götter- und Heldenwelt gleichſam neu erwachte. Es war ein großer Zauber, der die 25 Scudi wohl wert war, welche der Kronprinz, mit dem ich dort war, dafür gab. Sonſt ergötzen mich Skulpturen weniger als Gemälde; doch muß ich geſtehen, daß das, worauf ich am meiſten geſpannt war, das jüngſte Gericht, mich wenig ergriffen hat. Erſtens hat der Maler, wie ſich einer ausdrückte, zwar die Teufel göttlich

*) Etwa: Zum Himmel ragten dieſe Felſenmaſſen,
Die nun der Fuß betritt und Raſen decket.
Roms Macht hat von der Zeit ſich brechen laſſen,
Die Tiefes hebt und Hohes niederſtrecket.

ſchön (?), aber die Engel verteufelt ſchlecht gemacht; — merkwürdig, auch Dante hat die Hölle beſſer als den Himmel ſchildern können —; dann kann ich zu wenig Individualiſierung der einzelnen und zu wenig Ordnung im ganzen finden. — Von dem jetzigen Rom erfreuen mich beſonders die ſeltenen Ausſichten; — obwohl die Griechen ſelten Ausſichten rühmten, rühmt ſie doch Strabo bei Rom. Ich frühſtückte heute morgen," ſo fährt der Brief am andren Tage fort, „bei dem Engländer auf dem Palatin" (Mr. Pusey) „auf dem erſten Stockwerk des verſchütteten Palaſtes Neros, wie ich vorhin bemerkte, und habe eine der heiterſten Stunden meines Lebens gehabt. Es war Sonnenwärme, die Sonne vergoldete die alten Trümmer und die Vignen und die fernen Berge wie am ſchönſten Maitage, kein Klang und Ton in der weiten Umgebung umher als ein Kloſterglöcklein — ich hätte doch mit Winkelmann in die Verſuchung kommen können, wenigſtens heut ein Viertelſtündchen über mein Glück in Rom nachzudenken, obwohl ichs geſtern verſchwor."

„Von Italienern und heutigen Römern habe ich manche kennen lernen, unter den Bürgersleuten einige ſehr brave, liebe Seelen. So iſt mir meine Wirtin ſo in jeder Hinſicht teuer geworden, daß ich weinen werde, wenn ich ſie laſſe; ſie ſorgt für mich wie für ein Kind und hat ſo viel Innigkeit und Gemütlichkeit.*) Unter der Geiſtlichkeit habe ich wenigſtens einen kennen lernen, deſſen Frömmigkeit und Liebe ich hochſchätze. Aber auf den ‚Babſt' habe ich einen rechten Haß geworfen und möchte ihm thun, wie einſt unſer Heinroth wollte. Für den Antichriſt hatte ich ihn nie gehalten; aber als ich ihn neulich in der Siſtina auf einem Thron ſitzen ſah, an den Thronſtufen rechts die ſchwarzen Senatoren und links die andren Großen, im weiten Kreiſe umher die blutroten Kardinäle auf den niedrigen Bänken, und als der eine aufſtand, dem ſein caudatario (Schleppenträger) ſeine Schleppe trug, und mit dem Rauchfaß vor den Papſt hintrat und niederkniete und ihm das Rauchfaß entgegenſchwang, während jenem zur Rechten und zur Linken

*) Die gute Frau brachte ihm z. B. den ganzen Winter hindurch künſtlich aufbewahrte Weintrauben, wie er nach einem Menſchenalter an ſeinen Freund, Profeſſor Krauß, ſchrieb, der ihm oft elſäſſiſche Trauben ſchickte.

die dienenden Pfaffen die Flügel des Oberkleides aufhoben, und dann alles ihre Hymnen sang — da hätte ich mit Simson die Thürflügel ergreifen und das Haus über den Philistern zusammenstürzen mögen; etwas vom Antichrist aus 2. Thess. 2, 4 fällt einem da doch ein. — Desto mehr kann ich mich an der Gemeinschaft recht vieler lieber Deutschen, Engländer und Amerikaner freuen. Es sind vielerlei Geister auch während dieses Winters durch die alte Roma geflogen; von Huskisson und Chateaubriand (der übrigens permanent ist) bis auf den Göttinger Privatdozenten Bialloblocki, der wegen des Mysticism vertrieben nach Griechenland geht, weil er hofft, daß weder Capo d'Istria noch der Mufti den Mysticism so fürchtet, wie das hannöversche Konsistorium. Der Kronprinz mit seinem trefflichen Adjutanten Graf Gröben war auch mir eine sehr liebe Erscheinung; er ist hier dreimal zur Kirche gewesen. Unter den Ansässigen ist mir Bunsen und sein Haus natürlich das nächste und unbeschreiblich teuer. Ein alter Hausfreund ist Ihr Platner, der mir sehr lieb ist; er hat Christentum im Herzen, und das ist unten in der Wohnstube Hausherr, wenn auch manchmal die Philosophie in dem Dachstübchen Bocksprünge macht — er ist in Wahrheit eine anima candida und das ist viel! Ein sehr lieber Mensch und Christ ist auch Maler Rhebenitz, ein naher Verwandter der Frau Overbeck, der sich Ihrer lieben Frau wohl erinnert und empfiehlt. Ferner ist der hannöversche Minister des Kultus von Arenswald hier, mit dessen Sohn ich viel zusammen bin, der aber bald Overbecks Fußtapfen folgen dürfte."

„So gebricht es mir denn keines guten Dinges, und die Wahrheit zu gestehen, ich vermag es nur durch Christum, ohne Zagen auf das zu blicken, was ich an der Saale statt dessen eintauschen werde. Dennoch bin ich voll Glaubensfreudigkeit, und meine Beschämung und Sehnsucht wird besonders groß bei der großen Anzahl von liebevoller Anhänglichkeit triefender Briefe, die ich von meinen alten Hallischen Studenten erhalte; neulich kamen zweiundzwanzig auf einmal aus der Heimat an, heut fünfzehn und viele darunter von alten Hallensern. O wehe mir, wenn ich dafür undankbar bleibe! Ach wenn nur nicht jenes Blut, das durch meine Adern rollt, so dunkel und schwer wäre, wie könnte

ich fröhlich Pſalmen ſingen hier, in Halle, in Leipzig, in Berlin, denn ich erfahre viel unverdientes Glück. Ich habe Sie, teurer Freund und Freundin, in dieſe dunkle Kammer meiner Schwermut nie blicken laſſen; Heinroth weiß es. Luther ſagt: Schweig, meid, leid und nicht verzag, dein Grämen niemand klag, Gottes Hilfe kommt alltag. Amen, ſie komme auch mir und entbinde mich einſt von dieſem Gebäu der Vergänglichkeit, in dem ich ſeufze bis zum Tage meiner Erlöſung." —

Einem Brief an Profeſſor Hahn in Leipzig vom 26. Dezember entnehmen wir folgende Sätze: „.... Für die Wiſſenſchaft habe ich hier nicht ſo viel thun können, wie ich erwartete; zum teil ſchon wegen des Amtes nicht, das doch wenigſtens mittelbar viel Zeit wegnimmt. Indes habe ich aus Euthymius Zigabenus ad epist. Pauli und aus mehreren arabiſchen Manuſkripten abgeſchrieben .... Hier in der Gemeinde müßten ganz neue Brunnen gegraben werden. Ich habe nicht alles gethan, was ich hätte thun können; einerſeits muß ich freilich dabei meine Trägheit anklagen, anderſeits erfordert aber auch die Stellung hier den ganzen Menſchen, und ich konnte doch nur zum Teil dabei ſein, da mir auch noch andre Berufe oblagen.... Von einer Wiedergeburt der römiſchen Kirche ſehe ich noch keine Spuren, aber daß ſie Löcher hat, iſt ſichtbar. In vielfacher Hinſicht habe ich einen Abſcheu davor bekommen, wie ich ihn vorher nicht hatte. Gott, welche Finſternis bedeckt deine Erde, auf der dein Sohn doch ſchon ſeit achtzehn Jahrhunderten erſchienen iſt und noch immerfort leuchtet! Dort der freche Menſchenwitz und hier der freche Menſchenwitz, und die Gottesweisheit — nur bei der kleinen Herde, die aber doch das Reich ererben ſoll!"

Endlich ſtehe hier noch ein Brief an Kottwitz, den Tholuck wenige Tage vor ſeiner Abreiſe, am 31. März 1829 ſchrieb: „Mein teurer Vater. Ihre Liebe hat mich in Rom aufgeſucht und mich mit einigen Zeilen erfreut, die mir erzählen von den immer erneuten Wundern des Herrn an Ihnen und an der Armen Sache. Ich muß wenigſtens meine letzten Augenblicke dazu verwenden, um Ihnen noch von hier aus einen Gruß kindlicher Liebe zuzuſchicken. Es hat ſich ſo geſtellt, daß ich den lieben Tippelskirch noch hier abwarte. Dieſer iſt unter

Gottes Schirm mit seiner kränklichen Frau glücklich bis Florenz gekommen, von wo er geschrieben; die Frau ist die ganze Reise über wohl gewesen, den dritten treffen die Lieben hier ein, den fünften werde ich meinen Abschied von der Gemeinde nehmen, und Tippelskirch wird mit uns zum Tische des Herrn gehen. Den Nachmittag werde ich dann mein Amt beschließen mit der Taufe eines, wie ich hoffen darf, vom Vater zum Sohn gezogenen Israeliten, und dann, so der Herr will, am nächsten Morgen meinen Rückweg antreten. — Vieles knüpft und fesselt mich an Rom, profane und heilige Bande; ich habe selbst viel gelernt und darf glauben, auch für andere nicht vergebens hier gewesen zu sein. Doch scheide ich mit dankbarer Willigkeit, in mein altes Halle wieder einziehen zu können, wo ja nun hoffentlich manches besser geworden; denn Guerickes Ernennung ist mir etwas hoch Erfreuliches, und von Ullmanns Berufung*) läßt sich gewiß auch Gutes erwarten. Ich bin auch am Körper wohler, obgleich ich das weniger auf Rechnung des Klimas als der veränderten Lebensart setzen kann; denn das Klima halte ich im ganzen für angreifender. Die Sciroccotage — und die sind auch im Winter nur minder stark — greifen die Nerven sehr an, und dazu erkältet man sich leichter als bei uns. Seit Februar blühten die Mandelbäume, bereits haben sie abgeblüht, und das junge Grün bedeckt die Bäume. Auch schmückten seit Februar Veilchen, Anemonen und Levkojen Wiesen und Gärten. Die Leute arbeiten bereits bloß auf den Straßen, und des Nachts werden doppelte wollene Decken beschwerlich."

„Der geistliche Zustand der Gemeinde ist nicht sehr erfreulich zu nennen. Die alten, im Heidentum eingewurzelten Künstler bekümmern sich wenig um den Gottesdienst; die jungen finden ihn wenigstens unbequem. Indes ist wenigstens im allgemeinen der Ton unter den Künstlern seit mehreren Jahren viel sittlicher, und ein kleinerer Kreis ist innig fürs Evangelium erwärmt... Wie ich die römische Kirche gefunden habe, darüber mündlich.

*) Karl Ullmann, seit 1821 in Heidelberg außerordentlicher und seit 1826 ordentlicher Professor der Theologie, hatte sich namentlich durch seinen „Gregor von Nazianz" und die seit 1827 mit Umbreit herausgegebenen „Theologischen Studien und Kritiken" bekannt gemacht. Er war 1829—36 Professor in Halle.

Im ganzen nur so viel, daß mir der Eindruck besonders geworden ist, daß sie als ein politisches Institut dasteht; von oben aus ist das wenigstens die einzige Betrachtungsweise. Unter dem Volke finde ich aber viel mehr Gutes und namentlich viel mehr Bereitwilligkeit und Empfänglichkeit, als ich meinte. Ich glaube, daß selbst eine Reformation vom Volk aus nicht unmöglich wäre, wenn Gott nur einzelne auferweckte und diese vor dem Santo Ufficio, der Inquisition, schützte. Voriges Jahr kam ein Einsiedler aus dem Elsaß mit sechs Genossen, um hier Reformation des Klerus zu predigen und zu ermahnen, zu der apostolischen Einfalt zurückzukehren. Aber seine Stimme ist in den Gewölben des Santo Ufficio verhallt. Gegen Protestanten ist übrigens die Toleranz sehr groß; ich glaube mit Sicherheit sagen zu können, größer als in Savoyen, vielleicht auch als in Österreich. Man kann mit den Leuten freundlich über Glaubenssachen sprechen und wird nicht ungern gehört. — Jetzt haben wir nun Konklave*), und von der ganzen Herrlichkeit der Kurie wird nichts offenbar als — Rauch. Im Quirinal, wo sie versammelt sind, werden täglich zweimal ihre Vota, so lange sie nicht einstimmig sind, verbrannt, und zu einer bestimmten Stunde steigt die Rauchsäule auf, die den zahlreich versammelten Römern verkündigt, daß sie noch keinen Papst haben. Sonderbar, daß der spanische, französische und österreichische Gesandte das Recht haben, gegen die Beschlüsse des Spiritus sanctus ein Veto einzulegen!"

„Wann werde ich Ihr Antlitz wiederschauen, teurer Vater? Vielleicht Pfingsten, wenn Sie dann in Berlin sind. Bis dahin mit der kindlichsten Liebe und nie ersterbender Dankbarkeit Ihr ewig treuer Sohn A. Tholuck." —

So ging also dieses stille Friedensjahr vorüber, und Tholuck nahm einen reichen Segen davon mit in die Heimat. Die Kampfesstellung auf kirchlichem und wissenschaftlichem Boden war für eine Weile dem schlichten Zeugenberufe eines evangelischen Predigers gewichen; der Gesichtskreis hatte sich in der majestätischen Herrscherstadt Rom erweitert, der Verkehr mit den ver-

*) Am 10. Februar 1829 war Papst Leo XII. gestorben; am 31. März, also während Tholuck obige Zeilen schrieb, ward der Graf v. Castiglione als Pius VIII. erwählt.

schiedenartigsten Geistern, auch mit der oft lockeren Genialität der Künstlerwelt, die suchende Liebe geübt, die nicht mehr nur in den engen Zirkeln des Konventikels sich heimisch fühlte; die körperliche Gesundheit war gekräftigt und der Lebensmut gehoben. Tholuck hatte alle Ursache, für die freundliche Führung Gottes dankbar zu sein. Er hob in späteren Jahren selbst gern hervor, wie das römische Jahr ihm „die engen pietistischen Anschauungen abgestreift und ihn zu einer freieren inneren Entwicklung habe kommen lassen.“ [13]) Auch an Hodge, der damals noch in Göttingen war, schrieb er: „Weder philosophische, noch kritische Zweifel beunruhigen den Geist, der täglich den süßen Trost christlicher Gemeinschaft erfährt .... Sie sehen, ich kann in Wahrheit meinen jetzigen Aufenthalt eine Stätte der Ruhe nennen. Als die Jünger von ihrer Missionsreise zurückkehrten, sagte der Herr zu ihnen: ἀναπαύσασθε ὀλίγον (ruhet ein wenig). Das thue ich jetzt, aber nur ὀλίγον. Um keinen Preis werde ich diese Abwesenheit von Halle verlängern.“ (The life of Hodge etc. p. 190).

Am 5. April 1829, am Sonntag Judica, hielt Tholuck seine Abschiedspredigt und konnte in der That das Amt seinem inzwischen eingetroffenen Nachfolger Friedrich August von Tippelskirch persönlich übergeben. Am Nachmittage desselben Sonntags taufte er den jungen jüdischen Maler Adolf Loesser aus Hamburg, von welchem indessen Tippelskirch in der angeführten Chronik der römischen Gemeinde bemerken mußte, daß er bald darauf, trotz der dringenden Warnungen seiner Taufpaten, des Ehepaares Bunsen und der Fräulein Christiane Bunsen, in Perugia zur katholischen Kirche übergetreten sei.[14])

Auf den Rat des Gesandten hatte sich Tholuck einen eignen Wagen gekauft, in dem die Reise bis Halle zurückgelegt werden sollte. Die erst beabsichtigte Reise nach Neapel war aufgegeben worden, da die Zeit der Heimkehr drängte, und am Morgen des 6. April verließ Tholuck mit seinem Gefährten Lorenzen, der inzwischen allein in Neapel gewesen war, die ewige Stadt. Ob er, wie der Schreiber dieser Zeilen einunddreißig Jahre später nach unendlich schönem zweijährigen Aufenthalte in Rom auch die Verse des alten numantinischen Pilgers Claudius Rutilius sich durch die Seele gehen ließ, der

ſich von Rom kaum wieder trennen konnte und im Abſchiedsweh bekannte:

> Crebra relinquendis infigimus oscula portis,
> Inviti superant limina sacra pedes*) --?

Jedenfalls zogen ſeine Gedanken auf der Heimreiſe wieder und immer wieder nach Rom, und in verſchiedenen unterwegs an Bunſen geſchriebenen Briefen ſprach ſich dieſe dankbare Sehnſucht lebhaft aus. Allerhand Reiſeunglück begleitete die Extrapoſtfahrt. An dem römiſchen Wagen zerbrachen Schrauben und Räder, ja als die deutſchen Poſtillone, während die italieniſchen ritten, ſich auf den Bock ſetzten, ging auch dieſer in Stücken und riß dabei das ganze Untergeſtell aus den Fugen. Von Bologna aus erklärten die Kutſcher den ſchweren Koffer nicht mitnehmen zu können, und derſelbe mußte mit Fracht nach Halle geſchickt werden, wo Tholuck noch vier Monate nach ſeiner Rückkehr ſchmerzlich auf ihn zu warten hatte. Alle dieſe und ähnliche Nöte waren um ſo ſchwerer zu tragen, als Lorenzen die ganze Reiſe als Patient zubrachte, und alle Sorgen und Mühen auf Tholuck allein laſteten, der ſelbſt von ſich bekannte: „Die Mühe ſcheue ich wohl nicht, aber ich mache nur Verſehen, und der damit verbundene Verdruß greift mich ſo an.“ Den in Rom für ſchweres Geld erſtandenen Wagen mußte er ſpäter in Halle für einen Spottpreis (20 Thaler) verkaufen.

Die intereſſanteſte Bekanntſchaft, welche Tholuck durch Bunſens Empfehlung unterwegs machte, war die des berühmten Sprachkenners und ſpäteren (ſeit 1838) Kardinals Joſef Mezzofanti in Bologna, der 62 Sprachen und etliche in verſchiedenen Dialekten beherrſchen ſollte. Auch er war, wie Tholuck, eines ſchlichten Handwerkers Sohn, und zuerſt im ſeelſorgerlichen Verkehr mit verwundeten Napoleoniſchen Soldaten aus allen Ländern der Welt in einem Bologneſer Lazareth auf ſein merkwürdiges Sprachtalent aufmerkſam geworden. Tholuck ſchrieb über ihn an Bunſen aus Bologna am 16. April: „Mezzofanti habe ich nun geſehen; ich hatte bis dahin ordentliche

*) Die zu verlaſſenden Thore bedecken wir ſcheidend mit Küſſen;
Über die heilige Schwell' ſchreitet nur zögernd der Fuß.

Gewiſſensunruhe, denn ein abſolutes Wunder auf dem Gebiete fällt mir ſo ſchwer anzuerkennen. Ich muß aber ſagen, ich bewundere ihn noch immer außerordentlich. Nur als ein Wunder erſcheint er mir nicht mehr, nachdem er erſtens bekannt, wie gering das Quantum ſeiner Kenntnis einzelner Sprachen iſt, ſodann nachdem ich zu bemerken Gelegenheit hatte, wie er ſehr dadurch im Vorteil iſt, daß die Fremden nur wenig und in mehreren Sprachen mit ihm ſprechen. Ich verſuchte es im deutſchen, holländiſchen, däniſchen, arabiſchen, perſiſchen, ſpaniſchen, engliſchen und polniſchen. Däniſch bekannte er nur einige Worte zu wiſſen, holländiſch gar nicht, bloß flämiſch; im perſiſchen ſchien er zu ſprechen, wie wir im altgriechiſchen ſprechen würden; dagegen beſonders gut engliſch, auch arabiſch und polniſch gut. Im deutſchen kam er mir vor wie ein Böhme oder Pole, der gewohnt iſt, neben ſeiner Mutterſprache auch deutſch zu reden. Morgen will ich noch einige andre Sprachen mit ihm verſuchen.“ In einem ſpäteren Briefe an denſelben heißt es noch: „Ich ſtaune noch immer ſein Talent für Sprachenlernen und ausſprechen an, aber ich finde nichts über den Bereich menſchlicher Fähigkeiten hinausliegendes an ihm. Das hätte ich nur thun können, wenn er die 21 oder 40 Sprachen fertig geſprochen und beim Erlernen keinen Lehrer gehabt hätte. Aber von denen, die ich prüfen konnte, ſprach er fertig nur einige, zwei (däniſch und holländiſch) nach ſeinem eignen Geſtändnis gar nicht, in den andren konnte er nur Worte zuſammenſetzen, wie etwa Sie griechiſch ſprechen würden. Dazu kommt, daß er bei allen, die er fertig ſpricht, Lehrer gehabt hat; im arabiſchen z. B. hat er ſich mit Arabern aus faſt allen Provinzen geübt. Als er vom türkiſchen redete, kam übrigens noch einmal ſeine italieniſche Beſcheidenheit an den Tag, indem er auch vom türkiſchen ſagte: ‚o ich ſpreche es wie meine Mutterſprache, doch will das nicht viel ſagen, denn ich ſpreche das italieniſche ſehr ſchlecht.‘ Dasſelbe hatte er vom polniſchen geſagt, und doch fand ſich nachher, als wir etwas dabei ſtehen blieben, daß ihm einige Vokabeln wie grün, gelb — die er doch wohl im italieniſchen gewußt haben möchte, entfallen waren. Daß er ein bloßer Vokabelmenſch ſei, möcht ich nicht ſagen; im Gegenteil glaube ich, daß er auch für den Geiſt der Sprachen

Sinn hat; ein Vers, den er mir zum Andenken auf persisch niederschrieb, möchte davon Zeugnis ablegen. Sie und ich würden ihn gewiß um sein Quichuanisch beneiden, das er von einem Missionar fertig, wie er sagte, erlernt hat, setzte er sich nicht jetzt eben im Besitz einer noch viel vortrefflicheren Litteratur: der Bimbarrasprache, in welche bereits ein Buchstabierbuch aus dem französischen ganz vortrefflich übersetzt sein soll."

In München wurde noch einmal Station gemacht, und drei Tage Aufenthalt bei „den lieben Leuten", denen Tholuck auch einmal predigen mußte, erquickten den Reisenden außerordentlich. In Regensburg führte ihn der edle Bischof Sailer in das Priesterseminar und machte ihn dort in Gegenwart der Seminaristen mit dem Regens Domherrn Wittmann bekannt. Als derselbe erfuhr, daß Tholuck in Rom Prediger gewesen, wandte er sich an die Seminaristen und rief sie zur Freude auf: höret, der Papst läßt in Rom jetzt Evangelium predigen! — er sah das in seiner Naivetät als ein Zeichen der kommenden guten Zeit an. Endlich am 4. Mai fuhr die römische Kutsche in die enge Hallische Märkerstraße vor das Stegmannsche Haus, um dort seine Insassen abzuladen. Wir schließen dies Kapitel mit einem Abschnitt aus einem Briefe Tholucks an Bunsen vom 10. Mai, der die Heimkehr und die nächsten Aussichten des Heimgekehrten schildert: „Als ich in Halle ankam, war's gegen Abend; es regnete, und um alle Häuser hing trüber Nebel. Aber Liebe bewillkommnete mich von mehreren Studenten mündlich und schriftlich, wie auch von meinem lieben Wirt Stegmann, der mir all mein kleines Habe treu verwaltet hat, und von dem lieben neuen Professor Guericke, der unterdes ein liebes Weib genommen. Zugleich überraschte mich nicht wenig, daß Dr. Valenti sich hier niedergelassen um zu praktizieren, und noch dazu mein Haus bezogen. Das gibt nun einerseits reichen Stoff der Lästerung auch gegen mich, denn man ahndet Komplott und Gift und Dolch, anderseits den Trost der Gemeinschaft in Christo Jesu. Besonders freudig überraschend war mir die Nachricht, daß Ludwig Gerlach Landesgerichts-Direktor in Halle geworden und binnen einigen Monaten hier einziehen wird. So hat denn der Herr so man-

ches zu meiner Erquickung eingerichtet. — Von Ullmann ſind meine Hoffnungen gering. Von Geſenius hörte ich gleich nach meiner Ankunft wieder erſchrecklich niederſchlagende Sachen. Es gilt heißen Kampf, und die Kraft wird hoffentlich von oben kommen. Wie erzfrech die Rationaliſten in ihren Schriften werden, davon haben Sie keinen Begriff ....“

„Johannes Müller, als er in Kaſſel vor Ärger gelbſüchtig geworden, bezog ein Zimmer, deſſen Fenſter auf die Chauſſee nach der Schweiz ſtießen. Vielleicht werde ich in Halle nicht gelbſüchtig; ſollte ich's aber werden, will ich auch auf ein ſolches Fenſter denken, das nach Rom ſieht.“

Viertes Kapitel.

Der Halliſche Streit und ſeine Folgen.

Wir treten eigentlich jetzt erſt in den zweiten großen Abſchnitt des Lebens Tholucks ein. Von Oſtern 1829 bis zu ſeinem Tode gehörte ſeine Wirkſamkeit, mit Ausnahme der regelmäßig wiederkehrenden Ferienreiſen, ganz der Stadt Halle und ihrer Univerſität an. Damit verbietet ſich ſchon von ſelbſt eine weitere Einteilung nach den Stätten ſeiner Thätigkeit; ja, auch die überwiegend chronologiſche Betrachtung muß fortan mehr in den Hintergrund treten. Bei allen Wandlungen der Zeit, die allerdings auch dem kirchlichen Leben während des halben Jahrhunderts, mit dem wir uns noch zu beſchäftigen haben werden, ganz andre und höchſt markante Züge aufprägten, blieb doch „Tholuck in Halle“ ſich im Laufe der Jahrzehnte der Hauptſache nach gleich, — höchſtens, daß er die von ihm ſchon jetzt in ihrer grundlegenden Wichtigkeit erkannte Bedeutung der kirchlichen Gemeinſchaft und ihrer Bekenntniſſe immer höher werten lernte (vgl. z. B. weiter unten S. 195). Die Zeit drehte ſich um ihn herum, und wenn er auch ſtetig wuchs und innerlich weiter kam: ſeine Grundſtellung auf wiſſenſchaftlichem und kirchlichem Gebiete hatte er längſt gewählt und iſt ihr treu geblieben bis an ſein Ende. Wenn der junge Tholuck von den Rationaliſten ein Pietiſt oder ein Orthodoxer geſcholten ward — damals machte man zwiſchen beidem keinen großen Unterſchied —, und wenn der ältere Mann und Greis bei den Orthodoxen und Konfeſſionellen der ſpäteren Jahre ein Rationaliſt oder Latitudinarier hieß, ſo trug er doch nur inſofern die Schuld an dieſem großartigen Umſchwunge, als er vornehmlich der Zeit des dominierenden Unglaubens über ſich ſelbſt hinweggeholfen und die Kirche in

ihren werdenden Dienern der bibliſchen Wahrheit und kirchlichen Lehre wieder zugewieſen hatte. Ging man über ihn hinaus, ſeine liebſten Schüler oft bis ins äußerſte Lager des Konfeſſionalismus, ja der Separation, ſo konnte ihn das ſchmerzen, zumal wenn der verlaſſene, oft erſt mühſam erworbene Standpunkt hinterher geſchmäht wurde; allein der Wechſel lag in den andren, nicht in ihm.

Wir werden nun auch, da es ſich nach dem Geſagten im Folgenden hauptſächlich um Gruppenbilder handeln wird, das Recht wie die Pflicht haben, in kompendiöſerer Form unſre Biographie zu Ende zu führen. Das Werden des Menſchen, zumal ein ſo ſeltſames und in rauheſter Atmoſphäre ſich vollendendes Werden wie das Tholucks, zieht am meiſten zu ſorgfältiger Verfolgung der einzelnen in das Geiſtesgewebe geſchlungenen Fäden an; der gewordene iſt leichter und ſchneller zu überſchauen, zumal wenn das Bild des Geſchauten verhältnismäßig friſch und wirkungsvoll in Tauſenden von Herzen lebt, wie das bei Tholuck noch immer der Fall iſt. Eine erſchöpfende Darſtellung würde noch Bände fordern — und doch nicht befriedigen. So beſchränken wir uns auf die großen, charakteriſtiſchen Züge in breiterem Rahmen; die erinnerungsvolle Phantaſie wird bei vielen nach eignem Bedürfnis die feineren Details hinzufügen.

Das Halle, welches Tholuck Anfang Mai 1829 wieder betrat, war dasſelbe philiſtrös-rationaliſtiſche, das er verlaſſen hatte; nur ſpitzten ſich allmählich die Gegenſätze immer ſchärfer zum offenen Kampfe zu. In der theologiſchen Fakultät hatte noch ein halbes Jahr vor der Romfahrt neben Tholuck ein Mann zu wirken begonnen, der ſich ſelbſt zu ſeinen entſchiedenſten Gegnern rechnete und die heftigſten Angriffe in den Vorleſungen nicht ſcheute: Chriſtian Friedrich Fritzſche, von Leipzig in ſeiner ſeit 1809 in Dobrilugk verwalteten Superintendentur zum theologiſchen Ehrendoktor promoviert (1817) und, als er wegen Schwerhörigkeit ſein kirchliches Amt nicht mehr verſehen konnte, durch Miniſterialverfügung vom 22. September 1827 als Profeſſor honorarius nach Halle berufen, wo er dogmatiſche, ethiſche und andre Vorleſungen hielt. Auf Ge-

ſuch der Fakultät rückte er dann zufolge einer Kabinettsordre vom 23. Februar 1830 in die ordentliche Profeſſur ein. Die Angriffe ſeines gleichgeſinnten Sohnes, des Profeſſors der Theologie in Roſtock, auf Tholuck, von denen wir bald zu ſprechen haben werden, gehören zu dem Gehäſſigſten und Erbittertſten, was überhaupt gegen denſelben geſchrieben worden iſt.

Wie in den römiſchen Briefen gelegentlich erwähnt wurde, war zu Oſtern 1829 auch Profeſſor Karl Ullmann aus Heidelberg in die durch des Kanzlers Niemeyer Tode erledigte Stelle nach Halle berufen worden. Auf weſentlich poſitivem Boden ſtehend und eine durchaus friedfertige Natur, hätte Ullmann unter normalen Verhältniſſen Tholuck eine kräftige Stütze und in ſeinem Hauptfache, dem kirchengeſchichtlichen, eine willkommene Ergänzung ſein können. Für den bald in hellen Flammen auflodernden Streit verſagte aber dem milden Manne die Kraft; wo er nicht mehr vermitteln konnte, ſchloß er ſich ſtill trauernd der lärmenden Majorität der Tholuckſchen Gegner an. Tholuck ſchrieb ſchon unter dem 15. Mai 1829 an Hengſtenberg über ihn: „Ullmann iſt offen, wie ich glaube, und herzlich, aber lau und hat was ſo Douces in ſeiner Manier, daß ſeine Bonniſch-Weſtenſche Theologie, die übrigens recht heilſam wäre, überhaupt die Stimme verliert.“

Der Stellvertreter Tholucks, Profeſſor Böhmer, ging bei deſſen Heimkehr wieder nach Greifswald zurück.

Inzwiſchen waren in der philoſophiſchen Fakultät zwei junge Männer als Dozenten aufgetreten, welche beide, der eine lebenslang, der andre bis zum Jahre 1833, mit Tholuck in näherem Verkehr ſtanden: Heinrich Leo und der Hegelſche Philoſoph Karl Roſenkranz[1]), der im genannten Jahre nach Königsberg verſetzt wurde. Gebel ſchrieb über ſie nach Rom: „Der junge Roſenkranz hat ſich eine recht erfreuliche Wirkſamkeit eröffnet; ſein Kolleg der Religionsphiloſophie iſt ſehr intereſſant. Freilich nimmt er leider den Mund etwas voll; auch ſcheint er mir mehr Konzeptions- als Produktionsgabe zu haben. Doch vielleicht will das auch nicht ſo viel ſagen; iſt doch jede berechtigte Originalität oder Genialität nur Konzeption — des göttlichen Geiſtes —, und um nichts mehr gibt es deshalb viele ſolchergeſtalt konzipierende Genies. Der aller-

ſchätzenswerteſte von allen ſpekulierenden Herren hier iſt ohne Zweifel Leo. In ſeiner fünfſtündigen Univerſalgeſchichte hör' ich natürlich nichts Neues, ſondern die allerbekannteſten Dinge, aber dies auf eine ſolche in die innerſte Tiefe des ſubſtantiellen Inhalts der Geſchichte hinabſteigende Weiſe, daß mich kaum je in meinem ganzen Leben irgend etwas ſo gefeſſelt hat. Er hat jetzt eine Geſchichte des Mittelalters herausgegeben. Seine Judengeſchichte iſt — ein böſes Omen! — in der hieſigen Litteraturzeitung ſehr gerühmt worden*), ſonſt aber muß er wohl mancherlei Widerſpruch erfahren haben. Wenigſtens als er vorigen Sonnabend" (der Brief iſt vom 15. Januar) „wegen zunehmender Frequenz ſein Zeitungskolleg**) zum erſtenmal auf der Wage las und bei ſeinem Auftritt auf das Katheder dieſes einen gewaltigen Knall von ſich gab, ſagte er: ‚das theologiſche Katheder ſcheint einen Ketzer nicht tragen zu wollen'".

Als ein neuer Hausgenoſſe in der Märkerſtraße bei dem Kaufmann Stegmann war, wie bereits vorübergehend bemerkt wurde, der um ſeiner Erbauungsſtunden willen aus dem Weimarſchen vertriebene Arzt de Valenti eingezogen. Er vermehrte noch das Odium, das auf den Halliſchen „Frommen" laſtete. Tholuck ſchrieb am 15. Mai 1829 über ihn an Hengſtenberg: „Valentis Anweſenheit erregt viel Aufſehen und Läſterung. Vor meinem Fenſter rufen ſie: wo wohnt denn der verrückte Doktor? Gott gebe, daß er nicht Kollegien leſe. Sonſt im Umgange iſt er mir herzlich lieb; obwohl ich glaube, daß er noch immer ſich ſelbſt ſehr gern hört."

Endlich wurde im Juni als Direktor des Landgerichts der Mann nach Halle berufen, der für die dort gärenden Kräfte bald das Signal zum offenen Kampfe geben ſollte: Ludwig v. Gerlach. Derſelbe bezog mit ſeiner zweiten Gemahlin Luiſe v. Blankenburg — die erſte, eine geb. v. Oertzen, war ihm in Naumburg geſtorben — die Wohnung bei dem Kaufmann Fritzſche auf dem Paradeplatz, in welcher ſpäter Tholuck, nach einem Zerwürfnis mit Stegmann, von 1831 bis zum

*) Leo ſuchte ſie bekanntlich ſpäter aufzukaufen und zu vernichten.

**) Trotz verſchiedener Bemühungen habe ich nicht ausfindig machen können, was unter dieſem „Zeitungskolleg" gemeint ſein kann.

Ankaufe des eignen Hauſes in der alten ſtädtiſchen Fleiſchergaſſe, der jetzigen Mittelſtraße, im Jahre 1839, gewohnt hat.

Der Eindruck, welchen Gerlach von den Halliſchen Zuſtänden empfing, war ein erſchreckender. „Der Anblick dieſer von Unglaube und Sünde zerfreſſenen Univerſität und Stadt,“ ſchrieb er am 18. Oktober an Hengſtenberg, „iſt ſchauerlich; in Berlin ſieht man über den Schaden Joſefs gar zu leicht weg, indem man ſich an Gleichgeſinnte anſchließt und die ungläubige Welt, als aus toter Maſſe beſtehend, verachtet, was freilich ſehr unrecht iſt.“ Wie ein Kind hatte ſich Tholuck bei der erſten Nachricht über Gerlachs Verſetzung nach Halle gefreut: „eine Nachricht,“ heißt es in einem Briefe von Tholuck an Hengſtenberg vom Mai 1829, „die macht, daß ich auf den Stuhl niederſinke, zum Himmel emporlache und frage: nein, iſt das wahr? Das kann ja nicht ſein! Und dann ging's auf die Knie. O nein, nein, das iſt zu viel. Sage Ludwig Gerlach, daß ich ganz außer mir bin.“[2]) Und in der That war die Gemeinſchaft mit Gerlach, der ſofort an den chriſtlichen Beſtrebungen der frommen Kreiſe ſich beteiligte, die Direktorſtelle in dem von Guericke gegründeten Halliſchen Zweigverein der Berliner Miſſionsgeſellſchaft übernahm und den Konventikeln bei dem Stellmacher Wagner beiwohnte, für Tholuck eine reiche Erquickung und Stärkung, wenn auch der „Eiſenarm“, mit welchem Gerlach überall zugriff, nicht immer Tholucks Billigung erhielt, und anderſeits der werdende konſervative Parteiführer und rückſichtslos vorgehende Politiker des Freundes zögernde Vorſicht nur allzu oft als Nachgibigkeit und Schwäche beurteilen zu müſſen glaubte. So ſchrieb derſelbe in dem ſchon erwähnten Briefe an Hengſtenberg vom 18. Oktober 1829: „Hier iſt mancher gute Same, teils auf den Stellmacher Wagner, teils auf Tholuck zurückzuführen. Des letzteren große dogmatiſche Unentſchiedenheit wirkt aber auch wohl ſehr nachteilig ein, beſonders jetzt, wo ſich eine ſehr matte Menſchenfurcht dazu geſellt hat. Sein Verhältnis zu den erklärten Feinden der Wahrheit unter ſeinen Kollegen iſt wohl durchaus nicht das rechte; er weicht und gibt dadurch Gelegenheit, daß ſich die Feinde eine Art Sieg über ihn zuſchreiben. Sonſt iſt er ernſter, ſtiller, einfacher als je, und daher darf man vielleicht hoffen, daß er

in einer Übergangsperiode ſich befindet. Vielleicht werden ſich jetzt die Gläubigen hier enger verbinden und eben dadurch auch entſchiedener werden; Guericke, an dem ich viel mehr gefunden, als ich erwartet hatte, trägt das Seinige treulich dazu bei." —

In den Pfingſtferien war Tholuck wieder in Berlin bei den Freunden geweſen. Die immer noch nicht gänzlich aufgegebenen und in der römiſchen Einſamkeit dringlicher wiedergekehrten Gedanken an eine vielleicht dennoch endlich zu ermöglichende Verbindung mit Adele Schmalz fanden hier einen definitiven Abſchluß; Tholuck wurde ſich klar, daß er auch jetzt nicht „mit Freuden" den Schritt thun, und daß unter dieſen Umſtänden weder Eltern noch Adele Ja ſagen könnten.*) Kaum war er nach Halle zurückgekehrt, ſo erhielt er einen Beſuch von ſeinem Freunde Rennecke, der dem dreißigjährigen grand célibataire, wie Tholuck ſich wohl nannte, zu einem von warmer Frauenliebe geſchmückten Haushalte verhelfen ſollte.

Rennecke ſelbſt hatte die dritte von den ſechs Töchtern des Halliſchen Stadtrats Chriſtian Heydrich zur Gattin gehabt und bald nach der Verheiratung durch den Tod wieder verloren. In ſeinem ſchwiegerelterlichen Hauſe verkehrte er aber noch immer gern, wie er denn ſpäter auch die vorletzte Tochter Franziska zu einer glücklichen und lange währenden Ehe heimführte. Der Stadtrat Heydrich war ein origineller, höchſt kraftvoller und ſtrenger, aber allgemein geachteter Mann. Sein Vater, ein Landprediger in der Nähe von Eisleben, hatte ihn zum theologiſchen Studium beſtimmt, und der Jüngling fand namentlich an der hebräiſchen Sprache ein ſolches Wohlgefallen, daß er noch in ſeinem Alter ganze Pſalmen in dieſer Sprache auswendig wußte. Von ſeinem Vater hatte er auch die Liebe zur Muſik geerbt; in ſeinem Hauſe ſaß er ſpäter oft an ſeinem Flügel und ſpielte aus der vor allem geliebten Graunſchen Paſſion, wozu die Töchter ſangen. Außerdem gab es in dem

*) So in einem Briefe an Hengſtenberg vom 2. Juli 1829.

Haushalte aber auch noch drei tafelförmige Instrumente, darunter eins mit zwei Klaviaturen über einander, das in der Familie auf einen der Bachschen Söhne zurückgeführt wurde. Nach dem Tode des Vaters ging Heydrich nach Halle, um Jura zu studieren; in dieser Thätigkeit erst fühlte er sich völlig zu Hause. Ein man möchte wohl sagen übermächtiges Rechtsgefühl und allezeit schlagfertiges Urteil gewannen ihm in seiner juristischen Laufbahn ein ausgedehntes Vertrauen. Er wurde auch bald Stadtrat und erhielt seine Wohnung im „Schöppenhause" am Markt (No. 11, gegenwärtig Hôtel zur Börse), in welchem der Schöppenstuhl seine Sitzungen abhielt, und an dem damals noch die jetzt den „roten Turm" schmückende Rolandsbildsäule stand. Während der französischen Herrschaft verwaltete er die schwierigsten Posten; Napoleon hatte bekanntlich auf die Studentenstadt Halle einen entschiedenen Haß geworfen, und derselbe trat bei allen die Stadt angehenden Verordnungen offen zu Tage. Heydrich klagte zuweilen darüber, daß sein Gemüt mißtrauisch geworden wäre, weil er mit so vielen „Spitzbübereien" zu thun gehabt hätte; und seine dunklen, feurigen Augen waren allerdings so imponierend, daß man sich vor seinem Blick fürchten konnte. Und doch war er der gütigste und herzlichste Mann für jeden, der ihn näher kennen lernte.

Die treffliche Gattin Heydrichs war eine Tochter des Superintendenten Heller in Mansfeld, gleichfalls eines Originals. Wenn der gelehrte alte Herr seine Kinder in Halle besuchte — er machte die Reise immer hoch zu Rosse — so war sein erster Gang zum Professor Schütz, seinem alten Freunde. Dann ging's in die Läden der Antiquare, und er schleppte regelmäßig ein Paket alter Bücher in seinem Mantelsacke mit nach Hause. Er las fast nur lateinische Werke, und man fand bei ihm viele Schriften der Arminianer, die er besonders schätzte. Die einzige, jährlich wiederholte Reise, die der Stadtrat machte, galt dem hochverehrten Schwiegervater in Mansfeld, zu dessen Geburtstage am 31. Mai die ganze Familie in einem großen Reisewagen, mit reichem Proviant versehen, mitgenommen werden mußte. In einem bestimmten Dorfkruge wurde jedesmal Halt gemacht; der Wirt, der den Termin kannte, hielt jungen Salat bereit; und was sonst zum Salat gehörte, war in kalter Küche mitgebracht,

oder die Töchter buken für die hungrigen Mägen in der Dorfschenke Eierkuchen.

Seine Töchter ließ der Stadtrat sämtlich zwei Jahre lang bei dem Professor Marks zum Konfirmandenunterricht gehen und von ihm einsegnen, wiewohl er seinen Kirchenstuhl bei dem Superintendenten Guericke, dem Vater des Professors, in der Moritzkirche besaß. Überhaupt war Marks Hausfreund bei Heydrichs; er galt damals für den eigentlich gläubigen Prediger. Die Töchter hatten nach der Konfirmation bei dem Diakonus Hesekiel, dem späteren Generalsuperintendenten von Altenburg, jahrelang einen vorzüglichen Unterricht in der deutschen Litteratur.[3])

Die zweite Tochter Henriette, die ältere Zwillings- und Lieblingsschwester des verstorbenen „Christelchens", Renneckes Frau, las im Jahre 1826 zum erstenmale mit Begeisterung Tholucks Buch von der Sünde, und dasselbe machte auf sie, ohne daß sie den Verfasser kannte, einen so tiefen Eindruck, daß sie, wie sie später Tholuck bekannte, Gott geradezu bat, ihr den Mann, der solch ein Buch geschrieben, zum Gatten zu geben.

Rennecke führte nun den Freund mit der bestimmten Absicht in das Haus seiner Schwiegereltern, daß derselbe sich „Jettchen" darauf ansehen sollte, ob sie nicht für ihn passe. Tholuck schrieb (datumlos) über seine Eindrücke an Hengstenberg: „Rennecke hat mich seitdem näher mit seiner Schwägerin bekannt gemacht. Sie hat nichts ausgezeichnetes, in keiner Rücksicht, mit Ausnahme ihrer christlichen Gesinnung, aber sie hat auch nichts, das mich zurückstieße; er sagt mir, daß sie große Zuneigung zu mir habe. Es wäre nicht unmöglich, daß ich einen plötzlichen Entschluß faßte. Die Eltern kommen mir sehr entgegen." Und an Focke am 23. Juni: „Rennecke ist noch hier und hat alles gethan, mich mit seiner sel. Frauen Schwester bekannt und diese mir lieb zu machen. Sie ist ein liebes, anspruchsloses, christliches Gemüt, und es wäre möglich, daß ich einen Entschluß faßte; ich bin ihm schon sehr nahe gewesen."

Der Entschluß muß gleich nach Renneckes Abreise nach

Dargun gefaßt worden ſein. Henriette Heydrich ſchrieb an den Schwager nach der geſchloſſenen Verlobung, leider datumlos, ſo daß wir den Tag der Verbindung nicht erfahren: „Mein herzlich geliebter Bruder! Wie ſehr habe ich es bedauert, daß Du nicht noch einige Tage bei uns verweilen konnteſt, um mit Deinem brüderlichen Herzen an unſrer Freude und an unſrem Glücke teilzunehmen. Ja, ich erkenne es, daß ich mich in Demut zu freuen habe, daß mir der Herr ein ſo reiches Herz geſchenkt hat, zum treuen Gefährten und Führer auf der Bahn von der Erde zum Himmel; er helfe nach ſeiner Gnade, daß auch dieſer Bund die Schritte kräftig fördere nach dem vorgeſteckten Ziele, und das Reich Gottes je mehr und mehr zu uns komme, damit wir einſt in Ewigkeit uns freuen können der Zeit unſrer Vereinigung. Du, geliebter Bruder, ſtehſt uns gewiß bei mit Bitten zum Herrn, daß er ſeinen Segen reichlich über uns ausgießen wolle. Der verehrten lieben Hoheit," (Rennecke war Erzieher der edlen Prinzeß Helene, ſpäteren Herzogin von Orléans-Chartres, alſo im Hauſe der 1819 verwitweten Erbgroßherzogin) „die mich ja auch ein wenig lieb hat, wäreſt Du wohl ſo gütig, es mitzuteilen; ich halte es nicht für paſſend, deshalb an ſie zu ſchreiben. — Eben war mein lieber Tholuck hier und hat mir für Dich herzliche Grüße aufgetragen; er wird Dir bald ſelbſt ſchreiben, erwartet aber erſt noch etwas von Dir, wenn ich nicht irre! Seine Zeit iſt recht beſchränkt, und deshalb ſcheint es ihm wünſchenswert, unſre Verbindung ſo viel als möglich zu beſchleunigen. Der Herr weiß die rechte Zeit und wird es wohl ordnen. Auch mit Dir, mein teurer Bruder, ſei die Gnade und der Friede des Herrn um ſeiner Liebe willen!"

Kurz darauf erging, auch datumlos, folgender Brief Tholucks an Rennecke: „Mein teurer, teurer Rennecke! So ſchreibe ich Dir denn dieſe Zeilen aus dem Hauſe, in dem ich durch Dich heimiſch geworden. — Wenn Du, mein teurer Bruder, mein ganzes Herz kennteſt, ſo würdeſt Du erſchrocken ſein vor der Kühnheit, mit der Du ein ſolches Cyklopenherz in die Hand genommen und hin und her gedreht haſt, bis Du es auf dem Flecke hatteſt, der Dir wohl that. Aber Du haſt's in der Liebe gethan, die Dir der Herr gegeben hat, und ich

habe — das weiß der Herr — auch vor ihm mich entblößt und habe die Cyklopennatur vor seine Füße gelegt, daß er sie zertrete, und so hat Er seinen Segen nicht vorenthalten. Du wirst gerührt danken — denn ich denke mir, daß Dir doch manchmal bei Deinem Werke ein banges Herzpochen angekommen ist, — wenn ich Dir freudig, still, dankbar, demütig sagen kann: der Herr hat alles wohl gemacht! Es hat sich, seit ich in dem Verhältnisse stehe, ein Gefühl geistiger Gesundheit zu verbreiten angefangen, wie ich es immer bedurfte. Das krankhaft wilde Zittern ist Stillehalten und Zahmheit worden, und was die betrifft, die auch Deinem Herzen so teuer ist, so kann ich Dir sagen, der Gedanke, ihr etwas sein zu können und sie zu hegen — ja, wär's auch nur bis zu dem nahen Ziele, für welche Du die Deine gehegt, denn der Gedanke kommt mir doch manchmal ein — macht mir viel Freude. Ich bin erst jetzt nach Hause gekommen, das ist mein Gefühl! — Nun, Du Teurer, so bist Du durch die heiligsten Freundesbande mit mir verbunden, durch die man verbunden sein kann, und nur eines, möcht' ich sagen, geht meiner Freude noch ab, daß Du vielleicht nicht dabei wirst sein können, wenn Gott unsre Hände in einander legt. — Ich sehne mich danach, daß es sehr bald sei. In Ihm zu treuer Dankbarkeit verbunden Dein A. Tholuck."

Am 14. Juli 1829 schrieb Tholuck an Bunsen über diesen seinen Schritt: „.... Was aber nach den Mitteilungen, die ich Ihnen von Herz zu Herz gemacht habe, Sie am nächsten angehen wird: ich stehe im Begriff, in den Ehestand zu treten, mit der Tochter eines Stadtrats hierselbst, der Schwester jener früh Verschiedenen, über deren Tod ich einst im vorigen Winter Ihrer lieben Gemahlin und Schwester einen schönen, schmerz- und trostreichen Brief des Gatten" (Rennecke) „vorlas. Nicht mit Enthusiasmus trete ich in dieses neue Leben ein, ich weiß, daß auch das zur Erde gehört, und daß den rechten Trost hierin nur gibt, was vom Geiste Christi gewirkt ist. Aber ich weiß, daß dies eine Hilfe sein kann fürs Erdenleben, und darum bitte ich den Herrn. Bitten auch Sie darum. Sie erinnern sich wohl noch des ernsten Gesprächs in Frascati, wo ich Sie in Bezug auf diese Sache um Ihren liebenden Rat fragte. Die Gerlachs und Hengstenberg drangen bei meiner Zurückkunft

wieder auf das Gegenteil," (nämlich, ſich Adele Schmalz wieder zu nähern) „aber ſo vieles war in meiner Lebensführung zuſammen gekommen, daß ich ſelbſt glaubte, das feſthalten zu müſſen, was Sie als Ihre Freundesäußerung mir geſagt hatten. Ja, ich freue mich, ſagen zu können: ich bin bisher froh und dankbar geweſen ſeit meiner Zurückkunft und hoffe es ebenſo in Zukunft, namentlich wenn es Gott gefällt, mein körperliches Übel nicht wieder ſchwerer werden zu laſſen."

Daß man in den Gerlachſchen Kreiſen anfangs mit dieſer Verlobung wenig zufrieden war und ſie für eine Übereilung hielt, zeigt die Bemerkung in einem Briefe der Generalin Luiſe von Grolman, einer Schweſter der Gerlachſchen Brüder, an ihre Schwägerin Luiſe von Gerlach nach Halle vom 27. Juli 1829: „.... ſchreibe mir doch auch etwas über Tholuck; ſeine Verlobung hat mich ſo betrübt, mein Adelchen thut mir ſo unbeſchreiblich leid und ich kann nicht ohne die größte Wehmut an ſie denken. Aber der Herr wird ſie tröſten, denn ſie gibt ihm ihr ganzes Herz hin, und ich glaube, ſie wird ſtiller und ruhiger werden, da ihr nun die ganze Sache aus den Augen gerückt iſt. Doch für Tholuck kann ich mir gar keinen Segen für ſeine Verbindung denken; er iſt doch wohl ſehr leichtſinnig und mit Übertäubung ſeines Gewiſſens hereingegangen. Iſt denn ſeine Braut ein chriſtlich geſinntes Mädchen? Du wirſt ſie nun wohl kennen; bitte, ſchreibe mir doch davon — ich weiß ſo wenig, und es intereſſiert mich doch ſo ſehr."

Dennoch hatte Tholuck Segen von dieſer Verbindung, und in den äußeren Stürmen, welche bald über ihn hereinbrachen, bereitete ſie ihm ein ſtilles häusliches Glück und den Frieden eines heimiſchen Herdes. Wohl war ihm in der Folgezeit noch etwas ganz andres beſchieden, was ſein Herz wirklich erfüllte; gemeſſen an dem Liebesreichtum, der ihm ſpäter zu teil ward, kann der damalige Bund immerhin arm genannt werden. Eine Ahnung davon zog wohl auch durch Tholucks Herz; bald nach der Hochzeit ſchrieb er an Bunſen: „Die Ehe iſt auf eine Weiſe, wie ich es eigentlich noch nicht vorausſah, ein Komplement für mein Leben geworden. Es hat meinem Daſein etwas gefehlt, was mir gegeben worden. Und doch

kann ich nicht ſagen, daß ich geheiratet habe, weil ich mein Ideal gefunden, ſondern weil ich aufgegeben, es zu ſuchen. Was wird's ſein, wenn man das Geſuchte findet!“ Aber wer eine Weile, wär's auch nur für kurze anderthalb Jahre, als geliebtes Weib an eines Tholuck Seite geſtanden hat, der verdient es, näher gekannt zu werden. Darum teilen wir hier noch einiges aus Briefen Henriettes an Rennecke mit, die leider — ich will meine Leſerinnen nicht erzürnen — nach vieler Frauen Art ſämtlich datumlos ſind.

Noch vor der Hochzeit heißt's: „Ich möchte dir gern recht viel ſchreiben, denn mein Herz iſt mir ſo voll, kann aber eben deshalb nicht recht zum Anfang kommen. Zuerſt weiß ich, daß Dein Herz groß genug iſt, bei eignem Schmerz doch innigen Teil zu nehmen an den Segnungen und Freuden, die der Herr nach ſeiner Gnade mir verliehen hat und verleihen will. Wo ich jetzt meine Blicke hinwende, überall begegnen ſie den Spuren der göttlichen Gnade, daß ich nicht demütig und dankbar genug ſein kann gegen ſo viel Treue und Liebe. Ich ſehe erſt jetzt ſo manches meiner früheren Gebete, in der ganzen Leitung und Geſtaltung meines Lebens bis hierher, erhört, daß ich einen ſtarken Eindruck von der allerſpeziellſten Aufſicht des Herrn auch über mein Leben in mir fühle und von der Bereitwilligkeit des Vaterherzens, ſeinen Kindern gute Gaben zu geben, wenn ſie ihn darum bitten. Und dieſes Gefühl macht recht freudig und getroſt zum ferneren Bitten und Beten. Wenn ich bedenke, wie viele Augen an der Seite meines teuren, inniggeliebten Tholuck auch auf mich hinſehen werden, vielleicht mit viel Erwartung, dann fühle ich mich freilich ſehr ſchwach, und weiß nur, daß ich für alle, die den Herrn lieb haben oder ihn ſuchen, ein Herz voll Liebe habe. Es iſt ja alles ein Gnadengeſchenk, was der Herr verleihen kann, wenn wir ihm unſer Herz in kindlicher Einfalt hingeben, und wenn es zur Förderung ſeines Reiches in uns und in andren dienlich ſein kann. — Von meinem lieben Bräutigam erhältſt Du auch einen Brief. Seine Zeit iſt ſo in Anſpruch genommen, daß öfter ein Tag hingeht, ja zuweilen zwei, wo ich ihn nicht zu ſehen bekomme. Dieſes macht es beſonders wünſchenswert, unſre Verbindung ſo viel als möglich zu beſchleunigen; es iſt auch ſchon alles in Thätigkeit geſetzt. Wir

werden das Logis behalten, nachdem einige Veränderungen vorgenommen sind, die wünschenswert waren. Der Herr Superintendent Guericke hat Bedenken geäußert wegen des Aufgebotes, daß es nämlich in Rom auch geschehen müsse; und wenn dies wirklich nötig wäre, so würde es eine Verzögerung veranlassen von vielleicht vierzehn Tagen; es ist bis jetzt noch nicht entschieden .... Unsre liebe Mutter muß sich jetzt recht ruhig halten, da sie wieder einigen Blutauswurf gehabt hat und auch an den Nerven schwach ist. Es ist ihr gerade jetzt etwas schwer geworden, da ihrer Sorgfalt ein so weites Feld geöffnet ist. Der Herr will uns lehren: nicht auf unsre Kraft zu vertrauen und unsrer Schwachheit wegen nicht mutlos zu werden, denn Er ist unsre Kraft, und dies hat er uns schon oft gezeigt. Mit meiner Gesundheit geht's, dem Herrn sei Dank, recht gut, und ich bin voll freudiger Zuversicht, daß der Herr mich stärken werde und mir die große Freude machen, zu sehen, wie durch meine Sorgfalt und Pflege die Gesundheit meines teuren Geliebten immer fester und dauernder werde. Sein heiliger Wille geschehe auch an uns; mit Ihm und in Liebe vereint ist auch das Kreuz nicht schwer .... Gestern war ich mit meinem lieben Tholuck bei dem Herrn von Gerlach, wo ich in seiner Frau und Schwester recht liebe, vortreffliche Seelen kennen gelernt habe. Von ihm habe ich auch erfahren, daß Dein guter Freund Günther", (später Pastor in der Grafschaft Wernigerode) „der früher Lehrer in dem von Blankenburgschen Hause gewesen ist, sich kürzlich verheiratet hat... Ich freue mich von ganzem Herzen der größeren Gemeinschaft mit geistlichen Freunden, die meiner jetzt wartet, und auch Franziska freut sich sehr darauf; sie bittet, Dir recht viele Grüße zu sagen."

Etliche Wochen später schrieb sie: „Ich kann nicht unterlassen, Dir wenigstens in einigen Zeilen unsre nahe Verbindung zu melden und Dich zu bitten, wenigstens geistig Anteil an der Feier zu nehmen, die auf den Montag oder Mittwoch über acht Tage, also den 24. oder 26. August festgesetzt ist. Es ist alles erstaunend geschwind besorgt, trotz der Schwachheit der lieben Mutter, die sich noch immer nicht verlieren will ..... Mein lieber Tholuck ist heute in Merseburg bei dem Herrn

Konsistorialrat Haasenritter eingeladen und wird seine brüderlichen Grüße im Geiste dem Briefe nachsenden. Du, mein teurer Bruder, der den Ernst und die Wichtigkeit der nahen Hochzeit vor vielen andren erkennst, mit welcher ein solcher Schritt gethan werden muß, stehst uns gewiß treulich bei mit Beten und Flehen, und der Herr hört das aufrichtig gläubige Gebet!"

Die Hochzeit fand am 25. August 1829 statt. Von den Freunden waren nur Gerlachs und Guerickes da. Die Studenten verehrten ihrem Lehrer einen silbernen Pokal, der neben einer von der römischen Gemeinde beim Abschiede geschenkten silbernen Lampe einen Ehrenplatz erhielt. Die mit dem Beginn der Ferien unternommene Hochzeitsreise ging zu den Freunden nach Leipzig und Dresden und sollte in Breslau und mit einem Besuche in Grüssau bei Kottwitz schließen; aber Frau Tholuck erkrankte in Dresden und blieb dort vierzehn Tage bei dem Seminardirektor Franz Zahn und seiner Frau, einer gebornen Schlatter, während Tholuck eilend zu seinem sterbenden Vater nach Breslau reiste, den er aber nicht mehr am Leben traf. Von dort schrieb er an den Baron am 28. September 1829: „Mein teurer Vater! So in Ihrer Nähe sein und Sie nicht sehen, das fällt schwer. Aber ich habe bei dieser Reise manches mir versagen müssen. Wir hatten daran gedacht mit Lohnkutscher zu fahren, obwohl meine Zeit kurz zugemessen war. In Dresden erhielt aber meine Frau starke Rheumatismen; da nun dazu das Wetter so schlecht wurde, ließ ich sie bei Zahns und nahm Schnellpost und kam allein hier an, da ich doch meine Anwesenheit für sehr nötig erachtete. Und doch hat es Gott so gewollt, daß ich um fünf Uhr morgens nach zwei durchwachten Nächten ankam, um acht ausging und meinen Vater bereits um sieben gestorben fand. So konnte ich denn nur zum Grabe ihn begleiten und die Familie trösten . . . ."

Nach der Rückkehr schrieb Tholuck an Rennecke: „Mein teuerster Bruder. Erst kurz vor Abgang der Post werde ich daran erinnert, daß ich Dir zu schreiben habe. Ich sehe diese Zeilen daher nur als einen Gruß an; denn das, worüber ich Dir zu schreiben hätte, ist ja der Art, daß es nicht kurz vor

Abgang der Post und vielleicht überhaupt nicht mit Tinte geschrieben werden kann. — Daher nur so viel: uns läßt der Herr erfahren, daß es lieblich ist, nicht nur wenn Brüder, sondern auch wenn Bruder und Schwester bei einander wohnen einträchtiglich. Ich habe den Ehestand nicht gekannt, ehe ich ihn erfahren; nun ich ihn aber erfahren, betrübe ich mich fast, daß ich ihn nicht eher erkannt. Ich habe in Jettchen eine "עזר" (Gehilfin) „gefunden, was die Frau nach Gottes Wort sein soll, und mein Leben hat eine aequabilitas" (Gleichgewicht) „gefunden, die demselben vor allem andren not that. Du kannst dem Herrn danken für den Rat, den Er Dir ins Herz gelegt. Du willst nun aber auch einen Rat in Bezug auf Dich ausführen," (zu Weihnachten nach Halle kommen und um die Hand von Franziska Heydrich bitten) „und ich glaube, daß Dir der Herr auch den ins Herz gelegt haben wird. Was wird das, unter Gottes Beistand, für ein Christbaum werden zum Weihnachtsfest! Ich will mit Dir hoffen und beten, wie Du es mir gethan."

Frau Tholuck schrieb gleichzeitig an denselben: „.... Über uns beide, denke ich, wird sich Dein Bruderherz freuen, daß wir in Liebe immer inniger vereint werden; und wie so angenehm und erfreulich ist es uns, daß wir unsren lieben Eltern und Geschwistern so nahe sind. Die liebe Mutter erstreckt ihre Sorgfalt auch über unsre Wirtschaft, und es vergeht wohl selten ein Tag, wo wir uns nicht sehen .... Zumal in den ersten Wochen meines Ehestandes war ich etwas schwach und leidend, wie auch auf der Reise; jetzt geht es aber, Gott sei gelobt, wieder recht gut mit meiner —, und mit freudigem Danke gegen den Herrn muß ich sagen, auch mit meines lieben Mannes Gesundheit ...."

Indessen war der Gesundheitszustand von Frau Tholuck in der That ein sehr zarter. Schon einen Tag nach der Hochzeit schrieb Tholuck an Focke: „Daß meine nunmehrige Frau sehr schwächlich ist, wird mir manches Kreuz mit sich führen; Sein Wille aber geschehe." Nach der Reise, wo ein größeres Wohlbefinden eingetreten war, hieß es in einem Briefe an denselben: „Ich bin in meinem Ehestande sehr glücklich und habe bis jetzt wenigstens mit Händen gegriffen, daß mir dieser Zu-

ſtand eine Arzenei für meinen ſtürmiſchen Sinn iſt. Ich bin jetzt an Haus und Halle gekettet, ſchweife nicht mehr über die Erde hin. Der Herr wolle ferner meiner Schwachheit eingedenk ſein.“ Aber das Jahr 1830 bekundete immer deutlicher, daß dasſelbe Leiden, welchem ihre Zwillingsſchweſter erlegen war, auch an Frau Henriette Tholuck zehrte; — und es war ein Erbübel! Am 8. Juni 1830 ſtarb die Mutter, Frau Stadträtin Heydrich, am Blutſturz. Tholuck ſchrieb darüber an Bunſen am 20. Juni 1830: „.... Ich habe mancherlei Familienleid in der Zeit gehabt. Meine ſehr fromme und vortreffliche Schwiegermutter, eine Stütze unſer aller, iſt nach ſchmerzlichen Leiden, welche ſie ganz unvermutet überfielen, entſchlafen. Dieſe Schickung hat auf meine Frau einen ſehr angreifenden Einfluß geäußert, ſo daß mich der Arzt beſorgt macht. Zu gleicher Zeit iſt meine Schwägerin, Aſſeſſorin Lindau, erkrankt; der Schreck über den unvermuteten Tod der Mutter hat das Übel erhöht, und der Arzt gibt bei ihr nur ſchwache Hoffnung!“

Bei Frau Tholuck aber entwickelte ſich immer deutlicher die hektiſche Anlage zur ausgebildeten Schwindſucht, und Anfang 1831 wurde Tholuck bereits ein Witwer! Doch müſſen wir zu den Ereigniſſen des Jahres 1829 und 30 zurückkehren, ehe wir von dieſem ſchweren Schlage berichten.

Auf der Rückreiſe von Schleſien war Tholuck in Dresden zu einer Audienz bei dem königlich ſächſiſchen Miniſter v. Einſiedel befohlen worden, durch welchen er mit einem überaus ehrenvollen Antrage überraſcht wurde. Tholuck hielt es für ſeine Pflicht, dem Miniſter von Altenſtein darüber zu berichten. Das betreffende Anſchreiben[4]) lautet: „Halle, 4. Oktober 1829. Hochgeborner Herr Baron, Hochgebietender Herr Staatsminiſter. Ew. Hochgeboren erlaube ich mir, von folgendem, für meine Verhältniſſe wichtigen Ereigniſſe gehorſamſt ſchuldige Anzeige zu machen. — Als ich mich bei der Rückkehr von meiner diesmaligen Ferienreiſe nach Breslau einige Tage in Dresden aufhielt, geſchah ganz unerwarteter Weiſe von ſeiten Sr. Exzellenz des Herrn Kabinettsminiſters Graf von Einſiedel und des Herrn Oberhofpredigers v. Ammon die ehrenvolle Anfrage an mich, ob ich geſonnen ſei, die erledigte Hof-

predigerstelle, wie auch eine neu zu creierende Stelle als Rat im Konsistorium anzunehmen, wobei mir zugleich freigestellt wurde, am Direktorat des in Dresden zu errichtenden Predigerseminarii für das Königreich Sachsen Anteil zu nehmen. — Das Einkommen der Hofpredigerstelle beläuft sich nach Angabe des Herrn von Ammon auf 3000 Thaler, wozu noch das Gehalt für die übrigen Ämter hinzukommen würde, nach welchem ich mich noch nicht erkundigt habe. In einem vorliegenden soeben empfangenen Schreiben des Herrn Kabinettsministers wird mir derselbe Antrag wiederholt, und da ich dem Herrn Kabinettsminister wie auch dem Herrn Oberhofprediger die Erklärung that, daß neben den Wünschen meiner Schwiegereltern, dem Rate meiner Freunde, meiner eigenen Liebe zum akademischen Berufe wie auch zu meinem dermaligen Wirkungskreise, das entscheidende Moment in der Sache die Ansicht meiner Hohen vorgesetzten Behörde sei, welche ich nicht nur als Preuße mit der wärmsten Liebe verehre, sondern der ich auch durch gehäufte Beweise des Wohlwollens zu inniger Dankbarkeit verpflichtet bin, so hat Seine Exzellenz mich aufgefordert, Ew. Hochgeboren von diesem ehrenvollen Anerbieten Anzeige zu machen und mir Hochderen Ansicht von der Sache zu erbitten. — Demzufolge ersuche ich mit tiefer Ehrerbietung Ew. Hochgeboren, dieses mir so wichtige Ereignis mit der mir stets geschenkten hochverehrten Gewogenheit zu erwägen und demnächst mich in Kenntnis setzen zu wollen, ob Ew. Hochgeboren meinen Austritt aus den preußischen Diensten genehm halten würden, oder ob es Hochdenselben gefallen würde, was mir allerdings bei meiner innigen Anhänglichkeit an mein Vaterland nur wohlthun würde, durch eine der mir angebotenen Rang- und Gehaltserhöhung einigermaßen entsprechende Vergünstigung mich in dem Lande zurückzuhalten, dessen Könige und dessen Hohen Behörden ich mit der reinsten Freude und Ergebenheit diene."

Die Antwort des Ministers v. Altenstein vom 13. Oktober[5]) (U. 17366) war ebenso höflich und anerkennend für Tholuck, wie sie von den „beschränkten Verhältnissen" der Staatskasse für Universitätszwecke Zeugnis ablegte. Sie lautete: „Aus Ew. Hochwürden gefälligem Schreiben vom 4. d. habe ich mit aufrichtiger Teilnahme ersehen, welcher ehrenvolle Antrag

Ihnen von seiten der Königl. Sächsischen Regierung geworden ist. Zu einer besondren Genugthuung gereicht mir die vorläufige Erklärung, welche Sie zufolge Ihres gef. Schreibens der Königl. Sächsischen Regierung gegeben haben, und bei dem Vertrauen, mit welchem Sie mir in dem vorliegenden Falle entgegen gekommen sind, nehme ich keinen Anstand, Ihnen zu eröffnen, daß ich aufs angelegentlichste wünschte, Sie dem diesseitigen Königl. Staatsdienste und zunächst Ihrem gegenwärtigen Wirkungskreise auch fernerhin zu erhalten. Die ökonomischen und sonstigen Vorteile, welche Ihnen von seiten der Königl. Sächsischen Regierung geboten werden, sind so bedeutend, daß die Billigkeit es erheischt, Sie für das Aufgeben derselben insoweit zu entschädigen, als es die diesseitigen, in mehr als einer Beziehung beschränkten Verhältnisse nur irgend gestatten. Ew. Hochwürden ersuche ich daher, mir die Wünsche, welche Sie in dieser Beziehung hegen, offen mitzuteilen und mich von den näheren Bedingungen in Kenntnis zu setzen, unter welchen Sie geneigt sind, den Ihnen gewordenen auswärtigen Ruf abzulehnen. Unverzüglich werde ich sodann Sr. Majestät dem Könige über diese Angelegenheit Vortrag halten und es mir eine angemessene Pflicht sein lassen, dahin zu wirken, daß Ihre Wünsche so viel als möglich erfüllt und Sie in Ihrer gegenwärtigen Lage zufrieden gestellt werden. Indem ich Ihrer desfallsigen bestimmten Erklärung entgegensehe, benutze ich mit Vergnügen die Veranlassung, Ew. Hochwürden meiner ausgezeichneten, Ihnen gewidmeten Hochachtung zu versichern. v. Altenstein."

Tholuck erklärte in einem Schreiben an den Minister vom 20. Oktober, daß er „keineswegs auf eine gleiche Stellung wie die angebotene im Preußischen Anspruch" mache. Nur auf eine Gehaltserhöhung wage er zu hoffen (er bezog damals noch immer seine 800 Thaler), umsomehr, da ihm bereits bei seiner Annahme des Rufes nach Halle ein zwar mündliches, aber bestimmtes Versprechen für den Fall seiner Verheiratung gegeben worden sei. Zugleich bat er um einen Bescheid in der Seminarangelegenheit, in welcher ihn die verehrliche theologische Fakultät zufolge des Seminarreglements in streitigen Fällen an die Entscheidung des Ministers verwiesen habe. Am

26. Oktober meldete er, daß er an Graf Einsiedel bereits abgeschrieben habe, und formulierte nun seinen Antrag bestimmter auf eine Gehaltserhöhung von 400 Thalern. Gleichzeitig dankte er für eine (schon unter dem 27. April 1829 — U. 6454 — ergangene[5]) Verfügung des Ministers („an die Herren Stellvertreter des Königl. außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten Professor Mühlenbruch und Geh. Kriminalrat Schulze"), wonach Tholuck von Marks eine bestimmte Anzahl von Predigten in jedem Jahre abgetreten bekommen sollte,*) und fügte hinzu, daß er nach einem Abkommen mit Marks alle vier Wochen predigen werde, „ohne für die dadurch erhöhte Amtsarbeit auf eine andre Belohnung Anspruch zu machen, als welche in dem Bewußtsein, auch auf diese Weise nützlich zu werden, selbst liege."

Noch ehe der Bescheid in Tholucks Händen war, sah er sich in der Lage, von einem neuen Rufe, der ihm geworden, nach Berlin Kenntnis zu geben. Er machte am 9. November 1829 an den Minister „die schuldige Anzeige", daß unmittelbar nach Ablehnung des an ihn von Dresden ergangenen Antrages von seiten des Antistes der Basler Kirche und eines Kirchenrats die konfidentielle Anfrage an ihn ergangen sei, ob er geneigt sei, ein erledigtes Professorat an der dortigen Universität nebst Stelle im Kirchenrat mit einem Fixum von 200 Louisdor anzunehmen. Dann fuhr er fort: „So wie die bedeutende Rang- und Gehaltserhöhung in Dresden für mich nicht von entscheidendem Einfluß gewesen ist, die Stelle anzunehmen, so konnten mich auch die hier dargebotenen minderen Vorteile nicht von vornherein den Antrag abweisen lassen, der mit einem sehr unverdienten Ausdrucke einer grenzenlosen Liebe und des vollsten Vertrauens geschehen war." Doch habe er nach Vergleichung mit seiner jetzigen Wirksamkeit, welche sich durch ein Hohes Ministerium durch die Verwaltung eines Teils des akademischen

*) Die beiden Herren hatten darauf nicht geantwortet; am 1. September erfolgte ein Monitorium; der Bericht vom 30. September bat den Minister, noch zu warten, da Tholuck verreist sei. Am 24. Oktober erfolgte dann die Erwiderung, Tholuck wünsche am meisten sonntäglichen akademischen Gottesdienst, aber es fehlen die Lokale; so werden Marks und Tholuck alle vierzehn Tage abwechseln. Wir kommen im 6. Kapitel ausführlich auf diese Angelegenheit zurück.

Gottesdienstes, die Teilnahme an den Seminarien und Examinationen erweitert habe und noch mehr erweitern könne, nach Hochdesselben gnädigem Ermessen abgelehnt.

Am 17. November berichtete v. Altenstein an den König, erbat die Gehaltserhöhung um 400 Thaler und die Bewilligung des Konsistorialratstitels an Tholuck, „wie bei einem ähnlichen Falle an seinen Kollegen Gesenius", und am 22. November 1829 bewilligte Friedrich Wilhelm III. beides; das Konsistorialrats-Patent datierte von dem gleichen Tage. So war der dreißigjährige Professor zum Konsistorialrat avanciert und hatte in uneigennützigster Weise seine Dienste dem Vaterlande und der Universität Halle erhalten. Graf Einsiedel aber schrieb an Tholuck nach der erfolgten Ablehnung folgende freundlichen Zeilen: „Wohlgeborner Herr, Hochzuverehrender Herr Professor! Aus Ihrem Brief vom 23. d. habe ich mit großem Schmerz ersehen, daß die Hoffnung, Sie in unsrem Land und zum Besten der evangelischen Kirche unter uns angestellt zu sehen, nur kurz und vergeblich gewesen ist. Wohl begreife ich es und kann es auch nicht für unrecht erkennen, daß man Sie zurückgehalten hat. Gott schenke Ihnen nun viele Früchte und Gelegenheiten, dem vorzüglichen Vertrauen, das in Sie gesetzt wurde, zu entsprechen; an Ihrer Wohlfahrt und Wirksamkeit werde ich stets aufrichtigen und lebhaften Anteil nehmen. — So unberufen auch der Oberhofprediger v. Ammon*) in Ihnen Zweifel über Ihre Neigung, zu uns zu kommen, zu erregen versucht hat, so würden Sie ihm doch Unrecht thun, wenn Sie glaubten, daß Sie mit Mißtrauen oder Ungunst würden aufgenommen worden sein. Durch Ihre Kenntnisse und Ihren Eifer würden Sie bald sein Freund geworden sein, und in kurzem würde es ihm eine Freude geworden sein, seinen Beruf mit Ihnen teilen zu können. Wäre ja noch ein Hinder-

*) Ursprünglich war v. Ammon rationalistischer Supranaturalist. Unter dem Ministerium v. Einsiedel schwenkte er nach rechts über und pries die Thesen von Harms in einem Schriftchen „Bittere Arznei für die Glaubensschwäche unsrer Zeit", weshalb er von Schleiermacher scharfen Tadel erfuhr. Nach dem Sturze Einsiedels (1830) trat er als Verfechter des Vulgärrationalismus und 1835 als Verteidiger der Straußschen Mythushypothese auf.

nis in Ihrer hiesigen Wirksamkeit geblieben, so würden Sie sich mit Zuversicht der Führung unsres Herrn haben überlassen können, dem es ja nicht an Mitteln fehlt, alles zu entfernen, was der Erfüllung eines solchen Berufes entgegentritt. Mit der Bitte, mir Ihr Andenken und Ihre Liebe zu erhalten, verharre ich hochachtungsvoll Ew. Wohlgeboren ganz ergebenster Detlev Graf v. Einsiedel. Dresden, 30. Oktober 1829." — —

Im Laufe des Jahres 1829 verwirklichte sich auch ein Unternehmen, welches Tholuck lange am Herzen gelegen hatte. Wir hörten schon in seinem Abschiedsbriefe an die Fakultät vor der Romfahrt, daß er sich mit dem Gedanken trug, ein kritisches theologisches Blatt herauszugeben. Eine eigentlich gelehrte Bücherschau in christlichem Sinne war dem Plane der Evangel. Kirchenzeitung Hengstenbergs fremd; und doch war sie ein weit gefühltes Bedürfnis, auf dessen Befriedigung gleichzeitig von mehreren Seiten Bedacht genommen wurde. Schon im Mai 1829 schrieb Tholuck an Hengstenberg, daß er mit Hahn in Leipzig und dem Tübinger Professor Steudel (aus der Storr-schen supranaturalistischen Schule) zur Gründung eines derartigen Litteraturblattes zusammengetreten sei; und Bunsen teilte er in einem Briefe vom 14. Juli mit: „Ich muß Ihnen doch auch noch von einem Unternehmen sprechen, was gewiß auch bei Ihnen viele Teilnahme erregen wird. Mehrere tüchtige und gläubige Männer, und zwar aus mehreren Fakultäten, haben sich zur Herausgabe einer christlichen Litteraturzeitung zusammen gethan. Nach vieler Weigerung hatte ich mich zur Redaktion verstehen müssen. Falls sich nicht auch hier wie sonst bei unsren deutschen Christen die Trägheit zum Handeln offenbart und namentlich zum gemeinsamen Handeln, so könnte das Institut recht segensreich werden. Ich möchte wohl selbst wünschen, daß auch Sie, verehrter Freund, sich aufgefordert fänden, einiges für das Unternehmen zu thun; vielleicht fühlen Sie eine Aufforderung, über irgend eine liturgische Schrift etwas zu sagen; freilich dürfte es nicht so ausgedehnt sein*) . . . Es wird

*) Bunsen schrieb auch für den „Lit. Anzeiger" eine Reihe von Artikeln, gleich im Jahre 1830; durch ein Mißverständnis kamen dieselben

ſich bei dieſem Unternehmen einmal wieder zeigen, ob wir deutſchen Chriſten gar nicht zum Gemeinwirken fähig ſind. Die Erfahrungen, die Hengſtenberg bei der Kirchenzeitung macht, hatten mir ſolche Furcht eingeflößt, daß ich ſchon deswegen Bedenken trug, mich der Redaktion zu unterziehen. Verſprechen werden und verſprochen haben ſo manche liebe Leute ihre Teilnahme: Steudel, Hahn, Olshauſen, Steffens, Schubert, Puchta; aber wie viel und wie bald ſie einſchicken, das wird dahinſtehen. Es wurde beſonders auch gewünſcht, tüchtige chriſtliche Anzeigen belletriſtiſcher Schriften zu erhalten."

So begann denn mit dem 1. Januar 1830 der „Litterariſche Anzeiger für chriſtliche Theologie und Wiſſenſchaft überhaupt" ſeine zwanzigjährige Laufbahn unter der Redaktion und oft ſehr angeſtrengten Mitarbeit Tholucks. Ein Programm iſt demſelben ebenſo wenig in der erſten Nummer vorausgeſchickt, als die letzte (No. 80) des Jahres 1849 ſich darüber ausſpricht, warum der „Anzeiger" zu erſcheinen aufhören werde. In dem ſeit 1831 dem „Anzeiger" in zwangloſen Nummern beigegebenen „Intelligenzblatt" leſen wir nur die buchhändleriſche Anzeige des Verlegers Ed. Anton in Halle: „Der Litt. Anzeiger ꝛc., herausgegeben von Dr. A. Tholuck, wird auch im Jahre 1832 fortgeſetzt werden. Der Standpunkt, auf dem er ſich bisher hielt: — wiſſenſchaftliche Forſchung auf dem Gebiete der Theologie, auf dem Grunde des bibliſchen Glaubens; ruhige und möglichſt gerechte Würdigung der Erſcheinungen in dieſem Fache, vornehmlich derjenigen, wodurch die chriſtliche Wiſſenſchaft gefördert wird; zugleich Anzeigen älterer tüchtiger Schriften; und endlich Hinweiſungen auf denkwürdige religiös-wiſſenſchaftliche Erſcheinungen in fremden Ländern — wird derſelbe bleiben. Auch in Hinſicht der äußeren Einrichtung und der Anzahl der Nummern — 80 des Jahres" (2 Blätter in Quart mit 8 geſpaltenen Seiten) „wird keine Änderung eintreten. Der Preis des ganzen Jahrgangs iſt drei Thaler."

In Nummer 36 des erſten Jahrgangs finden wir „Ein Wort der Redaktion in Bezug auf die Fortſetzung dieſer Zeit-

---

aber in die Ev. Kirchenzeitung. Es ſind die vier „Schreiben an ***, Über das neue Geſangbuch", 1830, No. 16, ff.

ſchrift.“ Hier ſpricht ſich Tholuck über den Plan des „Anzeigers“ folgendermaßen aus:

„Da die erſte Hälfte des erſten Jahrgangs des litterariſchen Anzeigers den Leſern binnen kurzem abgeſchloſſen vorliegen wird, ſo hält es der Herausgeber für ſeine Pflicht, über die Fortſetzung der Zeitſchrift einige Erklärung abzugeben.“

„Was die Einrichtung des Blattes anbetrifft, ſo ſind darüber viele Leſer einverſtanden geweſen; nur iſt über Zerſtückelung der Aufſätze Klage geführt worden, welche indeſſen auch in der letzten Hälfte der Nummern weniger ſtatt gefunden hat. — Von einigen Seiten iſt dem Herausgeber der Wunſch zugekommen, daß mehr ältere, von andren, daß alle irgend bedeutendere neuere Schriften angezeigt würden. Bei dem beſchränkten Umfange des Blattes kann indeſſen dieſen verſchiedenen Wünſchen nicht vollkommen Genüge gethan werden. Vollſtändigkeit läßt ſich unter den obwaltenden Umſtänden nicht erreichen. Der Herausgeber beſchränkt ſich auf das Beſtreben, daß für jedes der verſchiedenen Gebiete der Theologie, und für die wichtigeren die Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmenden Materien überall etwas geſchähe. Wir nennen einige für die Zukunft vorliegende Artikel: eine ausführliche Beurteilung der Hengſtenbergſchen Chriſtologie, von Prof. Kleinert in Dorpat; eine gründliche Würdigung der Hamannſchen Philoſophie und Theologie; eine Beurteilung der Peſtalozziſchen Erziehungsmethode und Schriften dieſes Mannes, vom chriſtlichen Standpunkte betrachtet; eine Überſicht von Kleukers Werken nebſt Mitteilungen aus ſeinen ungedruckten Briefen; eine Charakteriſtik Calvins als Exegeten u. ſ. w.“ (letztere eine vortreffliche Arbeits Tholucks ſelbſt) — „alles Gegenſtände, welche überhaupt und in unſrer Zeit beſonders Aufmerkſamkeit verdienen, und deren Betrachtung beherzigenswert iſt. Die Miszellen aus dem Auslande möchten vielleicht für viele Leſer wenigere Wichtigkeit haben; doch glaubt der Herausgeber hier mitteilen zu können, was ſonſt unzugänglich iſt; daher wird noch eine Überſicht des theologiſchen Studiums in Nordamerika von einem akademiſchen Lehrer jenes Landes“ (Hodge) „folgen, eine Schilderung des gegenwärtigen Zuſtandes der Theologie in England von einem engliſchen Profeſſor der Theologie“ (Puſey), „Mitteilungen

aus der schwedischen theologischen Litteratur, auch eine Fortsetzung der Nachrichten über Italien u. s. f."

„Was den theologischen Charakter und Ton der Beurteilungen anbetrifft, so haben manche mehr rügende Strenge des Unglaubens, wo er sich findet, gewünscht. Der Herausgeber ist entschieden, der evangelischen Wahrheit nichts zu vergeben; er hält es aber auch für Pflicht, das Gute da, wo es sich findet, ausdrücklich anzuerkennen. Er will nicht jener falschen Unparteilichkeit huldigen, welche sich zwischen zwei Stühle setzt, aber wohl jener wahren und echten, welche jeder Partei möglichste Gerechtigkeit widerfahren läßt. Überdies werden aber auch von einigen Mitarbeitern, welche eine schärfere Sprache führen, dann und wann Aufsätze erscheinen. Ferner ist es auch einigen als notwendig erschienen, daß nicht bloß christliche sondern auch antichristliche, oder skeptische Schriften von Bedeutung öfter beurteilt würden. Solcher Kampf sei das Salz einer Zeitschrift. Wir bestreiten das nicht. Der beschränkte Raum wird uns aber nötigen, mehr darauf bedacht zu sein, was dem christlichen Glauben und der christlichen Wissenschaft dient, zur Sprache zu bringen, wenngleich auch Polemik nicht ganz fehlen wird. So liegt von einem rühmlichst bekannten Theologen eine polemische, dabei aber auch das Gute anerkennende Beurteilung von Baumgarten-Crusius' biblischer Theologie vor, einem Buche, das in manchen Beziehungen auch sehr schätzbare Winke enthält, aber durch seinen skeptischen Charakter und durch das durchgängige Schwanken auf angehende Theologen bedenklich einwirken kann."

„Der Umfang des Blattes erweitert sich vor der Hand nicht. Erst wenn der Redaktion mehrfach ein Verlangen danach ausgesprochen würde, sollte es geschehen*). Ungeachtet eine solche Zeitschrift bei ihrem Beginn immer mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden hat und erst allmählich sich immer mehr ihrem Ziele nähert, so hat der Litterarische Anzeiger dennoch in allen Teilen Deutschlands, auch unter katholischen Theologen, in Dänemark, Schweden, Rußland, England, Frankreich, Amerika Leser und Freunde gefunden. Die Unternehmung ist bloß aus dem Gefühl

*) Der Umfang ist bis zum Schlusse derselbe geblieben.

des Bedürfnisses einer christlichen litterarischen Zeitschrift hervorgegangen. Weniger dem eignen Antriebe als dem Bedürfnis und mehrfacher Aufforderung dienend, hat der Herausgeber sich zu dem Unternehmen entschlossen. Er bittet, daß, wer mit ihm dieses Bedürfnis fühlt, das Blatt nach Kräften unterstütze. Je ernster auf praktischem Gebiet der Kampf gegen den Rationalismus wird, desto mehr thut es not, daß ein gleicher wissenschaftlicher Eifer für die christliche Wahrheit zur Seite gehe, damit die Frucht des erneuten Glaubens an das Christentum nicht ephemer sei, sondern bleibe. So lege denn im Aufblick zu ihm, von dem alles Gute kommt, wer den Beruf hat, mit Hand an. Dem obersten Herrn der Kirche bleibe es aber überlassen, in welcher Ausdehnung und wie lange dieses Blatt im Dienste seiner Sache wirken solle."

Im Vorwort des vierten Jahrgangs (1833 No. 1) bemerkte Tholuck, daß die ursprüngliche Absicht, einen Anzeiger der wichtigsten Erscheinungen im Gebiete der christlichen Wissenschaft zu geben, an der Unerschöpflichkeit des Materials scheitern müsse. Dazu komme, daß er mehrfach auch von außen aufgefordert sei, lieber solche Artikel aufzunehmen, welche irgend einen Gegenstand einigermaßen erschöpften, oder ein wichtigeres Buch gründlich anzeigten, als bloße Notizen über das Vorhandensein nützlicher Werke. „So ist denn", fügte er hinzu, „an die Stelle kürzerer Notizen über die neuesten Produkte immer mehr das Bestreben getreten. Artikel zu liefern, welche irgend einen Gegenstand nach einer Seite hin gründlich erläutern. Dieser Plan, welcher sich allmählich im Laufe der Zeit von selbst gebildet hat, soll nun auch fernerhin befolgt werden. Zugleich sollen auch noch öfter, als es bisher geschehen ist, Aufsätze über interessante wissenschaftliche Materien aufgenommen werden." Tholuck nannte als solche „die Fragen über Inspiration, über die Erlösungslehre, über die Citate des Alten Testaments im Neuen, über die Weissagungen, über die Typik, über die angeblichen Mythen im Alten und Neuen Testament."

Der „Litterarische Anzeiger" hat neben der Evangelischen Kirchenzeitung unzweifelhaft eine bedeutsame Mission gehabt und erfüllt, wiewohl Tholuck oft mit Seufzen daran arbeitete; kein mühseligerer Beruf, als eine Zeitschrift zu redigieren, die fast zweimal wöchentlich zu erscheinen hat. An diesem Drucke

der Überbürdung ist auch der „Anzeiger“ endlich gescheitert; Tholuck verlangte danach, im Zusammenhange arbeiten zu können: die groß angelegte Vorgeschichte und Geschichte des Rationalismus begann im Anfange der fünfziger Jahre ihn zu beschäftigen. Mit dem Jahrgange 1849 schloß er daher das Unternehmen ab.

Die wertvollsten Artikel, welche er selbst für den „Anzeiger“ geschrieben, gab er später, vielfach verbessert und vervollständigt und mit einigen Aufsätzen aus den „Studien und Kritiken“ und der Ev. Kirchenzeitung verbunden, als ein selbständiges Buch heraus: sie bilden den weitaus größten Bestandteil der zwei Bände: „Vermischte Schriften größtenteils apologetischen Inhalts“, Hamburg bei Friedrich Perthes 1839. Es sind dies die Arbeiten „über Apologetik und ihre Litteratur“, „über die Hypothese des Ursprunges des Namens Jehova aus Ägypten, Phönizien oder Indien“, „die Geschichte Bileams,“ „Graf Zinzendorf“ (I, S. 150—464); „Abriß einer Geschichte der Umwälzung, welche seit 1750 auf dem Gebiete der Theologie in Deutschland stattgefunden,“ „was ist das Resultat der Wissenschaft in Bezug auf die Urwelt?“, „Einleitende Bemerkungen in das Studium der pauliniſchen Briefe“ (wo der Abschnitt „über die Offenbarungen des Apostels“ neu hinzugekommen ist), „die Verdienste Calvins als Ausleger der heiligen Schrift,“ „Anzeigen“ über Goethe, Keppler, Jacobi und de Wette, über „die Natur der Sünde wider den heiligen Geist“ (II, 1—477). Im ersten Bande sind zwei Aufsätze enthalten, die ursprünglich für ein andres Werk Tholucks, „die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte“ ausgearbeitet waren und dort keinen rechten Platz finden konnten: „Über die Wunder Muhammeds und den Charakter dieses Religionsstifters“ und „Über die Wunder der katholischen Kirche und insbesondere über das Verhältnis dieser und der biblischen Wunder zu den Erscheinungen des Magnetismus und Sonnambulismus“ (I, 1—148). Als im Jahre 1867 eine neue Auflage dieser „Vermischten Schriften“ nötig wurde, beschränkte sie Tholuck auf einen Band von 247 Seiten, indem er nur die Aufsätze über die Wunder Muhammeds und der katholischen Kirche, die Beiträge zur Geschichte der Litteratur und Apologetik, die Arbeit über den Ursprung des Namens

Jehova, über Calvins Verdienste um die Auslegung der Schrift, und endlich die Beiträge zur Geschichte des Lebens und der Lehre des Apostels Paulus, mannigfach überarbeitet, wieder aufnahm.

Die Studien über Calvins exegetische Verdienste waren Tholuck nach seiner Rückkehr von Rom noch besonders dadurch nahe gelegt, daß er in der ewigen Stadt mit einem reichen jungen Engländer, William Long*), bekannt geworden war, der sich für die Angelegenheiten des Reiches Gottes in Deutschland warm interessierte und von Tholuck für die Hingabe einer bedeutenden Geldsumme gewonnen worden war, um eine billige Ausgabe der Kommentare Calvins zu den paulinischen Briefen zu ermöglichen. Tholuck selbst hatte sich der Arbeit unterzogen, den Text nach der Ausgabe von Robert Stephanus zusammenzustellen und den Druck zu leiten. Die Gebauersche Buchhandlung in Halle übernahm den Verlag, und so konnten die zwei dicken Oktavbände (608 und 529 Seiten) in engstem Drucke, die bereits 1831 erschienen, für den beispiellos billigen Preis von 5 Mark („imperiali uno et sedecim grossis" heißt's in der Vorrede) verkauft werden. Der Absatz aber war ein so glänzender — 1500 in kaum zwei Jahren —, daß der Verleger sich entschloß, auch die Kommentare Calvins zu den übrigen Briefen des Neuen Testaments durch Tholuck neu veröffentlichen zu lassen, — ein Band von 306 Seiten, bei dem Tholucks Name übrigens nicht genannt ist. In den folgenden Jahren gab Tholuck Calvins Commentarii in harmonian ex tribus evangelistis Matthaeo, Marco et Luca compositam, den Johannes und die Apostelgeschichte, sowie den Psalmen-Kommentar heraus, und endlich in zwei Teilen die großartige Calvinsche Dogmatik: Institutio christianae religionis. — Im Litterarischen Anzeiger 1833 No. 69 bemerkte Tholuck über diese Neuherausgabe Calvinischer Werke, indem er zugleich mitteilte, daß er für den Druck der Institutio dem Verleger Eichler in Berlin gleichfalls eine pekuniäre Unterstützung aus England habe verschaffen können: „Sollte mir Gott ein länge-

*) „praeclarus adolescens" heißt es in der Tholuckschen Vorrede zum Calvin-Kommentar über die Paulinischen Briefe.

res Leben erhalten, sodaß ich einst auf eine größere Zahl litterarischer Unternehmungen zurückblicken könnte, so werde ich am Abende meines Lebens, als auf das schönste von allen, die Er mir gelingen ließ, mit Dank auf die erneuerte Verbreitung jener echt theologischen Werke zurückblicken — unvergänglicher Denkmale einer Zeit, von der wir noch viel zu lernen haben."

Wir kehren nun zur Geschichtserzählung zurück und wenden uns spezieller dem in der Überschrift genannten „Hallischen Streite" und seinen Folgen zu. Nach den ausführlichen und aktenmäßigen Mitteilungen, welche D. Bachmann im ersten Kapitel seines Vierten Buchs von Hengstenbergs Leben (sowie in der Beilage No. II) über diesen „Hallischen Streit", der von der Evangelischen Kirchenzeitung ins Leben gerufen wurde, gegeben hat, können wir uns hier in Bezug auf das Thatsächliche kürzer fassen und gehen nur auf die Beteiligung Tholucks an demselben und die Rückwirkung auf seine eigne Stellung in Halle näher ein.

Schon im November 1829 korrespondierte der Landgerichtsdirektor Ludwig von Gerlach mit Hengstenberg über einen Artikel für die Kirchenzeitung, der die Zustände der Hallischen theologischen Fakultät vor die Öffentlichkeit ziehen und über den tiefeingewurzelten Rationalismus ihrer Hauptvertreter Klage führen sollte. Gerlach wünschte, daß Tholuck selbst diesen Artikel verfassen möchte. Allein dazu war derselbe nicht zu bewegen —, Gerlach sagte: aus Menschenfurcht; in der That aber scheute Tholuck die Verletzung des kollegialischen Bandes. „Ich hielt es für Unrecht" schrieb er später, wohl in den Osterferien 1830, an Bunsen, „meine Hand dabei im Spiel zu haben. Aus Rücksicht darauf, daß ich bisher in friedlichem und zum Teil selbst freundschaftlichem Vernehmen mit meinen Kollegen gestanden hatte, hielt ich es für verwerflich, wenn ich plötzlich und auf diese Weise hinter der Decke gegen sie aufgetreten wäre." Ja er mißbilligte anfangs auch für Gerlach den beabsichtigten Schritt, weil er, wie es in demselben Briefe heißt, „gerechte Besorgnis hegen mußte, daß seine eigne nächste Wirksamkeit dadurch leiden möchte." Indessen mußte er sich doch auch „gestehn, daß dieses Bedenken allein beim Hinblick auf die Kirche im ganzen schwinden müsse"; er sah die Sache „rein als

Gewiſſensſache von Gerlach an.“ So verfaßte dieſer den folgenreichen Artikel, den Tholuck übrigens vor der Abſendung überhaupt nicht zu ſehen bekam.

Unter der Überſchrift: „Nachrichten. (Der Rationalismus auf der Univerſität Halle.)“ erſchien in No. 5 und 6 der Evangeliſchen Kirchenzeitung von 1830 eine Reihe anonymer Mitteilungen über Geſenius' und Wegſcheiders Behandlung der Bibel und Bibellehre in ihren Vorleſungen, welche bald die ganze deutſche Kirche aufs tiefſte erregten und trotz des von ſeiten der Gegner ſcheinbar errungenen Sieges doch ſchließlich den Anſtoß gaben, daß der Vulgärrationalismus in der Wiſſenſchaft als bankrott erklärt wurde. Die Berichte über Wegſcheider gründeten ſich, wie eine Anmerkung mitteilte, „auf gut nachgeſchriebene Kollegienhefte“ (wie ſich ſpäter ergab: des Dr. Guericke aus ſeiner Studienzeit); die über Geſenius „auf mündliche Erzählungen ſeiner Zuhörer.“ Es wurde mitgeteilt, daß Wegſcheider in ſeiner natürlichen Erklärung der bibliſchen Wunder, „da alles, was in der Natur oder Sinnenwelt erſcheint, als darin erſchienen dargeſtellt wird, nach den uns erkennbaren Geſetzen notwendig beurteilt werden muß,“ z. B. die Thatſache bei der Auferweckung des Jünglings zu Nain darauf beſchränkte, daß Jeſus „zufällig“ bei dem „angeblich Toten“ Zeichen des Lebens wahrgenommen habe; die Speiſung der 5000 werde nach Wegſcheider bloß durch das gute Beiſpiel Jeſu bewirkt, der ſeinen Brotkorb öffnete, worauf die übrigen dasſelbe thaten; „ein wirkliches Wandeln Jeſu mit Petro auf dem Waſſer wäre nach demſelben ein Gaukelſpiel und zwecklos geweſen“ — Jeſus ſei „nur um den See herumgegangen und Petrus zu ihm geſchwommen“; die Geſchichte von der Verklärung Jeſu rühre von einem Gewitter und der Schlaftrunkenheit der mit jüdiſchen Meſſiasideen erfüllten Jünger her; die Auferſtehung Jeſu ſei nur ein ſich Erheben aus dem Scheintode geweſen — indeſſen könne man für „den populären Vortrag“ immerhin dieſen Scheintod auch fernerhin als Tod bezeichnen ꝛc. Von Geſenius wurde berichtet, daß er „oft den Inhalt des ewigen Wortes ſelbſt als Gegenſtand lauten Gelächters ſeinen künftigen Dienern preisgebe“; wie er denn für die Deutung der Schlange und ihres Samens auf

den Teufel, vorschlage, auch von des Teufels Großvater, wie im gewöhnlichen Leben von seiner Großmutter, zu reden; wie er ferner bei Abrahams Fürbitte für Sodom auf den Schachergeist der Juden hinweise, „die Psalmisten alte Betschwestern und den 134. Psalm ein poetisches Nachtwächterlied“ nenne. Der Artikel schloß mit einer Warnung vor der „unbedingten Lehrfreiheit“, deren rücksichtslose Forderung vor zehn Jahren sogar zum Tadel Sr. Majestät geführt habe, da der König einen Professor in Berlin (de Wette) absetzte, der einen Meuchelmord in Schutz nahm, weil er aus der subjektiven Überzeugung des Mörders geflossen sei. „Die Professoren der Theologie auf den deutschen Landesuniversitäten haben nicht bloß eine solche Lehrfreiheit, sondern sind zu ihren Vorträgen vom Staate verpflichtet, angestellt und besoldet und üben ein wahres Lehrprivilegium aus: wer eine Anstellung in der Landeskirche sucht, muß bei ihnen gehört haben.“ Der letzte Absatz lautete: „Möchten die hier mitgeteilten, freilich nicht neuen, doch lange noch nicht genug erwogenen Thatsachen endlich die ernste Aufmerksamkeit aller derer, die es angeht und denen die Kirche Christi in unsrem deutschen Vaterlande am Herzen liegt, auf die wichtige Universität Halle lenken und ihre Herzen erwecken, durch Gebet, Wort und That die Wunden heilen zu helfen, die der Unglaube diesen durch die Reformation so reichlich gesegneten Ländern geschlagen hat und zu schlagen fortfährt. Ganz vorzüglich sollte auch gerade jetzt das Waisenhaus mit seinen umfassenden Schulanstalten, aus denen künftige Prediger und Schullehrer in großer Zahl alljährlich ausgehen, diese Teilnahme auf sich ziehen, da jetzt die Besetzung der ersten Direktorstelle der sämtlichen Franckeschen Stiftungen bevorsteht, und diese Wahl großenteils entscheiden wird, ob in diesen Anstalten Franckes und seines Herrn Geist, oder der Geist des Unglaubens unsrer Tage regieren soll.“

Es läßt sich denken, welch ungeheures Aufsehen dieser Artikel, namentlich in Halle selbst, machte. Allgemein hielt man zunächst Tholuck für den Verfasser und scheute die plumpe Verdächtigung nicht, er habe sich am Schlusse der Veröffentlichung selbst als Direktor der Franckeschen Stiftungen empfehlen wollen! No. 6 der Kirchenzeitung war am 20. Januar

ausgegeben; am 1. Februar las Geſenius den Artikel im Kolleg ſelbſt vor und machte dazu ſeine Randgloſſen. Die Studentenſchaft war außer ſich vor Wut. Ein biſſiger Anſchlag am „Schwarzen Brett“ folgte dem andren. „Erinnert euch,“ hieß es in einem lateiniſchen Aufruf, „daß am 25. Juni 1530 unſre Vorfahren die Ketten des Papſtes abſchüttelten. Jetzt nach drei Jahrhunderten drohen uns wieder Irrtum und Dummheit mit ihren Stricken. Auf! wir leben jetzt im Jahre 1830, öffnet eure Augen und rüſtet euch, daß euch jener mit dem heiligen Angeſicht und dem liſtigen Herzen nicht unterdrücke, der würdig wäre, Befehlshaber der Jeſuiten zu werden.“ Ein andrer Anſchlag enthielt die Worte: „Wegscheiderus omni ex parte christianissimus, vivat, floreat, crescat!“[7]) Am 3. Februar, Geſenius' Geburtstage, wollten die Studenten dieſem und Wegſcheider einen Fackelzug bringen; er unterblieb auf des erſteren Wunſch, weil am Schluſſe der Feierlichkeit Tholuck die Fenſter eingeworfen werden ſollten. Auf den 4. Februar wurde deshalb eine andre Demonſtration gegen Tholuck geplant. Man wollte ihm in einem Publikum auf der „Wage“ eine „kleine muſikaliſche Ehrenbezeugung à mille pieds“ bereiten, wozu durch Anſchlag am Schwarzen Brette die ganze Studentenſchaft eingeladen wurde („hora I die Veneris in auditorio maximo explodatur Tholuckius. Conveniant omnes“, Freitag um 1 ſoll Tholuck im größten Auditorium ausgetrommelt werden; es mögen alle kommen). Der Prorektor, Profeſſor Blume, glaubte den Kollegen vor den öffentlichen Beſchimpfungen, die ihm drohten, warnen zu müſſen und riet dazu, die Kollegien auf einige Tage auszuſetzen. Allein Tholuck erklärte, er werde leſen, auch am Freitag um eins. Der Prorektor, von zwei Pedellen begleitet, ging zur beſtimmten Stunde nach der Wage, um die aufgeregten Studenten zu beruhigen. Von Tholucks Wohnung in der Märkerſtraße aber bildete die Studentenſchaft Spalier bis zur Wage; durch dieſe enge Gaſſe mußte der zu Beſchimpfende ſeinen Weg nehmen. Blume warnte noch einmal; aber ſelbſt das tapfre Weib Tholucks redete ihm zu, ſeine Pflicht zu thun. Und ſo ging er. Ehe er aber den Hörſaal betrat, hatte Blume daſelbſt den Studenten die Verſicherung gegeben, Tholuck ſei nicht der

Verfasser des fraglichen Artikels, und er müsse auf das ernsteste vor jeder unüberlegten Demonstration oder „Rache“ warnen, widrigenfalls „die härtesten Strafen, selbst die Relegation, eine unvermeidliche Folge dieses Tumults sein würden“. Er habe das feste Vertrauen, daß sie auf diese Aufforderung hin sowohl die heutige, als alle nächstfolgenden Vorlesungen des Herrn Konsistorialrat Tholuck von Anfang bis zu Ende ruhig und ohne Unterbrechung anhören würden. Darauf verließ der Prorektor das Auditorium, und Tholuck trat ein, mit Lärmen und Pochen empfangen, aber dennoch im stande, seine Vorlesung zu beginnen und bis zu Ende zu halten.

Trotz der Erklärung des Prorektors dauerte die Erregung noch lange fort. In der folgenden Woche wurde die Erbauungsstunde beim Stellmacher Wagner durch einen Haufen eindringender Studenten auf rohe Weise gestört, so daß fortan ein Pedell zum Schutze gegenwärtig sein mußte. Noch am 25. Februar sah sich der Prorektor veranlaßt, das Anheften von Pasquillen und Spottgedichten am „Schwarzen Brette“ zu untersagen. Die Fakultät, natürlich mit Ausnahme von Tholuck und Guericke, sowie die theologische Prüfungskommission, beschwerten sich bei dem Minister über die Umtriebe der Ev. Kirchenzeitung; Broschüre auf Broschüre wuchs aus dem Boden, der weitaus größten Zahl nach den „Hallischen und allen Frömmlern und Mystikern“ erbittert feindselig gesinnt und voll der widerwärtigsten und unwürdigsten Verdächtigungen und Anklagen, so daß selbst „ein Rationalist“ eine „Verteidigung gegen die Schmähschrift: Bericht über die Umtriebe der Frömmler in Halle, von Lichtfreund“ — zu veröffentlichen für nötig fand. Während aber der Kampf in Broschüren und Zeitschriften hin und her tobte, und der Geh. Regierungsrat Delbrück in Magdeburg mit einem Kommissarium gegen Gerlach beschäftigt war, den Hengstenberg dem Minister als Verfasser des Artikels genannt hatte, und der sich demnächst auch öffentlich als solchen bekannte, — hatte Tholuck, als Gerlachs Freund und Gesinnungsgenosse, am meisten unter dem Drucke des allgemeinen Hasses zu leiden. Es heißt in jenem oben citierten Briefe an Bunsen: „Verwichenen Winter hatte sich in Halle bereits alles recht schön gestaltet, es hatte die Zahl der glän-

bigen Studenten recht zugenommen. Nunmehr aber, wo die giftigſte Feindſchaft, Verleumdung ꝛc. erwacht iſt, wo alle acht Profeſſoren — auch Ullmann und Thilo — einhellig gegen mich einen ſind, wo ſelbſt das Volk aufgehetzt iſt, wird es ſchwer halten, mit Segen zu wirken. — Indes oftmals gedeiht das Reich Gottes gerade unter ſolchen Umſtänden. Ich bin daher gar nicht verzagt, wohl aber bitten wir Hallenſer um die Fürbitte aller derer, die auch in Rom an dem Notſtande der Kirche Anteil nehmen. Beſonders leidet mein armer Guericke, den man mit den unerhörteſten Lügen übergießt, an denen doch auch gar nichts Wahres iſt."

Mit Recht glaubte es ſich Tholuck ſchuldig zu ſein, zumal ſich auch Neander öffentlich von der Sache der Kirchenzeitung losſagte, und Ullmann in einem „Theologiſchen Bedenken" die Verblendung kennzeichnete, „der Wahrheit durch äußere Mittel zu Hilfe kommen zu wollen," durch ein offenes Wort ſeine eigne Stellung in der ganzen Angelegenheit kund zu thun. Er ſetzte, während er in Berlin weilte, am 25. April eine Erklärung auf, welche in No. 38 der Ev. Kirchenzeitung unter der Überſchrift erſchien: „Über mein Verhältnis zu dem den Halliſchen Rationalismus betreffenden Artikel der Ev. K.-Z." Da derſelbe in ſeiner Klarheit und Milde für Tholuck beſonders charakteriſtiſch iſt, teilen wir ihn hier ganz mit. Er lautet:

„Bei der allgemeinen Gärung, welche der Artikel in der Ev. K.-Z. über den Halliſchen Rationalismus veranlaßt hat, und bei den mancherlei Stimmen, welche darüber laut geworden ſind, kann ich um ſo weniger eine Erklärung über meine Stellung zu demſelben zurückhalten, da ich ſelbſt von den daraus hervorgegangenen Folgen ſo nahe berührt werde. Dieſe meine Erklärung wird ſich indes darauf beſchränken, nur im allgemeinen meine Anſicht über den Artikel und die dadurch angeregten Materien darzulegen, indem ich andren Gelegenheiten (in meinem Litt. Anzeiger) eine wiſſenſchaftliche Behandlung derſelben vorbehalte."

„Es kommt hier zunächſt darauf an, was man als Haupttendenz des Artikels anſieht, ob man ihn vorzugsweiſe als eine Appellation an die kirchliche Behörde betrachtet, um eine

Entfernung der angegriffenen beiden Kirchenlehrer von ihren Lehrämtern zu bewirken, oder vielmehr als eine Ansprache an die Kirche im ganzen, um vor ihr den in Halle herrschenden Rationalismus, als den Grund der Kirche antastend, darzustellen. Das letztere bezeichnet der Herr Verfasser des Artikels in der Ev. K.-Z. in einer in derselben nächstens mitzuteilenden Erklärung ausführlicher als seinen eigentlichen Endzweck."

„Dieses nun vorausgesetzt, ist die nächste Frage, ob dem Herrn Verfasser als Laien ein Beruf zuzugestehen sei, eine Anklage gegen die Lehrvorträge angestellter Kirchenlehrer zu erheben. Den äußeren Beruf, mithin das Recht dazu, erkenne ich nun in dem geistlichen Priesterstande der Laien, vermöge dessen der Laie samt dem Geistlichen vereint, die Kirche Gottes zu erbauen hat. Die Lehrer der Gemeinde sind nicht Herren ihres Glaubens (2. Kor. 1, 24; 1. Petr. 5, 3), sondern Diener und Mitgehilfen; und darum kann ich es auch nur als eine hierarchische Anmaßung ansehen, wenn den Laien das freie Wort in kirchlichen Angelegenheiten verboten werden soll. Es versteht sich aber, daß ich hier nicht von diesem Rechte der Laien in Betreff auf Schulfragen rede, sondern in Beziehung auf jene großen Wahrheiten des Glaubens, über welche jeder Laie nicht nur ein Urteil haben kann, sondern auch soll. Ja, es wird gewiß desto mehr vom regen Leben in der Kirche zeugen, je ernstlicher auch der Laie, in kirchlichen Angelegenheiten, gegen Mißbräuche in der Praxis und in der Lehre Zeugnis ablegt."

„Eine andre Frage ist es aber, ob zu der Befugnis, welche auch der Laie hat, in kirchlichen Angelegenheiten seine Stimme zu erheben und gegen grobe Mißbräuche Zeugnis abzulegen, auch in dem einzelnen bestimmten Falle der innere Beruf dazu kommt, ob jemand in bestimmten, gegebenen Verhältnissen sich seiner Befugnis bedienen solle. Denn, wenn ich gleich alles Macht habe, sagt der Apostel, so frommt doch nicht alles. Auch in Bezug auf den vorliegenden Fall konnte die amtliche Stellung des Herrn Verfassers, der gegenwärtige Zustand der Kirche in Deutschland, das Verhältnis zur kirchlichen Behörde, konnte endlich auch so manches in den örtlichen Verhältnissen von Halle gegründetes Bedenken bei ihm erregen, ob gerade er unter diesen bestimmten Umständen den inneren Beruf zu einer solchen

Anklage habe. Ob nun in irgend einem einzelnen Falle dieſer innere Beruf wirklich vorhanden geweſen, darüber kann nie der Fremde ein beſtimmtes Urteil haben, ſondern jeder muß, nach ernſter Erwägung aller Umſtände, welche dafür und dagegen ſprechen, vor Gott und vor ſeinem eignen inneren Richter darüber gewiß werden; und ſomit begebe auch ich mich in dem vorliegenden Falle alles Urteils, weiß aber aus nahem und längerem Umgange mit dem Herrn Verfaſſer, daß es nicht ſeine Art iſt, ohne ernſte und gewiſſenhafte Erwägung irgend einen Schritt zu thun. Es iſt aber dieſer Schritt des Herrn Verfaſſers nicht bloß überhaupt, als einem Laien ungeziemend, getadelt worden, ſondern auch insbeſondre in Bezug auf die Art und Weiſe, nämlich wegen Benutzung von Kollegienheften und Abhörung von Studierenden zum Behufe der Anklage. Dieſes nun — die Benutzung von Heften und die Abhörung von Studierenden zum Behufe einer Anklage — kann, an ſich betrachtet, nichts Unſittliches oder Unrechtliches ſein; hat doch auch der Staat ſelbſt ſich dieſes Mittels bedient, als es ſich darum handelte, ſtaatsgefährliche Umtriebe zu ermitteln. Allerdings aber iſt es ein Mittel, welches ſehr bedenkliche Folgen haben kann, und welches ich eben nur dann gutheißen würde, wenn es ſich um eine Sache von der allerhöchſten Wichtigkeit handelt, und wenn durchaus kein andres Mittel zur Erreichung des Endzwecks zu Gebote ſtände. Das Urteil über den Gebrauch dieſes Mittels hängt alſo — meiner Anſicht nach — mit dem über den inneren Beruf des Herrn Verfaſſers zuſammen, ob er nämlich ſich ſo ſehr in ſeinem Gewiſſen zu jenem Schritte verbunden fühlte, daß er auch ein zwar an ſich weder unrechtliches noch unſittliches, aber doch bedenkliches Mittel nicht glaubte ſcheuen zu dürfen."

„Über den Gegenſtand der Anklage, daß nämlich der in Halle herrſchende Rationalismus den Grund der Kirche antaſte, bin ich natürlich mit dem Herrn Verfaſſer vollkommen einverſtanden, und habe dieſes dadurch zur Genüge bewieſen, daß ich bisher mit allen mir von Gott verliehenen Kräften, ſo weit mir vergönnt war, demſelben entgegen zu arbeiten bemüht geweſen bin, obgleich ich dieſes bis jetzt, wo die Anklage des Herrn Verfaſſers die perſönlichen Leidenſchaften aufgeregt hat,

mit einem friedlichen, ja zum Teil freundschaftlichen Verhältnisse zu meinen Herren Kollegen nicht unvereinbar gefunden habe. Ich bedaure auch herzlich, daß jener Schritt des Herrn Verfassers diese meine ruhige Wirksamkeit gestört hat; dessenungeachtet halte ich mich bei einer Sache, wo die Angelegenheiten der Kirche im ganzen ins Auge gefaßt werden müssen, durch diese Betrachtung allein noch nicht für ermächtigt, die Anklage des Herrn Verfassers zu verwerfen."

„Dagegen wird nun aber von der Mehrzahl als die Haupttendenz jenes Artikels das Bestreben angesehen, die angeklagten beiden Kirchenlehrer vermittels einer Appellation an die höchste Behörde von ihren Lehrämtern zu entfernen. Zu dieser Meinung gibt vornehmlich die Erwähnung der Absetzung des Dr. de Wette — die, meiner Ansicht nach, hier auf keinen Fall hätte eintreten sollen — Veranlassung, anderseits aber auch der Mangel an einer lebendigen Einsicht in den Begriff der kirchlichen Gemeinschaft, wo, wie der Apostel sagt, wenn ein Glied leidet, alle andren Glieder mitleiden, und wenn ein Glied wird herrlich gehalten, alle andren sich mitfreuen (1. Kor. 12,26). Was nun diese Tendenz betrifft, die kirchliche Oberbehörde zu einer Entfernung aller rationalistischen Kirchenlehrer aus der Kirche aufzurufen, so kann ich sie nicht billigen."

„Ich bekenne allerdings, daß ich der Forderung einer vollkommenen Lehrfreiheit innerhalb der Kirche nicht beistimmen, und mir überhaupt keine Kirche ohne ein gemeinschaftliches Glaubensbekenntnis denken kann. Es liegt dieses in der Natur der Kirche, welche eben eine Vereinigung im Glauben ist; was aber das Herz glaubt, das muß der Mund bekennen. ‚Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe', sagt der Apostel. Eine absolute Lehrfreiheit, wo jeder lehren könnte, was er wollte, hat in unsrer Kirche auch faktisch niemals statt gehabt. Die Dogmen des christlichen Deismus ‚Gott, Freiheit, Vorsehung und Unsterblichkeit' sind seit 1780 als die Wesenslehren des Christentums selbst angesehen worden, und den Kirchenlehrer, der eines dieser Dogmen entschieden bestritte, würde auch ein rationalistisches Konsistorium nicht im Amte lassen. Halten nun die kirchlichen Behörden faktisch an einer Lehrnorm fest, mit welchem Rechte sollte dies eine deistische und nicht vielmehr eine christ-

liche sein? Auch ist ein Symbol nicht zunächst eine Glaubens- oder Lehrnorm, sodaß der Kirchenlehrer sich unter fremde menschliche Satzung beugen müßte, sondern zunächst ist es ein Glaubensbekenntnis der ganzen Gemeinde, von welcher der Lehrer ein Glied ist, mithin auch sein Glaubensbekenntnis und insofern auch sein Lehrcanon, da er nicht anders lehren wird, als er glaubt. — Auch kann ich nicht den Landesherrn, in dessen Händen sich gegenwärtig das Kirchenregiment befindet, als außerhalb der Kirche stehend ansehen, so daß seine Verordnungen in der Kirche selbst dann, wenn sie mit den Grundgesetzen der Kirche vollkommen übereinstimmen, ein fremdartiger Eingriff wären. Vielmehr bekenne ich mich in dieser Beziehung mit den hierüber vom Herausgeber der Ev. K.-Z. ausgesprochenen Äußerungen als größtenteils einverstanden."

„Dagegen fühle ich mich eben so sehr gedrungen unter den gegenwärtigen Verhältnissen unsrer Kirche ein peremptorisches Eingreifen gegen rationalistische Kirchenlehrer für schädlich und verwerflich, oder mindestens für in hohem Grade bedenklich zu erklären. Zunächst aus dem Grunde, auf welchen Dr. Neander so viel Gewicht legt, nämlich wegen der in der Theologie begonnenen heilsamen Krisis, welche bei einem konsequenten Einschreiten der kirchlichen Behörde durch Absetzungen oder Edikte gehemmt werden würde.*) Der Rationalismus ist zu tief nicht nur in unsre Kirche, sondern in die ganze neuere Wissenschaft eingedrungen. Selbst diejenigen Theologen, welche wiederum davon frei zu werden streben, stehen in vielfacher Beziehung, ohne es selbst zu erkennen, unter dem verderblichen Einflusse des rationalistischen Zeitgeistes. Auf der andren Seite läßt sich nicht verkennen, daß auf dem Gebiete des Lebens und der Wissenschaft auch eine entgegengesetzte Macht erwacht ist, welche durch die Waffen des heiliges Geistes und einer von ihm erfüllten Wissenschaft den widerchristlichen Zeitgeist zu überwinden strebt. Unter diesen Umständen möchte ein peremptorisches Eingreifen der Kirchenbehörde mehr hemmend als

*) Eine „Anmerkung der Redaktion" erklärt sich mit dieser Ausführung einverstanden, meint aber, der vorliegende spezielle Fall sei, vorausgesetzt das Recht der Behörde, zum Einschreiten völlig qualifiziert.

fördernd wirken. Hierzu kommt noch eine andre Rücksicht. Die gegenwärtigen Kirchenlehrer habe ihre Ämter zu einer Zeit angetreten, wo in der Verpflichtung auf die Bekenntnisschriften unsrer Kirche sehr allgemein ein Abusus zum Usus geworden, und man diesen Akt nur als eine Verpflichtung zum Vortrage der für die christlichen Grundlehren ausgegebenen deistischen Lehren ansah, ja, wo zuweilen die kirchlichen Behörden manche Lehrer gerade wegen ihrer Abweichung von der christlichen Lehre zu Kirchenämtern beriefen. Aus diesen Gründen scheint mir eine Absetzung der die positiven christlichen Wahrheiten antastenden Kirchenlehrer höchst bedenklich — abgesehen davon, daß eine konsequente Durchführung auch unmöglich wäre.*) Dagegen halte ich es für eine desto heiligere Pflicht der oberen kirchlichen Behörde, das Werdende der Kirche ins Auge zu fassen, bei der Anstellung neuer Kirchenlehrer auf ihr Verhältnis zu dem Glauben unserer Kirche ernsten Bedacht zu nehmen, und menschlicher Willkür in Behandlung der großen christlichen Glaubenswahrheiten Schranken zu setzen. Denn sollte der gegenwärtige Zustand unsrer Kirche permanent werden, so wüßte ich in der That nicht, wie wir dem Vorwurfe der katholischen Gegner begegnen sollten, daß unsre Kirche, weil sie selbst nicht mehr wisse, in welchen positiven Glaubenswahrheiten sie eins sei, sich faktisch selbst aufgegeben habe. Vgl. Hug, Zeitschrift für die Geistlichkeit des Erzbistums Freyburg. Heft II. S. 72: ‚Von dieser Zeit an (wo jede Verbindlichkeit auf Glaubensbekenntnisse aufgehört) ist die protestantische Kirche nur noch durch die bürgerliche Macht äußerlich zusammengehalten, ohne irgend einen gemeinsamen Lehrsatz; und ihre Lehrer sind auf dem Wege, unter dem Schutze christlicher Freiheit das Christentum aufzugeben. Allenfalls noch ein Punkt kommt ihnen zu statten, zusammenzuwirken als Opposition gegen die katholische Kirche. Zerfiele etwa auch diese, so wäre die Opposition zu Ende, und man müßte erstaunen über die religiöse Verwirrung, von der noch kein Volk ein Beispiel gegeben hätte.‘“

„Nachdem ich nun meine Ansicht über die durch jenen Ar-

*) Hierzu spricht die Redaktion ihre abweichende Meinung dahin aus, daß ein früheres Unrecht der Kirchenbehörde nimmermehr nach erlangter Erkenntnis ihres Rechtes und ihrer Pflicht ihr die Hände binden dürfe.

tikel zur Sprache gebrachten Materien dargelegt, habe ich noch ein Wort über meine Teilnahme an demſelben zu äußern. Daß mir eine ſolche beigelegt worden, iſt, bei der Glaubenseinheit und bei dem nahen Verhältnis, in dem ich zu dem Herrn Verfaſſer ſtehe, gar nicht befremdend. Dennoch verhält es ſich nicht ſo. Allerdings hatte mir der Herr Verfaſſer im allgemeinen geſagt, daß er einen Artikel über den Halliſchen Rationalismus in die Ev. K.-Z. einzuſenden beabſichtige; allein ich hatte auch von Anfang an gegen ihn erklärt, daß ich von einem ſolchen Schritt — vermöge meiner Stellung — keine nähere Kenntnis nehmen und noch weniger in irgend einer Beziehung dabei mitwirken könne, ſo daß mir denn auch der Inhalt des Aufſatzes erſt aus dem gedruckten Blatte bekannt geworden iſt. Wenngleich ich nämlich einen direkten Kampf gegen Kollegen keineswegs unter allen Umſtänden für verwerflich halte, ſo hielt ich es doch für durchaus ungeziemend, nachdem vier Jahre lang keine direkte Polemik, ſondern vielmehr ein kollegialiſches Verhältnis unter den Mitgliedern unſrer Fakultät ſtattgefunden, plötzlich und zwar auf dieſe Weiſe gegen meine Kollegen aufzutreten. Hieraus ergibt ſich denn auch die Unwahrheit der Verleumdungen, die man auf eine vermeintliche Übereinkunft des Herrn von Gerlach und meiner gegründet hat, als ob wir uns nämlich zu Abfaſſung dieſes Aufſatzes verbunden hätten, um auf dieſem Umwege gewiſſe Nebenzwecke zu erreichen."

„Schließlich bemerke ich nur, daß ich mich herzlich freuen werde, wenn die Anklage in der Ev. K.-Z. und meine offenen Äußerungen über meine Stellung dazu das friedliche kollegialiſche Verhältnis in unſrer Fakultät nicht ſtören und keine direkte Polemik notwendig machen. Sollte ſie indes ohne mein Verſchulden herbeigeführt werden, ſo werde ich auch dieſer Art des Kampfes mich nicht entziehen. Dr. Tholuck."

Die verſprochene wiſſenſchaftliche Erörterung der in Rede ſtehenden Frage nach dem Recht und der Pflicht der kirchlichen Obrigkeit gegenüber den Irrlehrern gab Tholuck in der Beſprechung eines durchaus maßvollen Schriftchens: „Dreifaches Gutachten nebſt einem fürſtlichen Endurteil über die Frage: Sind rationaliſtiſche Theologen ihrer Ämter zu entſetzen. Leipzig 1830", in ſeinem „Litterariſchen Anzeiger" 1830, Nummer 31 und 33. —

Aus D. Bachmanns „Hengstenberg“ ist zu ersehen, in welcher parteiischen Weise die Untersuchung nicht sowohl gegen die angeschuldigten Professoren, als viel mehr gegen den Ankläger von Gerlach geführt worden ist. Der Minister von Altenstein selbst war der Ev. K.-Z. nichts weniger als gewogen und bestrebte sich auch in dem Berichte an den König, ernstlicher auf die Gefahren eines etwaigen strengen Eingreifens hinzuweisen, als den Bedenken der Frommen in Deutschland gegen die Irreführung der theologischen Jugend durch ihre Lehrer gerecht zu werden. Schrieb doch selbst Friedrich Perthes, der mit der Form des Angriffs in der Ev. K.-Z., wie sehr viele ernstgesinnte Christen und wie auch Tholuck selbst, durchaus nicht einverstanden war, ja der neben den Ausruf: „Tausendmal lieber Hengstenbergisch als Paulus-Röhr-Wegscheiderisch“ den andren stellte: „lieber katholisch als Hengstenbergisch!“ — schrieb doch selbst er damals einem Freunde: „Hengstenbergs Auftreten hat unsre Theologen aus aller Fassung gebracht, daß sie nicht in dem Unglauben, sondern in der Kirchenzeitung den eigentlichen Todfeind des Christentums zu sehen glauben, über Hengstenberg herfallen und Röhr und Wegscheider laufen lassen. Ich kann nicht helfen, mir kommt es vor, wie wenn in manchen der wackren Männer wenigstens vorübergehend der Professor den Christen überwältigt hätte. Aus Angst, die Freiheit des Katheders könne durch Hengstenberg gefährdet werden, sehen sie nicht, daß die Freiheit des Christentums durch Röhr, Wegscheider u. s. w. gefährdet ist, und scheuen es weniger, in der öffentlichen Meinung ungläubig zu erscheinen, als in den Verdacht zu fallen, die Katheder freiheit unterdrücken zu wollen[8]).“

Wiewohl der König selbst, der, nachdem er den Gerlachschen Artikel gelesen, über das Berichtete indigniert war und sich namentlich durch Ausdrücke wie vom „Scheintode Christi“ in seinem christlichen Gefühle tief verletzt fühlte, in der Kabinettsordre vom 14. Februar 1830 dem Minister die Ausmittelung der in dem Artikel „namhaft gemachten wahrhaft empörenden Thatsachen“ und, im Falle der Bestätigung, Vorschläge über die zu ergreifenden Maßregeln anbefohlen hatte[9]), so war der Bericht Altensteins vom 8. August 1830 doch so geschickt gehalten,

daß der König auf der Basis dieses ministeriellen Schreibens im Grunde wenig thun konnte. Allerdings urteilt Tholuck, der durch seine Verbindungen in Berlin wohl Bescheid wissen mochte, in seinem Artikel über Altenstein (Herzogs Realencyklopädie I S. 258*), daß der Minister damals durch seine Behandlung der Hallischen Streitigkeiten „aufs äußerste in seiner Stellung gefährdet" gewesen sei. Nur der Ausbruch der Pariser Julirevolution und des polnischen Aufstandes, welche die Gedanken des Königs und das öffentliche Interesse anderswohin lenkten, mag ihm das so geliebte Portefeuille gerettet haben. Die von Tholuck in jenem Artikel mitgeteilte, erst nach Altensteins Tode (1845) bekannt gewordene Kabinettsordre an den Minister persönlich vom 23. September 1830[10]) ist allerdings sehr ungnädig gehalten. Für die Öffentlichkeit bestimmt war die Kabinettsordre von demselben Tage, welche auch nach Halle ging und dort mancherlei zu denken gegeben haben wird. Sie lautete: „Aus den in Ihrem Berichte vom 8. v. M. Mir angezeigten Resultaten der Untersuchung über die Beschuldigungen wider die Professoren und Doktoren der Theologie Wegscheider und Gesenius zu Halle habe ich ersehen, daß die Lehrvorträge der beiden Professoren nicht von der Art sind, daß ein Einschreiten der Regierung hier am Orte wäre. Ich gebe Ihnen anheim, demgemäß eine amtliche Erledigung dieser Angelegenheit zu erlassen. Ohne übrigens auf die Verschiedenheit der dogmatischen Systeme in der Theologie entscheidend einwirken zu wollen, erwarte ich dennoch von allen Lehrern derselben eine würdige Behandlung des heiligen Gegenstandes und auch bei abweichenden Ansichten ein stetes Festhalten des Gesichtspunkts: daß durch ihre Lehrvorträge junge Theologen für die evangelische Kirche gebildet werden sollen. Diese Anforderung, die Ich an sämtliche Lehrer der theologischen Wissenschaften zu machen Mich verpflichtet halte, haben Sie allen, die es angeht, zu erkennen zu geben und von Ihrer Seite ernstlich Sorge zu tragen, daß hiernach verfahren werde[11])."

Trotzdem nun der Hallische Streit selbst äußerlich so gut

*) Seltsamer Weise steht in der ersten Auflage von Herzog der Name des Verfassers nicht unter dem Artikel, während er in der zweiten beigefügt ist.

wie beigelegt war — es prozessierten nur noch die zwei Hallischen Professoren gegen ihren Ankläger vor dem Oberlandsgericht in Naumburg weiter, bis auch sie zuletzt (1832) die Klage zurückzogen —, so wirkte doch auf geistigem Gebiete der gegebene Anstoß ohne Unterlaß nach. Zwar meinte Schleiermacher in einem Briefe an Blanc vom 5. Mai 1830: „Ihre Hallischen Geschichten sind ja noch nicht zu Ende; hoffentlich werden sie in nichts zerfließen ..... Gesenius, hoffe ich, wird Nutzen ziehen aus dieser Lektion, Wegscheidern muß es auf alle Fälle wohlbekommen, daß in sein, wie ich vermute, schrecklich trocknes Leben einmal etwas Pikantes gekommen ist[12])." In nichts sind diese „Hallischen Geschichten" aber nicht zerflossen; sie haben im Gegenteil über die Hohlheit und Armseligkeit des Hallischen Rationalismus vielen die Augen geöffnet, und der dürren altersschwachen Theologie der Aufgeklärten einen Stoß gegeben, von dem sie sich nie wieder erholt hat. Jubelten auch die Rationalisten Halles anfänglich über den vermeintlich erfochtenen Sieg, so ging doch von da an ihr Einfluß auf die theologische Jugend von Jahr zu Jahr mehr zurück, und die Stellung Tholucks hob sich je länger, desto unbestreitbarer. Als ihm endlich entschieden Gleichgesinnte in der wissenschaftlichen Arbeit zur Seite traten, war das Feld bereits durchackert und zugerüstet: den hinzugekommenen Freunden fiel die Ernte mit in den Schoß, für welche Tholuck den mühseligsten Teil der Ausrodung und Entsteinung verrichtet hatte.

Leider fehlen uns für diese Jahre der Wendung und Entscheidung in Tholucks Leben alle Aufzeichnungen von seiner Hand. Am 1. Juli 1829 heißt's im Tagebuch nur: „Unter welchen Umständen setze ich fort, was ich so betrübt" (noch in Rom am 22. Februar) „schloß! Ach wie ist Er so nachsichtig über mich gewesen, seit ich diese Zeilen schloß." Dann aber, ohne Lücke im Raum, geht es unter den mitgeteilten Worten erst am 29. April 1837 weiter! Nach oft wiederkehrenden Selbstbeobachtungen Tholucks zu schließen, müßte es ihm während der Dauer dieser — für den Biographen schrecklichen, der tagebuchlosen — Zeit, innerlich und äußerlich trefflich ergangen sein. Nach einer einmonatlichen Pause im Jahre 1827 heißt

es z. B. einmal am 24. November: „Wie lange habe ich nicht eingeschrieben! Dies ist immer ein Zeichen, daß es mir gut geht. Wenn es nicht fort will, wenn der Geist gedrückt ist, dann nehme ich gewöhnlich das Buch zur Hand.“ So wird es im Sturm und Drang dieser Zeiten, da jede andre Andeutung über das lange Schweigen fehlt, und auch bei dem neuen Ansatz keine Reflexion über die Lücke angestellt wird, im ganzen rüstig „fort“ gegangen sein. Zu Tagebuchsnotizen fand sich keine Zeit, wo das Leben alle Kraft des gerade jetzt verhältnismäßig Gesunden in Anspruch nahm. Wollen wir erfahren, welche Folgen der Hallische Streit für Tholuck selbst, für sein Empfinden wie sein Erleben gehabt hat, so sind wir auf die Briefe angewiesen, so weit sie uns zugänglich gemacht worden sind. Wir geben in Folgendem das wichtigste.

Noch am 20. Juni 1830 schrieb Tholuck an Bunsen: „... Jetzt ist äußerlich in Bezug auf die Hallische Sache alles ruhig; nur innerlich gärt es. Gerlach wünschte sehr, daß ein Mann wie Sie in diesem wichtigen Zeitpunkt dem guten König mit Rat zur Seite stände.“ Bei Übersendung der dritten Auflage seines Kommentars zum Römerbriefe am 26. Januar 1831 bemerkte er zunächst scherzend: „Ihr Abscheu vor unaccentuiertem Griechisch hat meine Trägheit überwunden, und das Publikum verdankt die hinzugekommenen Accente besonders Ihnen“; und fährt dann fort:

„Doch es ist eine Zeit, wo man wohl um Accente sich weniger kümmert, — die Interpunktion der Weltordnung wird ja ganz über den Haufen geworfen. Gewiß sehen Sie auch mit bangen Besorgnissen in Ihr deutsches Vaterland herüber... In Halle ist kein empörerischer Geist; zwar werden Sie gelesen haben, daß Truppen eingerückt sind, um die Studenten im Zaum zu halten; doch ist die Zügellosigkeit derselben nur die, welche immer da war, ohne politische Beimischung. Auch in theologischer Beziehung ist die Gärung vorüber. Ich erfreue mich einer sehr schön gestalteten Wirksamkeit. Nur mein Kreuz im eignen Hause dauert noch fort; es hat Gott noch nicht gefallen, meiner Frau ihre langen Leiden abzunehmen.“

In einem Briefe an Kottwitz heißt es bei einem Rückblick auf die „Stürme in der Studentenwelt“: „An dem Tage,

wo Steinwürfe unſer Haus bedrohten, lag meine liebe Frau ſehr krank danieder; wir wurden bewahrt ... Mein Leben iſt ſeit meiner Verbindung um vieles anders als ſonſt. Das hat mir ſchon früher notgethan! Ich bin um ſo viel ruhiger, feſter, auch geſunder. Nur leider werde ich mich vorbereiten müſſen, über nicht gar lange den Schlag auch zu tragen, den Guericke gelitten, wenn nicht der Herr etwas Außerordentliches thut ...; ich falte meine Hände und ſpreche: Dein Wille geſchehe! Was die Wirkſamkeit anlangt, ſo iſt es in dem halben Jahr ſchön gegangen, mitten im Sturm. Sie hätten ſich über den Kreis von etwa 35—40 jungen Leuten gefreut, die, mehr oder weniger aus der Finſternis zum Licht gekommen, den preiſen, der den Klugen vorenthält, was er den Einfältigen gibt."

Am ausführlichſten berichtete ein Brief an den Rektor Lührs in Hoya, ſeinen lieben ehemaligen Amanuenſis und für Rom gewünſchten Nachfolger. Er datiert vom 20. Oktober 1830 und lautet: „Mein Nathanael Lührs! Haben Sie Dank für die treue Ausdauer Ihrer Liebe und das Zeichen, was Sie mir darin aufs neue gegeben. Recht froh hat mich Ihr Brief gemacht, und ich habe für Sie gebetet. Der, welcher Himmel und Erde verſöhnt und das was droben und das was hienieden iſt verbunden hat, wird auch unſre Herzen verbunden halten bis zum Tage Seiner und unſrer Herrlichkeit."

„Gewiß werden Sie in dieſen letzten Monaten noch öfter als früher Herz und Gedanken nach Halle gekehrt haben, da die kleine Gemeinde hier ſo mannigfach gewürdigt iſt, um Seines Namens willen Schmach zu leiden und außer allem andren Segen auch deſſen teilhaftig geworden iſt, daß ſich die Fürbitten für ſie gemehrt haben, unter denen ich auch der Ihrigen gewiß bin. — Da ich nun einmal wieder an Sie ausſchreiben will, ſo will ich Ihnen zuvörderſt von meinem äußeren und inneren Ergehen im Laufe des Sommers und Herbſtes ſchreiben. Was zunächſt die Stellung zu den Studierenden betrifft, ſo hat der Akt meines Freundes v. Gerlach wie in viele Dinge, ſo auch hier einen Riß gemacht. Es war nicht unwahrſcheinlich, daß ſich mir eine recht umfaſſende Wirkſamkeit würde geſtaltet haben; alle Indizien ſprachen dafür. Nach jenem Kirchenzeitungsakte fuhren die Gegenſätze ſtrenger

als je aneinander, selbst Marks, Thilo, Ullmann fielen auf die andre Wagschale, — ich und Guericke blieben allein auf der einen — mehrere Furchtsame zogen sich sofort zurück, schon Angefaßte brachen den Umgang ab, die Zahl der Zuhörer nahm um die Hälfte ab. Der Umgang mit den andren Professoren — Ullmann allein ausgenommen — hörte auch auf. Nichtsdestoweniger entstand gerade bei diesem Läuterungsprozesse unter den treu Gebliebenen ein heiliges Feuer; nie waren die Freitagsabende — und noch immer waren an dreißig geblieben — so voll des Geistes der Bruderliebe und des Bewußtseins der heiligen Sache; mehrere wurden in der Zeit aus lauen Anfängern entschiedene Jünger. Doch es bedurfte dessen nicht einmal zu meiner Ermunterung. Ich weiß und kann freudig zu Gott bekennen, daß die Sache eine heilige und gerechte ist; wenngleich ich selbst nie einen solchen Kampf angefangen haben würde, so kann ich ihn doch nur billigen; und ich habe mich öffentlich gerade so erklärt, wie ich im Kämmerlein wirklich denke. Was nun kommt, ist notwendig und gut, nichts kann mich beugen — ich habe seit drei bis vier Jahren keine solche Glaubensfreudigkeit gekannt, als in diesem ganzen Jahre. O wie wenig lassen sich Leiden der äußeren Erscheinung nach richtig beurteilen; zu den Schmähungen von außen kam beständige, zunehmende Kränklichkeit, ja Krankenlager meiner Frau, — allein ἐν τούτοις πᾶσι ὑπερνικῶμεν „(in dem allen überwinden wir weit). „Ungebrochen an Kraft, fröhlich und stark am inneren Menschen, bin ich hingegangen mit Loben und Danken, und bete nur, Er, der Erbarmungsreiche, wolle fernerhin mir also zur Seite gehen, damit ich mit David sagen kann: יְהוָה רֹעִי לֹא אֶחְסָר“ (der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln)! — „Die zwei Kreise von Dienstag und Freitag haben regelmäßig fortgedauert, der Zahl nach größer als damals, wo Sie teilnahmen, und der Regsamkeit nach wenigstens so lange viel lebendiger, als die öffentliche Streitsache auf die Gemüter einwirkte. So tüchtige Leute wie Steiger und Harleß sind nachher nicht wieder gekommen; ich finde es ganz in der Ordnung, daß die Starken sich mehr ihrer eignen Stärke als des Herrn freuen. Aber entschiedene Leute, die, wie ich hoffe, sich eher zertrümmern lassen, als von dem guten Bekenntnis weichen,

hat Gott manche erweckt; und ſintemal ſich Gott durch das, das da nichts iſt, nämlich vor der Welt, verherrlichen will, ſo wird er ſich ſchon aus dieſer Kinder Munde ein Lob bereiten. Gebel und Engelhardt, den Sie wohl auch kannten, wohnten bis jetzt noch im Hauſe, und der erſtere war mein konſtanter Tiſchgenoß. Sein Herz ſteht nicht mehr in der Einfalt. Er iſt zwiſchen zweien Herren geteilt, deren Kampf ihn ſelbſt zerreißt. Doch bin ich noch in voller Liebe mit ihm verbunden, und er wird ewig meinem Herzen nahe bleiben. Die Miſſionsgeſellſchaft und Miſſionsſtunde, von Herrn v. Gerlach geſtiftet, ſind ein großer Einigungspunkt für alle Gläubigen, die nahe und ferne ſind. Jetzt iſt auch ein Mitglied derſelben und ein Freund im Herrn die erſte Militärperſon hieſigen Orts; wie wundert das die Hallenſer, eine glänzende Uniform unter den Verachteten der Erde zu erblicken! — Was meine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit betrifft, ſo bleibt mir im Hintergrunde als Ziel vorliegen ein Kommentar zu den drei Evangelien; indes habe ich in der Nähe nichts zu thun vor, die Vorleſungen nehmen mich in Anſpruch, — vielleicht einmal einige Specimina dieſes Kommentars. Der Litterariſche Anzeiger macht mir nicht wenig Arbeit — ob ſie ſich lohnt, ob ſie nicht beſſer auf etwas andres gewendet würde — ich weiß es nicht, glaube es faſt; aber ich thue es aus Pflichtgefühl. Von nicht angeregten Pfarrerkreiſen leſen ihn nicht viele, die chriſtlich Angeregten intereſſieren ſich nicht lebendig genug für die Wiſſenſchaft. Ich höre wenig darüber, und es wird mir lieb ſein, wenn Sie mir etwas ſchreiben, was Sie für wünſchenswert halten; auch wenn Sie über ein Sie anſprechendes Buch etwas ſchreiben wollen, wird mich's freuen, ſchon deshalb, weil ich Ihnen Nebeneinkünfte wünſche."

„. . . . Was Sie mir davon ſchreiben, wie Sie Gemeinſchaft zu halten und das gute Wort — wie es die Neger nennen — an andre zu bringen ſuchen, hat mir viel Freude gemacht. Ich vernehme ja hier und daher aus Hannover von Lebensſpuren. Ein Prediger aus Elze hat an mich geſchrieben, einer — Huygens — iſt in Celle; kennen Sie einen Prediger Schramm? Das muß ein begabter Mann ſein (ich habe vergeſſen, an welchem Orte er iſt, auch ein Dörflein); von ihm

ist die Anzeige von Hamann in der Ev. K.-Z. Doch wir wissen's ja — eine Wolke von Zeugen, und wenn wir erst zu jenen Tausenden werden hinzugekommen sein — Hebr. 12,23, — o lieber Lührs, nicht wahr, es lohnt sich, eine kleine Weile geängstigt zu werden? Halte aus! Zion in dem letzten Strauß Halte aus!" —

Anfang Februar 1831 traf Tholuck der harte Schlag, der ihn wieder einsam machte. Das lange Siechtum seiner Frau hatte für ihn etwas außerordentlich Peinigendes, wie ihm das in der späteren Erinnerung lebhaft gegenwärtig geblieben ist; seine brieflichen Äußerungen waren zum Teil die Frucht einer großen Selbstüberwindung. Es war und blieb ihm allezeit entsetzlich schwer, körperlich Leidende um sich zu haben und Geduld mit ihnen zu tragen. Endlich erlöste der Tod die arme Kranke. Am 21. Februar 1831 schrieb er dem Baron Kottwitz: „Mein teurer Vater im Herrn! Ich erfülle die schmerzhafte Pflicht, Ihnen anzuzeigen, daß es dem Herrn gefallen hat, am verwichenen Montage um zwei Uhr meine treue Gattin, unter einem lauten Bekenntnis ihres fröhlichen Glaubens, in den ewigen Sabbat abzuberufen, wo sie nun ruhet von aller ihrer Arbeit. Wir haben nur kurze Zeit zusammen wallen sollen, sie hat mir viel Frieden und Freude geschenkt. Sein Name sei gelobt für das, was mir durch sie gegeben worden, und in der Prüfung, die sie mir wieder entzog, in Demut angebetet. Donnerstag, den 19. morgens, begleiteten wir ihre Überreste zum Grabe. — Je stürmischer die Welt außen, desto stiller wird man nach innen zu. — Mein Leben gehört allein dem Beruf und der stillen Kammer, und da mir das nötige Maß körperlicher Ausdauer geschenkt wird, so befinde ich mich dabei wohl. — Teurer Vater, dessen Bild ewig meinem Herzen das teuerste, mit innigster Dankbarkeit verehrteste bleibt, es betet für Sie um einen stillen, heiteren Abend Ihr treu dankbarer Sohn A. Tholuck."[15])

Nach dem Tode von Frau Tholuck nahm der Verwitwete seine Stiefschwester Albertine (geboren am 29. April 1808) und gleichzeitig den Sohn seines einzigen rechten Bruders Karl, mit Namen Paul, in sein Haus. In einem Briefe vom 7. April 1880 bezeichnete mir der Schwager Tholucks, Rennecke,

Albertine als „unerfahren und regierungsunfähig, um die Mägde zu beaufsichtigen“; dieselbe blieb aber bei dem Bruder, bis er sich 1839 wieder verheiratete. Als im Jahre 1832 die Cholera zum erstenmale in Halle wütete, wurde auch Albertine von der Krankheit ergriffen, und Tholuck mußte in einem ganz von der Cholera ergriffenen Hause als der beinah allein gesund Gebliebene pflegen; doch genas die Schwester bald wieder.

Nach diesen Mitteilungen werden die folgenden Briefe Tholucks verständlicher werden.

Wir teilen zunächst wieder einige Schreiben an Lührs mit, in denen über die Hallischen Zustände wertvolle Mitteilungen gemacht werden. Am 1. Mai 1831 schrieb Tholuck: „Mein teurer Bruder. Nach wie vieler Zeit! — und doch — es scheint, als bekämen die die Briefe am spätesten, an die man am öftesten denkt. Gedacht habe ich an Sie, mein teurer lieber Lührs, überaus oft, in allen Kategorieen, als Hannoveraner, als unversorgten Schulmeister, als Gegner der Ev. K.-Z., als Censor und Mitarbeiter des Litterarischen Anzeigers, als alten treuen Hausgenossen und als Mitkämpfer im Reiche unsres lieben Herrn. Ich habe von Ihnen gesprochen mit Gebel, mit Ehlers, mit Hengstenberg — doch ich will lieber die Gelegenheit ergreifen, endlich auch mit Ihnen selbst ein Wörtlein zu reden.“

„.... Ihr erstes Conamen im Rezensieren*) oder den großen Herrenspielen, indem man andren Leuten auf die Füße tritt, ohne daß sie wissen dürfen, wer's gewesen ist, habe ich zu Tage befördert schon darum, weil's von Ihnen kam — sonst wäre wohl zu streiten gewesen, ob man aus Galanterie der Dame so viel Platz in diesem gelehrten Zirkel gönnen sollte. Ihr Ton gefällt mir nicht ganz. Ich finde in der Rezension und in der Predigtweise eine gewisse Zerflossenheit, welcher gegenüber Calvins Sprache und Art mich viel mehr anzieht, vielleicht gerade weil ich nicht viel davon habe. Ich möchte Ihnen aber wünschen, daß Sie sich in die Schriften von Calvin etwas vertiefen könnten, oder wenn nicht gerade dessen, überhaupt der

*) Lührs hatte in Nr. 27 des Litt. Anz. ein Buch besprochen, das bei Perthes in 3. Auflage erschienen war: Über den Seelenfrieden. Den Gebildeten ihres Geschlechtes gewidmet von der Verfasserin.

Reformatoren und Speners und Franckes. Es fehlt Ihnen der Geist der Kirche und das Bewußtsein der Kirche. Das ist etwas Wichtiges. Wenn Sie es mehr hätten, würde es Sie stählen und Ihnen viel Parrhesie und Freudigkeit geben.*) Dulden Sie es wohl, daß ein alter Haus- und Tischgenoß Ihnen noch einmal als Präzeptor zur Seite treten möchte? In der That ich würde mich freuen, wenn Sie mein Wort erwägen! Das moderate Hannover hat zu viel Temperament in Sie gebracht. Daß Sie sich übrigens leidlicher finden unter der Atmosphäre, freut mich. Als ich Sie mir nur seufzend denken mußte, war ich sehr betrübt, so oft ich an Sie dachte. Daß es auch im Hannöverschen besser wird, glaube ich wohl. Jetzt kommt auch Julius Müller, ehemals gleichfalls mein Haus- und Tischgenoß wie Sie, nach Göttingen als Universitätsprediger; davon hoffe ich viel. Er ist ein vielbegabter Geist."

„Sie wollen nun wohl auch etwas von mir hören. Vorigen Winter hat mir der Herr — nach kurzer, auch keinen Augenblick ohne Seinen Frieden gepflegter Verbindung — meine teure Gattin wieder von der Seite genommen. Sie schied in freudig gläubigem Bekenntnis, und ihre vielen Werke des Glaubens und der Liebe folgen ihr nach. Wie als Labetrunk in der heißen Zeit schenkte der Herr in dem Winter viel Frucht des Geistes unter den Studierenden. In diesem Semester könnte man fast glauben, der alte Geist von Halle schlage um. Ich habe — zum erstenmal — gleich viel Zuhörer in dem Privatum über Exegese" (Tholuck las in diesem Semester über die Korintherbriefe) „wie Wegscheider, etwa 150" (159); „und Thilo hat etwa 50. In der Dogmatik, die ich jetzt mit Ullmann abwechselnd lese, hatte er im Winter 90 und ich jetzt auch gegen 90," (93) „Wegscheider kaum etliche mehr. In einem exegetischen Examinatorium haben sich mehr als 100 gemeldet," (die Zahl stieg auf 150) „und ich möchte fast alle meine Abende in die Auditorien verlegen wegen Zudrangs. Ob

*) Man beachte den Weit- und Tiefblick Tholucks, der zu einer Zeit von der Bedeutung der Kirche und des in ihr gegebenen sittlichen Haltes redete, wo die allerwenigsten, wohl auch Hengstenberg noch nicht, so weit waren.

dieſes die endliche Frucht der Aufregung durch die Streitigkeiten iſt, weiß ich nicht. Gott gebe, daß der Geiſt auch intenſiv ſo ſtark walte. Meine Zeit gehört jetzt faſt noch mehr als ſonſt den Studierenden. Ich leſe keine Zeitſchrift mehr, komme in keine Geſellſchaft, ſondern lebe nur meinem teuren Beruf, für den ich dem Herrn täglich auf den Knieen danke. Möchte ich nur auch ſchriftſtelleriſch etwas zu ſtande bringen können; danach verlangt mich ſehr. — Unſer Gebel iſt nach einem halben Jahre von Berlin wieder hierher gekommen, um hier auszuſtudieren. Sein Herz iſt noch viel angegriffen, aber ach! nichts weniger als feſt im Glauben! Das Herz iſt ein Abgrund — das kann man an ihm vernehmlich ſehen. O daß wir Kinder würden, klein in unſren Augen, ſtill, einfältig und abgeſchieden."

„Mein lieber Lührs! Wie die Zeit läuft, und wir werden immer mitgeſpült, und immer näher kommt das Ufer der Ewigkeit. Ja ich habe ausgelebt, ich habe nie viel von der Erde erwartet, ich habe gekoſtet, was ich in meinen Verhältniſſen koſten konnte; ich habe kein andres Glück gefunden, als was der Glaube gibt. Ich würde recht gerne mich heimrufen laſſen in die ſtille Ewigkeit. Wohl mir, daß ich weiß, wer für mich geſtorben iſt! — Der Herr ſei mit Ihnen, teurer Bruder, und ſein Friede tröſte Ihr Herz und mein Herz immerdar!"

Wenig ſpäter muß der folgende (datumloſe) Brief an denſelben geſchrieben ſein. „Dank, innigen Dank, mein geliebter Bruder, daß Sie meiner ſo treu gedenken. Ja, Sie haben einen Genoſſen Ihrer Freude an mir ..... O lieber Lührs, ich habe auch viel Freude! Rechte Geiſteserweckungen gehen hier vor ſich — Jünglingsgemüter, ſo friſch dem Leben der Wiſſenſchaft zugewandt und ſo friſch zugleich dem ewigen Lebensquell. Die Zeit iſt da, wo der Herr mein langes Arbeiten im Schweiße und mit geringem Lohn mit reicherer Ernte ſegnet. Doch viel oder wenig — alles dem Herrn, und in Ihm ſelbſt die Genüge. Ich fühle mich ſtark genug, freudig zu ſein auch ohne Frucht. Seit meine liebe Frau im Grabe iſt, iſt die kurze Periode vorüber, wo ich mich eben angefangen hatte auf der Erde anzuſiedeln; jetzt bin ich wieder los, und *συνέχομαι ἐκ τῶν δύο*" (es lieget mir beides hart an Phil. 1, 23) „kann ich in allem Ernſt dem Apoſtel nachſagen."

„Daß Sie in manchem nicht mehr zu meinem Streben Ja sagen, beunruhigt mich nicht. Ihr Brief ist mir Bürge, daß wir eins sind, und auf ängstliche Übereinstimmung dringe ich auch nicht. Ich glaube, daß eben deshalb mein Wirken einige Frucht hat, weil ich die Geister nicht uniformieren will, ich säe und warte, welcherlei Leib Gott dem Samenkorn gibt. Aber freilich: — arm am Geiste — und Ein und Alles Christus, das ist der Grund."

„. . . . Gebel wird Missionar, vorläufig vikariert er bei einem Pfarrer in Nahausen bei Königsberg i. M. Aber Ostern denkt er nach Basel zu gehen. Er glaubt nur so vor den Abwegen bewahrt zu bleiben, die sein Herz und durch dasselbe die Philosophie ihm bereitet hat. Ich sehe still zu; und bin nicht ganz ohne Hoffnung, daß der Weg in Herrlichkeit ausgehen wird."

„Bleiben Sie doch recht eins mit mir im Geist, mein lieber Bruder! Darf ich mit Johannes sagen: das ist meine Freude, so ich sehe meine Kindlein in der Liebe wandeln?*) Ich versichere Sie, ich habe ein so majestätisches Gefühl von der sovereign power of grace" (der souveränen Macht der Gnade), „daß ich mit großem Zagen von meinen Kindern im Glauben rede, ja nur mit Widerstreben. Ach wer hätte denn als Seelsorger nicht erfahren, daß alles Hineinschreien in die Seelen nichts hilft, wenn's nicht wiederklingt? Und wer macht, daß es wiederklingt? — Aber eins kann man thun, die Seelen lieben; diese Predigt ist ein ἔργον" (Werk, Offb. 14, 13), „das hinüberfolgt. Daß man nur sie übte! Könnten wir praktisch unsren Umgebungen nur so aufopfernde Liebe beweisen, wie ein Baron Kottwitz, davor schmelzet alles Eisen und Stein."

Ungefähr aus derselben Zeit stammt folgender Brief: „Mein innig Geliebter! Ein Hoyenser, der vielleicht auch mit Ihnen in näheres Verhältnis treten wird, geht zu Ihnen ab, und ich benutze die Gelegenheit, durch ihn an meinen unvergeßlichen teuren Lühr s einige Zeilen zu schicken. — Ja, mein lieber Bruder, manche andre haben seitdem Leid und Freud in der Hinterstube mit mir geteilt, wo Sie Ihren geistlichen Geburts-

*) Nicht ganz richtiges Citat von 3. Joh., 4.

tag feierten; aber frisch wie in den ersten Tagen steht Ihr Bild und das jener Tage vor meiner Seele, um so mehr, da jenes die Zeit war, wo Zion kümmerlich stand am hiesigen Orte, während des Herrn Geist im letzten Halbjahr bereits ihre Zelte ausgedehnt und ihre Grundsteine kräftig begründet hat. Was aber aus Schmerz und Not Freudiges geboren wird, das Kind bleibt das teuerste."

„Zuerst ein Wort über ihre letzten Äußerungen, die mir von dem dermaligen Stande Ihres Glaubens Kunde gaben. Aus diesen Zeilen sprach mich allerdings ein männlicherer Geist an, als aus Ihrer Rezension und Predigt, und ich bin überzeugt, daß das Werk der Gnade in Ihnen nicht stille steht. Was das Dogmatische anbelangt, so bin ich in dem, was Sie von der Erlösung sagen, wiewohl Sie es nicht erwarten werden, auf Ihrer Seite, wie auch eigentlich schon die dritte Auflage des Buchs von der Sünde dieses ausspricht. Was Sie dagegen von der Kirche sagen, das halte ich für Grundsätze, welche nicht tief genug gehen und der Kraft Ihres inneren Lebens großen Eintrag thun müssen. Allein ich sehe wohl ein, daß ohne eine ausführliche Erörterung, ohne ein Gespräch darüber, eine Verständigung nicht möglich ist. Vielleicht, ja gewiß, würden wir uns verständigen, wenn es zu einem Gespräche darüber kommen könnte; denn in der Weise, wie mancher, fasse ich den Begriff der Kirche nicht. Beinahe möchte ich, um doch mit Ihnen ausführlich zu sprechen, etwas darüber in die Welt hinaus schreiben, wobei ich mir dann gerade Ihren Brief vorlegen würde."

„Ich habe Ihnen schon gesagt, daß im vergangenen Halbjahr es viele schöne Arbeit gab. Jetzt hat es Gott gefallen, die edlen Samenkörner nach allen Winden zu zerstreuen. Fast alle mir näher gestandenen Studenten sind fort, und täglich entfliehen mehrere. Mein Haus, wo in der letzten Zeit vier Jünglinge in Freundschaft und Herzensgemeinschaft unter einander und mit mir lebten, ist öde und leer. Ich bin in diesem Winter meist an den Schreibtisch verwiesen. Gebel ist jetzt wieder abgezogen. Er hat eine neue Krisis in seinem Inneren erlebt, ist von dem Throne der Philosophie wieder in die Kinderstube getreten, sieht hinter sich eine Zeit des Abfalls von der ersten

Liebe. Soeben erhalte ich einen glaubensfreudigen Brief von ihm aus Berlin, der alle Schrecken der Cholera malt. In seinem Hause erkrankten drei Personen, von denen er selbst dem einen durch treuste Pflege das Leben rettete. Leider muß ich den Brief noch mehreren mitteilen, sonst packte ich ihn gleich ein und schickte Ihnen denselben .... O Geliebter! Der Augenblick, der zwischen Zeit und Ewigkeit liegt, ist vielleicht auch einem von uns beiden nahe, und mir zuerst! Er wird uns hinüberführen sanft und leicht, wenn es Sein Wille ist, und drüben gibt es ein freudiges Wiedersehen!"

Endlich teilen wir einen Brief an Lührs mit, der die ganzen Schrecken malt, mit welchen die Cholera in Tholucks eignem Hause einkehrte. Er wird aus dem Jahre 1832 stammen; der Poststempel zeigt den 26. März.

„Mein innigst Geliebter! Noch einmal werde ich von Ihren Worten und dem Gedanken an Sie so bewegt, daß ich, während an vierzig Briefe noch auf Antwort warten, die für Sie, mein teures Bruderherz, gar nicht aufschieben kann. Die Saite Ihrer Harfe tönt mir kräftiger als in den früheren Briefen; ja was im Schweiße sich bewährt, nicht auf dem Kanapee und bei der Tabakspfeife, ist das echte Christentum. Das habe ich aufs neue zu erfahren Gelegenheit gehabt. Die Cholera ist über meinem Hause schwer hereingebrochen. Zwei Kinder und eine Magd Stegmanns ist gestorben, meine Schwester und Köchin und ein mir von seinem Vater sehr ans Herz gelegter Kandidat erkrankt, darauf erfolgten noch andre Erkrankungen im Hause am Nervenfieber. An einem Abend um zehn Uhr erkrankten vier Personen auf einmal; keine Krankenwärterin zu bekommen, die vorige mit ihrer Tochter war selbst an der Cholera gestorben. Aber wohl dem, der sein Haus nicht auf Menschen, die Sand sind, sondern auf den Felsen gebaut hat. So lebendig hatte ich lange nicht wieder Seine Nähe empfunden. Ich selbst bin völlig bewahrt geblieben. Meine liebe Schwester ist jetzt ganz für den Herrn gewonnen und hat in der Masse der Prüfungen ihren Glauben herrlich bewährt. Die Vorlesungen sind durch die Cholera auch gestört worden; doch hat namentlich das Wort von der Kanzel herab mehr offene Herzen gefunden. Noch immer betrete ich die

Kanzel mit Überwindung einer gewissen Abneigung, während mir das Katheder heimisch ist. Ich glaube, es kommt daher, weil ich mich in den eingeführten Predigtzuschnitt nicht finden kann. Ich möchte das Lebenswasser nicht durch die kleinen Bächlein der Gießkanne spritzen lassen, sondern aus Bächen ausströmen. Stehe ich indes einmal oben, so lobe ich Gott auch für diese Gnade, und die Kirche füllt sich stets nicht bloß mit Neugierigen, sondern auch mit Hungrigen. Ach, zum Preise des Herrn sei es gesagt, es ist doch eine ganz andre Periode in Halle. Wenigstens hört und prüft man doch jetzt und verwirft nicht von vornherein. — Sie erwähnen den Artikel in der Allg. K.-Z., ich lese keine Journale, habe also nur davon gehört. Stärkeres als sie bereits gegen mich gesagt und geschrieben haben, kann nicht leicht kommen; ich lasse es also gehen, wie es geht. Wer einen solchen Sturm wie den bei den Hallenser Streitigkeiten mit des Herrn Hilfe überwunden hat, der erhält einen callus" (schwielige Haut). „Nur gehört freilich dazu, daß man die mens sana auch in corpore sano habe" (gesunden Geist in gesundem Körper). „Das ist bis jetzt der Fall. In den Jahren, wo Sie mich kannten, war es so nicht der Fall, da hätten die Nerven jedem Windzuge bloßer gelegen. — Aber ich leugne es nicht, daß der Mangel an echter Christenliebe in unsrer vaterländischen Predigerwelt oft recht schmerzhaft wird, und ich mich dann nach der reingewaschenen Gemeinde der Hunderttausende sehne, in denen, wie es das Wort der Verheißung sagt, Gott alles in allem sein wird. — Auch Sie, liebster Freund, müssen, wie Sie mir sagen, die Bitterkeit der Welt erfahren. Ich denke mir, daß das auch für Sie nicht ohne Segen sein wird, und fürs tägliche Brot wird Er doch sorgen. Daß Sie haben in den Stand der heiligen Ehe treten können, dazu meinen brüderlichen Segen und den Wunsch, daß Sie in diesem Stande dieselbe Kraft des Himmels schmecken mögen, die mir darin zu teil worden ist. Ja, liebster Bruder, ich habe darin eine neue Verherrlichung des Christentums gefunden, ich habe auf nie geahnte Weise auch hier bestätigt gesehen, daß das Leben in Christo auf alle Stände und Verhältnisse des Lebens eine Gotteskraft wirkt und aus allem etwas Neues macht. Aber das gestehe ich auch, ebenso wie mir

eine Ehe mit einer aus dem Grunde der Seele dem Herrn ergebenen Chriſtin als das höchſte Erdengut erſcheint, ſo muß die Verbindung mit einer der Welt ergebenen, eitlen Seele das höchſte Seelenverderben ſein. Es iſt gewiß auch das einer jener unübertrefflich tiefen Blicke ins Menſchenherz, wenn Paulus ſagt: der Mann ſucht dann nicht mehr, wie er dem Herrn, ſondern wie er dem Weibe gefalle. Hat nun aber das Herz des Weibes kein andres Gefallen, als das am Herrn, ſo muß ja die Ehe ſelbſt ein Gottesdienſt werden. O wenn ich der ſanften, glutſtillenden Winke und Blicke meiner ſeligen Frau, ihrer in ihrem eignen Leid nur auf meine Freude bedachten Teilnahme gedenke, wie preiſe ich da Sie glücklich, dem der Herr dieſes Glück jetzt und für die Zukunft geſchenkt hat. Meine Gebete ſteigen zum Himmel, daß er auch Ihnen beiden die Ehe zu einer ſolchen Segensſchule in himmliſchen Dingen wie mir mache. — Unſer Gebel hat nach Baſel geſchrieben, um als Miſſionar dort aufgenommen zu werden, aber weil er verlobt iſt, abſchlägige Antwort erhalten. Er wird nun in Sorge ſein, was er weiter zu thun habe. Er hat oft an mich geſchrieben, ich habe ihm aber immer nur wenig antworten können, denn ich hatte gar zu viel im verwichenen Halbjahr zu thun, an einigen Tagen vier Kollegien, und des Umgangs mit Studierenden wurde immer mehr. Ich verteilte mir immer die Studenten, zu täglich zwei Spaziergängen je zwei Stunden, dabei gewöhnlich Mittag einen und Abend zur Suppe zwei. Ich fühle mich in dieſer Art Thätigkeit ſo recht an meiner Stelle. Die Scheu vor dem näheren Umgange mit mir hat ſich ſehr vermindert. Ich glaube aber auch ſelbſt freier und friſcher als früher zu ſein, eine Folge teils der geſtärkten Geſundheit, teils der Halliſchen Streitigkeiten, ſeit denen man hier ſo offen auftreten kann .... Nun ich habe lange nicht an einen ehemaligen Kommilitonen ſo lange geſchrieben als an Sie; aber, liebſter Bruder, mein Herz iſt auch an wenige ſo gekettet. Jeſus Chriſtus werde täglich immer mehr unſer Band der Liebe für Zeit und Ewigkeit!“ —

In den Jahren 1829—31 ſtudierte in Halle auch der ſpätere Paſtor Schreck in Meisdorf beim Falkenſtein im Harz. Es war „nur ein gewiſſes Mitleid“, das ihn äußerlich zu Tholuck zog, bis er teils durch die Predigten, teils durch die

„ewig unvergeßlichen Abende“, welche er allein mit Tholuck verbrachte, auch innerlich gewonnen ward. Schreck war 1830 Chargierter der damals in Halle noch gegen dreihundert Mitglieder zählenden Burschenschaft, — eine Ehre, welche 1835 auch ihn in die Berliner Stadtvogtei führte. Er glaubte in dieser seiner Chargierten-Stellung „vielleicht maßgebend“ dazu beigetragen zu haben, daß Tholuck nach der „Denunziation“ in der Ev. K.-Z. nicht dennoch die Fenster eingeworfen wurden; „aufgestellt hatte man sich bereits auf dem Markt vor dem Ringe, und die Märkerstraße war nicht weit.“ Ihm schrieb Tholuck am 15. April 1833 in seine Hauslehrerstellung bei dem Baron v. Rechenberg in Liebenwerda: „Denke ich daran, wie im Sommer — ich glaube von 1831 — der Professor Hengstenberg Sie einmal im Vorzimmer bei mir traf — es war bald nach der Zeit, wo Sie die Frage wegen der Inspiration der Geschichte von der Arche Noahs gethan hatten — und mich fragte: Was ist das für einer? und ich antwortete: Das ist einer von denen, die nur Gott und kein Mensch bekehren kann — und an das Werk der Gnade, was der Geist des Herrn an Ihnen angefangen seitdem und fortfährt in täglicher Erneuerung des Herzens, so fühle ich mich Ihnen nahe als einem Wunder der göttlichen Liebe.“ Nachdem er ihn zu größerer Freudigkeit des Glaubens ermahnt hat, fährt er fort: „So schreibe ich in der Freude, die mir der Herr schenkt, wo ich zu Ihnen reden soll. Sonst bin ich manchmal recht matt in meiner Freude am Herrn; ich habe zu viel nach außen zu thun, ich möchte schon jetzt manchmal in der Stille einer Gemeinde von Kindern Gottes leben, fern von Arbeit, Kampf und Streit. Doch erst sechs Werkeltage, dann der Sabbat, aber nach dem Sabbat kommt auch kein Werkeltag mehr. Gestern abend kamen drei christliche einfache Schullehrer zu mir aus Berlin; da genoß ich wieder einmal die Seligkeit eines Umganges, wo man sich keines Wissens freut als dessen, daß uns ein Heiland geboren ist, und keines esprit als des heiligen. Ich werde recht gern nach Hause gehen, wenn einst die Schulstunden vorüber sind, ja recht gern! — Was das Reich Gottes in Halle betrifft, so hat der liebe Gott in diesem halben Jahre manche neue Gnade erwiesen. Einige haben sich

die Augenlider gerieben, einige haben ein Auge aufgemacht und mit Auguſtin gerufen: Sine modo, sine modo, paulisper adhuc" (laß nur, laß nur, noch ein wenig); „andre haben beide Augen aufgethan und ſind doch noch liegen geblieben, einige wenige ſind aber auch aufgeſtanden, und der Engel hat den Teich Bethesda aufgeregt, und ſie ſind hineingeſtiegen und geſund und fröhlich wieder herausgekommen. Ein merkwürdiges Ereignis iſt, daß Profeſſor Leo bekennt, zum Glauben gekommen zu ſein; er hat das auch am Schluß ſeiner Vorleſungen ausgeſprochen, iſt regelmäßig in die Miſſionsſtunde gekommen und läßt wirklich hoffen, daß Gott ſein ſtolzes Herz gerührt hat. Der Löwe ſoll Stroh eſſen und mit dem Lamm zuſammen liegen! Doch, nicht viele Gewaltige nach dem Fleiſch — nicht wahr? um der großen Hanſen willen, wie Luther ſie nennt, haben wir nicht geglaubt, um ihretwillen werden wir auch unſren Glauben nicht drangeben."

Wir ſchließen dies Kapitel mit einem launigen Brieflein Tholucks an ſeinen Schwager Rennecke, der ſich inzwiſchen mit Franziska Heydrich verheiratet hatte und als Schloßprediger nach Dargun gezogen war; die ganze Freudigkeit des Bekenners klingt darin aus, zu der unſer Held nach dieſen Halliſchen Streitigkeiten, wie wir aus vielen Zeugniſſen geſehen, durchgedrungen war: „Mein teures Bruderherz! Du lieber, lieber Rennecke mit Deinem kleinen Eckchen hinterher — und die liebe Franziska, genannt Fränzchen, mit dem noch kleineren Diminutivum hinterher, ſeid mir jetzt wie je innig gegrüßt! Du kommſt doch im Sommer? Komm mit Deiner Franziska und macht mir und uns allen — wenn's zu heiß werden ſollte — kühl! — Mein Herz iſt bei Dir, ſo oft es abkommen kann, und es kann öfter abkommen, als die Hand zum Schreiben. Du freilich ſchreibſt mit Tinte beſſer als mit der Zunge, denn es geht Dir wie weiland Moſe, dem Knechte Gottes, mir aber geht's wie Paulus*), bis wir einſt beſſere Griffel bekommen. Amen. — Übrigens bin ich noch immer ein

*) Apoſtelgeſch. 14, 12?

Profeſſor — und was das ſagen will, weißt Du; für ſich ſelbſt profitiert man wenig mehr als Magendrücken — ob andre was Beſſeres profitieren, ſteht dahin. Aber das Konfeſſorenamt iſt doch ein annexum, und das macht mehr Herzſpringen als Bauchgrimmen — und das, ich meine das Herzſpringen, wünſche ich auch Dir."

Fünftes Kapitel.

Gelehrte und andre Fehden.

In unmittelbarem Zusammenhange mit dem „Hallischen Streite“ stand der Kampf mit einem Manne, der Tholuck in der rücksichtslosesten Weise auf gelehrtem Gebiete angriff und in Bezug auf den ungezogenen Ton, den er anschlug, vielleicht nur in einem späteren anonymen Buche seines Vaters, des Hallischen Kollegen Tholucks, übertroffen worden ist; ich meine den Rostocker Professor der Theologie Carl Friedrich August Fritzsche, zwei Jahre jünger als Tholuck, und in demselben Jahr (1826) als Ordinarius nach Rostock berufen, in welchem Tholuck seine Hallische Professur antrat. Fritzsche war schon auf der Universität durch Gottfried Hermann in die klassische und durch seinen Lehrer Winer in die biblische Philologie eingeführt worden und forderte, als unabweisbare Grundlage aller Exegese, die streng grammatische Methode auch für die Auslegung der Bibel. Sein Verdienst auf diesem Gebiete ist unbestritten. Ebenso bekannt aber ist es, zu welcher maßlosen Heftigkeit er sich hinreißen ließ, wenn er in eine wissenschaftliche Kontroverse eintrat. Da bediente er sich, wie Tholuck ihm später vorwarf, der „Sprache einer durch keine höhere Rücksicht gezügelten Leidenschaft, wie man sie nur mit tiefem Schmerz und Unwillen aus dem Munde eines Mannes vernimmt, den sein Amt zu einem Diener Jesu Christi macht.“ Ein Beispiel nur lehre ihn uns kennen. In einer Schrift des Jahres 1828 „Rezension einer Rezension“ gegen den Breslauer Rationalisten David Schulz, also einen Parteigenossen, der aber Fritzsches Kommentar zum Matthäus in der Allgemeinen Litteraturzeitung nicht ohne Tadel besprochen hatte, wurde der Rostocker Professor so ausfallend

(er nannte Schulz einen „Stümper," stellte ihn mit „Quartanern" zusammen, warf ihm vor, keine Grammatik, kein Latein zu verstehen, keine Ahnung von vernünftiger Kritik zu haben, ja er drohte jedem andren böswilligen Ignoranten, der auf gleiche Weise über ihn herfallen würde, ein ähnliches Schicksal, „denn ein Narrenmaul muß nach Salomo geschlagen werden"), daß Dr. Schulz in der Hallischen Litteraturzeitung erklärte, sich in wissenschaftliche Erörterungen mit dem „dünkelhaften Prahler" überhaupt nicht eher einlassen zu wollen, als „bis er die pöbelhafte Manier abgelegt und Sitte und Sprache der Gebildeten werde angenommen haben."

Dieser Mann nun brach im Jahre 1830 auf die unverantwortlichste Weise einen Kampf mit Tholuck vom Zaune, der den letzteren wohl in mancher Beziehung gefördert hat, aber ihn doch auch um der Schmähungen willen, die ihn trafen, tief kränken mußte. In seinen Erwiderungen gegen Fritzsche hielt er selbst sich innerhalb der Schranken des christlichen Anstandes.

Zur Vorbereitung auf die dreihundertjährige Jubelfeier der Augsburgischen Konfession, die in Deutschland zahllosen rationalistischen Heißspornen Gelegenheit gab, über die Pietisten und Mystiker herzufallen, hielt Professor Fritzsche am 22. Juni 1830 seinen Rostocker Studenten eine Vorlesung „über die unveränderte Geltung der Augsburgischen Konfession in der protestantischen Kirche und über die Unterdrückung des Rationalismus von Rechtswegen," die er dann „als ein Votum über die neuesten Religionsstreitigkeiten" (bei Vogel in Leipzig 1830) in etwas erweiterter Form drucken ließ. Der gelehrte Herr wies darin mit bewunderungswürdiger Unbefangenheit nach, „daß die Augustana auch für den Rationalisten ihre vollste Giltigkeit behalten, und daß auch er sein Amt und Werk in dem Geiste dieser Konfession treibe" (S. 53). Die Widersacher der Rationalisten aber und zumal die Ankläger „der zwei hochverdienten Gottesgelehrten in Halle" beschuldigte er des Papismus, des Jesuitismus, der Revolution und andrer schöner Dinge, und wies auf die Erfahrungen in der Kirchengeschichte hin, daß „die Verketzerer und Verfolger der Freisinnigen zuletzt allemal Schmach und Schande trifft." Dann fuhr er fort (S. 60): „Die protestantischen Fürsten sind zu weise, als daß sie nicht bemerken

sollten, im gegenwärtigen Streite kämpfe die Roheit und Ungelehrsamkeit zelotischer Eiferer mit der wissenschaftlichen Ruhe, Unbefangenheit und Tiefe der Supernaturalisten und Rationalisten, welche in der gesteigerten Kultur der ganzen deutschen Nation die gewisseste Aussicht auf den endlichen Sieg habe."

Zu den Worten: „Ungelehrsamkeit zelotischer Eiferer" setzte nun Dr. Fritzsche eine völlig aus der Luft gegriffene, in dem Zusammenhange seines Buchs durch nichts geforderte Anmerkung folgenden Wortlauts: „Man pflegt den Herrn Professor Tholuck als den gelehrtesten Theologen seiner Partei zu bezeichnen, und ich bin weit davon entfernt, ihm die im Vergleiche mit D. Hengstenberg und Prof. Guericke ihm nachgerühmte größere Gelehrsamkeit abzusprechen. Aber daß Herr Tholuck, wie seine Glaubensgenossen, weder im Semitischen noch im Griechischen so gründliche Sprachkenntnisse besitze, um bei Erklärung der heiligen Schrift nur mäßigen wissenschaftlichen Anforderungen zu genügen, und daß sein geistlicher Hochmut, der uns so oft sagt, die anerkanntesten Exegeten hätten Stellen der Schrift verkehrt aufgefaßt, weil ihnen der Glaube und gewisse religiöse Erfahrungen abgegangen wären, den Mangel an eindringenden Sprachkenntnissen und an ruhiger Überlegung und Prüfung dem Kundigen nicht verdecken kann, läßt sich auf das schlagendste aus zahlreichen Stellen seiner Schriften nachweisen. Die Parteilichkeit übrigens, mit welcher er nebst seinen Brüdern die heilige Schrift nach seinen Vorurteilen dreht und wendet, und die Gefahren, welche aus einer Verdrehung des göttlichen Worts nach dem Sinne der jetzigen Pietisten der evangelischen Kirche erwachsen müssen, auf eine dem Nichttheologen verständliche Weise zu schildern, wird dann unabweisbare Pflicht der evangelischen Exegeten werden, wenn Tholuck in seinem blinden Zeloteneifer mit seinen Freunden noch länger fortfahren sollte."

Der so unfein Angegriffene berücksichtigte zunächst die in die Öffentlichkeit geworfene Beschuldigung nicht. Als er aber seinen Römerbriefkommentar im Jahre 1831 zum drittenmale ausgehen ließ — der zweibändige Kommentar von Fritzsche hat überhaupt nur zwei Auflagen (1836 und 1839) erlebt! — schloß er sein Vorwort mit den Worten: „Was die neuerlichen renommistischen Ausfälle des Herrn Dr. Fritzsche in Rostock

gegen meine exegetischen Arbeiten betrifft, so kenne ich die Quelle derselben und wünsche nur, daß sich Herr Dr. Fritzsche seiner Zeit seiner Leidenschaftlichkeit schämen möge."

Dieser Wunsch Tholucks ist (nach der Versicherung von O. F. Fritzsche in Herzogs Realencyklopädie, 1. Auflage, Supplementband I S. 513) kurz vor dem Tode des in Gießen (1846) verstorbenen Professors allerdings noch in Erfüllung gegangen. Vorher aber goß er noch breite Ströme von Spott und Hohn auf den Hallischen Kollegen. Zunächst ließ er in der Gebauerschen Buchdruckerei in Halle, derselben, welcher Tholuck seine Ausgabe der exegetischen Werke Calvins in Verlag gegeben hatte, eine 150 Seiten umfassende Denkschrift an Tholuck erscheinen (1831), welche den Titel führte: „Über die Verdienste des Herrn Konsistorialrats und Professors D. August Tholuck um die Schrifterklärung. Ein Sendschreiben an ihn und ein Beitrag zur wissenschaftlichen Erklärung des Briefes Pauli an die Römer von D. Carl Friedrich August Fritzsche, ordentlicher Professor der Theologie in Rostock." In der vollen Rüstung des schwerbewaffneten Grammatikus zog Fritzsche hier gegen Tholucks Kommentar zum Römerbriefe ins Feld, um dem „neuevangelischen" Exegeten wie einem Schulknaben eine Reihe von ihm „verbrochener" grober „Schnitzer," die er höflicher auch „Verstöße" nennen wollte, vor die Füße zu werfen. So handelte er zuerst von angeblichen Verstößen gegen das Lexikon, 2. von Verstößen gegen die Syntax, 3. „von der Unklarheit und Verworrenheit unsres Schriftgelehrten", 4. von dem Einflusse, welchen Herr D. Tholuck der Dogmatik auf seine Erklärungen gestatte, 5. von Tholucks Kritik, 6. „von andren unliebsamen Erscheinungen, welche einen kenntnisarmen und verschrobenen Verfasser" verraten (falsch angelegte Untersuchungen, Konfusion in der Auffassung fremder Auslegungen, gewaltsame, unnatürliche, gezwungene, „kurz contorte" Erklärungen ꝛc.; Unkenntnis des Aramäischen, Arabischen, Äthiopischen und Persischen), 7. von der Benutzung früherer Erklärer (wobei Tholuck „wie alle Pietisten" eine unbegreifliche Vorliebe für den „eifrigen Ketzerverfolger" Calvin an den Tag lege, und einen Erasmus, Casaubonus, Beza fast übersehe, auch die Kirchenväter oft gar nicht verstanden habe), 8. von „den tiefen Bemerkungen

und Betrachtungen des Verfassers," wo hauptsächlich „die frömmelnde Tiefe," aber auch „das leere und unzusammenhängende Gerede" des Verfassers gebrandmarkt wurde. Im „Schlußwort" nahm der Verfasser den Mund sehr voll. „Ich sollte meinen, Sie und die Rezensenten könnten, jeder in seiner Art, mit dem Gegebenen zufrieden sein. Oder wären denn nicht Schnitzer, was ich Schnitzer genannt, wäre denn nicht unklar, konfus und sinnlos, was ich also bezeichnet, wäre nicht an den gerügten Stellen bald nachlässig, bald leichtsinnig, bald hoffärtig, bald lieblos gefrevelt? .... Kurz, es bleibt bei allem, was ich gesagt habe, bis Sie mir das Gegenteil wissenschaftlich beweisen. Wissenschaftlich, sage ich, und bitte Sie, das doppelt ausgezeichnete Wort nicht zu übersehen. Nur das einzige nehme ich auf das bestimmteste zurück, daß Sie ja wohl der Gelehrteste Ihrer Partei sein könnten, gelehrter namentlich als die Herren Dr. Hengstenberg und Prof. Guericke. Damals, als ich das schrieb, kannte ich Sie noch nicht so, wie ich Sie aus dem rezensierten Kommentare kennen gelernt habe. Jetzt sehe ich, daß die Beschuldigung, irgend ein Schrifterklärer stehe in seinem Wissen noch unter Ihnen, gar zu ungeheuer ist. Nein, das kann nicht sein; ich nehme meine Behauptung feierlich zurück, und trenne mich entweder auf immer von Ihren gelehrten Werken, oder (wie Sie wollen) ich liefere in einem zweiten Sendschreiben bald eine Fortsetzung. Ich empfehle mich Ihnen."

Nun könnte man ja wohl meinen, wer — noch dazu so gut wie aus heiler Haut — so grob wird, der hat immer Unrecht, und Tholuck hätte auf die unerhörte Verdächtigung, ja versuchte Vernichtung seiner wissenschaftlichen Ehre schweigen können. Allein es handelte sich nicht nur um seine Sache. Es galt dem Anspruche entgegenzutreten, als sei allein die grammatisch-historische Methode berufen, das Verständnis der heiligen Schriften zu eröffnen. Wohl wird es bei dem Melanchthonschen Kanon bleiben: „ein schlechter Grammatikus ein schlechter Theologus"; aber das bedeutet noch lange nicht: „ein guter Grammatikus ein guter Theologus." Wer wollte es verkennen, daß auf dem sprachlich-philologischen Gebiete die eigentliche exegetische Bedeutung Tholucks nie zu suchen gewesen ist. Allein auf diesem Gebiete war durch Unterlassungssünden genug

und übergenug gefehlt worden; und darum wirkten Tholucks Kommentare wie ein erfrischender Quell, weil hier endlich einmal wieder ein Mann redete, der im Geiste der Apostel die Schriften der Apostel zu verstehen suchte, und nicht ein Raritätensammler, der wie Fritzsche zur Erklärung des Pauluswortes: „Der Geist vertritt uns mit unaussprechlichen Seufzern“ auf die Ausbeute hoffen wollte, „die ein genaueres Studium der Theologie der späteren Juden gewähren werde!“ Tholuck durfte nicht schweigen; der Fehdehandschuh, welchen der hitzige Rostocker Professor im Grunde der ganzen gläubigen Exegese und Theologie hingeworfen hatte, mußte aufgenommen werden. In diesem Sinne, nicht als eine persönliche Verteidigungsschrift, verfaßte Tholuck seine Erwiderung. Sie erschien 1832 bei Anton in Halle und führte den Titel: „Beiträge zur Spracherklärung des Neuen Testaments, zugleich als eine Würdigung der Rezension meines Kommentars zum Briefe an die Römer von Dr. Fritzsche, von D. A. Tholuck.“

In der Vorrede sprach sich der Verfasser über seine Arbeit folgendermaßen aus: „Indem ich diese Schrift herausgebe, bemerke ich, daß ich während der mannigfach unterbrochenen Abfassung derselben eine Zeitlang zweifelhaft war, ob es zweckmäßig sei, die Angriffe meines Gegners zu beantworten. — Wären meine Schriften soeben erst ans Licht getreten, so wäre es ohne Zweifel wünschenswert, dafür zu sorgen, daß nicht das Publikum, noch ehe es dieselben kennen gelernt, davon abgeschreckt würde. Jetzt aber verhält es sich anders. Bereits seit sechs Jahren sind sie in den Händen des Publikums, und während, mit sehr wenigen Ausnahmen, sämtliche Litteraturzeitungen das Verwerfungsurteil darüber ausgesprochen und aufs ernstlichste davor gewarnt haben, sind etwa fünftausend Exemplare davon verbreitet worden. Hieraus läßt sich mehreres schließen. Zuerst erhellt hieraus, daß die Zeiten vorüber sind, wo ein einziger Nikolai durch das Fehmgericht seiner Deutschen Bibliothek im stande war, ein christliches Werk sogleich bei seiner Geburt für immer der Vergessenheit zu übergeben. Sodann kann ich mit Grund hoffen, daß eine hinlängliche Anzahl von Theologen in den Stand gesetzt ist, selbst ein Urteil über meine Leistungen zu fällen. Endlich möchte auch

dieſe Erſcheinung zeigen, daß die Urteile der Litteraturzeitungen, welche, wie ſich die eine ausdrückt, nichts an meinen Werken zu loben finden, als Druck und Papier, doch nicht ganz ohne Parteilichkeit geſchrieben ſein können. Ich möchte wohl wiſſen, welche Hoffnung für die Aufnahme ihrer Schriften die rationaliſtiſchen Gegner haben würden, wenn plötzlich ſämtliche Rezenſieranſtalten Deutſchlands in dem Maße ſie herabzuwürdigen und davor zu warnen anfingen, als ſie jetzt auf deren Erhebung und Empfehlung bedacht ſind? — Es könnte nun aber ſcheinen, daß das nachträgliche Urteil der Rezenſieranſtalten über die Schrift meines Gegners, welche, ſo viel mir bekannt worden, derſelben den freudigſten und teilnehmendſten Beifall gezollt haben, zu einer Gegenſchrift auffordern müßte. Dieſen Beifall mußte man doch aber im voraus erwarten, da ſie ja in dieſer Schrift nur mit mehr Gelehrſamkeit und mit mehr Invektiven das ausgeführt fanden, was ſie vorher verſucht hatten. Nur in einer Beziehung hatte ich etwas andres erwartet. Ich hatte mir vorgeſtellt, daß bei aller Freude über das Erſcheinen dieſer Schmähſchrift doch auch manche der bitterſten Gegner nicht umhin können würden, über den Ton derſelben einen ernſten Unwillen zu äußern. Einige haben indes die Sanftmut und Faſſung meines Gegners bewundert. Andre rühmen ‚den von jeder ſchädlichen Konvenienz freien‘ Mut jenes Mannes, — der mit dem breiteſten Strome des Zeitgeiſtes ſchwimmt! Es iſt unmöglich, daß man nicht fühle, wie man ſich ſelbſt belügt.“

„Unter dieſen Umſtänden ſchien es nun mehreren meiner Freunde und auch mir zuweilen, daß für die Leidenſchaftloſen eine Schrift wie die gegenwärtige nicht erforderlich und in Bezug auf die Maſſe der Leidenſchaftlichen wirkungslos ſei. Indes hat ſich mir doch eine andre Anſicht beſtärkt. Das Werk des Gegners enthält nämlich zum Teil gegründete Rügen; ich habe ſie, wo ich ſie fand, offen anerkannt, — und jeder von ſich nicht Eingenommene ſetzt gewiß ſchon von vornherein voraus, daß auch ſein beſtes Werk einem ſcharfſichtigen und zumal einem ſchadenfrohen Kritiker Stoff zu gerechten Rügen darbieten werde; — der größte Teil der Anklagen beſteht aber in Verdrehungen, Mißdeutungen und willkürlichen Behauptungen,

deren Ungrund nur eine genaue, ins Detail eingehende Untersuchung darthut. Der erste Teil der Schrift nun mit diesem zweiten verbunden kann auch in dem wirklich unparteiischen Leser, welchem aber die Zeit mangelt, in alle Detailuntersuchungen einzugehen, eine falsche Ansicht von meinen exegetischen Werken erzeugen. Insofern hielt ich es als Gelehrter für meine Pflicht, das Verfahren des Gegners ans Licht zu stellen. Es ist dies einmal geschehen, und auf alle weiteren Ausfälle und Angriffe des Gegners werde ich wahrscheinlich nie etwas weiteres zu antworten haben, so lange er nicht das hier Gegebene wirklich widerlegt hat. — Sollte ich zugleich bei dieser Gelegenheit ein Beispiel der Art von Polemik gegeben haben, wie sie dem christlichen Theologen, welcher sich selbst und die heilige Sache des Evangeliums frech angegriffen sieht, ziemt, so wird mir das ein noch höherer Lohn sein. Ich kann sagen, daß, wie mein Herz von aller persönlichen Leidenschaft wider meinen Gegner frei ist, so daß ich nicht anstehen würde, ihm die Bruderhand zu reichen, so habe ich mich ernstlich bestrebt, in dieser Schrift bei aller Entschiedenheit und allem Ernste des Gegensatzes jeden Erguß persönlicher Gereiztheit fern zu halten. Ich habe daher auch den Titel so gewählt, wie er gewählt ist, und meine Untersuchungen bleiben nicht bloß bei polemischen Beziehungen stehen."

„. . . Zugleich kündige ich hier das Erscheinen einer vierten umgearbeiteten Auflage meines Kommentars zum Brief an die Römer an*). Ich denke, es wird sich auch hierbei bewähren, daß oft das böse Gemeinte zum besten ausschlagen kann. Wenngleich nämlich die Schrift meines Gegners mir bei dieser neuen Ausgabe weit mehr Dienste geleistet haben würde, wenn er sich in seiner Kritik mehr von der Wahrheitsliebe als von der Leidenschaft hätte leiten lassen, so werde ich dennoch von dem Scharfsinn und Fleiße des gelehrten Mannes, der selbst die Güte gehabt hat, mir die Druckfehler aufzusuchen, und der auch da, wo er willkürliche und falsche Behauptungen aufstellt, doch das Weiterforschen anregt, manchen Gewinn haben. Immer muß ich indes bemerken, daß ich es für einen weit größeren

*) Dieselbe trat erst 1841 ans Licht.

Gewinn ansehen werde, die Auslegung der Schrift von jener Seite zu fördern, welche von den Forschungen meines Gegners ganz und gar unberührt bleibt, von Seite des religiösen Elementes; und ich werde nie aufhören, dies für das wichtigste Geschäft des theologischen Auslegers zu halten .... ‚So ist nun, weder der da pflanzet, noch der da begießet, etwas, sondern Gott, der das Gedeihen gibt.'"

In einer ausführlichen Einleitung warf nun Tholuck zuerst einen Blick auf den Gang der Polemik zwischen dem Rationalismus und dem Glauben in der neueren Zeit, und gab ferner Nachricht von den früheren Ausfällen Fritzsches auf andre Gelehrte, sowie die von uns schon oben (S. 61 f.) benutzten Notizen über die Veranlassung zu den beiden Tholuckschen Kommentaren. Darauf wurden sämtliche Rügen des Gegners untersucht, welche in grammatischer und lexikalischer Hinsicht gemacht worden waren, und es ergab sich, daß kaum ein Vorwurf übrig blieb, der nicht zugleich auch anerkannte Grammatiker und Lexikographen wie Buttmann, Winer, Bretschneider, de Wette u. a. würde getroffen haben. Bei der Besprechung der hinsichtlich der Syntax von Fritzsche hervorgehobenen Bemängelungen untersuchte der Verfasser die Bedeutung neutestamentlicher Worte, Phrasen und Konstruktionen genauer und erörterte Fragen allgemeinerer Art, wie über den Unterschied von Sinn und Bedeutung, über die Entstehung der Sprachen, über die Christologie der Rabbiner. Hierauf folgten Bemerkungen über die gerügte „dogmatische Erklärung" der Schrift und eine Abweisung der Kritik Fritzsches über die Auszüge aus den Kirchenvätern und über Tholucks Kenntnis der orientalischen Sprachen. Den Schluß bildete ein Abschnitt über die „grammatisch-historische Exegese", wie sie in den eignen Schriften Fritzsches vorlag, wo dann nachgewiesen wurde, was unter Anwendung dieser Methode nach Fritzsches Matthäus-Kommentar als armseliger Rest von dem Leben Jesu noch übrig bleibe. Endlich aber gab auch Tholuck eine Blütenlese von „willkürlichen und sprachwidrigen, aus Vorliebe zu dogmatischen Vorurteilen und zu verkehrten Zusammenstellungen klassischer Citate mit biblischen entsprungenen Auslegungen" Fritzsches, um dann mit folgenden Worten von

seinem Gegner zu scheiden (S. 158): „Noch vieles ließe sich berühren; doch die Beschränkung des Raumes gebietet abzubrechen. Allem Vermuten nach wird dieses für alle Zeiten das letzte Wort sein, welches ich mit meinem gelehrten Gegner öffentlich spreche. Ich scheide von ihm mit dem Wunsche, daß der höchste Richter ihm einst seine Versündigungen gegen das Heilige ebenso vergeben möge, als ich bereit bin, ihm seine persönlichen Beleidigungen gegen mich zu vergeben; mit dem Wunsche, daß es ihm gelingen möge, je länger desto mehr die schönen Gaben, welche ihm Gott anvertraut, zum Heil der Kirche Jesu Christi anzuwenden; und endlich mit dem Wunsche, daß er in dem demutsvollen Glauben an den gekreuzigten Erlöser der Welt einen höheren Schatz und eine höhere Freude finden möge, als die ist, welche Grammatik und Kritik dem bedürfnisvollen Menschenherzen gewähren."

Daß ein Mann wie Fritzsche nach dieser Erwiderung noch nicht die Waffen strecken würde, war vorauszusehen. Eine von hochmütigem Spotte triefende Gegenschrift: „Präliminarien zur Abbitte und Ehrenerklärung, welche ich gern dem Herrn Konsistorialrat D. Tholuck gewähren möchte, und Bitte an das Publikum, mir durch Lösung einiger Preisaufgaben hierzu behilflich zu sein" (Halle, Gebauersche Buchhandlung, 1832, 75 S.) suchte vor allen Dingen die Lacher auf die Seite des Verfassers zu bringen. Nach einer Reihe von erneuten Vorwürfen wegen begangener „Schnitzer" und bewiesener „Unkenntnisse", wobei Fritzsche die Verleumdung nicht verschmähte, als habe Tholuck seine Weisheit in den „Beiträgen" von andren, nämlich von seinem Korrektor und dem von Tholuck einmal als Autorität citierten Dr. Bindseil entlehnt, machte der Rostocker Pamphletist zunächst den Vorschlag, mit Tholuck in eine öffentliche Disputation, „nach alter akademischer Sitte in der Sprache der Gelehrten", einzutreten und so ihre Angelegenheit vor kompetenten Richtern zu Ende zu bringen; im Falle der Niederlage sei er „bereit, gleich in der Aula vor der ganzen Versammlung Abbitte und Ehrenerklärung zu thun". Doch nahm er dieses Anerbieten sofort wieder zurück, weil die Tholucksche schwache Latinität, über welche schlimme „Anekdötchen" umhergingen, den Gegner doch in eine gar zu ungünstige Lage

versetzte. „Also einen zweiten Vorschlag. Zwei berühmte Männer sollen Schiedsrichter sein, Gottfried Hermann, Doktor der h. Schrift und hochverdient auch um die Erklärung des Neuen Testaments, im Griechischen, und Dr. Ernst Friedrich Karl Rosenmüller in orientalibus. Beweisen Sie oder jemand andres, daß Ihre Kommentare gute Schriften sind, d. h. daß Sie den Anforderungen, die man an einen Erklärer des Neuen Testaments hinsichtlich der griechischen Sprachkunde machen muß, völlig genügen, wird Dr. Hermann durch diese Deduktion überzeugt, so ersuche ich ihn hiermit, Ihnen darüber ein testimonium integritatis“ (Unbescholtenheitszeugnis) „auszustellen. Ich aber zahle Ihnen oder dem andren, der dieses testimonium bei Hermann auswirkt, hundert Stück Dukaten. Das sei der Hauptpreis. Ist Hermann zu einer Bescheinigung Ihrer völligen griechischen Integrität nicht zu bewegen, so ist vielleicht ein Minutienschein von ihm zu erlangen. Ich meine damit eine Bescheinigung, daß alles, was ich gegen Sie eingewendet, auf Silbenstecherei, auf Klauben an Worten, kurz auf Minutien hinauskomme, daß Sie meine Minutien in Ihren grundgelehrten Beiträgen als solche wissenschaftlich dargestellt haben, und daß das von Ihnen, namentlich in dem reichhaltigen Kapitel über die Syntaxis, als keiner Gegenrede wert Übergangene wahre Kleinigkeit sei. Den Minutienschein honoriere ich mit fünfzig Dukaten. Attestiert Dr. Hermann, daß die Art, wie Sie an den von mir gerügten Stellen citieren, excerpieren, die Kirchenväter und Profanskribenten brauchen und mißbrauchen, einem Kommentarschreiber nicht zur Unehre gereiche, so wollen wir dies ein testimonium morum“ (Sittenzeugnis) „nennen, das Ihnen ausgestellt wird. Ich honoriere es mit fünfundzwanzig Stück Dukaten. Daß Dr. Hermann Sie für einen guten Kritiker erklären könne, muß ich für unmöglich halten. Können Sie oder ein Kämpfer in Ihrer Sache ihn aber bewegen, daß er bescheinigt, ungeachtet meiner dagegen gemachten Ausstellungen dürfe man Ihnen nach den vorgebrachten Beweisen mindestens nicht abstreiten, daß Sie ein passabler Kritiker seien, so wollen wir das einen Passierzettel nennen, für welchen wohl zehn Dukaten genug sind. Bezeugt Ihnen Dr. Rosenmüller, daß Sie sich als eminenter Orientalist ausgewiesen haben, so hono-

riere ich dieſes testimonium integritatis auch mit hundert Dukaten, und mit fünfzig Stück den orientaliſchen Minutienſchein, d. h. die Beſcheinigung, daß, was ich in dieſer Hinſicht getadelt, auf Minutien hinauskomme und von Ihnen völlig genügend widerlegt worden ſei..... Die Preisbewerber wollen binnen Jahresfriſt ihre Schriften an die genannten Herren Preisrichter franko einſenden. Wer einen Preis erringt, dem wird das verlegte Porto bei Auszahlung des Preiſes wiedererſtattet."

Das durchaus Unwürdige dieſes marktſchreieriſchen Verfahrens, das auf bloße Blendung der Maſſen angelegt war — denn wie hätte ſich je ein ernſthafter Mann auf ſolche „Preisſchriften" einlaſſen können! — nötigte Tholuck doch noch einmal die Feder in die Hand, um wenigſtens einige der gröbſten Unwahrheiten aufzudecken, auf Grund deren Fritzſche ſich zu einem derartigen Tone hatte verleiten laſſen. Die kleine, nur 31 Seiten umfaſſende Schrift führt den Titel: „Noch ein ernſtes Wort an den Dr. Fritzſche in Roſtock, als Beilage zu deſſen zweiter Streitſchrift, von Dr. A. Tholuck. Halle, Anton, 1832." Das kurze Vorwort lautet: „Die mannigfachen Entſtellungen der Wahrheit im ganzen und einzelnen, welche ſich in der zweiten Streit- und Schmähſchrift des Herrn Dr. Fritzſche befinden, und die Bereitwilligkeit ſo vieler hundert Zeugen, dergleichen ſofort unbeſehen hinzunehmen und weiter zu verbreiten, hat mich bewogen, das Nachfolgende niederzuſchreiben. Einige Beſchuldigungen waren derart, daß ich ſie nicht wohl mit Stillſchweigen hingehen laſſen konnte, ohne ihnen den Schein der Beſtätigung zu leihen. In der Aufſtellung der wiſſenſchaftlichen Anklagen war diesmal noch mehr Kunſt und Sorgfalt angewendet worden, den wahren Standpunkt zu verrücken und das Unwahre desſelben zu verſchleiern, ſo daß ich ſelbſt, wenn ich zuerſt nur des Gegners Worte las, glauben mußte, er habe recht. Nur an einigen Beiſpielen konnte ich hier die Unredlichkeit der Beweisführung oder der Beſchuldigung darthun; es ſind aber die vornehmſten. — Für den, welcher ſehen will, wird die Beſchaffenheit der Waffen des Gegners bereits zur Genüge ihn ſelbſt und ſeine Sache charakteriſieren."

In fünf Abſchnitten wies Tholuck ſeinem Gegner nach: 1.,

daß auch er durchaus nicht „nur als ein edler Heros im Dienſte der Wiſſenſchaftlichkeit,“ ſondern in dogmatiſchem Intereſſe den Kampf gegen den ſogenannten Pietismus aufgenommen habe; ſeine Dogmatik aber ſei die des gewöhnlichen Rationalismus. 2. daß er, während Tholuck ſich nicht geſcheut habe, dem Widerſacher auch Zugeſtändniſſe zu machen, in keiner ſeiner Schriften auch nur eine ſeiner Satzungen zurückgenommen habe, ſondern behufs ihrer Verteidigung zu den ſchlechten Fechterkünſten, der Rhetorik und Sophiſtik, greife. 3. Wenn er aus dem Schweigen Tholucks zu einigen Vorwürfen den Schluß ziehe, daß dagegen nichts mehr zu ſagen ſei, warum habe er ſelbſt auf die zahlreichen Nachweiſungen geſchwiegen, in welchen ihm von dem Verfaſſer handgreifliche Irrtümer und Fehler vorgehalten worden ſeien? 4. habe Fritzſche in einer Anzahl von Fällen Tholucks Aufſtellungen falſch referiert. 5. „Was die von Ihnen vorgeſchlagene Disputation und Preisaufgabe betrifft, ſo iſt es wahr, daß man eine Preisaufgabe aufſtellen möchte, ob jemals ein Gelehrter, und zumal ein Doktor der Heiligen Schrift, mit ſchamloſerem Hochmute aufgetreten iſt.“ — Schließlich fügte Tholuck noch „ein ernſtes Wort über die Art der Polemik“ ſeines Gegners hinzu, und, da derſelbe ihn hoffärtig genug dazu herausforderte, auch ihm einmal eine Blöße aufzudecken, nahm er Fritzſches Bemerkungen zum erſten Verſe der Bergpredigt aus deſſen Kommentar kritiſch durch; „und zwar,“ bemerkte er, „dürfte es nötig ſein, damit Sie einmal Ihre eigne Manier im Spiegel beſehen können, daß ich dies in Ihrer eignen Sprache thue,“ wobei dann freilich — zum Beweiſe, was böſer Wille alles finden könne — auf vier Seiten (24–27) recht arge Blößen in Bezug auf Lexikon, Grammatik, Anführung von früheren Autoren, Vokaliſierung der hebräiſchen Wörter, Mißverſtändniſſe der Kirchenväter ꝛc. aufgedeckt wurden.

Die Schrift ſchloß mit den Worten: „Die Zeit wird es lehren, wer von beiden für das Verſtändnis der Evangelien mehr Frucht geſchafft hat, ob ein Olshauſen, welcher in ſeinem Kommentar ſich faſt jeder ſprachlichen Obſervation enthalten hat“ (Tholuck hätte getroſt hier auch ſeinen eignen Namen anführen können), „oder ob Sie, welcher durch den Reichtum derſelben der Schrift ein neues Licht angezündet zu haben glaubt.“

Damit hatte diese Fehde ihr Ende erreicht. Fritzsche schwieg, und Tholuck rächte sich in edler Weise dadurch, daß er in der vierten Auflage seines Römerbriefs den inzwischen erschienenen Kommentar seines Gegners in sprachlichen und philologischen Fragen um so fleißiger und anerkennender benutzte. —

Dem nächsten Kommentare aber, den er veröffentlichte, gab er den Nebentitel: „philologisch-theologische Auslegung," um damit anzudeuten, daß er dem von Fritzsche bemängelten sprachlich-grammatischen Gebiete eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet habe. Es war dies der Kommentar zur Bergpredigt, der in seiner ausführlichen und allseitigen Behandlung eines verhältnismäßig kurzen Bibelabschnitts dem Verfasser allezeit besonders ans Herz gewachsen geblieben ist. War er doch der erste, der überhaupt außer Augustinus und Luther diese „Darstellung des christlichen Sittengesetzes nach seinen allgemeinen Umrissen" (Tholuck, S. 37) wieder in einem besonderen, 544 Seiten umfassenden Kommentare behandelte; und was er gegeben hat, ist noch heute für jede genauere Erforschung der Bergpredigt unentbehrlich. Das Ziel, welches Tholuck bei der Abfassung dieses Werkes befolgte, war nach seiner eignen Angabe in der Vorrede dies: den Reichtum des Schriftinhaltes an einem kleineren Stücke der Bibel aufzuweisen und dadurch zu einer immer gewissenhafteren, umfassenderen und tieferen Durchforschung derselben einzuladen. Damit verband er die Absicht darzuthun, wie es großenteils nur von der sorgfältigen und allseitigen Erwägung der Schriftaussprüche abhange, um bei der Erklärung derselben auf etwas Festes und Sicheres zu kommen. „Zwar verdient", sagte Tholuck, „gerade die Bergpredigt wohl eine gründlichere Behandlung aus mehr als einer Rücksicht; indessen ist die Arbeit nicht durch Berücksichtigung eines bestimmten Bedürfnisses in dieser Beziehung hervorgerufen, sondern vielmehr aus dem allgemeineren Interesse an der Förderung christlicher Wissenschaft hervorgegangen. Insofern hat ihr auch der Verfasser einen besonderen Fleiß gewidmet. Auch auf die Korrektur des Druckes ist besondere Sorgfalt gewendet worden," und wir wissen, welchem scharfen Zensor wir das zu verdanken haben. An dieselbe Adresse richtet es sich wohl, wenn die Vorrede weiter bemerkt: „Ein gewisses Rezensentengeschlecht ver-

gleicht Jean Paul mit dem, der gefragt worden, was ein Menſch ſei, und einige Büſchel Haare und einige Nägel produzierte und ſagte: ‚ſo etwas ungefähr iſt ein Menſch.‘ Daß es auch dieſer Schrift nicht an ſolchen Rezenſenten fehlen wird, iſt vorauszuſehen. Ich darf indes hoffen, daß Gott das Gute, was ſie enthalten mag, nicht ohne Frucht laſſen wird; der Schwächen und Gebrechen, deren dieſes Werk, wie jedes andre menſchliche, an ſich trägt, bin ich mir wohl bewußt.“

Ein beſonderer Vorzug dieſer Schrift liegt in der außerordentlich fleißigen Heranziehung verwandter Bibelſtellen, deren Beſprechung zu näherer Erörterung wichtiger bibliſcher Grundbegriffe auf dogmatiſchem und ethiſchem Gebiete geführt hat wie: „Reich Gottes,“ „Sohn Gottes,“ „Ehe,“ „Kindesliebe,“ „Gott ſchauen,“ „Gott der Vater der Menſchen“ ꝛc. Dieſe Excurſe veranlaßten Tholuck, ſeinen Kommentar auf dem Titel „einen Beitrag zur Begründung einer rein-bibliſchen Glaubens- und Sittenlehre“ zu nennen und ſeine Schrift in der Vorrede nicht nur Exegeten, ſondern auch Dogmatikern und Ethikern zu empfehlen. Wenn Tholuck da hinzuſetzt: „Vorzüglich wünſche ich, daß ſie Geiſtlichen eine Anleitung werde zum ſorgfältigen Studium der heiligen Schrift und zur Einſicht in den unendlich reichen Lehrſtoff derſelben,“ ſo iſt dieſer Wunſch ſchon damals in weitem Umfange in Erfüllung gegangen. Die ſchon nach zwei Jahren nötig werdende neue „verbeſſerte Auflage“ von 1835 ſagte in der Vorrede: „Das Werk hat namentlich unter Predigern Verbreitung gefunden; viele haben ſich dadurch angeregt gefühlt, eine Reihe von Predigten über den wichtigen Abſchnitt des Neuen Teſtaments, den es erläutert, im Zuſammenhange zu halten; andre habe populäre Erklärungen der Bergpredigt oder des Vaterunſers nach Anleitung desſelben abgefaßt; ein würdiger Vorſteher eines Schullehrerſeminars hat eine treffliche Tabelle über das Gebet des Herrn und die ſieben Seligpreiſungen als Grundlage zu Katechiſationen darüber verfaßt: es iſt eine ſchöne Zeit, wo die Wiſſenſchaft, ſo innig mit der Kirche in Verbindung tretend, auf das kirchliche Leben einen ſo friſchen Einfluß ausübt.“

Ein Prediger Fuhrmann in Hamm freilich, der ſeit 1818 „Handbücher der theologiſchen Litteratur oder Anleitung zur

theologischen Bücherkenntnis für Studierende, Kandidaten, Stadt- und Landprediger" herausgab, urteilte in seinem neuesten „Handbuche" 1836 (S. 373) anders, indem er über Tholucks Bergpredigtkommentar bemerkte, daß man „in diesem weitläufigen, trockenen Buche wenig oder nichts Praktisches, das dem Homileten nützte, finde." Tholuck bemerkte darüber in seinem „Literarischen Anzeiger" (1835 S. 505) in lakonischer Kürze: „Unter den vielen Vorwürfen, die ich schon habe hören müssen, wird mir doch der der Trockenheit zum erstenmale gemacht."

Interessant ist das Urteil, welches der Bischof Neander über das Buch fällte. Tholuck hatte dem Minister ein Exemplar überreicht, und Altenstein erbat sich behufs der Dankesantwort von Neander ein Gutachten darüber. Dasselbe lautete: „Die Arbeit enthält nach meinem Dafürhalten sehr viel Schätzbares, wenn man sie aus dem Standpunkte des Sammlers betrachtet. Außerdem ist das Ringen des Verfassers mit dem Wunsche, ein adoptiertes System festzuhalten, und mit der unwiderstehlichen Macht der Wahrheit und Wissenschaft auf das beklagenswerteste sichtbar. Wie er bei der Auffassung der von der rigoristischen Partei für orthodox erklärten Lehren bestehen kann, da er die Verbalinspiration unverkennbar leugnet, begreife ich nicht, und sehe ihn im völligsten Widerspruche mit der anderwärts dargelegten Strenge." [1])

Daß Tholuck trotz der Leugnung der „Verbalinspiration" sich doch unter die Realinspiration der heiligen Schrift in ihren fünfundsechzig Büchern beugte, möge nachstehendes Gedicht zeigen, das er in der ersten Auflage der Widmung des Buches an seine Freunde Olshausen und Rothe — „als ein Zeichen inniger Gemeinschaft im Glauben und in der Wissenschaft" — folgen ließ:

„Es steht ein alter Wunderbau,
Den fünfundsechzig Säulen tragen,
Die Seiten deckt unscheinbar Grau,
Die Kuppeln in die Wolken ragen.

Jahrtausende sah'n unsre Väter
Daran hinauf mit Forscherblick.
Es kam das Aug' der treuen Beter
Mit Freudenthränen oft zurück.

Was Tief' und Höh', was Oft und Westen
Dem Forschergeist als Gaben beut,
Von allem Schönsten, allem Besten,
Dem Tempel war ihr Dienst geweiht.

Die Könige im Reich der Geister
Als Knechte hier versammelt sind,
Der Wissenschaften stolzer Meister,
Er wurde hier ein einfach Kind.

O goldne Zeit der ersten Liebe,
Wo Christus Kinderherzen fand!
Wo sind sie jetzt, die Liebestriebe,
Welch finstrer Geist hat sie gebannt!

Wo sind die priesterlichen Seelen,
Die lernen, eh' sie Lehrer sind,
Marias Teil für sich erwählen,
Aufmerken wie ein frommes Kind!

Sich selber bauen sie nun Tempel
Und richten auf ihr eigen Bild.
Der Schlange Wort hat seinen Stempel:
Sie sind wie Gott! — es ist erfüllt.

O ew'ge Liebe, neig' dich wieder
Herab in unser kalt Geschlecht,
Erwärme die erstorb'nen Glieder,
Verschaffe dir dein heilig Recht!

Dein Recht ist es, uns zu belehren,
Dein Recht, daß wir dich treugesinnt,
Du ein'ger Meister! einig hören
Und deiner Weisheit Kinder sind. (Matth. 11,19.)"

Die Zuschrift an Olshausen und Rothe selbst lautet: „Euch, meine geliebten Freunde, widme ich dieses Werk; denn während, außer dem allgemeinen Bande unsres christlichen Glaubens, noch so manches andre teure Band aus früheren Zeiten uns verbindet, fühle ich mich mit Euch auch in dem wissenschaftlichen Streben besonders verwandt. Es kommt aber noch hinzu, daß Euch ein besonderer Anteil gerade an dieser Arbeit zukommt. Du, mein lieber Rothe, warst es, der vorzugsweise den Gedanken in mir geweckt und in liebevoller Teilnahme gefördert hat, einmal an einem kleineren Teile der heiligen

Schrift*) durch ein sorgfältiges Studium den Gehalt des Ganzen zu zeigen, und zugleich wie ein solches sorgfältigeres Eingehen auf die Sache zur Sicherheit und Festigkeit in der Erklärung leitet. Ich bin es mir lebhaft und dankbar bewußt, wie viel diese Arbeit, wenn sie auch keinem andren förderlich wäre, mir selbst genützt hat. Du aber, mein geliebter Olshausen, der Du durch Deinen Kommentar über die drei ersten Evangelien so vielen eine so reiche und mannigfaltige Anregung gegeben, hast auch in mir den Entschluß bestärkt, gerade diesen Abschnitt des Neuen Testaments, zu dessen tieferer Fassung Du ebenfalls so schöne Beiträge gegeben, zum Vorwurfe meiner Studien zu machen. Nehmet nun mit Eurer Liebe, die mir so teuer ist, diese Arbeit auf, die Ihr ans Licht gerufen! Der Herr, in welchem wir verbunden sind, lasse uns alle wachsen in Ihm, der das Haupt ist, zum vollkommenen Mannesalter in Christo."

Als 1845 eine neue Auflage des Werkes nötig wurde, arbeitete Tholuck den Kommentar mit Ausnahme weniger Abschnitte, völlig neu aus und gab ihm den einfacheren Titel: „Ausführliche Auslegung der Bergpredigt Christi nach Matthäus." Gewisse Breiten, die der ersten Ausarbeitung noch angehangen hatten, wurden getilgt, die Paraphrase und alphabetische Inhaltsanzeige weggelassen und dadurch eine wesentliche Kürzung des Buches (um 80 Seiten) herbeigeführt, obwohl der Stoff durch eingehende Besprechung der kritischen Fragen über die synoptischen Evangelien, durch Ausdehnung der Citate aus früheren Schriftstellern und durch noch genauere und weitere Untersuchungen über biblische Grundbegriffe erheblich angewachsen war. Die vierte und fünfte Auflage (1856 und 1872) gaben im wesentlichen nur einen Wiederabdruck dieser „Neuen Ausarbeitung." —

Inzwischen war die isolierte Stellung Tholucks in der Fakultät und Universität der Hauptsache nach dieselbe geblieben. Allerhand gesellige Beziehungen wurden wohl aufrecht erhalten, zu einem herzlichen Verhältnisse aber kam es nur in wenigen Fällen. Als zu Ostern 1834 der Jurist und Danteforscher

*) Wie Rothe das selbst bald danach so meisterhaft an Röm. 5, 12—21 that: Neuer Versuch einer Auslegung der pauliniſchen Stelle Röm. 5, Wittenberg 1836.

Karl Witte von Breslau nach Halle berufen wurde, wußte Tholuck ihn und einige Kollegen zu einer gemeinsamen Lektüre der göttlichen Komödie zu veranlassen; an diese Danteabende, an denen außer Tholuck und Witte noch Blanc, der Domprediger Ullmann und der Mediziner Friedländer teilnahmen, schloß sich später das Hallische Sonntagskränzchen, das mehrere Jahrzehnte hindurch für geistesverwandte Kollegen der Universität und einige andre städtische Familien eine willkommene Stätte einfachster Geselligkeit und regen Gedankenaustausches geblieben ist; wir nennen hier nur die Namen von Leo, Julius Müller, Hupfeld, Justizrat Wilke, Direktor Kramer ꝛc.

In der theologischen Fakultät selbst sollte Tholuck sobald noch keinen Gesinnungsgenossen finden; im Gegenteil, Ullmann kehrte 1836 nach Heidelberg zurück, und noch vorher war die Zahl der Rationalisten in der Fakultät um zwei oder drei Vertreter vermehrt worden.

In die Direktion der Franckeschen Stiftungen, in welche selbst berufen zu werden man thörichterweise in dem Hallischen Streit als das eigentliche Ziel Tholucks bezeichnet hatte, war der Professor Jacobs, und zum Kondirektor der Sohn des verstorbenen Kanzlers, Professor Niemeyer aus Jena berufen worden. Der letztere erhielt gleichzeitig eine außerordentliche Professur in der theologischen Fakultät von Halle, und wurde zufolge einer Kabinettsorder bereits am 19. November 1830 alleiniger Direktor der Franckeschen Stiftungen.

Die Berufung zweier andrer Extraordinarien — Stange († 1831) und Marks waren nach des Kanzlers Tode Ordinarien geworden —, des Diakonus an der Marienkirche Lic. K. Chr. Leberecht Franke und des Leipziger und danach Hallischen Privatdozenten Dähne, geschah nur unter lebhaftem Widerspruche Tholucks, und die darüber in der Fakultät gepflogenen Verhandlungen geben uns ein anschauliches Bild von der völlig vereinsamten Stellung, die Tholuck im Kreise seiner Kollegen einnahm, sowie von der Animosität, mit welcher einige unter denselben sich gegen ihn zu äußern nicht anstanden.

Franke hatte bereits 1831 den Minister um Verleihung einer Professur gebeten. Die Fakultät sollte sich gutachtlich

äußern. In der Sitzung wurde Tholucks dissentierendes Votum mit allen sieben Stimmen zurückgewiesen. Darauf reichte er ein schriftliches Separatvotum vom 28. Juni 1831 folgenden Inhaltes ein[2]): „Ich halte es meinerseits für durchaus notwendig, daß Herr Licentiat Franke seine Tüchtigkeit zum akademischen Lehrer der Theologie erst durch schriftstellerische Leistungen beurkunde, und zwar um so mehr, da dasjenige, was mir über die Beschaffenheit seiner Wirksamkeit als Lehrer der praktischen Theologie zu Ohren gekommen, gegründete Besorgnisse in Bezug auf seine Thätigkeit in diesem wichtigen Gebiete erweckt. Diese würde am ehesten durch eine schriftstellerische Leistung beseitigt werden können, die von seinen Kenntnissen und Fähigkeiten und seiner theologischen Richtung Zeugnis ablegt." In einem Begleitschreiben an den Dekan Gesenius hieß es: „Decanus spectabilis erhalten hierdurch mein Spezialvotum. So peinlich es mir ist, von meinen Herren Kollegen in einer Angelegenheit zu dissentieren, so ist doch die Empfehlung zu einem akademischen Lehramt eine so wichtige Sache, daß ich in dem vorliegenden Falle meiner Überzeugung gemäß handeln mußte. Sie werden daher auch das Verlangen gerecht finden, wertester Herr Kollege, — und wie ich nicht anders weiß, ist es ganz in der Ordnung —, daß mein Spezialvotum mit dem der Fakultät an die Behörde abgehe."

Unter dem 1. Juli 1831 fragte Gesenius in einem Zirkular an, ob einer der andren Herren auch Nachteiliges über die Vorlesungen von Franke gehört hätte. Weber verneinte einfach; Ullmann wünschte mündliche Beratung, „da doch die litterarischen Leistungen nicht vorliegen." Wegscheider erklärte unfein genug: „Da der Bericht der Fakultät in gehöriger Form genehmigt und abgesandt ist, so können völlig unmotivierte Insinuationen eines einzelnen Fakultätsmitgliedes kein curae posteriores" (späteren Sorgen) „rechtfertigen"; und Fritzsche noch unfeiner: „Des Kollegen Tholuck Bemerkung beruht vielleicht auf einem dicitur, traditur, fertur," (man sagt, berichtet, erzählt). „Aber auf ein Gerede, auf ein Hörensagen, was oft bloße Klätscherei und gehässige Insinuation dienstwilliger Aufpasser ist, in einer Fakultätssitzung einzugehen, halte ich tief unter meiner Würde, und werde bei diesem Anlasse ganz unwillkürlich an

etwas erinnert, was vor nicht langer Zeit auf unsrer Universität vorgekommen ist."

Die Ernennung Frankes unterblieb. Am 8. Oktober 1833 teilte indessen der mittlerweile zum Königlichen Außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten an der Universität Halle ernannte Geheime Rat Delbrück der Fakultät mit, daß Franke sein Gesuch beim Minister erneuert habe, und die Fakultät ein Gutachten abzugeben beauftragt sei. Fritzsche schrieb an den Rand der Verfügung: „Bereits am 28. Juni 1831 haben sieben Mitglieder der Fakultät erklärt, daß Herr Licentiat Franke sich des Beifalls der Studierenden bei seinen Vorlesungen erfreue und ein wissenschaftlich und vielseitig gebildeter Mann, ein von seiner Gemeinde geliebter Prediger und Seelsorger sei, der sich auch als theologischer Schriftsteller wohl schon weiter gezeigt haben würde, wenn ihm sein sehr beschäftigendes Amt dazu mehr Zeit und seine bisherige Lage mehr Aufmunterung gewährt hätte." Gesenius versah dies Votum mit einem „einverstanden", Wegscheider und Thilo fügten nur ihr „Vidi" bei. Tholuck dagegen bemerkte: „Ich habe bei den früher eingeholten Votis der Fakultät am 28. Juni 1831 nach meinem Gewissen mich genötigt gesehen, die Erklärung abzugeben, daß ich die Anstellung des Herrn Diakonus Franke als Professor an hiesiger Universität und insbesondre zur Leitung praktischer Übungen für höchst nachteilig erachte, und nach Aufforderung des hohen Ministerii die Gründe hierfür in einer Erklärung dargelegt, welche ich auch jetzt nur wiederholen kann. Ich füge noch hinzu, daß, da ich nie in einer persönlichen Beziehung zu dem Herrn Diakonus gestanden habe, es einzig und allein das Wohl der Kirche ist, welches mich zu diesem Votum genötigt. Ich wünsche eben so sehr dem Herrn Diakonus in aller Beziehung das Beste, als es mir leid thut, in dieser Beziehung von der Ansicht meiner Herren Kollegen zu differieren; da ich aber gewiß bin, daß, wenn Herr Diakonus Licentiat Franke einen größeren Einfluß auf die Leitung der praktischen Theologie an hiesiger Universität erhielte, dieses, bei seinen bekannten Grundsätzen, einen so verderblichen Einfluß auf die hiesigen Studierenden und mittelbar auf die Kirche ausüben müßte, daß derselbe auch unfehlbar das Mißfallen einer

hohen Behörde erwecken würde, so ist es mir Gewissenspflicht, dieses ernste Bedenken wieder auszusprechen."

Der vorsichtige Ullmann endlich erklärte, auch er wünsche Herrn Franke alles Beste, da aber keine litterarischen Leistungen vorlägen, und auf Privatäußerungen von Studenten nichts zu geben wäre, so sähe er sich außer stande, „eine haltbare Basis zu einem gründlichen und gewissenhaften Urteile zu finden."

Am 28. Oktober 1833 berichtete der Dekan an den Minister, daß die Fakultät an ihrem Gutachten von 1831 festhalte, und „daß das damals dissentierende Mitglied der Fakultät auch jetzt bei seiner Ansicht beharre", — und nun wurde am 16. Dezember 1833 Franke in der That „zum außerordentlichen Professor namentlich für das Fach der praktischen Theologie" ernannt.

Wie schmerzlich Tholuck diesen Schlag fühlte, geht aus einem (datumlosen) Briefe an Bunsen hervor, der überhaupt manche willkommene Andeutungen über seine damalige Existenz und Stimmung enthält. Die betreffenden Stellen lauten: „..... Was den gegenwärtigen Stand in Halle betrifft, so kann ich Ihnen nicht sagen, wie sehr die neuliche Ernennung des hiesigen Diakonus Franke zum Professor nicht nur mich, sondern auch Männer betrübt hat, von denen man gewiß nicht sagen wird, daß sie engherzige Ansichten haben, z. B. Leo. Es war zu bekannt, daß Franke dem trivialsten Rationalismus huldigt und zwar mit viel mehr Hitze als Wegscheider. Er ist nun Leiter einer homiletischen Gesellschaft; soeben ist es im Werke, ihm auch das katechetische Seminar zu übertragen. Er kommt also in die unmittelbarste Berührung mit Studenten und erteilt ihnen Anweisung, unmittelbar den Rationalismus ins Leben und in die Kirche überzutragen. Soll denn der alte Semlersche Geist, der doch schon so unzählige Repräsentanten hier hat, gar nicht aussterben? Ich kann mir nicht denken, daß nicht die Mitglieder unsres Ministerii und namentlich unser Herr Minister selbst ihm entschiedener entgegen wirken sollten, wenn sie nur wüßten, durch wie so sehr viele Kanäle er verbreitet wird. Es kann aber gründlich nur geholfen werden, wenn irgend ein kräftiger und talentvoller Mann in

die Fakultät eintritt. Ein solcher wäre Sartorius, und da die Stelle von Weber*) unbesetzt geblieben ist, so ist dazu die Gelegenheit offen. Sollte indessen das Ministerium gegen einen solchen Schritt abgeneigt sein, warum wird nicht wenigstens ein Extraordinarius von Talent und besserer Geistesrichtung an diese wichtige Universität gesendet, z. B. der Schüler Neanders, Lizentiat Voigt in Berlin" (der mehrmals erwähnte Freund Tholucks, früher in Leipzig)? „Schon lange sieht dieser einer Anstellung entgegen; seine Tüchtigkeit ist anerkannt, und ebenso ist von ihm nicht zu fürchten, daß er irgend ein Extrem verteidige. Geschieht so etwas nicht, so steht zu befürchten, daß in kurzem der Antrag von seiten der Fakultät geschehe, den Lizentiat Dähne, der hier ist, zum Extraordinarius zu ernennen. Diesem sind Kenntnisse und Talent nicht abzusprechen, er ist indes ein genauer Freund des Lizentiat Franke, und, so viel bekannt, teilt er im ganzen dieselbe Richtung. So würde dann jene Richtung, für welche schon jetzt ein Gesenius, Wegscheider, Fritzsche, Niemeyer, Franke streiten, welche der Philosoph Gerlach nach Kräften unterstützt, diese würde noch einen neuen und kräftigen Zuwachs erhalten, und alle Gegenwirkung am Ende unmöglich werden. Der Vorschlag aber in Bezug auf Lizentiat Dähne wird gewiß in kurzem geschehen. — Das ist der Stand der Dinge in Bezug auf das Personal der Lehrer. Was den Einfluß der rationalistischen Partei noch verstärkt, ist der Umstand, daß die Dekanabilität von einer öffentlichen Disputation abhängig gemacht worden ist. Sie ruht daher jetzt allein in den Händen von Wegscheider und Gesenius, welche dem alten Fritzsche sie neuerlich ebenfalls erteilt haben, der ganz mit ihren Grundsätzen harmoniert, indem sie ihn wegen seines schwachen Gehörs von der Disputation freigesprochen. Wüßte ich, daß das Ministerium meine Bitte gewährte, so möchte ich gern um die Erlaubnis ersuchen, bloß durch ein Programm meine Dekanabilität zu erlangen und von der Disputation entbunden zu werden, welche hier ja weiter nichts sein würde, als ein öffentlicher Skandal, wodurch die Gemüter sich aufs neue erhitzen

*) Derselbe war am 1. August 1833 gestorben.

würden. Das Ministerium hat dies in mehreren Fällen gern gewährt, noch neuerlich bei Hengstenberg. Hier wäre es nun in der That doppelt Bedürfnis, wenn nicht auch von dieser Seite aus die rationalistische Partei ausschließend ein Privilegium genießen soll. Da nämlich die Dekane auch die Beurteilung der Preisaufgaben und die Erteilung von Stipendien haben, so gibt natürlich auch dieses ihnen auf die Masse der Stipendien suchenden Studenten einen Einfluß. — Verzeihen Sie, wenn ich in dieser Auseinandersetzung akademischer Verhältnisse so weitläufig gewesen bin. Ich weiß, welchen Anteil Sie daran nehmen. Überdies steht dies alles auch mit meiner Persönlichkeit in näherer Beziehung. Außer Ullmann nämlich, der allerdings für eine bessere Richtung mitwirkt, stehe ich so isoliert, daß ich aus Pflichtgefühl und im Anblick des dringenden Bedürfnisses in Hinsicht auf akademische Thätigkeit mehr thue, als meine Gesundheit tragen kann, und so mit fortwährender Siechheit zu kämpfen habe."

Es ist klar, daß Tholuck hoffte, durch dieses Schreiben an Bunsen einen indirekten Einfluß auf den Minister selbst ausüben zu können. Indessen ist dies in keiner Beziehung gelungen. Dähne wurde, wie wir gleich sehen werden, angestellt, und in Bezug auf seine Dekanabilität mußte Tholuck noch am 17. April 1839 eine direkte Eingabe an den Minister richten, mit dem Gesuch, die theologische Disputation unter den „bedenklichen, in Halle obwaltenden Umständen" ihm zu erlassen; er begründete seine Bitte durch die Mitteilung, daß „eine Berufung an eine namhafte größere Universität" (Erlangen, wohin ihn Schelling haben wollte) an ihn ergangen sei. Durch eine Verfügung vom 17. Februar 1840 bestimmte der Minister endlich, daß „die üblichen Prästanda behufs Zutritt zur Dekanabilität Tholuck (und Thilo) zu erlassen" seien.[3]) Tholuck hat die Würde des Dekans 1861 zum letztenmale bekleidet.

Seine Ferienreise während der Osterferien 1834 benutzte Tholuck, um auf Bunsen noch einmal mündlich in der bezeichneten Richtung einzuwirken. Sie trafen sich in Nürnberg und Tholuck reiste dann weiter nach Süddeutschland. Der Brief, den er (wiederum datumlos!) nach der Rückkehr an den römischen Freund richtete, läßt uns einen Einblick in die

Schikanen thun, mit welchen man ihn in Halle auch betreffs seiner Predigtthätigkeit verfolgte; ein Kapitel, dem wir im folgenden Abschnitte noch eine besondre Aufmerksamkeit widmen müssen. Der Brief lautet: „Mein verehrter Freund! Wie hat unser kurzes Zusammensein in Nürnberg mein Herz erfreut, wie hat es so teure Erinnerungen geweckt! — Meine Reise ist dem Inhalt nach unendlich groß gewesen; ich habe geistig und geistlich in München unendlich viel gelebt — mit Schubert Herz an Herz, wie Stube an Stube; mit Schelling in einer Vertraulichkeit, wie sie dem christlichen Bruder gezeigt wird, ungeachtet ich seinen fastus" (Stolz) „fürchtete, den er doch einigemale in der letzten Zeit öffentlich übel gezeigt hat. Schubert sagt: bei Roth gilt ein Groschen immer drei Kreuzer, bei Schelling manchmal nur zwei; mit Schnorr, Olivier, Görres u. s. w., namentlich mit einigen gar trefflichen katholischen Geistlichen und Professoren. Während indes der Geist volle Tafel hatte, war für den animalischen Menschen Fasttag. Ich behielt mein nächtliches Leiden, und es verstärkte sich, so daß ich alles Ernstes befürchtete, den Winter einmal ganz meine Vorlesungen aussetzen zu müssen, in welchem Falle ich dann schon den Plan gemacht hatte, mich wieder in der alten Roma niederzulassen. Doch ist es seit meiner Rückkehr, wenn auch nicht gut, wenigstens erträglich gegangen. Wenn nur nicht die fortwährenden Intriguen, von denen ich hier umsponnen bin, ohne einen Beistand in der Fakultät zu besitzen, meine Kräfte mit aufrieben! Jedem Thürlein, das Gott mir öffnet, wissen sie einen Stein vorzuwälzen. In diesem Halbjahr ist's ihnen gelungen, daß der Rationalismus wieder floriert. In Bezug auf die Predigten ist es dahin gebracht worden, daß ich wenigstens jetzt im Halbjahr nicht mehr als dreimal, höchstens viermal predigen kann. Die Kirchenvorsteher" (der Ulrichskirche) „haben nämlich erklärt, daß, wenn Abendmahl sei, der Universitätsgottesdienst nicht wie bisher konkurieren dürfe, da jetzt ein so großer Zudrang zu demselben stattfinde, daß die Kommunikanten gestört würden. Ich habe mich erboten, später den Gottesdienst anzufangen; da ich aber immer allein fechten muß, bis jetzt vergeblich. O daß Gott darein sehe und mir einen Gehilfen schickte! Nun geht auch v. Gerlach weg, und Stützen auf

Erden bleiben mir hier keine. — Der Herr sei auch mit Ihnen, das bete ich, denn Sie werden auch viel zu kämpfen haben."

Im Herbst 1834 bat der Lizentiat Dähne den Minister in der That um Verleihung einer außerordentlichen Professur. Die Fakultät erachtete ihn in einem Schreiben an Geh. Rat Delbrück vom 2. September 1834 derselben für würdig, gab aber zu erwägen, ob seine Anstellung gerade in Halle ein Bedürfnis sei. Tholuck sah sich genötigt, dem Fakultätsschreiben folgende Bemerkung hinzuzufügen[4]): „Diesem Gutachten meiner Herren Kollegen im übrigen beistimmend, muß ich doch noch dieses bemerken. Herr Lizentiat Dähne hat bis jetzt nur in der Schrift de praescientiae divinae notione" (über den Begriff des göttlichen Vorherwissens) „zu erkennen gegeben, was seine dogmatischen Ansichten seien. In dieser Schrift nun zeigt sich ein höchst auffallender Mangel an philosophischer und theologischer wahrer Bildung, so sehr, daß das Resultat dieser ganzen Schrift ist, da die menschliche Freiheit sich mit dem Vorherwissen Gottes nicht vereinigen lasse, so sei dieses gänzlich aufzugeben. Wer nun einen Gott ohne Vorherwissen statuieren und dieses als Resultat einer dogmatischen Untersuchung hinstellen kann, verrät doch einen auffallenden Mangel an dogmatischer Bildung. Nun erklärt zwar der Herr Lizentiat Dähne, daß seine theologische Bildung seitdem eine viel bessere Richtung und Gestalt gewonnen habe. Desto mehr wird man aber wünschen müssen, daß er vorher dieses öffentlich darthue, indem sein neulich erschienenes Werk" (Geschichtliche Darstellung der jüdisch-alexandrinischen Religionsphilosophie, 1834) „sich nur auf rein historischem Gebiete hält. Dieses bloß historische Wissen nämlich, wie groß es auch sei, kann doch bei so auffallender dogmatischer Oberflächlichkeit nicht gedeihlich auf die Theologie einwirken."

Trotz dieses Votums von Tholuck wurde Lizentiat Dähne am 31. Januar 1835 zum außerordentlichen Professor der Theologie ernannt. —

Inzwischen hatten sich Kämpfe andrer Art vorbereitet, bei denen Tholucks Herz in viel höherem Maße beteiligt war. Die lutherische Separation, die in Schlesien und anderwärts

die Leidenschaften entfesselte, verbreitete sich auch nach Halle und riß den einzigen theologischen Geistesverwandten Tholucks, Professor Guericke, von seiner Seite.

Es kann hier nicht der Ort sein, auf die Geschichte der Union und ihrer Einführung in Preußen des näheren einzugehen. Daß nach tieferen Rechtsanschauungen der Staat in seinen damaligen Anordnungen für das gottesdienstliche und bekennende Handeln der evangelischen Kirche Preußens seine Befugnisse überschritten hat, wird heutzutage wohl von keiner Seite geleugnet. Ebenso aber stößt der andre Satz schwerlich auf ernstlichen Widerspruch, daß es zu einem großen Teile Schuld der Kirche selbst gewesen ist, wenn kirchliche Dinge damals nicht durch kirchliche Organe eingeführt werden konnten. Die Union von 1817 mit ihrem Hinweis auf die reformatorischen Bekenntnisse, deren ungeschmälerte Giltigkeit die Kabinettsordre von 1834 zufolge tieferer Erwägungen noch ausdrücklicher anerkannte, sowie die Agende mit ihren reichen Schätzen altlutherischer und altchristlicher Kultusformen bezeichneten zweifellos einen bedeutenden Fortschritt aus dem weitherzigen rationalistischen Indifferentismus in die christliche Position. Stieß doch die Agende, wenn wir von dem kirchenpolitischen Widerspruche Schleiermachers u. a. absehen, anfangs hauptsächlich nur bei solchen an, welche in ihr eine Katholisierung des evangelischen Gottesdienstes beklagten oder protestantischen Mystizismus witterten. Anderseits aber weckte sie selbst erst wieder den Sinn für die konfessionellen Sonderheiten, zumal für die lutherische Sakramentslehre, um welche man sich in Deutschland ein Jahrhundert lang kaum noch gekümmert hatte. Die von Scheibel in Breslau seit 1830 ausgehende Opposition gegen die Einführung der Agende gab das Signal für weitere Äußerungen des Widerspruchs, namentlich in Schlesien. Auch Julius Müller, damals noch Pfarrer in Schönbrunn, weigerte sich bekanntlich, die Agende und den unierten Ritus des Brotbrechens beim Abendmahle anzunehmen; er bestritt, wenn auch im Herzen den Unionsbestrebungen günstig, — wurde er doch später ihr geistvollster Verteidiger — dem Staate als solchem das Recht zu innerkirchlichen Aktionen. Die Aufregung der Gemüter steigerte sich bis zum offenen Widerstande gegen die Staats-

gewalt, welchem dieſelbe mit polizeilichen und militäriſchen Mitteln glaubte begegnen zu müſſen. Die Verteidiger der lutheriſchen Abendmahlslehre und Spendeformel erſchienen fortan als Märtyrer ihrer Glaubenstreue, und mit wehmütigem Herzen ſahen ernſte Chriſten Deutſchlands Hunderte und Tauſende über das Weltmeer flüchten, um in Amerika und Auſtralien eine Freiheit zu ſuchen, die ihnen ihr Vaterland nicht gewähren zu wollen ſchien.

Die ſorgfältigen Unterſuchungen D. Wangemanns, deren Reſultate er in ſeinem, wenn auch etwas formloſen, doch dem Inhalte nach ſehr ſchätzbaren Buche Una Sancta[5]) niedergelegt hat, liefern nun freilich den unwiderleglichen Beweis, daß dies Märtyrertum zu einem Teile ein unnötiges und ſelbſterwähltes, und zum andren Teile ein gar nicht im Intereſſe der echten lutherſchen Lehre übernommenes geweſen iſt. König Friedrich Wilhelm III. hat, und zwar ſchon 1832, den Anhängern der Scheibelſchen Bewegung, um ſie in ihrem lutheriſchen Bekenntniſſe zu ſchützen, alles gewährt, was ſie in Treue gegen die Bekenntnisſchriften ihrer Kirche nur irgend fordern konnten: das unverletzte lutheriſche Glaubensbekenntnis; das Recht, nur Geiſtliche lutheriſchen Bekenntniſſes zu haben, welche auf die ſymboliſchen Bücher zu verpflichten wären; dazu die alten lutheriſchen Abendmahlsformulare (III, S. 85); — ja der König ging ſo weit, zu geſtatten, daß in der Agende jeder ſchwankende Ausdruck mit einem das Bekenntnis ſcharf bezeichnenden vertauſcht, und alles der Überzeugung der Lutheraner gemäß geändert werden dürfe; dieſe veränderte Agende ſollte dann nicht als eine bloße Modifikation der herrſchenden betrachtet, ſondern als die Agende der nichtunierten Lutheraner gedruckt und beſtätigt werden; nur die Anerkennung der gemeinſchaftlichen Kirchenbehörde wurde noch gefordert (III, S. 107). Allein die Breslauer, an deren Spitze nach Scheibels Amtsentſetzung und Steffens' ihm ſelbſt ſehr willkommenen Abberufung nach Berlin, der Juriſt Huſchke getreten war, wieſen alle derartigen Zumutungen als „ein Ziehen am fremden Joche mit den Ungläubigen“ (2. Kor. 6. 14) von der Hand. Sie forderten etwas, das nach dem 7. Artikel der Augsburgiſchen Konfeſſion eben nicht zum Weſen

der Kirche gehört und nur nach römischer (und etwa noch zwinglischer) Lehre als ein unentbehrliches Merkmal der rechten Kirche angesehen wird, nämlich: eine bestimmte, vom heiligen Geiste offenbarte Verfassung, und zwar mit ordinierten Ältesten, mit organisierter Zuchtübung u. s. w. Die auf dem Boden der lutherischen Bekenntnisschriften innerhalb der Separation selbst gegen diese unlutherische Anschauung erwachsene und mit der Loslösung von den Breslauern endende Opposition von Pastor Diedrich u. a., sowie die in der Folgezeit in erschreckendem Maße zunehmenden weiteren Separationen von der Separation diesseits und jenseits des Weltmeeres haben den geschichtlichen Beweis geliefert, daß in der That die Abtrennung von der preußischen Landeskirche ein Fehler gewesen ist, der sich an den allein Lutheraner heißen Wollenden selbst schwer gerächt hat.

Es ist nun bewundernswert, mit welcher Klarheit, aber auch mit welcher Entschiedenheit Tholuck in dieser damals doch noch recht verwickelten Frage Stellung genommen hat. Während sein geistlicher Vater Kottwitz sich ganz mit der Sache der Lutheraner identifizierte und sogar, wie Wangemann nachweist, durch recht bedenkliche, aus einseitiger Leichtgläubigkeit erwachsene Berichte den König zu beeinflußen suchte; während Julius Müller, um nicht selbst gemaßregelt zu werden, ins Ausland ging, — und während auf der andren Seite die ganze breite Masse der Ungläubigen über die thörichten „Märtyrer“ Spott und Hohn ausgoß, wußte Tholuck Licht und Schatten der Erscheinung mit seinem Verständnis zu erkennen und Lob und Tadel gerecht zu verteilen. Durch Guericke war ihm die Frage persönlich nahe getreten; als Geistlicher und als Professor fand er Veranlassung, sich öffentlich zur Sache zu äußern.

Auch in Halle und seiner Umgebung, namentlich in dem Dorfe Planena bei Ammendorf, hatte sich eine kleine lutherische Gemeinde gebildet, welche an Guericke ihren Berater und Zeugen fand. Das „pure Fürstenwerk der Union“ wollte diesem Kirchenhistoriker nicht gefallen, und die Drangsale der Schlesier griffen ihm ans Herz. Unter dem 29. September 1833 reichte er bei der Fakultät eine Abschrift seiner „Handschriftlichen Mitteilung für meine Freunde und Bekannte“ ein,

in welcher er anzeigte[6]), daß er „aus der unierten evangelischen Kirche wieder ausgetreten sei und wiederum der, eine Weile von uns (Gattin und Kindern) verlassen gewesenen alten evangelischen Kirche gliedlich angehöre, in welcher wir durch Gottes Gnade nun auch verharren wollen". Eine ausführliche Motivierung seines Schrittes war der Anzeige beigefügt. Am 19. November 1834 ließ sich Guericke in Dresden von dem dorthin übergesiedelten Dr. Scheibel zum Pastor der lutherischen Gemeinde in und um Halle ordinieren, taufte selbst einen ihm geborenen Sohn, verrichtete andre Amtsgeschäfte, — und wurde zufolge alles dessen durch Ministerialreskript vom 10. Januar 1835 aus seinem Amte als Professor entlassen.

Selbstverständlich bewegte diese Angelegenheit die Stadt und Universität Halle auf das lebhafteste. Tholuck hielt es für angezeigt, bei seinem nahen Verhältnisse zu Guericke und den mancherlei Fragen, die aus der Studentenwelt und Bürgerschaft an ihn herantraten, durch ein Bekenntnis auf der Kanzel ein orientierendes Zeugnis abzulegen[7]). Er sprach über die Stelle Lukas 12, 49 und 50, von dem Feuer, das der Herr anzuzünden gekommen, und fragte: 1. was ist das für ein Feuer, welches Christus angezündet zu sehen verlangt? und 2. gehört das Feuer, welches gegenwärtig in der evangelischen Kirche entbrannt ist, zu diesem Feuer? Im ersten Teile führte er aus, daß das von Christo in den Herzen zu entzündende Feuer seiner Beschaffenheit nach ein lebengebendes, aber auch ein verzehrendes, und daß es seinem Ursprunge nach ein aus Jesu eignem Opfertode sich entzündendes sei. Dann folgte die Anwendung auf die Gegenwart. Nicht jedes Feuer, das unter Christen entbrannt, sei darum auch ein von Christo angezündetes. „Wie viel Feuer der Irrlehre, wie viel Feuer des Verfolgungsgeistes haben schon unter den Christen gebrannt, die nicht Christus angezündet hatte, sondern die Hölle! Auch von dem Feuer, welches jetzt in der evangelischen Kirche entbrannt ist, müssen wir in mehrfacher Hinsicht sagen, daß nicht Christus es angezündet hat, sondern die Leidenschaft." „Es ist ein Feuer ohne das rechte Licht." Denn es macht erstens diejenige Wahrheit zum Kern und Stern des Evangeliums, die es nicht ist. Kern und Stern des Evangeliums kann nur sein, was wir auf allen

Seiten der Schrift wieder finden, was aus dem Munde aller Männer Gottes uns entgegentönt. Das ist die große Wahrheit von der Buße und von der Vergebung der Sünden in Christo, aber nicht die Lehre vom Sakrament des Altars. „Wie! — von denen, welche zu diesem Stern und Kern des Christentums sich bekennen gleich wie ihr, wollt ihr die Bruderhand zurückziehen? Wie! — jenen euren reformierten Mitbrüdern, welche für diese teure Wahrheit in allen Landen ihr Blut vergossen haben, mögt ihr die Bruderhand verweigern*), wollt darum sie ihnen weigern, weil sie in dem einen Punkte nicht mit euch gehen?“ .... „Nehmet aber, meine Brüder, aus einem wohlgeordneten Ganzen ein Stück heraus, das der Mittelpunkt ist, und setzet etwas andres an die Stelle — nehmet aus dem Mittelpunkte des Planetensystems die Sonne heraus und setzet einen andren Stern an die Stelle, ihr begreift es, wie alles allzumal verkehrt werden muß. Und so kann denn auch das innere christliche Leben kein recht gesundes sein, welches mit seiner ganzen Macht und Kraft vom Kern und Stern des Evangeliums ab und zu etwas andrem hingezogen wird.“ — Zum zweiten: „Was christliche Kirchen trennt und einigt, das müssen Wahrheiten sein, mit so großen deutlichen Buchstaben geschrieben, daß alt und jung, Männer und Frauen, Gelehrte und Ungelehrte sie lesen und fassen können.“ „Im Sakrament des Altars ist dies die Wahrheit, daß dem, welcher hinzutritt im Glauben, Leib und Blut Christi hier dargereicht wird zur Vergebung der Sünden. Über das Wie? wollten wir uns scheiden?“ „Meine Freunde, gibt es einen Frieden im christlichen Leben, der nach des Apostels Ausspruch höher ist als alle Vernunft, o so werden wir ja wohl auch glauben müssen, daß es Geheimnisse des Genusses Christi gebe, die höher sind als alle Vernunft, wo wir gestehen müssen, daß die Entscheidung darüber, wer den richtigen Ausdruck dafür getroffen habe, schwer sei, also, daß, wenn wir auch unsres eignen Glaubens gewiß sind, wir uns doch hüten müssen, den Bruder zu verurteilen, den

*) Scheibel hatte geschrieben: „Von katholischer, reformierter, griechischer und socinianischer Kirche weiß die Bibel nichts. Sie sucht in diesen allen nicht Kirchen, sondern Nachfolger von Korah, Bileam und Ägypten.“ (Bei Wangemann, Una sancta, zweiter Band, S. 25.)

wir in dieſem Genuſſe ſelbſt ſtehen ſehen und dadurch wachſen und gefördert werden am inneren Menſchen.“ Endlich jenes Feuer iſt ohne das rechte Licht, „denn nur etliche ſind unter unſren Brüdern, welche deutlich wiſſen, was ſie ſagen und was ſie ſetzen. Ihnen nach aber zieht ein großer Schwarm, den nichts andres treibt, als die Anhänglichkeit an das, was hergebracht iſt.“ Wohl liegt auch darin etwas Gutes; aber unſer Papſt ſoll auch Luther nicht werden. Und dann, gibt es nicht Eitelkeit auch hier auf heiligem Gebiete? „Es thut dem eitlen Herzen wohl, Partei zu machen, in kleineren Haufen da zu ſtehen als Märtyrer des Glaubens. Auch an dieſer Verſündigung mag es nicht ganz fehlen, obgleich wir überzeugt ſind, daß nur bei etlichen ſie ſtattfindet. Viel mehrere gibt es dagegen, die aus lauterer Redlichkeit jedesmal darüber bange werden, ob ſie auch auf der rechten Straße ſeien, ſobald ſie eine noch ſchmalere erblicken, auf welcher treue Chriſten unter größerer Verfolgung wandeln. Um ſolche redliche Seelen iſt mir beſonders bange, und ich kenne ihrer manche!“ Aber wären dann nicht die Mönche und Einſiedler unſre höchſten Vorbilder? — Dennoch miſchen ſich bei dem allen in jenes blinde Feuer auch heilige, von Chriſto angezündete Flammen; und auch dieſe laſſet uns kennen lernen. Es iſt eine heilige Flamme bei unſren Brüdern, daß ſie nach Feſtigkeit und Unerſchütterlichkeit im Glauben ſtreben, nach dem Vorbilde der Väter. „In welcher jämmerlichen Zeit leben wir, wo ſelbſt Geiſtliche auf Kanzel und am Altar nur von Anſichten wiſſen und nicht von Überzeugungen!“ „Für Anſichten läßt man kein Blut.“ „O daß die Zeit wieder käme, wo Gelehrter und Ungelehrter, Geiſtlicher und Laie rufen konnte: ich glaube, darum rede ich! Sodann iſt's eine heilige Flamme, mit welcher unſre Brüder für die Bedeutung des Sakraments entbrannt ſind. Wie viele wiſſen nur von einem Gedächtnismahle für einen großen guten Lehrer, und wollen bringen, wo ſie nehmen ſollten, himmliſches Manna für die gnadenhungrige Seele. Und endlich ein heiliges Feuer iſt die Sehnſucht unſrer Brüder nach Einheit der Kirche! Ihr Jünglinge, die ihr einſt in der evangeliſchen Kirche als Prieſter arbeiten werdet, lernt von ihnen, wenn ſie uns dieſes Bild der apoſtoliſchen Gemeinde wieder

vorhalten. Nicht eine tote Einförmigkeit sei es, die wir erstreben, sondern in der Einheit Mannigfaltigkeit; um die großen unmißverstehbaren Wahrheiten, in der Strenge evangelischer Zucht sammeln wir die Glieder der Kirche und unterscheiden wir die toten und faulen Glieder von den lebendigen; dann ist auch diese Bewegung nicht ohne Frucht geblieben, sondern gesegnet für die ganze Kirche des Herrn."

Außer diesem klaren und tapferen Zeugnisse auf der Kanzel wurde Tholuck noch zu einer anderweitigen Äußerung in dieser Sache veranlaßt.

Der Minister hatte der Fakultät die Amtsentsetzung Guerickes „wegen rücksichtsloser Angriffe auf Anordnungen, die auf Allerhöchsten Befehl Sr. Majestät des Königs getroffen sind," in einem Schreiben vom 10. Januar 1835 mitgeteilt. Die Abschrift des Dekrets an Guericke war beigelegt. Dasselbe lautete[8]): „Ungeachtet Ihnen die Landesväterlichen Absichten Sr. Majestät des Königs in Bezug auf die Einführung der erneuerten Agende" (von 1829) „und auf die Annahme der Union hinreichend bekannt sind, haben Sie sich nicht darauf beschränkt, Ihre entgegenstehenden theologischen Ansichten, wo und wie es Ihnen als Lehrer der Theologie gebührt und unverwehrt ist, auszusprechen, sondern sind öffentlich*) gegen die desfallsigen Anordnungen im Staate, nachdem Ihnen der Abdruck der sogenannten Handschriftlichen Mitteilung an Ihre Freunde und Bekannte über diese Angelegenheit warnend versagt worden war, durch die Publikation dieser die schwersten Anklagen über die Motive zur Union und das dabei befolgte Verfahren aussprechenden Schrift in den Kampf getreten. Es hat Ihnen nicht entgehen können, daß Ihre Lehrerpflicht von Ihnen fordert, die Jugend zur Folgsamkeit gegen obrigkeitliche Anordnungen hinzuleiten, und daß Sie bei abweichenden theologischen Meinungen Ihre Wirksamkeit auf das wissenschaftliche Gebiet zu beschränken haben, mit Ihrer Stellung als öffentlicher Lehrer aber unverträglich ist, daß Sie, im Widerspruch mit Ihren Pflichten, das Beispiel des rücksichtslosesten Angriffs auf Anordnungen geben, die auf Allerhöchsten Befehl Sr. Ma-

*) Guerickes „Handschriftliche Mitteilung ꝛc." war in Leipzig gedruckt erschienen.

jestät des Königs getroffen sind; ein Auflehnen, welches um so weniger geduldet werden dürfte, als Sie dieses Verfahren für gerechtfertigt durch Ihre theologischen Ansichten erachten. Des Königs Majestät haben deshalb, nachdem wiederholt versucht worden ist, Sie auf den richtigen Weg zurückzuführen, nach meinem Antrage Ihre Entlassung aus dem Allerhöchsten Dienste, wie ich Ihnen hierdurch bekannt mache, auszusprechen geruht."

Dieses Ministerialreskript schickte der Dekan Wegscheider zur Kenntnisnahme bei der Fakultät herum.

Da war es der bedächtige D. Ullmann, der eine Erwiderung an den Minister in Vorschlag brachte; — einmal um die von Altenstein gegebene Versicherung der akademischen Lehrfreiheit noch einmal ausdrücklich hervorzuheben, sodann aber, um Guericke der Gnade der Staatsregierung zu empfehlen. In ersterer Beziehung müsse betont werden: der Grundsatz sei also anerkannt, „daß es dem evangelischen Theologen vermöge der seiner wissenschaftlichen Stellung entsprechenden Lehrfreiheit unbenommen sei, innerhalb des ihm angewiesenen Kreises durch Wort und Schrift mit Gründen und in einer geziemenden würdigen Form seine Überzeugungen auch dann auszusprechen, wenn sie mit den Prinzipien der Union in Widerspruch stehen sollten." „Es darf in der evangelischen Kirche nicht einmal der Gedanke und die Meinung entstehen, als ob es verwehrt sein könnte, die altlutherische Lehre, die ihr rechtmäßiges öffentliches Bestehen hat, auf eine würdige und gründliche Art ohne Einmischung unangemessener gehässiger Polemik zu verteidigen." Was Guericke anbetreffe, so habe derselbe in dreierlei Weise gefehlt: 1. daß er sich nicht in seiner angewiesenen und rechten Sphäre als Lehrer der Theologie gehalten, sondern aus derselben heraustretend sich in fremde Angelegenheiten gemischt habe, 2. daß er sich nicht auf Verteidigung seiner der Union entgegenstehenden Überzeugungen durch Lehre und Schrift beschränkt, sondern geglaubt habe, durch Handlungen und kirchliche Aufregungen der Union entgegentreten zu müssen, 3. daß sein öffentlicher Widerspruch gegen die Union nicht den angemessenen Charakter trage, indem er nicht bloß mit Gründen auf die Sache gehe, sondern die der Union zu Grunde liegende Gesinnung auf eine ungehörige Weise und in einem höchst un-

geschickten, rücksichtslosen Tone angreife. Im übrigen versichere Guericke, daß er vor dem Druck seiner Erklärung über die Union nicht wirklich gewarnt, und daß dieser Druck ohne sein Wissen und Wollen durch einen Freund im Auslande bewirkt worden sei. Ullmann proponierte den Minister zu bitten, daß er Guericke in seiner Besoldung belasse, ihn aber „durch Versetzung an einen andren Wohnort aus dem Kreise, in dem er bisher einen wiewohl nicht sehr bedeutenden Einfluß gehabt, entferne."

Fritzsche sprach sich gegen Ullmanns Vorschlag aus, ebenso Gesenius, „zumal er eben höre, daß Guericke wegen der Selbsttaufe seines Kindes von dem Magistrat, und der Taufe eines Kindes in Planena von dem Landrat verklagt sei." Ähnlich äußerte sich Thilo.

Tholucks Votum ist so maßvoll und gerecht und für seine Stellung zu Union und Konfession so bedeutungsvoll, daß wir es ganz mitteilen. Es lautet: „Ich bemerke zuvörderst, daß, wenngleich ich die Art, wie bei Einführung von Agende und Union an vielen Orten verfahren worden, für verwerflich halte, ich dennoch sowohl die Grundsätze der Opposition von Guericke, wie auch die Art derselben ebenso sehr als irgend einer meiner Herren Kollegen mißbillige. Auch ist es nicht die freundschaftliche Hoffnung seine Lage verbessert zu sehen, die mich hier für seine Sache das Wort nehmen läßt; wie natürlich dieser Wunsch uns allen sein wird, so ist zu der Realisation desselben doch gar keine Aussicht, da auch der mildeste Vorschlag des Ministeriums an seiner Starrheit scheitern würde; — woraus freilich noch nicht folgte, daß er nicht gemacht werden sollte. Was mich veranlaßt, dringend meine älteren Herren Kollegen aufzufordern, noch einmal die Sache in ernste Erwägung zu ziehen, ist dies, daß — soweit ich jetzt sehe — diese Absetzung sich weder der Materie noch der Form nach als rechtlich rechtfertigen läßt, und es doch gerade der theologischen Fakultät, welche über diesen Fall das begründetste Urteil haben kann, am wenigsten anstehen würde, dazu zu schweigen."

„1. Der Materie nach erscheint mir diese Absetzung nicht rechtlich. Denn folgende zwei Punkte sind unzweifelhaft. a) Die lutherische Kirche hat rechtliche Existenz im Staate b) die Union

ſoll freiwillig ſein. Stehen dieſe zwei Punkte feſt, und eine Anzahl Lutheraner will ſich nicht unieren, ſo muß man ihnen dieſes zugeſtehen; wie dieſes auch dem Buchſtaben nach geſchieht. Wenn ſie nun aber weitergehen und ſagen: folglich kann ich auch nicht, ebenſo wenig als die Katholiken es thun, dulden, daß wir unter einem reformierten oder unierten Konſiſtorio ſtehen, können vielmehr Sr. Majeſtät nur das ius circa sacra" (das Aufſichtsrecht über die Kirche) „zugeſtehen, müſſen einen eignen Kirchenverband unter uns errichten, und wenn ſie's nicht bloß ſagen, ſondern, um nicht in Widerſpruch mit ſich ſelbſt zu geraten, auch thun — für unchriſtlich und unvernünftig halte ich dies ſtarre Luthertum: aber was widerrechtlich darin ſei, ſehe ich nicht ein; und bei der großen Wichtigkeit der Sache (die Zahl jener Lutheraner beläuft ſich ſchon auf etwa 11000) bitte ich meine Herren Kollegen recht ſehr, mir zu zeigen, worin ich etwa irre. 2. Was die Form betrifft, ſo wird ja wohl kein Juriſt den Widerſpruch in Abrede ſtellen. Zuvörderſt geht aus dem Reſkripte ſelbſt der eigentliche Grund der Abſetzung nicht deutlich hervor. Man ſieht nicht, ob der Druck jener Schrift die Abſetzung veranlaßt hat, oder die Vergehung, die Motive Sr. Majeſtät angegriffen zu haben. Wie dem nun auch ſei, keines von beiden erſcheint als begründet. Denn was das letztere betrifft, ſo iſt nicht Se. Majeſtät, weil er die Union empfohlen, des religiöſen Indifferentismus beſchuldigt, ſondern das Unionswerk überhaupt wird auf Indifferentismus zurückgeführt. Wer aber die Union verwirft, ſoll der nicht auch Gründe für die Verwerfung anführen dürfen? Was das andere anbelangt: ſoll ein Schriftſteller ſagen, er ſei von der Behörde verwarnt worden, wenn eine Druckerei ihm anzeigt, ſeine Schrift ſei an die Oberzenſurbehörde gegangen, und die Antwort ſtehe zu erwarten; und ſoll dies Verwarnung ſein? Kann man auf eine ſolche ſchweigende Verwarnung eine Abſetzung gründen? Setzen wir den Fall, daß einem von uns in der Fakultät ſo etwas begegnet wäre! Wenn aber der Druck im Auslande das Verbrecheriſche ſein ſoll — ſollte ſich Dr. Guericke verteidigen, ohne zur Rechenſchaft gezogen worden zu ſein? — Endlich aber das Schreiendſte von allem — wer bringt die erſte Erklärung der Unverwehrt-

heit alles Lehrens über den Gegenstand mit dem zur Unterschrift vorgelegten Revers*) in Einklang, welcher weder auf dem Katheder, noch in Schriften, noch im Privatleben zu lehren erlaubt? — Alle diese Punkte möchte ich meinen Herren Kollegen noch einmal zur Beherzigung und Erwägung vorlegen. Ich sollte meinen, wenn man es auch nicht angemessen fände, gerade den Entwurf des Herrn Kollegen Ullmann einem Schreiben an den Minister zu Grunde zu legen, dafür aber, daß in diesem Sinne irgend etwas geschehen müsse, werden wir zustimmen können; das bloße Gerechtigkeitsgefühl müßte dazu vermögen. — Es ist nicht eine Winkelangelegenheit, um die es sich handelt. Ich sehe leider voraus, teils daß diese Bewegung sich immer weiter verbreiten wird — schon zeigt sie sich auch im Posenschen und Pommern unter Geistlichen und Laien —, teils daß der Widerstand blutig werden kann. Die Kirchengeschichte wird davon nicht schweigen, und ich sollte meinen, schon diese Rücksicht müßte bewegen, daß unsre Fakultät hier streng nach den Forderungen der Gerechtigkeit verfahren müßte."

Der letzte im Turnus, Professor Marks, stimmte den beiden Kollegen nicht zu, riet aber zu weiterer gemeinsamer Besprechung.

Bei einem erneuten Umlauf, den im Herbst Fritzsche als Dekan veranlaßte, beharrte er selbst bei seinem Veto und „verbat sich jede Teilnahme." Dasselbe thaten Wegscheider und Gesenius. Thilo bemerkte: 1. Die Fakultät habe keine Befugnis, dem Minister mit einer mißbilligenden Erklärung entgegenzutreten; zu dem habe sich Guericke an den Senat, nicht aber an die Fakultät als akademische Korporation gewendet. 2. Die Lehrfreiheit sei anerkannt. 3. Wenn dieses starre Luthertum „unvernünftig und unchristlich" sei, dann dürfe man nichts thun, wodurch Leute dieser Partei noch könnten in dem Wahne bestärkt werden, daß sie ein gutes Werk treiben. Tholuck endlich dankte Thilo für die Mühe, die er sich gegeben habe, in betreff seiner Bedenken „einiges zu bemerken." Er sprach aber

*) Vor dem Absetzungsdekrete war ein derartiger Revers dem Dr. Guericke vorgelegt worden, den dieser zu unterschreiben sich weigerte.

seine Verwunderung über die letzte Äußerung aus. „Vorausgesetzt, das Bestreben der Lutheraner ist nach unsrer und der Regierung Ansicht mit dem Geist des Christentums in Widerspruch, aber rechtlich wohl begründet: darf eine Regierung dem Unterthan ein bürgerliches Recht entziehen, weil sie der Ansicht ist, sein Beginnen sei dem Geiste des Evangeliums zuwider? Nach diesem Grundsatze hat der Erzbischof von Salzburg die Protestanten aus seinen Staaten vertrieben. — Übrigens füge ich noch hinzu, daß ich die Schwierigkeit kirchenrechtlicher Fragen bei unsren Verhältnissen wohl fühle, und daher auch meine Ansicht in dieser Gelegenheit gern von Juristen und Theologen berichtigen lasse."

Bei diesen akademischen Äußerungen behielt die Sache ihr Bewenden. Eine Eingabe an den Minister kam nicht zu stande. Guericke blieb Pastor an der separierten lutherischen Gemeinde und wurde erst 1840 in seine Professur wieder eingesetzt. Tholuck aber werden wir das Zeugnis hoher Unparteilichkeit und weitschauenden Scharfblickes in dieser Angelegenheit nicht versagen können. —

Eine verwandte kirchliche Bewegung war es, in deren Mittelpunkt Tholuck eintrat, als er mit längerem Urlaube im Frühling 1835 zum zweiten Male sein geliebtes England besuchte. Der Mann, bei welchem er am längsten und liebsten verweilte, hat der ganzen Bewegung ihren Namen gegeben; es war kein andrer, als der vielgenannte Kanonikus von Christ Church und königliche Professor des Hebräischen in Oxford: Edward Bouverie Pusey. Tholuck war mit ihm zuerst in nähere Beziehungen getreten, als der ungefähr gleichaltrige Engländer im Winter 1825—26 in Berlin lebte und seine Vorlesungen hörte, wie seinen näheren Umgang fleißig suchte. Die Freundschaft erhielt eine neue Kräftigung, als, wie wir berichtet haben, 1829 Puseys Bruder auf dem römischen Palatin eine Villa bezog und mit Tholuck auf das herzlichste verkehrte. Der Oxforder Bruder hatte auch ein bei Tholuck in Berlin gehörtes Kolleg über die Geschichte der Aufklärungstheorie im 18. Jahrhundert für das englische Publikum bearbeitet und 1828 unter dem Titel: Historical inquiry of the theology of Germany herausgegeben, ein Buch, das dann Bialloblocky

und Sander im Jahre 1829 ins Deutsche übersetzten. Tholuck schrieb darüber noch aus Rom an den Freund: „.... Sie haben teils im Gange des Ganzen, teils in vielem Einzelnen ganz meinen Vorlesungen gefolgt. Ich gestehe Ihnen, daß ich gewünscht hätte, — und Sie werden mir diesen in der Natur der Sache gegründeten Wunsch zu gute halten — Sie hätten mich vorher darüber gutachtlich befragt; indes freue ich mich aufrichtig, wenn Sie wirklich hoffen dürfen, auf diese Weise Gutes gestiftet zu haben."

Pusey hatte in dem Buche damals noch einen Standpunkt vertreten, welcher den Pfarrer Hugh Rose (den Vater der Hadleigher Konferenz, aus welcher später der Traktarianismus oder Puseyismus erwuchs) veranlaßte, ihn dem englischen Publikum als „Neologen" zu verdächtigen. Tholuck schrieb darüber nach seiner Heimkehr aus Rom an Pusey (3. Juni 1829): „Diese Auffassung von Rose hat mir ungemein wehe gethan und ist mir zugleich als ein sophistischer Kunstgriff erschienen, welcher denjenigen der Ketzermacher des 17. Jahrhunderts sehr ähnlich sieht. Es ist recht eigentlich für die große Menge gemacht.... Ich sehe voraus, daß sich auch in England ein theologisch und christlich wichtiger Kampf entspinnt. Wen der Herr beruft, der Vorkämpfer in einem solchen Kampfe zu sein, muß sich auf schwere Streiche gefaßt machen. Aber der Lohn ist süß, und auch Sie, teurer Freund und Bruder, werden ihn schmecken und schmecken ihn wohl schon jetzt. Daß Ihre Gegner orthodox sind, macht sie ja nicht um das mindeste gerechter und liebevoller als wären sie Rationalisten."

Der Kampf entbrannte in der That; aber auf einem Gebiete, wo Pusey allerdings eine andre Stellung einnahm, als Tholuck es erwartet haben mochte.

Die auf den Methodismus des 18. Jahrhunderts zurückzuführende Neubelebung der christlichen Kreise Englands hatte sich allmählich auch der bischöflichen oder Staatskirche mitgeteilt. Wie in Deutschland, so legte man auch in England bei dem Wiedererwachen einer tieferen evangelischen Frömmigkeit zu Anfang dieses Jahrhunderts auf die Kirche, die Kirchenlehre, die kirchliche Verfassung ꝛc. ein geringeres Gewicht, als auf die innige Beziehung der einzelnen Seele zu ihrem Heilande. Was

nun in Preußen die Einführung der Union, das bewirkte für England die Aufhebung der Teſtakte im Jahre 1828 und die Roman Catholic Relief Bill von 1829, d. h. die Zulaſſung der Diſſenters und der Katholiken zum Parlamente und allen Staatsämtern. Daß nunmehr auch die Päpſtlichen und die auf die Kirchenlehre der Epiſkopalkirche nicht verpflichteten Nonkonformiſten über die Angelegenheiten der Staatskirche mitbeſtimmen ſollten, erweckte in dieſer letzteren eine Reaktion, vermöge deren man begann, ſich überhaupt auf das eigentümlich Kirchliche ernſtlicher zu beſinnen und gegen ſtaatliche Übergriffe einerſeits wie gegen die Lehrgleichgiltigkeit der „Evangelical Party“ anderſeits energiſcher Front zu machen. Oxford, ſeit Jahrhunderten die ſtolze Bewahrerin hochkirchlicher Traditionen, wurde der Mittelpunkt dieſer Beſtrebungen, die Rückkehr zum Kirchentum in Lehre, Verfaſſung, Kultus, künſtleriſchem Schmuck der Gottesdienſte und Gotteshäuſer u. ſ. w. die Parole, die man für die neue Partei ausgab. Der freiſinnige Dichter und Profeſſor der Poeſie John Keble in Oxford, der berühmte Theologe John Henry Newman, einer der erſten, die ſpäter zur römiſchen Kirche übertraten, Richard Froude, der königliche Kaplan Perceval, der eben genannte Hugh Roſe u. a. waren die Hauptvertreter dieſer Richtung. Auch Puſey wurde für ſie gewonnen und trat bald als ihr geſchickteſter und liebenswürdigſter litterariſcher Verteidiger auf, nachdem die Partei begonnen hatte, im Jahre 1833 ihre „Traktate“ (Tracts for the time) herauszugeben, in welchen die Anſchauungen dieſes neuproteſtantiſchen Hochkirchentums der Öffentlichkeit vorgeführt wurden. Auch hier waren es, wie bei den Altlutheranern Preußens, zunächſt die Sakramente, welche in den Vordergrund der Bewegung geſchoben wurden; man räumte ihnen bei den Traktarianern eine ſo bedeutungsvolle Stellung ein, daß in der That anſtatt der Rechtfertigung durch den Glauben geradezu eine Rechtfertigung durch die Sakramente aufgerichtet wurde. In beiden Fällen aber war es im letzten Grunde doch die Lehre von der Kirche, in welcher man ſich von dem geſchichtlichen Proteſtantismus ſchied: dort, in Preußen, wollte man unter Verwerfung des landeskirchlichen Regiments eine presbyterial verfaßte, durch ſtrenge Zucht rein gehaltene Gemeinde; hier, in England, ſah

man in der Kontinuität des kirchlichen Amtes von den Aposteln her das Geheimnis der Wirksamkeit der Sakramente und daher das eigentlich konstitutive Prinzip der Kirche. Daß eine solche Auffassung von dem Wesentlichen im Kirchenbegriff mit unausbleiblicher Notwendigkeit in die Arme Roms zurückführt, hat die Geschichte der englischen Staatskirche in den letzten fünfzig Jahren mit schmerzlicher Evidenz bewiesen. Schon zwölf Jahre nach dem Erscheinen der ersten „Tracts“ waren nicht weniger als 150 Geistliche und angesehene Laien der „Traktarianer“ römisch geworden, und der Prozeß ist noch lange nicht beendet. Pusey selbst wußte diesem Zuge nach Rom hin allerdings zu widerstehen; seine Aufgabe sah er vornehmlich darin, die englische Kirche wieder der alten ungeteilten katholischen Kirche der ersten drei Jahrhunderte zu konformieren: die „Bibliothek der Väter“, seine Ausgabe der wichtigsten patristischen Schriften in englischer Sprache, sollte diesem Zweck hauptsächlich dienen. Die Puseyiten aber verharren noch gegenwärtig in einer Richtung, welche erst im Hafen Roms ihren abschließenden Zielpunkt gefunden haben wird.

Tholuck hat mit Pusey eine herzliche briefliche Aussprache festgehalten, auch nachdem sich die bedenklicheren Erscheinungen der traktarianischen Tendenzen schon deutlicher gezeigt hatten, wenn er auch zuweilen seine Mißbilligung an Pusey aussprach. Im Jahre 1835 war es noch ganz rückhaltlos der Gelehrte und Freund, dessen Liebe Tholuck in England genießen wollte.

Sein Reisebegleiter nach England war ein ihm ganz besonders ans Herz gewachsener Jüngling: Ernst Müller aus Mühlhausen, als vielgeliebter Geistlicher und Superintendent in Bielefeld 1872 verstorben. Tholuck mußte sich den Freund zur Reisebegleitung aus der Berliner Stadtvogtei losbitten, denn auch Müller war wegen Teilnahme an der Hallischen Burschenschaft in Untersuchungshaft und erlitt später eine längere Festungsstrafe — nach deren Beendigung, zufolge zahlloser Bittgesuche Tholucks und andrer an höchster und allerhöchster Stelle, der Professor seinem befreiten Schüler ein jubelndes „Vivat der Kronprinz! Vivat der König! Pereant die Ministerialkommissionen!“ zurief. Mit rührender Fürsorge hatte Tholuck während der Haft sich seines jungen Freundes an-

genommen; der Baron Kottwitz, Focke, ein Berliner Arzt, v. Gerlach, — wer nur konnte, mußte ihn im Gefängnis besuchen. Der Patriarch legte beim König Fürsprache ein; der seit 1831 mit seiner Frau nach Halle übergesiedelte Fouqué schrieb an den Kronprinzen und an den Minister Rochow — Tholuck selbst sandte ergreifende Trostepisteln in die Stadtvogtei. Gleich im ersten Briefe heißt's: „Nun, geliebtes Kind, sei stark im Glauben, wer glaubt, fleucht nicht. Du weißt, die Perser tragen Siegelringe mit der Inschrift: ‚auch dies wird vorübergehen', die sehen sie in Leid und in Freud an. Wie oft habe ich in schwierigen Lagen diesen Siegelring im Geiste angesehen und mich dabei zurückerinnert, wie oft ich früher dasselbe gethan und — siehe, es ging alles vorüber, bis die ἀσάλευτα" (die unvergänglichen Dinge) „kommen!" Dieser Ernst Müller durfte — ein Zeichen von Tholucks einflußreichen Verbindungen in Berlin — das Untersuchungsgefängnis verlassen und ein Vierteljahr lang auf Reisen gehen!

Wir können diesmal Tholuck auf seiner englischen Reise nicht im einzelnen begleiten. Nur ein paar Briefe an Pusey vor und nach dem Wiedersehen in Oxford und ein an Bunsen aus dem Puseyschen Hause geschriebener, in welchem auch Hallische Klänge noch nachtönen, sollen uns einen Einblick in des Reisenden Stimmung gewähren.

In London während der Maiversammlungen wohnte Tholuck mit seinem Freunde bei einem Mr. Reichart, Hackney, Palestineplace. Von da schrieb er (und zwar deutsch) an Pusey am 11. Mai: „Mein teurer verehrter Freund! Sie sind so gütig gewesen, mir schon jetzt Auskunft über die Dantemanuskripte zu schicken; ich danke Ihnen verbindlich, diese Auskunft entspricht ganz dem Zwecke. Wenn irgend meine Zeit gestattet, werde ich selbst etwas für meinen Freund, den berühmten Dantisten Witte — das deutsche Wunderkind, der im vierzehnten Jahre allen Potentaten Europas vorgestellt wurde — kollationieren. — Nach meinem jetzigen Plane werde ich Deo volente den Sonnabend um 4 Uhr den 16. bei Ihnen eintreffen und Ihrer Erlaubnis gemäß bei Ihnen absteigen. Wenn aber unser Besuch Sie im mindesten geniert, so werden Sie als Freund offen sein und mich samt meinem Begleiter Müller,

oder auch dieſen allein in einer oder zwei bedrooms“ (Kammern) „außerhalb einquartieren. Nur das muß ich im voraus bitten, daß Ihre liebe Frau Gemahlin und Sie indulgence beweiſen, wenn ich als ein invalid nicht in allen Stücken Ihren Gewohnheiten folgen kann. Ich werde bitten müſſen, mich jedesmal gegen zehn Uhr zurückziehen zu dürfen, und würde ſehr dankbar ſein, wenn ich eine bedroom haben könnte, um welche her gegen dieſe Zeit abſolute Stille herrſcht. In Betreff der Tiſchzeiten habe ich mich bereits England konformiert, und ich halte Ihre Einrichtungen nicht bloß für den Londoner Kaufmann, ſondern auch für den Gelehrten für die angemeſſenere. Gegen Geſellſchaften verwahre ich mich nicht, nur wird mir die Ihrer lieben Familie die teuerſte ſein. Unter Oxfords Theologen werde ich mich wohl auch mit Ihnen am meiſten verſtändigen können. Außerdem möchte ich Ihren Geologen“ (Buckland) „ſehen und beſonders auch ſein Programm über die Erklärung der Geneſis. — Hier habe ich einige Biſchöfe kennen lernen und einen wahrhaft lieblichen Abend mit dem Biſchof von London zugebracht. Heute abend ſoll ich bei dem Archbiſhop ſein“ (Dr. Howley). „Auch mit Hugh Roſe bin ich zuſammengeweſen, der mir ſehr freundlich war, dem ich indes doch um Ihretwillen grolle; er iſt zu plump gegen Sie ausgefallen und müßte Reue darüber empfinden. — O daß Gott auch in Oxford ſchönes Wetter gäbe! Ich freue mich ſo der engliſchen Landſchaften. — Ich habe, ſo lange ich in London bin, immer heiligen Boden betreten, zuerſt Paleſtine, jetzt ‚Paradiſe‘,“ (er war zu Mr. Allen nach der Paradise row übergeſiedelt) „nun ſoll ich in Oxford noch in Chriſt Church kommen!“

Aus Oxford ſchrieb Tholuck an Bunſen vom 20. Mai 1835 folgendermaßen: „Teurer Freund! Hier, in Puſeys Hauſe, wo ſo vieles mich an Sie erinnert hat, fühle ich mich aufgefordert, an Sie zu ſchreiben. Zwar wird auch hier die Zeit knapp über der Menge von Leuten und Anſprüchen, die ſich in ganz kurze Zeit zuſammendrängen, aber doch nicht ſo kurz als in Deutſchland. Laſſen Sie mich Ihnen zuvörderſt ſagen, wie ich hierher gekommen bin. — Seit einem Jahre ſtand meine Sehnſucht nach England, und jede Nachricht, welche die Zeitung über das Ergehen der Kirche in dieſem Lande brachte,

steigerte dieselbe. Ich wünschte mir einen neuen Eindruck des christlichen Lebens hier überhaupt und des Standes der high church insbesondre. Zweimal wurde durch Krankheit die Ausführung meines Vorhabens gehindert; am 10. April endlich I sat out" (brach ich auf), „obwohl in einem solchen Zustande, daß ich zurückließ, ich würde vielleicht in zwei Tagen wieder zu Hause sein; denn eine nervöse Schlaflosigkeit pflegt mir in Gasthäusern allen Schlaf zu rauben. Doch Gott half Schritt für Schritt, ich sah darin das Siegel, daß ich diese Reise machen sollte. Ich reiste, begleitet von einem jungen Manne, Kand. Müller, den Sie bei mir sahen, und meiner Schwester bis Barmen. Dort blieb meine Schwester bei einer nahen Freundin, und ich kam weiter und weiter — immer noch ungewiß, ob ich ans Ziel gelangen würde — bis hierher. — Lassen Sie mich nun zuerst von Deutschland ein Wort sagen. Es war zuletzt heiße Zeit. Die lutherischen Bewegungen machten sie auch in meiner Nähe heiß. Überall, auch in der Umgegend von Halle, wo ein kleines Häuflein Gläubiger, entstehen splittings, und das Ende ist nicht abzusehen. Guericke ist in Untersuchung und fürchtete bei meiner Abreise Arrest. Er hat sich von Scheibel ordentlich als lutherischer Pastor von Naumburg und Halle ordinieren lassen und verrichtet als solcher die Sacra; dies ist es, was bestraft werden soll, und wenn man diese Gemeinden nicht förmlich anerkennt, so sehe ich auch nicht, wie man das dulden soll. An Guerickes Stelle ist ein junger Freund von Gesenius, Dähne, gekommen, ein begabter Mann, der im Verband mit allen andren Gegnern der guten Sache wesentlich schaden wird. Er hat begonnen, alles das zu lesen, was ich auch lese. Ein junger Prediger, welcher anfing das Evangelium zu predigen, starb, und an seiner Stelle ist ein andrer Freund von Gesenius Pastor geworden, ein begabter Mann, welcher schon erklärt hat, daß auch er sich habilitieren würde, ein so roher Mensch, daß er selbst in der Sakristei mich nicht grüßt, wenn wir uns im Ornat begegnen. So füllt Gesenius alles mit seinen Kreaturen, und leider ist der Kurator Delbrück selbst seine Kreatur. — Was nun England betrifft, so finde ich die Kirche wesentlich anders. Durch den Gegensatz der Dissenters sind viele low-

churchmen mehr zu highchurchmen geworden, und die Christen spalten sich immer mehr. Unter den Dissenters selbst haben die Wesleyaner die Partei der Kirche ergriffen, und man denkt auf Mittel, mit diesem body" (Körper) „von 291 000 Christen sich zu verstärken und sie in die Kirche aufzunehmen. Am giftigsten gegen die Kirche sind die Baptisten, auch zum Teil die Quäker. Die sogenannten highchurchmen haben sich aber wesentlich geändert. Die Masse derselben hat mehr Interesse an Religion gewonnen, obwohl sie selbst angesteckt vom Zeitgeist zum Teil den neuen Reformen nicht abgeneigt sind. Eine neue Klasse ist aber unter ihnen entstanden, holy spiritual men" (heilige, geistliche Leute), „welche dabei ganz auf die kirchlichen Gesetze sich gründen und die Idee der englischen Kirche geistlich zu erfassen streben, selbst das Fasten wieder ins Leben rufen. Die besten Spezimen hiervon sind Professor Pusey und einige seiner Freunde. Er hat sich sehr geändert. Er faßt jetzt die Dogmatik der englischen Kirche, wie ich meine, mit derselben Strenge und Einseitigkeit auf, wie Guericke die lutherische; nur daß sein Verstand und sein weiches Herz ihn nicht starr und kraß werden läßt. Rose hat sich mit ihm ausgesöhnt; ich habe auch ihn näher kennen lernen, er ist wahrhaft fromm, aber viel kälter und weltförmiger als Pusey. Beide jungen Männer werden als Stützen angesehen. Leider geschieht bis jetzt noch nichts, um litterarisch dieser Partei rechte Geltung zu verschaffen. Das British Magazine, welches Rose herausgibt, wird nicht sehr viel gelesen und selbst von Leuten dieser Partei für trocken gehalten. Außerdem gibt es aber auch gar kein Organ für dieselbe. Pusey, der bis jetzt nur arabisch getrieben, wünscht innerlich die Wissenschaft vom Kern aus zu fördern und ist jetzt mit einem Kommentar über die Psalmen beschäftigt; er ist sehr gelehrt und sehr christlich lebendig, allein er sieht alle kirchliche Forschung von vornherein mit Verdacht, ja mit mehr als Verdacht an, die Twestensche theologische Farbe hat er ganz verloren. — Merkwürdig, welchen Einfluß aber allmählich die deutsche Theologie auch hier gewinnt. In Schottland lernen alle Theologen deutsch, mein Kommentar zur Bergpredigt und Römerbrief ist in Schottland übersetzt; auch in Cambridge lernt alles deutsch. Und zwar haben sich in Cambridge und

Schottland zwei Parteien gebildet, die einen schließen sich mehr an die christliche neue deutsche Theologie an, die andren an die lau vermittelnde von Morus, Koppe, Kuinoel. Was wird das Ende sein? Gott läßt überall in Europa die mittelalterlichen Formen und Denkweisen einstürzen, und mit ihnen zugleich das Gute untergehen, das darin war. Schwachsichtige Gläubige und feindliche Ungläubige arbeiten an diesem Umsturz. Es ist die Zeit gekommen, wo der Geist überall eine neue Form haben soll. Gleichzeitig gießt Gott viel von seinem Geist aus, und unter den Trümmern des alten wird sich ein neuer Tempel bauen. Ich meine daher, auch die Feinde arbeiten jetzt als Knechte Gottes, und das tröstet mich, wenn so vieles fällt. — Ich habe auch den Erzbischof und mehrere Bischöfe näher kennen lernen; irre ich nicht, so sehen diese Herren die Zukunft heiterer an als ich und werden nicht gewahr, welcher Geist in den Kindern dieses Äon waltet. Ich bete heiß für diese ‚Insel der Heiligen'."

Endlich teilen wir noch einiges aus einem Briefe mit, den Tholuck etliche Zeit nach seiner Rückkehr an Pusey schrieb, und der uns durch die darin enthaltene Besprechung des Lebens Jesu von Strauß den besten Übergang zu des Briefstellers eignem Anteil an dem Kampfe gegen den Tübinger Privatdozenten bilden kann. Der Brief datiert vom 21. Februar 1836. Es heißt darin: „Wohl werden Sie mit Recht gezürnt haben, daß Ihr Freund hat mehr als sechs Monate verstreichen lassen, bevor er Ihnen, Ihrer werten Frau Gemahlin und Ihrem verehrten Bruder eine Nachricht über sein ferneres Ergehen hat zukommen lassen. Ich leide aber in dieser Hinsicht unter einem schweren Kampfe von Pflichten. Es liegt zu viel Arbeit auf meiner, des einen Schulter, und während ich nach der einen Seite hin den Anforderungen der Pflicht Genüge leiste, werde ich auf der andren Seite angeklagt. Zwei, drei bis vier tägliche Stunden Vorlesungen, die Predigten, Missionsstunden, eine Zeitschrift, fortgehende Schriftstellerei — bei dem allen noch den Pflichten des Briefwechsels genügen ist wohl schwer. Gern wollte ich weniger thun, aber wenn man der Arbeiter so wenige im Felde sieht, wenn der Feind so gewaltig an die Thore drängt, sieht man sich da nicht immer aufs neue aufgerufen?

Glauben Sie mir, es ist meinem Herzen süß an Freunde zu schreiben; es ist mir doppelt süß, an Sie zu schreiben, den ich so innig ehre. Ich habe aus Ihrem Hause einen tiefen Eindruck davon mitgenommen, daß Sie und Ihr Haus dem Herrn dienen, daß Ihre Namen im Himmel angeschrieben sind. Ich werde der bei Ihnen verlebten Stunden stets mit gerührtem Danke vor Gott denken. Möchte er Ihnen insbesondere auch diese Jüngerin, die so treu und so rein an Ihrer Seite steht, lange erhalten. Ich kann mir denken, wie Sie in vielen Nöten an ihr den reichsten irdischen Trost haben. Er erhöre mein Flehen.*)"

„Die Schicksale der englischen Kirche beschäftigen mich alle Tage so sehr wie die deutschen; ich fühle aufs tiefste ihre Beraubungen, ihre Kämpfe mit. Ja, Freund, eine Krisis entwickelt sich immer mehr, wo, wie niemals früher, ein Volk Gottes und ein Volk Satans sich gegenüberstehen wird. Lassen Sie mich Ihnen etwas hierüber aus Deutschland berichten. Die Gebildetsten nehmen mehr und mehr für die Hegelsche Philosophie Partei, und während einige wenige Anhänger derselben Christum suchen, sprechen sich mehrere nun ganz entschieden als Pantheisten aus. Der Hegelsche Privatdozent Strauß in Tübingen hat ein Leben Jesu herausgegeben, worin er alle historischen Diskrepanzen, welche je aufgefunden worden — und zwar noch mit neuen vermehrt — auf eine so glänzend scharfsinnige Weise zusammenstellt, daß jene Geschichte als ein Gebäude reiner Willkür, als Mythus, erscheint. Das Buch hat einen tiefen Eindruck auf alle nicht ganz und auf dem Wege der Erfahrung im Glauben befestigten Gemüter gemacht. Man wird eine neue Epoche von ihm aus datieren. Das Resultat ist: Wir wissen historisch durchaus nichts von Jesu gewiß, als daß er als eine Art jüdischer Prophet lebte. Darauf kommt das eigne Glaubensbekenntnis des Verfassers: daß er Pantheist sei, und daß es Zeit sei, daß die Maske von allen abgeworfen werde, und die christliche Kirche als solche aufhöre. Sie glauben nicht, wie tief das Buch einwirkt; viele, viele

*) Frau Pusey starb im Sommer 1839 und Tholuck schrieb dem Freunde aus Kissingen am 3. September einen ergreifenden Trostbrief.

Schwankende wenden sich nun mit Entschiedenheit auf jene Seite. Auch in unsren belletristischen Journalen lesen wir bereits pantheistische Glaubensbekenntnisse. Nur damit wollen sie sich noch rechtfertigen, daß sie nicht materialistische Pantheisten sind. Gleichzeitig sind von Vatke, Bohlen, Lengercke, Hitzig Bücher erschienen, zum Teil in frivoler Gesinnung, welche die negative Kritik des Alten Testaments bis aufs äußerste treiben. Der Sabbat ist erst unter Hiskias eingeführt, Abraham hat gar nicht existiert, das Volk unter Moses Anbeter des Saturn, Moses kein Feldherr, kein Gesetzgeber ꝛc. Und wenigstens Vatke ist höchst talentvoll; auch Ewald hat leider Vatke in einer Rezension so hoch erhoben und seine Verirrung kaum leise angedeutet. Ich sehe es kommen, daß in Deutschland in hundert Jahren nur Pantheisten und Gläubige sich werden gegenüberstehen, die Deisten und alten Rationalisten aber ganz verschwinden. Darüber werden Tausende verloren gehen, die jetzt noch wenigstens am Schimmer der Offenbarung sich laben .... Je stürmischer der Kampf wird, je mehr Licht und Finsternis sich trennt, desto mehr müssen die, welche an Christo halten, einander nahe treten und lieb behalten und für einander beten. Grüßen Sie auch Ihren Freund Newman; einige seiner Predigten haben mich wahrhaft erbaut: ein so durchsichtiger, heiliger Sinn. Mein Gebet ist: Segen über Ihre Gattin und Ihre Kinder, Segen über Ihr teures Haupt, Segen über Oxfords Universität, Segen über Englands Kirche, Segen über alle, die den Herrn Jesum lieb haben."

Aus der späteren Korrespondenz mit Pusey stehe hier nur noch eine Stelle aus dem Jahre 1839, in welcher Tholuck gegen die Tendenz der Traktarianer, die alte Kirche zu repristinieren, Front macht. „Immer häufiger erschallt nun Ihr Name von Engländern. Ich habe nichts einzelnes von Ihnen gelesen aus der letzten Zeit außer Ihrem Brief an den Bischof und die Rezension im Quarterly. Ich habe mit Vergnügen gesehen, daß Sie so bestimmt von der römischen Kirche sich lossagen. Allein ich gestehe Ihnen, daß ich glaube, von dem Standpunkte aus, den, wie ich höre, Herr Taylor gegen Sie eingenommen, scheint mir Ihre Stellung sehr angreifbar. Sie werden, wenn Sie sich an die Ante-nicänischen

Väter halten wollen, noch viel mehr katholiſche irrige Sätze aufnehmen müſſen. Ich glaube, es ließe ſich ein großer Katalog aufführen. Haben Sie ſich wohl auch mit unſren deutſchen Dogmengeſchichten bekannt gemacht? So ſchön mir Ihre Vorausſetzung von der Autorität jener Väter erſcheint, ſo wird doch ein genaues Studium von Barnabas, Irenaeus z. B. zeigen, daß ſie unmöglich als geſunde Spezimina der apoſtoliſchen Lehre angeſehen werden können; ja ich möchte durchaus die Echtheit des Barnabas leugnen. Wenn Sie daher die älteſten Kirchenväter herausgeben, ſo, fürchte ich, wird dies zum Teil dazu dienen, die Leute irre an der Autorität derſelben zu machen. Sie haben die Güte gehabt, mir die ſchöne Ausgabe von Auguſtin zuzuſenden; dieſe verdient allerdings in aller Hände zu ſein. Aber was nun, wenn Barnabas und Hermas wieder die Erbauungsbücher der Proteſtanten werden? Nein, ich muß glauben, die erſte Kirche hat noch mancherlei Schwankungen in der Erkenntnis und Dunkelheiten gehabt, gerade wie der einzelne Chriſt nach ſeiner Bekehrung; und erſt allmählich iſt in der Erkenntnis der apoſtoliſchen Wahrheit eine größere Klarheit eingetreten, ſo wie jeder Chriſt im Mannesalter klarere Blicke in die Wahrheit thun wird; und dieſes Mannesalter finde ich in der Reformationszeit."

„Man wird eine neue Epoche von Strauß datieren" hatte Tholuck, wie wir laſen, an Puſey geſchrieben. D. Karl Schwarz, der kürzlich verſtorbene Gothaſche Generalſuperintendent, der 1856 als außerordentlicher Profeſſor in Halle ein Buch „Zur Geſchichte der neueſten Theologie" herausgab, beginnt in der That die Geſchichte der heutigen theologiſchen Entwickelung mit dem „Leben Jeſu" von Strauß im Jahre 1835. Das iſt in einer Hinſicht vollkommen richtig. Die Dogmatik allerdings kann nur mit Schleiermacher einen neuen Abſchnitt der Behandlung der chriſtlichen Lehre anheben laſſen; auf Schleiermacher beruht mehr oder weniger die geſamte dogmatiſche Arbeit der Neuzeit. Dagegen hat allerdings die Behandlung der älteſten Kirchengeſchichte und Kritik des Neuen Teſtaments nach poſitiver, wie nach negativer Seite von Strauß

die wichtigsten und entscheidendsten Impulse bekommen, die noch immer nachwirken.

Orientieren wir uns, unter Anknüpfung an das im ersten Bande S. 337 ff. Gesagte, kurz über den damaligen Stand der Wissenschaft.

Der alte Supranaturalismus mit seinen ärmlichen Verstandesgründen für die christliche Lehre und der vulgäre Rationalismus mit seinen philiströsen „natürlichen" Wundererklärungen und seiner hausbackenen „Moral" hatten in den ersten Dezennien unsres Jahrhunderts, wiewohl Tholuck nach Hegels Wort dem Hallischen Rationalismus noch ein Pereat bringen sollte, wissenschaftlich doch bereits abgewirtschaftet. Der Ernst der Zeit forderte gewichtigere Realitäten, als ängstliche Untersuchungen darüber, ob man ein einzelnes Wunder Jesu als geschichtlich beweisen oder als gar zu seltsam preisgeben solle. Lebendige Berührung mit dem lebendigen Gott, nicht tote Abstraktionen suchte man; den ganzen wunderbaren Christus, von göttlichem Geheimnis umschwebt und doch in die Menschengeschichte wirkungskräftig eingetreten, wollte man fassen, nicht über die Möglichkeit einzelner seiner Wunder streiten. Es war eine That echt christlicher Wissenschaftlichkeit, wenn Schleiermacher in seiner Glaubenslehre die Person Christi und die durch ihn geschehene Erlösung wieder in den Mittelpunkt des ganzen Systems stellte. Ja Hegel unternahm es*), in sein großartiges gnostisches Denkgebäude das ganze Christentum mit hinein zu verarbeiten und für alle Mysterien des Glaubens den logischen Ort aufzuweisen, wo sie mit unentrinnbarer Notwendigkeit hingehören sollten. Keiner hat mit so souveräner Verachtung auf die natürlichen Wundererklärungen der Rationalisten herabgesehen, keiner ihre geistige Impotenz, die gewaltigen Gedanken, welche in der Schrift schlummern, auch nur zu ahnen, so schonungslos gegeißelt, wie Hegel. Alle Grundbegriffe der christlichen Religion: Dreieinigkeit, Menschwerdung Christi, Erlösung, Wiedergeburt, u. s. w. finden bei Hegel ihre Stelle und wissenschaftliche Rechtfertigung. Eine majestätische Rehabilitation des Christentums vor den Augen der Gebildeten setzte der

*) vgl. hier auch das auf S. 76 f. dieses Buches Gesagte.

schwäbische Philosoph ins Werk, und eine Zeitlang schien es, als wären nun in der That Glauben und Wissen, Vernunft und Offenbarung endgiltig mit einander versöhnt.

Allein einem schärferen Nachdenken konnte es doch nicht verborgen bleiben, daß alle jene christlichen Grundbegriffe im Hegelschen Systeme einen ganz andren als den herkömmlichen Sinn annahmen. Hegels Trinität ist nicht, sondern wird; die Selbstentfaltung der Idee in Gegensätze und die Aufhebung derselben, der Durchgang des Absoluten durch Natur und Geist, kurz, die Geschichte der Welt ist die Geschichte des werdenden Gottes. Das Böse ist nur der notwendige Naturgrund oder die Kehrseite des Guten; die Erlösung der Einblick in dieses Verhältnis; die Menschwerdung Gottes der Moment im weltgeschichtlichen Prozeß, wo in einem Menschen die absolute Wahrheit, daß göttliches und menschliches Wesen eines sind, zur Erkenntnis kommt; alles, was geschieht, ist nur die Entfaltung der Idee und darum göttlich, notwendig, vernünftig — mit einem Worte, das ganze System ist Pantheismus, nur nicht, wie bei Spinoza, unter die Kategorie des Seins, sondern unter die des Werdens gebracht. In der Menschheit wird Gott, kommt das Absolute sich selbst zum Bewußtsein und — verliert sich damit selbst als Gott; der Pantheismus schlägt in konsequenter Durchführung wie bei Feuerbach zum Atheismus um — denn der unpersönliche Gott ist eben kein Gott.

Der Tübinger Stiftler David Friedrich Strauß war zuerst durch den Einfluß der Schleiermacherschen Theologie seinem naiven Glaubensstandpunkte entzogen worden. Nur solche Dogmen hatte er da als christliche festzuhalten gelernt, welche sich im „frommen Bewußtsein" vorfanden. Die Zahl derselben reduzierte sich aber vor dem Seziermesser des kalten Straußschen Verstandes in bedenklichem Maße, und das Studium der Hegelschen Philosophie, das der junge Zweifler immer ernstlicher betrieb, — bezeichnend genug in einem Sonntagskränzchen während der Vormittagskirchenzeit[10]) — erschütterte endlich seine angelernten christlichen Anschauungen unheilbar. Im Herbst 1831 ging Strauß, zum Doktor der Philosophie promoviert, mit der Absicht nach Berlin, Hegel selbst zu hören und unter seiner Leitung das System völlig zu durchdringen. Allein zu

seiner unbeschreiblichen Bestürzung hörte er bei der Ankunft in Berlin, daß Hegel am 14. November an der Cholera verstorben war. Desto eifriger warf er sich nun unter der Beratung der Hegelianer Marheinecke, Hitzig und Gans auf die Werke des Philosophen; er erfaßte seine Lehre aber nicht im Sinne der Hegelschen Rechten, d. h. der Aussöhung mit der christlichen Kirchenlehre, sondern als konsequent durchzuführenden Pantheismus, der auch Strauß mit Notwendigkeit schließlich zum Atheismus geführt hat.

So viel mußte vorausgeschickt werden, um den Standpunkt, auf welchem das Leben Jesu von Strauß verfaßt wurde, zu charakterisieren. Nicht etwa kritisch-exegetische Gesichtspunkte sind es an erster Stelle gewesen, welche Strauß zu seinem Buche veranlaßten, sondern recht eigentlich philosophisch-dogmatische. Der Pantheist Strauß geht von dem philosophischen Dogma der absoluten Immanenz Gottes aus, d. h. von der Voraussetzung, daß ein andres Sein und Wirken Gottes, als in dem natürlichen Zusammenhange des Geschehens überhaupt nicht zu denken sei. Damit ist das Wunder schlechthin ausgeschlossen. „Das Wirken Gottes in der Welt ist ein innerliches und gesetzmäßiges, ein stetiges und zusammenhängendes, welches für die Wunder, als äußerliche und aphoristische Eingriffe in die Welt, keinen Raum übrig läßt." „Wunderbar" ist für Strauß schlechtweg zusammenfallend mit „unglaublich"; und danach muß der neutestamentliche Bericht über das Leben Jesu zugeschnitten werden, wenn man auf wirklich historischen Boden gelangen will. „Der Widerwille gegen die Wunder," sagt Schwarz, der diesen Straußschen Standpunkt verteidigt[11]), „die Unmöglichkeit der Wunder bei einer konsequent durchdachten spekulativen Weltbetrachtung, war die Voraussetzung, ja der Hauptanstoß für die ganze Arbeit, von dem alle einzelnen kritischen Operationen bestimmt wurden. In dieser Beziehung war die Kritik keineswegs eine voraussetzungslose."

Der Ausweg nun, den Strauß beschritt, um den Evangelien gegenüber seine Meinung zu behaupten, war nicht der — von ihm wie von seinem Meister Hegel gleichmäßig verspottete — der natürlichen Erklärung. Auch auf eine eigentliche historische Kritik ließ er sich nicht ein. Kein einziger Paragraph

der zwei starken Bände ist der Untersuchung gewidmet, ob und in welchem Umfange die Evangelien auf Apostel oder Apostelschüler als ihre Verfasser zurückzuführen seien. In der ersten Auflage wurden auf drei Seiten die entscheidenden Fragen nach der äußeren Beglaubigung der Evangelien behandelt, und die nach Matthäus, Markus und Johannes genannten Schriften als unecht bezeichnet, bei Lukas aber die Möglichkeit zugegeben, daß das Evangelium das Werk eines Apostelschülers sei. Nur innere Gründe (d. h. eben die Undenkbarkeit von Wundern) genügten für Strauß zum Beweise, daß die Berichte nicht von Augenzeugen stammen könnten. Das Mittel aber, durch welches er seinem philosophischen Denken und dem in der Schrift thatsächlich vorliegenden Material gerecht zu werden suchte, war für Strauß die Annahme des Mythus.

Den Mythus oder die „absichtslos dichtende Volkssage" hatten zur Erklärung des Alten Testaments schon längst Eichhorn, Semler, Gabler u. a. angenommen. — Für das Neue Testament wagte man nur zaghaft den Begriff in Anwendung zu bringen; Schleiermacher und seine Schule hüllten nur die Geburts- und Herrlichkeitsgeschichte Jesu, Anfang und Ende seines Lebens in das Dunkel des Mythus, so daß Strauß spottete: „man fuhr durch das Prachtthor der Mythe in die evangelische Geschichte ein und durch dasselbe wieder hinaus; für das in der Mitte Liegende aber ließ man sich genügen an dem krummen und mühseligen Pfade der natürlichen Erklärung."

Das Neue nun, was Strauß in seinem Buche der überraschten christlichen Welt vorlegte, war die rücksichtslose und uneingeschränkte Verwendung des Mythusbegriffes auf alles, was in den evangelischen Berichten über das Alltägliche hinaus zu liegen schien. Da Wunder unmöglich sind, so können sie auch nicht geschehen sein. Daß aber die Sage die Person Jesu mit einer dichten Wolke von Thaten und Worten umhüllte, welche seine Herrlichkeit preisen und ihn weit über das Maß des Gewöhnlichen erheben sollten, erklärt sich nach Strauß aus den Messiaserwartungen, mit welchen sich die Juden zur Zeit Jesu trugen. Was irgend von einem Helden des Alten Testamentes Wunderbares berichtet wurde, sowie alle „die gläubigen Übertreibungen" der Propheten Israels in der Schilderung des

zukünftigen Messias, das legte die dichtende Volkssage dem Nazarener bei. Daher ist der feststehende Kanon, nach welchem Strauß das Ungewöhnliche und scheinbar Übernatürliche in dem Leben Jesu auflöst, dieser: daß er irgend ein alttestamentliches Diktum oder Faktum erspäht, welches dem betreffenden neutestamentlichen Gegenbilde einigermaßen verwandt ist — und mit einigen geschickten Pinselstrichen, die das Unpassende verwischen und das Brauchbare kräftig heben, ist das Kunststück fertig, die Entstehung des Mythus erklärt; mit unermüdlicher, wenn auch überaus ermüdender Geduld wird die Manipulation immer wiederholt, und — das Wunder ist beseitigt, die Geschichte verblaßt, aber die Idee feiert ihre Triumphe!

Freilich bedenkliche, mit denen Strauß selbst nichts Rechtes anfangen kann. In einer gewissen Tragik fängt am Ende des zweiten Bandes die „Schlußabhandlung" mit folgenden Erwägungen an: „Durch die Ergebnisse der bisherigen Untersuchung ist, wie es scheint, der größte und wichtigste Teil von demjenigen, was der Christ von seinem Jesus glaubt, vernichtet, alle Ermunterungen, die er aus diesem Glauben schöpft, sind ihm entzogen, alle Tröstungen geraubt. Der unendliche Schatz von Wahrheit und Leben, an welchem seit achtzehn Jahrhunderten die Menschheit sich großgenährt, scheint hiermit verwüstet, das Erhabenste in den Staub gestürzt, Gott seine Gnade, dem Menschen seine Würde genommen, das Band zwischen Himmel und Erde zerrissen zu sein. Mit Abscheu wendet sich von so ungeheurem Frevel die Frömmigkeit ab, und aus der unendlichen Selbstgewißheit ihres Glaubens heraus thut sie den Machtspruch: eine freche Kritik möge versuchen, was sie wolle, dennoch bleibe alles, was von Christo die Schrift aussage und die Kirche glaube, ewig wahr und dürfe kein Jota davon fallen gelassen werden." Diesen Schmerz der Frömmigkeit erkennt der Kritiker an und zieht in edler Nachgiebigkeit die Konsequenz: „So ergibt sich am Schlusse der Kritik von Jesu Lebensgeschichte die Aufgabe, das kritisch Vernichtete dogmatisch wiederherzustellen."

Diese „dogmatische Wiederherstellung" vollzieht sich nun ganz auf dem Boden des Hegelschen Systems. „Die Lehre

von Christus ist nichts als die vorstellungsmäßige Anschauung des göttlichen Weltprozesses, in dem das Unendliche endlich, der absolute Geist bewußter menschlicher Geist wird und zu seinem reinen Sein zurückkehrt. Was von dem Wissenden als ewiger Weltprozeß begriffen wird, das wird von dem Gläubigen als einmaliger äußerer Vorgang, der sich aber stets in jedem Gemüte wiederholen soll, vorgestellt. Beide aber haben dieselbe Wahrheit, der eine begrifflich, der andre vorstellungsmäßig, und eben jene Wahrheit hat diese Vorstellung erzeugt, die als einzelne Geschichte, wie dieses Buch gezeigt, niemals wirklich gewesen ist, aber täglich wahr ist in der ewigen Menschwerdung Gottes und Rückkehr zu sich selbst. So ist aus dem Begriffe Gottes und des Menschen in ihrem gegenseitigen Verhältnis die Wahrheit der kirchlichen Vorstellung bestätigt.“[12])

Daß bei dieser Verflüchtigung „der Geschichte in die Idee“ für den geschichtlichen Jesus selbst nicht viel übrig bleiben konnte, liegt auf der Hand. Die Hegelianer der rechten Seite, ein Göschel, Marheineke, Daub, Erdmann u. a. wollten zwar die Realität der Idee in Christo festhalten, so daß in dem einen Menschen die Gottheit sich vollkömmlich verwirkliche. Allein Strauß antwortete mit der bekannten Phrase, „es sei nicht die Art der Idee, wenn sie sich verwirklichen wolle, in ein Exemplar ihre ganze Fülle auszuschütten und gegen alle andren zu geizen“. Der geschichtliche Jesus ist darum für Strauß auch so gleichgiltig, daß er in dem Leben Jesu nicht einmal den Versuch macht, den historischen Rest zu konstruieren, der für die Person Jesu übrig bleibt, wenn man ihn aller sogenannten mythischen Hüllen entkleidet. Erst neunundzwanzig Jahre später, als er sein Leben Jesu „für das deutsche Volk“ bearbeitete — und zwar nun bereits als einer, der, wie er seinem Bruder in der Widmung nachruft, auch in den schwierigsten Augenblicken „niemals der Versuchung nachgebe, durch Anlehen beim Jenseits sich zu täuschen“ — erst da hat er den Fehler seines ersten Buches bemerkt und gibt auf 150 Seiten „das Leben Jesu in geschichtlichem Umriß“ — freilich als ein dürftiges Gerippe: Jesus ist in Nazareth aufgewachsen, von Johannes getauft, im jüdischen Lande mit Jüngern umhergezogen, hat sich dem Pharisäertum entgegengestellt und die Armen ins

Messiasreich eingeladen, und ist endlich am Hasse seiner Feinde als Missethäter am Kreuz gestorben; das ist die ganze Summe der mit einiger Gewißheit festzustellenden Thatsachen im „Leben Jesu"! —

Trotzdem oder vielleicht eben deshalb war die Wirkung des Buches eine ungeheure. „Man muß die Periode selbst erlebt haben, um sich eine Vorstellung von der Bewegung machen zu können, die es hervorrief," schreibt der Lehrer und Freund von Strauß, Ferdin. Christian Baur in seiner Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts (S. 363). „Nicht leicht hat eine litterarische Bewegung so schnell und so allgemein so großes Aufsehen erregt und alle Streitkräfte mit so regem Interesse auf einen Kampfplatz gerufen, auf welchem die verschiedensten Parteien einander entgegenstanden und den Eifer des Widerspruchs selbst bis zur heftigsten Leidenschaft steigerten. Das Straußische Leben Jesu war der zündende Funke, durch welchen der schon lange zusammengehäufte Brennstoff in lichterlohe Flammen geriet."

Es ist natürlich nicht unsre Aufgabe, die unendliche Flut von Schriften gegen Strauß zu mustern, durch welche dieser Brand gelöscht werden sollte. Wer sich dafür interessiert, der mag in der Straußischen Biographie von Hausrath das Nähere nachlesen. Wir haben es hier nur mit der Beteiligung Tholucks an diesem Kampfe zu thun. Auch seine Gegner erkannten von vornherein an, daß, wo Tholuck in seinem „Litterarischen Anzeiger" auf das Buch von Strauß zu reden kam, er nie in den Ton des „prophetischen Weherufes" einstimmte, wie ihn z. B. die Evang. Kirchenzeitung anschlug. Eine wissenschaftliche Erscheinung wollte Tholuck auch wissenschaftlich behandelt sehen. So erbat er sich gleich anfangs für seinen „Anzeiger" von dem scharfsinnigen Professor Chr. H. Weiße in Leipzig, selbst einem Anhänger Hegels, ein Gutachten darüber, ob die Hegelsche Philosophie in der That die Konsequenzen erfordere, welche Strauß in seinem Buche gezogen habe. Weiße gab im „Litterarischen Anzeiger" (1836, Nr. 19 und 20) ein rundes und in jeder Beziehung festzuhaltendes „Ja!" zur Antwort; Hegels System schließe nicht nur das Wunder schlechthin aus, sondern fordere auch, „als Subjekt der

Prädikate, welche die Kirche Christo beilege, statt eines Individuums eine Idee zu setzen," wie Hegel sich auch gelegentlich dahin ausgesprochen habe, daß das Leben Jesu in der Bibel „auf dem Boden gemeiner Wirklichkeit, nicht in einer poetischen Welt erzählt sei, als ein Gemisch von wunderbaren, abenteuerlichen Fabeln, als ein Zwitter von morgen- und abendländischen Vorstellungen". Im übrigen bemerkte Weiße sehr unbefangen, es würde dem wissenschaftlichen Inhalte des Straußischen Buches keinen Eintrag gethan haben, wenn der Verfasser sich des ausdrücklichen Aussprechens seiner philosophischen Ansicht (in der Schlußabhandlung) hätte enthalten wollen; es würde dann so viel mehr als das Ergebnis unbefangener Forschung erschienen sein (S. 147). Aber der Hegelianismus fordere in der That die Mythisierung des Christentums; Weiße selbst bekannte sich auch schließlich zu den gleichen Anschauungen.

Als man Tholuck einen Vorwurf daraus machte, daß er einen solchen Artikel überhaupt in den Anzeiger aufgenommen oder sich doch nicht wenigstens „in den stärksten Ausdrücken" redaktionell dagegen erklärt habe, bemerkte er, daß er allerdings selbst durch die Geistesgenossenschaft Weißes mit Strauß überrascht worden sei. „Ist die Negation bis zu dem Extrem von Strauß hingetrieben, so kenne ich kein Band der Einheit mehr." Indessen stehe der Theismus von Weiße, der an einen persönlichen Gott, an Christus als Gottessohn und an ein Himmelreich von vollendeten Seligen glaube, dem Straußischen Pantheismus oder Atheismus sehr fern. „Starke Ausdrücke ohne starke Gründe reichen noch nicht hin, um Eindruck zu machen." Seine Gründe werde er binnen kurzem in einer Schrift über die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte veröffentlichen, welche dem „in der Fülle der Jugendbegeisterung" geschriebenen Buche „von der Sünde und vom Versöhner" als eine historisch-apologetische Begründung des Christentums an die Seite treten solle.

Dies Buch erschien wirklich im Jahre 1837 mit einer Vorrede vom 8. Dezember 1836; es führte den Titel: „Die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte, zugleich eine Kritik des Lebens Jesu von Strauß, für theologische Leser dargestellt."

Das Titelblatt trug zwei Motti, das bekannte Wort des Vincenz von Lirinum: „halten wir fest, was immer, was an allen Orten und was von allen geglaubt worden ist," und das Aristotelische: „es ist leichter niederreißen als aufbauen." In der Vorrede hieß es: „Ich hatte Gelegenheit von Freunden, die Herrn Dr. Strauß nahe gestanden haben, das Zeugnis zu erhalten, daß er ein achtungswerter, von Streben nach Wahrheit erfüllter Mann sei; von seiten der Tüchtigkeit und Offenheit, die sich in seinem Werke ausspricht, wurde dies Zeugnis bestätigt." Darum habe Verfasser zuerst eine ganz objektiv gehaltene Schrift entworfen, in welcher nur thetisch und antithetisch des Gegners Behauptungen und die Thatsachen, durch welche sie widerlegt werden können, zusammengestellt gewesen seien. Allein je mehr er sich überzeugt habe, daß die Wirkung des Straußischen Buches auf den Leser zum großen Teil Resultat der dialektisch-rhetorischen Form sei*), um so klarer sei es ihm geworden, daß kalte Objektivität die Gegenschrift in allzu großen Nachteil setzen müsse. Auch könne man schließlich nicht kalt bleiben, wo es sich um Sein und Nichtsein des Heiligsten handle; wo, was die Kirche Sonntagsevangelien nennt, Sturm-, See- und Fischeranekdoten heißen; wo von dem Seelenkampfe des Herrn Joh. 12 als von einer „verwaschenen Sage" gesprochen werde, und der Überdruß des Kritikers über die „lang gedehnten Abschiedsreden" Jesu sich beschwere. In matters of such kind 't is passion to be cold, sage er mit Shakespeare, in solchem Falle wäre kühle Ruhe Leidenschaft.

Mit scharfem Blick hat Tholuck in diesem Buche, ohne den Versuch zu machen, die Hegelsche spekulative Grundlage des Werkes anzugreifen, die schwächsten Positionen der Straußischen Kritik herauserkannt und gegen sie seine Angriffe gerichtet. Über den apostolischen Ursprung der Evangelien war Strauß leichten Fußes hinweggeeilt, wiewohl er selbst zugeben mußte: „Freilich wenn die äußeren Zeugnisse für einen apostolischen Ursprung der Evangelien

*) Auch Schwarz bekennt S. 103: „Es ist keine Frage, die Vollendung der Form ist es vorzugsweise gewesen, welche den Eindruck des Lebens von Strauß zu einem so erschütternden gemacht."

zwingend wären, so würde dies ein bedenkliches Hindernis der mythischen Ansicht von ihren Berichten sein." Dabei hielt Tholuck den allzu genialen Kritiker fest, und gab ihm in dem Hauptabschnitte seines Buches (S. 85 bis 429) einen „geschichtlichen Beweis für die Glaubwürdigkeit der evangelischen Wundergeschichte" aus den Evangelien selbst, der Apostelgeschichte, den Briefen und anscheinend verwandten Sagen aus dem Kreise der Apokryphen, der römischen Kirche und des Islam. Die Zeugen für die Echtheit der Schriften aus dem kirchlichen Altertum wurden vorgeführt und verhört, und alsdann die sogenannten Widersprüche in der evangelischen Geschichte auf das richtige Maß „des Details im Verhältnis zur Wahrheit im ganzen" zurückgeführt. Strauß, so führte Tholuck aus, verfahre mit der subjektiven Willkür einer Jury, die schon vor der Inquisition ihr Urteil gefällt habe. Nicht einmal der Grundsatz des preußischen Kriminalrechts habe ihn geleitet: „wenn Zeugen oder Kunstverständige einander in einem Punkte widersprechen, in andren Umständen aber übereinstimmen, so sind diese letzten Umstände doch für erwiesen zu halten, wenn sie von dem Punkte unabhängig sind, worin der Widerspruch sich äußert, und die Aussagenden sonst keinen Verdacht gegen sich haben." Wer um keiner stärkeren Zweifel willen, als der von Strauß vorgeführten, dem Glauben verloren ginge, an dem dürfte wohl eben so wenig verloren sein, als an demjenigen gewonnen sein würde, der durch keine stärkeren Argumente als durch den Nachweis einer absolut gleichförmigen Geschichtserzählung der Evangelisten dem Glauben gewonnen würde. „Wer das Herz auf der rechten Stelle hat, wird sich dem Apologeten gegenüber, welcher sich mit solchen Dienstleistungen etwas wüßte, des stolzen Wortes der Königin Christine nicht enthalten können, als sie die Krone niederlegte: non mi bisogna e non mi basta, ich brauche sie nicht und sie genügt mir nicht!"

Keine Schrift von Tholuck ist so geistvoll und glänzend, mit einem gleichen Aufwand von Witz und Satire, ja mit einem gewissen rhetorischen Schwung geschrieben, wie die „Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte." Der Biograph von Strauß, Professor Hausrath in Heidelberg, will dem Hallischen Professor keineswegs wohl. Wo er ihn in seinem Buche

zum erstenmale einführt (S. 87) sagt er von Tholuck: „Weit entschiedener als er“ (Ullmann) „versammelte Tholuck die gläubige Partei um seine Fahne. Zu Anfang seines Auftretens von den Studierenden als wunderliche Persönlichkeit angestaunt, hatte der Konsistorialrat bald die Hälfte der 800 Theologen, die damals die Hallischen Straßen verdunkelten, auf seiner Seite. Ein geistreicher, frei sich erzeugender Vortrag, große Belesenheit in allen alten und neuen Litteraturen, brillante Inspirationen, kapuzinermäßige Schnurrpfeifereien im Umgang und ein weit über die Provinz hinausgreifender Einfluß stellten die Basis her, auf der der ‚Studentenvater‘ der späteren Periode heranreifte.“ Dennoch muß auch Hausrath bei der Besprechung der Straußischen Gegenschriften, bekennen (S. 252): „Strauß wählte sich seine Gegner nach der Bedeutung, die sie für sein persönliches Geschick gehabt hatten, und so kamen nach Steudel der Tübinger Eschenmayer und der Stuttgarter Menzel an die Reihe, während er die viel bedeutenderen Entgegnungen von Tholuck und Müller“ (in den Studien und Kritiken) „nur beiläufig berücksichtigt hat.“

Sehr vornehm äußerte sich Strauß selbst in der Vorrede zur dritten Auflage seines Buches (1838) über Tholucks Gegnerschaft. „Ebenso,“ sagt er, „habe ich (aus Kerns aufgeblasenen Katheberton doch mehreres Treffende herausgehört und) von dem hohen Pferde Tholuckscher Vielseitigkeit herab, trotz seines bisweilen unsicheren Trittes, für dies und jenes einen richtigeren Gesichtspunkt gewonnen (S. IV).“ Schon Kähler hat in seinem „Lebensabriß“ von Tholuck mit Recht bemerkt (S. 22): „Die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte war eine Gelegenheitsschrift mit den Vorzügen und Mängeln einer solchen; daß aber diese Vorzüge ungewöhnliche gewesen, dafür hat man einen vollgiltigen Zeugen; denn die Erbitterung der posthumen Kritik in Baurs Geschichte der Theologie des 19. Jahrhunderts findet wohl allein ihre genügende Erklärung darin, daß diese Gegenschrift sich an Wirksamkeit vor den übrigen auszeichnete.“ Baurs hämische Worte in dem angeführten Buche lauten (S. 367): „Gilt es aber einmal, auf diese Weise“ (wie Harleß und Hoffmann) „mit der modernen Bildung und Wissenschaft zu kokettieren, so übertrifft keiner den Meister

Tholuck. Auf die vornehmste Weise stellt er sich in der genannten Schrift mit dem ganzen Apparat seiner litterarischen Belesenheit und mit allem Glanze der modernen Bildung seinem Gegner gegenüber. Keiner ist auch so bemüht, sich den Schein der billigsten Anerkennung seines Gegners zu geben; und doch unterscheidet er sich von der Hengstenbergischen Verketzerung nur dadurch, daß er die gehässigste sittliche Verdächtigung in schön lautende Phrasen einzukleiden weiß." Jedenfalls ist es Thatsache, daß sich Strauß selbst in der dritten Auflage seines Lebens Jesu namentlich in den von Tholuck angegriffenen Punkten auf die weitestgehenden Retraktationen, bis zur Anerkennung „des Zweifels an seinen Zweifeln" über die Echtheit des Johannesevangeliums einließ; Zugeständnisse, die er freilich in der vierten Auflage, als keine Aussicht zu einer amtlichen Anstellung mehr vorhanden war, sämtlich wieder zurücknahm: „Meine Arbeit hat, wenn man will, bei dieser neuen Auflage darin bestanden, die Scharten, die in mein gutes Schwert nicht sowohl der Feind gehauen, als ich selbst hineingeschliffen hatte, wieder auszuwetzen." Und Thatsache ist es ferner, daß „die Tübinger Schule," an ihrer Spitze nun nicht mehr Strauß, sondern Baur, sich genötigt sah, ihre Taktik auf ein andres Feld zu verlegen, nämlich die Neutestamentlichen Schriften nicht mehr als Ablagerungen für die Einkleidung der Idee in Geschichte d. h. als Mythensammlungen, sondern vielmehr als die Geschichte konstruierende Tendenzschriften des zweiten Jahrhunderts aufzufassen; ein Feld, auf dem freilich die rastlos bis in die Gegenwart Kämpfenden immer wieder neue Positionen einnehmen, weil einer den andren aus der gewonnenen vertreibt — vielleicht mit dem Ergebnis, „daß sie," wie es 1. Mos. 11, 8 heißt, „mußten aufhören, die Stadt zu bauen." —

Noch vor der Schrift gegen Strauß hatte Tholuck seinen vierten größeren Kommentar, den zum Hebräerbriefe, veröffentlicht, über den hier noch einige Worte gesagt werden mögen, da uns das folgende Kapitel auf ein ganz andres Gebiet der Tholuckschen Thätigkeit führen, und im weiteren keine passendere Stätte sich mehr finden wird. Hat doch auch diese Arbeit noch eine „Fehde", und zwar die widerwärtigste und

gehäſſigſte im Gefolge gehabt, die je über Tholuck hereingebrochen iſt.

„Wie es wohl geſchieht," ſo hebt die Vorrede Tholucks zum Kommentar an, „daß der friedlich pilgernde Fußwanderer plötzlich auf der andren Seite des Weges irgend eines Mitwanderers von wunderlichem und darum verdächtigem Ausſehen anſichtig wird, der ſchweigend und gleichen Schrittes immer dieſelbe Straße entlang zieht, und, wie dann auf einmal gleichſam eine magiſche Gewalt, ob man auch noch ſo feſt ſich vornehme, das ſich nicht weiter anfechten zu laſſen, einen immer wieder zwingt, den verlegenen Blick nach der Seite zu werfen, und man am Ende gar nicht mehr freien Odem ſchöpfen kann, ſo lange man nicht mit dem ſeltſamen Reiſegenoſſen auf die eine oder die andre Weiſe aufs Reine gekommen iſt: ſo iſt es mir, geſtehe ich, bei meinen theologiſchen Studien mit dem Briefe an die Hebräer ergangen. Lange ſchon waren die übrigen neuteſtamentlichen Bücher mir befreundete Erſcheinungen geworden, als dieſer Brief mir noch immer wie ein ſeltſam verhüllter Fremdling erſchien, deſſen Geheimnis ich nicht ergründen konnte, und der gerade deshalb den ins Weite ſtrebenden Blick immer auf ſich wieder zurücklenkte. Oftmals hatte ich die Beſchäftigung mit ihm begonnen, oftmals war ich wieder abgeſtanden, ſo daß ich in den ſchlimmſten Stunden wohl wünſchen konnte, wenn er nur lieber gar nicht in unſrem Kanon vorhanden wäre. Doch nur für den Furchtſamen gibt es Geſpenſter, und ſo galt es am Ende nur einmal rechten Mut zu faſſen. Ich entſchloß mich endlich, mich um keinen Preis mehr abſchrecken zu laſſen und dem verhüllten Fremdling ſeine Hülle abzuziehen, und ich fand — dasſelbige wohlbekannte Freundesantlitz, welches alle andren Schriften des Neuen Teſtaments gezeigt hatten. Ich durfte vorausſetzen, daß es manchem in dieſer Zeit ergangen ſei wie mir; die Erſcheinung eines andren Werkes von gleicher Tendenz ließ ſich damals nicht vorausſehen; ſo beſchloß ich denn, was ſich mir ergeben hatte, nicht bloß für mich zu behalten. Iſt es doch in unſrer Zeit — man muß wohl ſagen leider — ohnehin das Geſchick der deutſchen Gelehrten, wie die italieniſchen Profeſſioniſten auf offener Straße zu arbeiten. Indes hängt es auch nicht bloß vom

Willen des Individuums ab, hiervon eine Ausnahme zu machen. Auch in dem Stücke, wie in so vielen andren, ist man bis zu einem gewissen Grade Kind seiner Zeit .... Ich hoffe, man wird bei dieser Arbeit nicht verkennen, daß ich mir Gerechtigkeit gegen abweichende Ansichten und wissenschaftliche Wahrheitsliebe zur Pflicht gemacht habe. Möchte auch diese Wahrheitsliebe meine Beurteiler leiten! ..."

Auch hier hat Tholuck wieder die Bahn gebrochen. Seit dem Kommentare des ehrwürdigen, aber seltsamen Württemberger Supranaturalisten Storr (1789) und der sehr schwachen Arbeit des römischen Katholiken Klee (1833) war von positiver Seite keine weitere Erklärung des Hebräerbriefes mehr veröffentlicht worden. Denn der erste Teil des großen Bleekschen Werkes über diesen Brief, der bereits 1828 erschienen war, enthielt nur den „Versuch einer vollständigen Einleitung in den Brief an die Hebräer", und der zweite kam erst kurz nach dem Tholuckschen Werke ans Licht (er brachte auch nur die Auslegung der ersten vier und des dreizehnten Kapitels; der Rest erschien 1840). Eine Reihe von selbständigen antiquarischen, exegetischen und dogmatischen Untersuchungen zeichnet das wiederum mit reichen Citaten aus der Patristik und der klassischen Reformationslitteratur geschmückte Buch Tholucks aus. Die als Beilagen besonders gedruckten Untersuchungen über „die Anwendung des Alten Testamentes im Neuen Testament" und über „die Opfer- und Priesteranstalt des Alten Testaments und Christus als Opfer und Priester im Neuen Bunde" haben ihre eigne Geschichte der Verbreitung gehabt. Während der Kommentar noch zwei Auflagen erlebte (1840 und 1850), wurde „das Alte Testament im Neuen" sechsmal aufgelegt, und noch im Todesjahre Tholucks, 1877, erschien hiervon ein letzter Abdruck.

In einem Gutachten des Hofpredigers Ehrenberg in Berlin für den Minister, dem Tholuck sein Buch überreicht hatte, wird der Kommentar „ein nicht unbedeutender Beitrag zur Erklärung dieses Briefes" genannt; es seien „sehr viele treffende Bemerkungen" darin enthalten, auch eine „größere Unbefangenheit und mehr exegetische Schärfe als in den früher von dem Verfasser herausgegebenen Kommentaren" bemerkbar[13]). Über das, was Ehrenberg hier „größere Unbefangenheit"

nannte, schrieb Tholuck am 21. Februar 1836 an Pusey: „Bedenken Sie, daß für uns Deutsche die Aufgabe, in der Wissenschaft gläubig zu sein, viel schwerer ist, weil wir so vielen Einwendungen Rede stehen müssen, und seien Sie daher nachsichtig, wenn es Ihnen vorkommen sollte, daß ich hie und da zu viel nachgegeben habe."

Der Hebräerbrief-Kommentar ist Bunsen gewidmet und als Denkmal der zwischen beiden bestehenden Freundschaft, die sich erst in späteren Jahren bei wachsender Verschiedenheit der theologischen Grundanschauungen etwas kühler gestaltete, stehe hier die Widmung Tholucks, sowie einiges aus der Antwort Bunsens.

Die erstere lautet: „Oftmals, verehrter Freund, haben Sie mich aufgefordert, zu meinen ursprünglichen Studien zurückzukehren und meine Kräfte der Kritik und Auslegung des Alten Testaments zu widmen, indem Sie der Meinung waren, daß es mir gelingen würde, in der Art, welche Sie für die richtige halten, mit dem christlichen und kirchlichen Interesse das der Wissenschaft zu verbinden. Ich habe bis jetzt dieses noch nicht als meinen Beruf erkennen können. Da mich indessen meine Studien auf diejenige neutestamentliche Schrift geleitet haben, welche gewissermaßen das Grenzgebiet zwischen dem neuen und alten Bunde bildet, und von deren Verständnis aus gewiß auch der alttestamentliche Interpret die deutlichste Einsicht in seine Aufgabe gewinnen kann, so erlaube ich mir, Ihnen unterdessen diese Arbeit darzubieten. Einst war eine Zeit, wo auch im Studienkreise von Staatsmännern die biblischen Schriften eine Stelle fanden. Gott sei Dank, daß diese Zeit wenigstens nicht völlig geschwunden ist. In dem weiten Kreise Ihrer Studien, welcher die klassische Welt und die heilige Litteratur, die alte und die neue Zeit umfaßt, wird auch das biblische Buch, dessen Erklärung meine gegenwärtige Arbeit gewidmet ist, einen Ort finden; und wenn Sie dann in dieser manchem begegnen, mit dem Sie von Herzen übereinstimmen, so sehen Sie, bitte ich, das Buch zugleich als einen längeren Brief an, der Ihnen die Zeit jenes schönen geistigen Austausches zurückrufe, in dem ich an Ihrer Seite ebensoviel nahm, als ich an geweihter Stätte zu geben vermochte. — Noch steht das Kapitol, noch stehen

Frascatis und Albanos heitere Höhen in unvergänglichem Andenken vor meiner Seele. Wonne strömte die Herrlichkeit der Natur, Wonne die Herrlichkeit der Kunst; aber wie viel ärmer wäre aller Genuß geblieben, hätte er nicht im Heiligtum jenes Familienkreises seine Erklärung gefunden, welcher die Erde an den Himmel knüpfte. Was dort der äußere und der innere Mensch erfahren hat, hat mannigfache Frucht ausgetragen, und den größten Teil des Dankes bin ich Ihnen und Ihrem Hause schuldig. Nehmen Sie ihn denn aus der Ferne hin, und lassen Sie auch meinen Namen in Ihrem Herzen und in Ihrem Hause unvergessen bleiben. Halle, den 20. Januar 1836. Tholuck."

Aus dem Dankesschreiben Bunsens vom 18. September teilen wir folgendes mit: „Geliebter und verehrter Freund! Nachdem wir eben Ihre schöne Predigt von den Worten des Schächers in unsrem Hausgottesdienste gelesen, ist es mein erstes Geschäft, Ihnen zu schreiben. Der Dank lastet auf meinem Herzen, und es ist so süß, ihn abzustatten. Ich kann Ihnen nicht aussprechen, welche Freude und Beschämung Ihr Buch und Ihre Zueignung mir gemacht. Eine solche Ehre habe ich nie empfunden, von jemand erhalten zu haben. Eine solche Zueignung und zu einem solchen Werke! Sie wissen, ohne daß ich es Ihnen sage, daß Sie mein exegetisch-dogmatisches Glaubensbekenntnis hierin mehr und näher ausgesprochen haben, als irgendwo vorher. So liebe ich Forschung und Glauben in himmlischem Bunde zusammen zu sehen; so den Glauben sich bewähren zu sehen, wie die Forschung ihn — zwingt oder zuläßt? . . . Ich habe in Ihrem Buche für so vieles Belehrung gefunden, was ich lange vergebens gesucht, daß ich Ihnen nie genug dafür werde danken können."

Außer einer bösen und hämischen Rezension in den Litter. Blättern der Allg. Kirchenzeitung von dem Breslauer D. Schulz, der sich nicht scheute, die Arbeit „ein flüchtig hingesudeltes, aus ungeordneten Kollektaneen entstandenes Buch zu nennen, in welchem fremde Arbeiten, unter dem Vorgeben, als würden eigne Forschungen dargeboten, unverschämt ausgebeutet würden", erfuhr der Kommentar zum Hebräerbrief vier Jahre lang keine weitere Anfechtung; zu den ursprünglich gedruckten Exemplaren

mußte noch ein Nachschuß geliefert werden, und 1840 erschien eine neue Auflage. Kaum aber war dieselbe ausgegeben, da veröffentlichte ein Anonymus bei Schwickert in Leipzig eine Broschüre, die zu dem Rohesten und Gemeinsten gehört, was überhaupt gegen Tholuck in die Welt gesandt ist. Der wissenschaftliche Titel auf der linken Seite der ersten Blattöffnung lautet hochtrabend genug: „Kritische Beiträge zur Erklärung des Briefes an die Hebräer mit Rücksicht auf den Kommentar des Herrn Dr. Tholuck zu diesem Briefe. Nebst einem Anhange über die Stunden christlicher Andacht von Dr. Tholuck.“ Der populäre Titel ist drastischer und sensationeller; auf der rechten Seite steht: „Wie Herr Dr. Tholuck die heilige Schrift erklärt, wie er beten lehrt und dichtet. Vorträge, in einer sächsischen Predigerkonferenz gehalten.“ Die Bedeutung des erstgenannten Titels ist so unansehnlich geworden, daß verschiedene Bibliotheken, bei denen ich, von Winers Angaben in dem „Handbuch der theologischen Litteratur“*) irregeführt, anfragte, zurückmeldeten, das Buch sei nicht vorhanden, während „Wie Herr Doktor Tholuck die heilige Schrift erklärt ꝛc.“ sich dann überall vorfand.

Die Fiktion in diesem Pamphlet von 180 Seiten ist diese, daß ein Prädikant A in einer sächsischen Predigerkonferenz wiederholt in der plumpsten und einfältigsten Weise eine Lanze für „seinen Tholuck,“ seinen „überherrlichen Tholuck“ bricht, ohne merken zu wollen, daß er in dem, was er lobt, seinem Patron die äußersten Blößen gibt. Die gesetzten, erfahrenen und gelehrten Amtsbrüder des jungen Mannes leisten ihm Widerstand und vereinigen sich zu einer Serie von Vorträgen, in denen die Unwissenschaftlichkeit, der Leichtsinn, die Dünkelhaftigkeit, die Beschränktheit, die Orthodoxie und dann wieder die Heterodoxie Tholucks unter Benutzung des Kommentars zum Hebräerbrief und seiner Beilagen in der abscheulichsten, das Privatleben des Autors verdächtigenden und beschmutzenden Weise bloßgestellt werden, und zuletzt ein Bild Tholucks entsteht, das von jedem nur einigermaßen anständigen Menschen verdiente, angespieen zu werden. Diese Vorträge fanden, der

*) Erstes Ergänzungsheft zur dritten Auflage, 1842, S. 42.

Fiktion gemäß, beim Ephorus großen Beifall; da aber die Verfasser keine Beziehung zu Verlegern hatten, wandten sie sich an einen in dieser Hinsicht besser situierten Freund, der nun als Herausgeber figuriert. Er schreibt in der Vorrede u. a.: „Ob ich mich gleich schon bei dem ersten Durchlesen dieser Vorträge von dem wissenschaftlichen Werte derselben überzeugte, so konnte ich mich doch, um mancher Bedenken willen, längere Zeit nicht entschließen, die Bitte meiner Freunde in Sachsen zu willfahren. Ich sagte mir nämlich, daß diese Schrift dem Herrn Dr. Tholuck unmöglich angenehm sein könne; auch wollte mir der Ton, in welchem hier hin und wieder gesprochen wird, nicht gefallen." Doch als er das Manuskript einigen Männern zeigte, „welche als die ersten Exegeten und Kritiker verehrt werden," beruhigten ihn diese, und so ließ er das Buch drucken.

Tholuck konnte nicht umhin auf den empörenden Angriff zu antworten. „In diesem Buche, welches untersuchen soll, wie ich die Schrift auslege, finden sich Nachrichten über meine Tischgesellschaft, meine Spaziergänge, meine Hausgenossen, über Briefe, die ich von diesem oder jenem empfangen haben soll, ja über das Tagebuch, welches ich mir halte," schrieb er zur Erwiderung in seiner 49 Seiten umfassenden Broschüre: „Zur Charakteristik rationalistischer Polemik; eine Beleuchtung der Schrift: Wie Herr Dr. Tholuck die Schrift auslegt, wie er beten lehrt und dichtet, von Dr. A. Tholuck, Halle, Lippert 1840." „Die Lessingsche Begriffsbestimmung der Klätscherei ist bekannt," heißt es weiter, „daß alles dahin zu rechnen sei, was der Rezensent nicht aus dem Buche des Autors, das er vor sich hat, belegen könne. In dieser Schrift dürfte darin das höchste Maß erreicht sein .... Der oder die Verfasser müssen auch selbst das Bewußtsein haben, daß sie nicht ohne Erröten ihre Namen nennen können; brauchen sie sich dieser Polemik nicht zu schämen, so müssen sie ihre Namen nennen."

Im Verlaufe seiner Erwiderung charakterisierte nun Tholuck diese Polemik näher, die, wo sie wissenschaftlich auftreten wollte, mit den uns schon bekannten Anklagen auf „Schnitzer," „Sprachunkenntnis," „Gedankenlosigkeit" u. s. w. um sich warf,

im übrigen aber Tholuck mit Recht zu den wiederholten Ausrufen veranlaßte: „Bei solchen Expositionen muß man sich fragen, wen man vor sich hat, ob Kinder oder Männer.“ Sein Schriftchen schloß mit den Worten: „Fünfzehn Jahre habe ich nun bereits die unausgesetzten und mannigfachen, offenen und geheimen Angriffe, Verleumdungen und Insinuationen der rationalistischen Gegner ertragen. Gott sei Dank! — ich bin noch nicht müde und matt. Und die Erfahrungen, die man bei solchen Angriffen macht, sowohl von dem, was sie wirken, als von dem, was sie nicht zu wirken vermögen, ist doch auch etwas wert.“

Was Tholuck besonders zu einer Beantwortung der Schmähschrift vermocht hatte, war der Umstand, daß allgemein und ohne Widerspruch sein Kollege Dr. Fritzsche als Verfasser oder doch als Herausgeber derselben genannt wurde, wozu die aus der Vorrede von uns angeführten Stellen und die genaue Kenntnis der Hallischen Verhältnisse im Buche trefflich stimmten. Eine derartige Verletzung des kollegialischen Anstandes konnte unmöglich ohne öffentliche Rüge bleiben. Tholuck fand sich auch veranlaßt, nachdem er seine Erwiderung mit den Worten begonnen: „Die Schmähschrift, welche .... gegen mich erschienen ist, schließt sich in mehrfacher Hinsicht den früheren von Fritzsche an, auf welche auch öfter zurückgewiesen ist,“ am Schlusse der Seite hinzuzufügen: „viele innere Zeichen deuten auf einen Hallischen Ursprung der Schrift oder doch auf Mitwirkung von hier aus, ... in der That wird in Halle und in Leipzig ein Hallischer Theolog als Verfasser oder Redaktor bezeichnet;“ und in einer Anmerkung: „Dieser Gelehrte wird es wahrscheinlich, da das Gerücht von seiner Teilnahme an dieser Schrift nicht bloß in der Luft schwebt, sondern zum Teil auf der Aussage von Männern beruht, welche von dem Manuskript Ansicht gehabt haben müssen, seiner amtlichen Stellung entsprechend finden, bestimmt zu erklären, daß ihm die Schrift vor dem Drucke ganz unbekannt geblieben, und er weder mittelbaren noch unmittelbaren Anteil daran habe. Einer mit dieser Bestimmtheit abgefaßten Erklärung gegenüber dürften diejenigen, welche bisher dem in mehrfacher

Hinsicht so unwahrscheinlichen Gerüchte Glauben beigemessen haben, doch in ihrem Verdachte irren werden."

Fritzsche gab nicht nur diese Erklärung nicht, sondern kündigte eine Gegenschrift an, in welcher Tholuck „wissenschaftlich" widerlegt werden würde. Da richtete Tholuck[14]) an den Kurator, Geheimen Rat Delbrück, unter den 5. Januar 1841 ein Schreiben, worin er dringend bat „das Ausgeben jener Schrift nicht eher zuzulassen, als bis sich Dr. Fritzsche durch die von ihm, Tholuck, verlangte Erklärung von dem Verdachte eines Anteils an der ersten Schmähschrift gereinigt habe." Der Kurator that sofort bei der Fakultät die nötigen Schritte. Allein der Censor, D. Thilo, hatte die Schrift von Fritzsche bereits mit dem Imprimatur versehen, und der letztere erklärte: da es sich um eine rein „wissenschaftliche" Angelegenheit handle, so könne er der Behörde zu einem etwaigen Verbote kein Recht einräumen. Delbrück veranlaßte nun Gesenius, der als Exdekan statt des beteiligten Dekans Fritzsche die Angelegenheit betreiben mußte, die ganze Fakultät bei Fritzsche in dem besprochenen Sinne (der Zurückziehung der Schrift) wirken zu lassen, und benachrichtigte Tholuck von seinem Verfahren. Derselbe bedankte sich, fügte indessen hinzu: „Ich erlaube mir bei dieser Veranlassung auszusprechen, worauf es mir in dieser Angelegenheit eigentlich ankommt. Ob eine zweite Streitschrift gegen mich erscheine, kann nur eine sekundäre Wichtigkeit für mich haben. Alles Gewicht muß ich — und zwar nicht bloß im Interesse meiner Ehre, sondern auch in dem der Fakultät — darauf legen, daß mir von meinem Herrn Kollegen, falls er den Anteil an der Schmähschrift nicht abzuleugnen vermag, eine Satisfaktion gegeben werde; eine solche zu erlangen werde ich allerdings auch die äußersten Schritte nicht scheuen, wenn sie nötig werden sollten; ist doch ohne dieselbe die Fortdauer eines kollegialischen Verhältnisses gar nicht möglich. Wie sich nun auch Dr. Fritzsche in betreff der von mir ihm vorgelegten Erklärung entscheide — ausdrücklich muß ich hervorheben, daß eine minder bestimmte mir nicht genügen kann —, so scheint danach die Herausgabe einer neuen Streitschrift unmöglich. Geht ihn das erste Libell gar nichts an, so wäre eine Schrift gegen mich ein Angriff aus freier Hand; hat er Anteil

daran, so wäre ein zweiter Angriff doch das Äußerste von Schamlosigkeit und Immoralität."

Der Kurator konnte sich der zwingenden Logik dieser Bemerkungen nicht verschließen und untersagte ausdrücklich das Erscheinen der Schrift; zugleich aber berichtete er an den Minister Eichhorn und bat um Verhaltungsmaßregeln, resp. um die Entscheidung der obersten Behörde. Gesenius und Fritzsche benachrichtigte er von diesem Schritte, nicht ohne den ersteren darauf aufmerksam zu machen, daß „es notorisch sei, wie sich nicht verhehlen lasse, daß vom Publikum dem ꝛc. Fritzsche ein Anteil an der Schrift beigemessen werde." Er fügte hinzu: „Sollte Herr ꝛc. Fritzsche sich als Verfasser oder Herausgeber der ersten Schrift gegen Ew. ꝛc. bekennen oder doch einen Anteil daran zugestehen, so dürfte es Wohlderselben nicht schwer fallen, ihn zu überzeugen, daß die kollegialische Pflicht ihm die Abgabe einer genugthuenden versöhnlichen Erklärung rücksichtlich der persönlichen Beleidigungen, welche der ꝛc. Tholuck in jener Schrift erblickt, auferlegen;" eine weitere Publikation aber sei unter keinen Umständen wünschenswert.

Noch ehe der Minister entscheiden konnte, gelang es Gesenius und Thilo, sowie andren Freunden Fritzsches, den letzteren zum Verzicht auf die Herausgabe der Schrift zu bewegen, was auch Tholuck zufrieden stellte. In den Kuratorialakten ist eine Erklärung nicht enthalten. Hätte Fritzsche seine Beteiligung an jenem Libell ableugnen können, so hätte er es gewiß gethan, und seine Freunde hätten ihm, wohl nicht ohne scharfe Ausfälle gegen Tholuck, den Verdächtiger, sekundiert. So aber ließ sich nichts leugnen, und es war edel genug von Tholuck, wenn er auf eine ausdrückliche Satisfaktionserklärung verzichtete. „Die Basis meiner Friedensverhandlung," heißt es in einem Schreiben von Gesenius an Delbrück vom 23. Januar 1841 —, „ist die von Dr. Tholuck schon früher genehmigte und in unsrem Schreiben an beide ausgedrückte einer sofortigen Tötung des Streites, und damit wird Dr. Tholuck ebenfalls zufriedengestellt sein." Fritzsche nahm nur noch öffentlich im Intelligenzblatte der Hallischen Litteraturzeitung die vorläufige Ankündigung seiner Schrift zurück; und im Tholuckschen Litterarischen Anzeiger vom 13. April 1841 (Nr. 23)

leſen wir die kurze aber vielſagende „Erklärung“ des Herausgebers: „Mit Bezugnahme auf meine früheren Mitteilungen über den Verfaſſer der gegen mich erſchienenen anonymen Schmähſchrift, und die im Intelligenzblatt der Allgemeinen Litteraturzeitung Nr. 6 von dem ‚Halliſchen Theologen‘ bekannt gemachte Anzeige erkläre ich, daß ich, auf den Wunſch meiner verehrten Herren Kollegen, die Sache als beigelegt anſehen will.“

Mit dieſem Ausgange hatten die ſchlimmſten Fehden, welche Tholuck auf litterariſchem Gebiete ausfechten mußte, überhaupt ein Ende; wir können uns nunmehr ſeinen friedlicheren Arbeiten zuwenden, deren aufbauender Charakter dem Beobachter unmittelbarer verſtändlich werden wird.

Sechstes Kapitel.

Der Universitätsprediger und Seelsorger.

Wir haben nun Tholuck bis zu dem Höhepunkte seiner Wirksamkeit geleitet, auf dem er sich eine ganze Reihe von Jahren zu erhalten wußte. In gebrechlichem Körper, frühzeitig alt erscheinend, von seinem quälenden Unterleibsleiden immer wieder mehr oder weniger heftig heimgesucht, dazu bei außerordentlicher Kurzsichtigkeit wiederholt mit völliger Erblindung bedroht, — eine Gefahr, die nach des Augenarztes Jüngken Ausspruch mit seinem Hauptleiden in engstem Zusammenhange stand, — jahrelang ein einsamer Mann, der einer wahrhaft herzerquickenden Häuslichkeit, sowie der Tragkraft edler kollegialischer Gemeinschaft entbehrte, aber ein Mensch der zähesten Energie, der unerbittlichsten Gewissenhaftigkeit und der bewundernswürdigsten Zeitbenutzung, so erkämpfte sich Tholuck Zoll für Zoll den Boden, auf dem er seine unvergleichliche Wirksamkeit entfaltete. „Viel Feind, viel Ehr," so könnten wir rückblickend dem vorigen Kapitel als Motto beifügen. Über das gegenwärtige müßten wir eigentlich schreiben: „Wenn jemandes Wege dem Herrn wohl gefallen, so macht er auch seine Feinde mit ihm zufrieden" (Spr. 16,7). Nichts hat allmählich Tholuck in der öffentlichen Meinung unwiderstehlicher die Bahn gebrochen, als seine großartigen Erfolge auf der Kanzel; nirgends sind von ihm bis ins hohe Alter hinein breitere und tiefere Ströme lebendigen Wassers geflossen, als wenn er auf der Warte in seiner akademischen Gemeinde stand und mit flam-

mendem Prophetenworte in die verſchlungenen Irrwege der Menſchenſünde und in die ewig feſte Burg der Gottesgnade hineinleuchtete. Wir müſſen daher dieſem Gebiete des Tholuckſchen Wirkens notwendigerweiſe ein eignes Kapitel widmen, und werden zunächſt die Schwierigkeiten ſchildern, die es koſtete, bis auch nur äußerlich die Predigtthätigkeit geſichert und die Univerſitätspredigerſtelle errungen war, um dann die Eigenart des Tholuckſchen Zeugniſſes und das Geheimnis ſeiner Erfolge näher zu unterſuchen.

In Bezug auf den erſten Punkt ſind wir genötigt, noch einmal bis in die Anfänge der Tholuckſchen Wirkſamkeit in Halle zurückzugreifen und hie und da bereits vorübergehend Erwähntes im Zuſammenhange noch einmal vorzuführen.

Wir erinnern uns, daß Tholuck gleich bei ſeiner Berufung nach Halle den Miniſter v. Altenſtein gebeten hatte, ihn daſelbſt, wenn es irgend anginge, zum zweiten Univerſitätsprediger ohne Gehalt zu ernennen (Bd. I, S. 414). Beſtimmte Ausſichten konnten ihm nicht gemacht werden; doch verfügte der Miniſter[1]), da er geneigt war, dieſem Wunſche, „falls der Erfüllung nicht erhebliche Hinderniſſe entgegenſtehen," zu willfahren, ſchon unter dem 19. Dezember 1825 an den damaligen Kurator der Univerſität Halle, Vizeberghauptmann v. Witzleben, über die Einrichtung des dortigen Univerſitätsgottesdienſtes überhaupt zu berichten und nach genommener Rückſprache mit Profeſſor Marks, dem Univerſitätsprediger, über die Zuläſſigkeit des Tholuckſchen Wunſches ſich gutachtlich zu äußern.

Daß dieſes Gutachten bei der erregten Stimmung, die in Halle gegen Tholuck herrſchte, nicht günſtig ausfallen würde, war zu erwarten. Dr. Marks zwar erklärte ſich gegen Witzleben bereit, mit Tholuck abwechſelnd zu predigen; nur ſprach er den Wunſch aus, daß derſelbe „von dem Hohen Miniſterium beſtimmt und feierlich beauftragt werden möchte, den akademiſchen Gottesdienſt alle vier Wochen zu halten, falls man nicht wünſchte, daß er die Verwaltung desſelben ganz übernähme". Witzleben aber riet unter dem 16. März 1826 von dem ganzen Unternehmen auf das entſchiedenſte ab. Der Beifall, den Marks als akademiſcher Prediger genieße, ſei ausgezeichnet,

und die dadurch bewirkte Beförderung der Religiosität unter den Studierenden höchst erfreulich; Marks würde sich, trotz seiner zustimmenden Erklärung, durch die Beschränkung auf die Hälfte der Predigten gewiß gekränkt fühlen. Außerdem aber erscheine es als für die Universität, für die Studierenden und für den ꝛc. Tholuck selbst nicht geraten, daß derselbe bald nach seiner Anstellung in Halle als Prediger öffentlich auftreten wolle. „Der Eindruck, den die leidigen, noch immer fortdauernden Verhandlungen in der Kirchenzeitung, seine früheren Schriften, z. B. über die Sündhaftigkeit des Theaters, sowie seine, wenigstens früheren mystisch-exzentrischen Äußerungen und seine Bekanntschaft mit dem hiesigen Stellmacher Wagner als einem geneigten Förderer und Liebhaber des leidigen Konventikelwesens veranlaßt haben, ist bei weitem noch nicht verwischt, und es könnten seine Predigten, selbst aus vorgefaßter Meinung und aus Vorurteil, leicht ganz mißverstanden werden und Veranlassung zu ungleichen Urteilen und ärgerlichen Mißverhältnissen geben, deren Folgen, als der allgemeinen religiösen Stimmung in der Stellung des ꝛc. Tholuck höchst nachteilig, wohl beachtet sein wollen. Dagegen würde es, wenn der ꝛc. Tholuck hier erst festeren Boden gewonnen, die vorgefaßten Meinungen durch sein Benehmen in Wort, Schrift und That berichtiget und widerlegt, und den echt evangelischen Geist und Sinn, in welchem der ꝛc. Marks predigt und wirkt, aufgefaßt haben würde, nicht nur unnachteilig, sondern vielmehr recht nützlich und heilsam werden können, wenn er zuweilen statt des ꝛc. Marks in freundlicher Übereinkunft und im vertraulichen Einverständnis mit demselben bei dem akademischen Gottesdienste predigte."

Nach diesen Darlegungen Witzlebens ließ man in Berlin die Angelegenheit fallen, und wir wissen, daß Tholuck bis zu seiner Übersiedelung nach Rom nur ganz vereinzelt sich von Marks für die Ulrichskirche oder von der Domgeistlichkeit für den Dom die Erlaubnis zu einer Predigt erwirken konnte.

Das römische Jahr sollte hier eine Wendung herbeiführen. Nicht nur Bunsen regelmäßig, sondern vorübergehend auch der Kronprinz und sein Gefolge, sowie andre hochstehende Durchreisende wurden wiederholt Zeugen von der außerordentlichen Begabung Tholucks für die Kanzel. Da nun Bunsen die

Wünsche Tholucks für Halle kannte, so ist es nicht verwunderlich, daß er in einem Berichte an den Minister vom 16. Februar 1829, jedenfalls im Einvernehmen mit Tholuck, Folgendes einfließen ließ: „Erlauben Hochdieselben mir auch noch die Bemerkung, wie wünschenswert es sein würde, daß Herr Tholuck bei seiner Rückkehr nach Halle Gelegenheit fände, seine ganz ausgezeichneten Predigergaben, die er hier in jeder Beziehung ausgebildet hat, dort beim akademischen Gottesdienste anzuwenden. Nun wurde ihm zwar, als er nach Halle ging, mündlich zugesagt, daß ihm ein verhältnismäßiger Anteil an den Universitätspredigten zugewiesen werden solle; auch ist, glaube ich, deshalb nachher von Ew. Exzellenz an den dortigen Kurator geschrieben worden. Dieser ließ aber die Sache einschlafen, so daß Herr Tholuck bisher bei jeder einzelnen zu haltenden Predigt den Herrn Marks besonders angehen mußte. Würden Ew. Exzellenz es vielleicht für passend halten, die Veranlassung der Rückkehr von der hiesigen Predigerstelle zu ergreifen, um diese Sache Hochdero früherer Absicht gemäß definitiv festzustellen und so dem Herrn Tholuck ein öffentliches Zeugnis über dessen hiesige Amtsverwaltung, und der Universität den Vorteil eines so ausgezeichneten und wirksamen Hilfspredigers zu geben?“

Auf Grund dieses erneuten Anstoßes erließ der Minister am 27. April 1829 folgende Verfügung an die stellvertretenden Nachfolger von Witzleben, Professor Mühlenbruch und Geheimen Rat Schulze: „Der Professor Tholuck hat schon bei seiner Anstellung an der Universität zu Halle den Wunsch geäußert, als Prediger an der Abhaltung des dortigen akademischen Gottesdienstes teilzunehmen und mit dem Professor Marks im Predigen abzuwechseln. Wegen der in dem Berichte des außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten vom 16. März 1826 angeführten Umstände hat das Ministerium diese Angelegenheit bis jetzt auf sich beruhen lassen, wünscht aber, daß dieselbe nunmehr bei der Zurückkunft des ꝛc. Tholuck definitiv erledigt und ein desfallsiges Übereinkommen mit dem ꝛc. Marks in der Art getroffen werde, daß der letztere dem ꝛc. Tholuck eine bestimmte Anzahl von Predigten in jedem Jahre abtritt. Das Ministerium fordert Sie hierdurch auf, mit dem ꝛc. Marks

hierüber in Unterhandlung zu treten und das Ergebnis derselben zu weiterer Beschlußnahme baldigst hierher anzuzeigen."

Erst als eine neue Aufforderung von Berlin ergangen war, berichteten die genannten Herren unter dem 24. Oktober 1829, daß Tholuck durch seine Mitwirkung am liebsten einen allsonntäglichen akademischen Gottesdienst ermöglicht haben würde. Da indessen sowohl „die übrigen Gottesdienste in den städtischen Kirchen dies verböten", als Tholuck selbst augenblicklich durch andre Arbeiten zu sehr beschäftigt sei, so hätten die beiden Herren sich dahin geeinigt, daß sie in der Regel von vierzehn zu vierzehn Tagen in der Abhaltung des akademischen Gottesdienstes abwechseln wollten. — Eine Bestätigung dieses Abkommens von Berlin erfolgte nicht.

Um die Motivierung in diesem Kuratorialbericht verständlich zu machen, ist es nötig, einige Worte über das Lokal, in welchem die Universitätsgottesdienste abgehalten wurden, einzuschalten. Dieser historische Rückblick bietet den vielen Freunden der Stadt Halle und ihrer Universität vielleicht einiges Interesse, und dient zum Verständnisse der vielen Schwierigkeiten, welche Tholuck auch auf diesem Gebiete seiner Thätigkeit bereitet wurden.

Da wo jetzt das Hallische Universitätsgebäude steht, befand sich ehemals ein Barfüßerkloster mit dazu gehöriger Kirche. Als nach der Reformation die Mönche im Jahre 1564 Kloster und Stadt verließen, schenkte der Erzbischof Sigismund die Baulichkeiten dem Hallischen Rate zur Anlegung einer, die bisherigen einzelnen Schulen bei den Kirchen zusammenschließenden, Stadtschule, die sich dann immer mehr zu einem vollständigen, dem sog. „Lutherischen Gymnasium"*) entwickelte. Schon im Jahre 1699 wurde die alte Kirche des Klosters, die nun „Schulkirche" hieß, der neugestifteten Universität (sowie später der Garnison) zum Mitgebrauche für ihre Gottesdienste eingeräumt.[2]) Noch der Kanzler Niemeyer scheint in dieser „Schulkirche" den akademischen Gottesdienst abgehalten zu haben[3]). Doch muß dieselbe bereits vor der französischen Invasion in ein Mehlmagazin verwandelt und der Gottesdienst eingestellt gewesen sein.

---

*) Dasselbe wurde 1808, wie das reformierte Gymnasium, mit der lateinischen Schule des Waisenhauses vereinigt.

König Friedrich Wilhelm III. erklärte wenigstens schon in einer die Hallische Universität betreffenden Kabinettsordre vom 7. April 1804 an den Minister Massow: „Dagegen lege ich" (im Gegensatz zu Fecht- und Tanzboden, Reitbahn und Turnen) „auf die Wiederherstellung des akademischen Gottesdienstes den höchsten Wert;" und in einer andren vom 25. Januar 1806 an denselben: „ . . . . daß, was die zum akademischen Gottesdienst bestimmte Schulkirche in Halle betrifft, solche, sobald sie nicht mehr unumgänglich nötig zum Mehlmagazin für die Armen gebraucht wird, wieder in den vorigen Stand gesetzt und zu dem bestimmten Behuf geräumt werden soll."[4]) Von der westfälischen Regierung wurde dann die Schulkirche — durch Übereignungsurkunde vom 14. Januar 1810 —, ohne daß die Universität wegen ihrer Ansprüche gehört worden wäre, an den Oberbergrat Reil überlassen, der sie — im Interesse des von ihm errichteten Bades — in ein Schauspielhaus verwandelte; am 3. Februar 1811 wurde in der alten Kirche mit „Emilia Galotti" die Reihe der Theatervorstellungen eröffnet! Von Reils Erben kaufte dann der Schauspieldirektor Bornschein, und von diesem die Universität im Jahre 1828 das Gebäude, das nunmehr völlig niedergerissen wurde, um an seiner Stelle die jetzigen Universitätsräume erstehen zu lassen.

Nach wiederhergestelltem Frieden wurde der Prediger Marks aus Duderstadt an die Ulrichskirche als Oberdiakonus berufen und ihm zugleich vom Minister des Innern Schuckmann die Universitätspredigerstelle mit einem „aus den Fonds des theologischen Seminarii zu nehmenden Gehalte von 300 Thaler" übertragen. Das Kirchenkollegium von S. Ulrich hatte sich schon 1806 zur Aufnahme der Universitätsgottesdienste in die Ulrichskirche erboten; und somit blieb einstweilen der akademische Gottesdienst mit dieser Kirche verbunden, wo er alle vierzehn Tage von 11—12 Uhr abgehalten wurde. Da hat auch Tholuck in den ersten Jahren gepredigt. Als Pfarrer an seiner Kirche hatte Marks schon seit 1816 auch eine halbjährlich wiederkehrende Kommunionsfeier für die Studenten eingerichtet, die sich seit etwa 1827 einer immer steigenden Teilnahme erfreute; im Universitätsjahre 1827/28 kommunizierten 388,

1828/29 537, 1829/30 623, 1830/31 692, 1831/32 746 Studenten ꝛc.[5])

Es konnte nun nicht fehlen, daß die außerordentliche Anziehungskraft, welche die Tholuckschen Predigten ausübten, dem Besuche der anderweitigen Gottesdienste in der Ulrichskirche Abbruch thaten. Marks selbst empfand dies so schwer, daß er nur noch selten die akademische Predigt übernahm und ganze Semester hindurch Tholuck allein fungieren ließ. Aber auch die beiden andren Geistlichen der Kirche, namentlich der Oberprediger Dr. Ehricht, wurden je länger je unwilligere Zeugen von dem großartigen Erfolge des Hallischen Mystikers auf der Kanzel ihrer eignen Kirche, und veranlaßten schließlich das Kirchenkollegium, unter dem 14. April 1835 der Universität geradezu den Gebrauch der Ulrichskirche zu kündigen; allerhand Störungen, welche von seiten der Besucher des akademischen Gottesdienstes durch zu frühes Eintreten in die Kirche, durch Umstehen der Ausgangsthüren u. s. w. herrührten, sowie die Erschwerung der Vornahme von Amtshandlungen vor dem Nachmittagsgottesdienste und ähnliches bot den Vorwand. Die Tendenz des Schrittes aber bekundete sich deutlich aus dem Schlußsatze des Kündigungsschreibens: „Sollte indes die Veranstaltung eines besonderen akademischen Gottesdienstes in einer andren Kirche gegenwärtig nicht als notwendig oder als thunlich erscheinen, so erbietet sich das unterzeichnete Kollegium sehr gern, die gewöhnliche halbjährliche Kommunion der Studierenden mit einer darauf bezüglichen Predigt, so wie andre außerordentliche kirchliche Feierlichkeiten der Universität unter der Administration des Herrn Professor Marks in der Ulrichskirche auch fernerhin halten zu lassen, indem es aufrichtig wünscht, der Hochlöblichen Universität so viel als möglich dienen zu können und den allgemein verehrten Herrn Professor Marks wenigstens auf die bemerkte, mit seinem kirchlichen Amte verträgliche Weise als Universitätsprediger fort fungieren zu sehen, da dieses Verhältnis, wie wir wissen, seinem Herzen immer so teuer und wert gewesen ist.“

Geheimerat Delbrück erkannte, daß bei der Animosität der Geistlichkeit und des Kirchenkollegs von S. Ulrich*) gegen

*) In dem letzteren befanden sich auch Thilo und Niemeyer.

Tholuck das Verhältnis der Universität zu dieser Kirche allerdings gelöst werden mußte. Er bewirkte die Aufrechterhaltung des alten Zustandes wenigstens bis Ostern 1836 und sah sich inzwischen nach anderweitigen Veranstaltungen um.

Endlich am 12. Dezember 1835 konnte er an den Minister berichten. Unter Darlegung der von uns mitgeteilten früheren Ordnung der Universitätsgottesdienste sowie der erfolgten Kündigung von S. Ulrich ging der Kurator zunächst auf die Gründe der letzteren ein. „Es lag," so schrieb er, „ziemlich klar vor, daß die namhaft gemachten Gründe zur Aufhebung des bisherigen Verhältnisses nicht die wirklichen, sondern dabei mancherlei persönliche und individuelle Ansichten der Geistlichen an der Ulrichskirche nicht ohne erheblichen Einfluß geblieben waren. Seit dem Jahre 1829 bestand nämlich .... die Einrichtung, daß die Predigten beim Universitätsgottesdienst nicht von dem Universitätsprediger Professor Dr. Marks allein gehalten wurden, sondern der letztere darin mit dem Konsistorialrat Dr. Tholuck von vierzehn zu vierzehn Tagen alternierte. Hierbei verblieb es jedoch nicht: schon seit einigen Jahren hat sich der Professor Marks vom Halten der Predigten beim Universitätsgottesdienste fast ganz zurückgezogen und solche dem Konsistorialrat Tholuck allein überlassen, worauf der Umstand, daß die Kanzelvorträge des letzteren in der Regel zahlreicher besucht waren, als die des ersteren, wohl nicht ohne allen Einfluß geblieben war. Eben dieser Umstand, der auch in betreff der beiden Amtsgenossen des Professors Marks an der Ulrichskirche, des Oberprediger Dr. Ehricht und des Diakonus Rödiger, an den Sonntagen, wo der Konsistorialrat Tholuck den Universitätsgottesdienst abgehalten hatte, häufig eintrat, mag jenen empfindlich gewesen sein und sie vermocht haben, die Verlegung des Universitätsgottesdienstes aus der Ulrichskirche beim Kollegium der letzteren zu betreiben."

Der Regierungsbevollmächtigte berichtete weiter, daß er alles gethan habe, um eine gütliche Einigung herbeizuführen; „allein die Opposition der geistlichen Amtsgenossen von Professor Marks gegen den Konsistorialrat Tholuck, teils aus der oben schon erwähnten Art von Eifersucht hervorgehend, teils auf Verschiedenheit der religiösen Richtung sich gründend, lag

in der That viel tiefer als es früher schien.“ So mußte die Trennung eintreten. Geheimerat Delbrück nannte nun für die weitere Zukunft drei Modalitäten. Entweder könne die auf der alten Moritzburg befindliche, bis 1806 von der französisch-reformierten Gemeinde benutzte kleine Kirche in Aussicht genommen werden. Sie gehörte der Schloß- und Domgemeinde und war für jährlich 40 Thaler von der Universität gemietet, um sie der Königlichen Saline zu einem Magazin für Aufbewahrung der Salztonnenreife zu überweisen. Die Herstellung dieser Kirche (zu S. Maria Magdalena) für den Gottesdienst werde, abgesehen von einem Orgelbau, 1500—2000 Thaler erfordern.*) Eine zweite Möglichkeit biete sich durch die Bereitwilligkeit der S. Moritzgemeinde, die Universitätsgottesdienste, nur gegen Überlassung der Klingelbeutelgelder, in ihrer Kirche feiern zu lassen. Doch sei diese Kirche höchst baufällig und mache einen Aufwand von wenigstens 10 000 Thaler nötig, um nur den Einsturz zu verhindern. In beiden Fällen müßten die akademischen Gottesdienste eine lange Unterbrechung erleiden, was, wie Delbrück hinzufügte, um so mehr zu bedauern wäre, als, wie er bei diesem Anlasse zu rühmen sich verpflichtet fühle, die Teilnahme der Studierenden daran, wohl nicht ohne das Verdienst des Konsistorialrat Tholuck, dessen Kanzelvorträge eigentümlich anregend seien, seit mehreren Jahren unausgesetzt sehr verbreitet gewesen sei und sich fortwährend gesteigert habe.

Unter diesen Umständen empfehle es sich am meisten, die Universitätsgottesdienste in die Hallische Domkirche zu verlegen. Dieselbe sei, ursprünglich einem Kollegiatstifte angehörig, dann seit 1644 zur Schloß- und Hofkirche des Administrators Herzog August erhoben, auch nach dem Übergang in den Brandenburgschen Besitz ausschließlich landesherrlichen Patronates. Doch empfehle es sich mit dem Dompresbyterium in Unterhandlung zu treten und ein alle Teile befriedigendes Abkommen zu treffen. Bei den halbjährlichen akademischen Kommunionen in der Ulrichskirche möge es nach wie vor verbleiben, da der Professor Marks hier nicht als Universitätsprediger, sondern

*) Auch später wurden die Verhandlungen wegen Erwerbs dieser Kirche noch fortgesetzt; sie zerschlugen sich aber definitiv, als die Domgemeinde 1500 Thaler als Verkaufspreis forderte.

als Pfarrer fungiere; der Universitätsprediger als solcher habe keine Parochialrechte.

Darauf verfügte der Minister am 29. Januar 1836 die Benutzung des Doms für die Universitätsgottesdienste, und am 30. März wurde in fünf Paragraphen mit dem Presbyterium die betreffende Übereinkunft geschlossen, welche der Minister am 13. April 1836 in allen Punkten bestätigte. Neben einigen Bestimmungen betreffend pekuniäre Entschädigungen der Kirche und der niederen Kirchenbeamten wurde vor allem festgesetzt, daß der akademische Gottesdienst um acht, der der Domgemeinde um zehn Uhr beginnen sollte, eine Ordnung, die später auf den Antrag Tholucks nur für den Sommer festgehalten wurde, indem man für den Winter die spätere Stunde von $^1/_2 12 - 1$ für den Universitätsgottesdienst vorzog. Diese Ordnung ist bis jetzt die herrschende geblieben.

Bei der Übersiedelung des akademischen Gottesdienstes nach dem Dom wollte nun aber Marks von der Beteiligung an demselben gänzlich dispensiert werden. Die erste Predigt im Dom am 15. Mai 1836 hielt er noch; aber es war auch seine letzte. Am 13. Juli kam er um seine förmliche Entlassung aus dem Amte eines Universitätspredigers ein. Am 16. berichtete Delbrück an den Minister und machte für die Neuordnung der Dinge seine Vorschläge. So nahe es gelegen hätte, nach bewilligter Entlassung von Marks, Tholuck an seine Stelle treten zu lassen, so wenig konnte Delbrück doch zu einem solchen Verfahren raten. Er legte dem Minister vier Fragen vor: „1. Soll der ꝛc. Tholuck definitiv an die Stelle des Professors Marks zum alleinigen Universitätsprediger ernannt, oder soll er 2. zum Universitätsprediger bestellt, aber ein zweiter, noch zu ernennender ihm zur Seite gesetzt, oder soll 3. ein Dritter zum Nachfolger des Professor Marks ernannt und zum alleinigen Fungieren mit Ausschluß einer ferneren Teilnahme des Konsistorialrat Tholuck verpflichtet, oder endlich 4. soll, wenn der Professor Marks einen Dritten zum Nachfolger erhält, dem Konsistorialrat Tholuck nur gestattet werden, ganz in der bisherigen Weise ohne amtliche Verpflichtung im Predigen mit demselben zu alternieren?“

Die weitere Argumentation des Geheimerats Delbrück

ist so charakteristisch, daß wir noch einiges daraus mitteilen wollen: „Pflichtmäßig würde ich," so fährt er fort, „meine gutachtliche Äußerung ebenso sehr gegen eine bejahende Entscheidung der ersten wie der dritten Frage richten zu müssen glauben, indem ich aus Gründen, deren näherer Entwickelung es bei gegenwärtigem Anlasse wohl kaum bedürfen möchte, nicht für ratsam halten würde, dem Konsistorialrat Tholuck das Predigen beim akademischen Gottesdienste ausschließlich dauernd zu übertragen; auf der andren Seite es aber auch nach meinem ehrerbietigen Dafürhalten als ein wahrer und sehr fühlbarer Verlust betrachtet werden müßte, wenn dem Konsistorialrat Tholuck jene Wirksamkeit ganz entzogen werden sollte. Er hat durch sein entschiedenes Talent zur Hebung des akademischen Gottesdienstes in ausgezeichnetem Grade beigetragen, und die Teilnahme an seinen Vorträgen ist nicht bloß seitens der Studierenden, sondern auch seitens des übrigen hiesigen gebildeten Publikums, selbst seitdem für den akademischen Gottesdienst die vielen unbequeme Frühstunde hat gewählt werden müssen, fortwährend im Steigen, wobei ich übrigens dem Konsistorialrat Tholuck nachzurühmen nicht umhin kann, daß nicht bloß seit einiger Zeit seine Kanzelvorträge überhaupt an Milde gewonnen haben, sondern schon seit länger von ungeeigneter Polemik sich gänzlich fern erhalten."

„Würde solchemnach meines ehrerbietigen Ermessens nur zwischen den Alternativen unter 2 und 4 eine Wahl zu treffen sein, so scheint mir zuvörderst nicht ganz außer Zweifel, ob der Konsistorialrat Tholuck eine ihm danach anzuweisende Stellung zu übernehmen geneigt sein, ob er nicht namentlich die Fortdauer seines bisherigen Verhältnisses gänzlich ablehnen werde. Wäre letzteres der Fall, und bliebe daher zur Erledigung der Sache bloß der oben unter 2 angedeutete Weg offen, so dürfte doch eine förmliche Ernennung zweier Universitätsprediger kaum thunlich erscheinen, sondern nur die Form zu wählen sein, daß sowohl dem Konsistorialrat Tholuck als dem ihm zur Seite zu setzenden Dritten eine Gehaltszulage unter Auferlegung der Verbindlichkeit, abwechselnd im akademischen Gottesdienste die Predigt zu übernehmen, bewilligt würde. Der eben bemerkten Schwierigkeit tritt die meines ganz gehorsamsten

Dafürhaltens noch größere hinzu, sowohl im Falle ad 2 als ad 4 einen geeigneten Nachfolger des Professors Marks zu ermitteln. Unter den ordentlichen Professoren der theologischen Fakultät befindet sich keiner, der dazu qualifiziert und geneigt sein möchte. Der außerordentliche Professor in der gedachten Fakultät, Licentiat Franke, ist zwar Geistlicher an einer der hiesigen städtischen Kirchen, weicht aber in seiner Richtung von dem Konsistorialrat Tholuck dermaßen ab, daß letzterer sich wohl unter keiner Bedingung entschließen würde, unter welcher Form es sei neben ihm zu fungieren. Träte ein Bedenken dieser Art bei dem Professor und Domprediger Blanc in geringerem Maße ein, so dürfte sich gegen seine Wahl vielleicht zu erinnern finden, daß er als Professor nicht der theologischen sondern der philosophischen Fakultät angehört, obgleich, da er daneben wirklich fungierender Geistlicher ist und zwar an einer Kirche, in welcher gegenwärtig der akademische Gottesdienst abgehalten wird, Ew. Exzellenz ihn jedem andren der hiesigen städtischen Geistlichen, der mit der Universität überall in keiner Verbindung steht, vorzuziehen sich geneigt finden könnten."

Unter diesen Umständen riet Delbrück, die Ernennung eines Universitätspredigers überhaupt noch hinauszuschieben, Tholuck das Halten der Predigten beim akademischen Gottesdienste provisorisch zu übertragen und das bisher an Marks gezahlte Gehalt, das „auf hierorts unkontrollierbare Weise von 300 auf 190 Thaler herabgesunken" sei, unter beide zu verteilen. Genau nach diesem Vorschlage ist dann von Altenstein verfahren worden. Mittels Verfügung vom 12. September 1836 wurde Marks „seinem Wunsche gemäß von dem akademischen Predigtamte vorläufig entbunden", die Teilung seines bisherigen Gehaltes angeordnet, so daß Tholuck die Hälfte mit 95 Thalern „als Remuneration" beziehe, bis es möglich sein werde, in dieser Angelegenheit einen definitiven Beschluß zu fassen. „Zugleich," heißt es dann, „will das Ministerium dem Konsistorialrat Professor Dr. Tholuck, bis die Umstände die förmliche Ernennung eines Universitätspredigers gestatten werden, das Halten der Predigten beim akademischen Gottesdienste dortselbst provisorisch übertragen."

So hatte Tholuck nun ausschließlich die sämtlichen Amts-

geſchäfte und das kärgliche halbe Gehalt, aber das Amt ſelbſt blieb unbeſetzt. Marks war nicht mehr, Tholuck noch nicht Univerſitätsprediger — ein Proviſorium, das unmöglich lange Beſtand haben konnte. Tholuck ſelbſt gab den Anſtoß zu ſeiner Beſeitigung. Am 31. Dezember 1837 richtete er ein Geſuch an den Miniſter, nunmehr, nachdem Marks die Paſtorierung des mit dem Diakonat von S. Ulrich verbundenen Dorfes Diemitz übernommen habe, mithin im Dome überhaupt nicht mehr fungieren könne, ihn ſelbſt in die Halliſche Univerſitätspredigerſtelle und in das damit verbundene Gehalt eintreten zu laſſen, damit nicht durch ſeine fortwährende Ausſchließung von dem Prädikate und dem Gehalte des betreffenden Amtes der Schein erweckt würde, als ob er dasſelbe nicht zur Zufriedenheit der Behörde verwaltet habe. Daraufhin wurde der Regierungsbevollmächtigte am 25. Januar 1838 zur gutachtlichen Äußerung aufgefordert. Delbrück machte den Miniſter darauf aufmerkſam, daß ſtatutenmäßig die Ordnung des Univerſitätsgottesdienſtes von der Halliſchen theologiſchen Fakultät reſſortiere, und dieſelbe zunächſt gutachtlich gehört werden müſſe. Er habe ein betreffendes Gutachten derſelben bereits erbeten. Dasſelbe erfolgte am 8. Juli 1838 unter dem Dekanat von Fritzſche; die Fakultät weigerte ſich darin, ein eigentliches Gutachten abzugeben, „weil ſie von der in Rede genommenen Angelegenheit nicht ausreichende Kenntniſſe habe“, empfahl aber zugleich das von Marks inzwiſchen eingelaufene Geſuch, außer den Predigten an den Abendmahlstagen der Studenten in der Ulrichskirche noch einige Predigten im Dome halten und dann die Hälfte des Gehalts weiter beziehen zu dürfen. Delbrück erachtete dieſes Schreiben der Fakultät für ſo unklar, daß er um eine nochmalige „beſtimmte Erklärung“ bat. Sie erging am 24. Juli dahin, daß, da Marks ſein früheres Demiſſionsgeſuch „der Sache nach geradezu zurücknehme, wenigſtens zurücknehmen zu können wünſche“, ſie dieſen Wunſch gutachtlich durchaus befürworten müſſe, wodurch ſich die andre Frage von ſelbſt erledige, ob es zweckmäßig ſei, die ganze akademiſche Predigerſtelle dem Konſiſtorialrat Dr. Tholuck zu übertragen. Sollte die Frage damit nicht erledigt ſein, ſo würde die unterzeichnete Fakultät aus mehrfachen wohlerwogenen Gründen ein Hohes Königliches Miniſterium unter-

thänig ersuchen, dieselbe mit einem Gutachten dieser Art über einen Kollegen hochgeneigtest verschonen zu wollen, und die Entscheidung gern der Weisheit eines Hohen Königlichen Ministeriums anheimgestellt wissen."

Am 8. August 1838 berichtete nun Delbrück nach Berlin. Die Rückkehr zu dem früheren Stande der Dinge, welche die Fakultät befürworte, könne er unmöglich empfehlen, da Marks doch zu keiner weiteren Predigt im Dome sich werde entschließen können, und Tholuck gegenwärtig ernstlichen Widerspruch erheben würde, Universitätsprediger der That nach zu sein, ohne es auch zu heißen. „Letzteres ist ihm," heißt es im Bericht wörtlich, „ganz abgesehen vom Gehaltspunkte, eine Ehrensache, und es scheint allerdings, daß die Billigkeit seinem Wunsche, in Betracht seiner entschiedenen Verdienste um den akademischen Gottesdienst, das Wort rede." So schlage er vor, Tholuck neben Marks zum Universitätsprediger zu ernennen. Die Fakultät ihrerseits bitte, von einem Gutachten über Konsistorialrat Tholuck dispensiert zu werden, „eine Bitte, durch welche, wie er vermute, dieselbe eine Erklärung gegen die Ernennung des Konsistorialrat Tholuck zu umgehen wünsche." Dennoch müsse er bei seinem Vorschlage stehen bleiben und gebe nur noch ehrerbietig anheim, für Tholuck, unter Belassung des halben Gehalts an Marks, eine Gehaltsaufbesserung von 50 bis 60 Thalern aus dem allgemeinen Hallischen Universitätsfonds bewilligen zu wollen.

Wieder ruhte nun die Angelegenheit bei den eigentümlichen Schwierigkeiten in Halle, bis Tholuck am 6. Dezember 1838 sein Gesuch an den Minister erneute. Zufolge dessen wurde Delbrück am 7. Januar 1839 beauftragt, von Marks „eine ganz bestimmte Erklärung darüber einzufordern, ob er die Universitätspredigerstelle von jetzt an in ihrem ganzen Umfange wieder verwalten, oder dieselbe definitiv niederlegen wolle." Die Erklärung erfolgte am 3. Februar dahin, daß Marks definitiv Verzicht leiste; und nachdem über die Gehaltsfrage noch einmal zwischen Berlin und Halle verhandelt worden war, erging endlich am 27. April 1839 folgende, den Delbrückschen Vorschlägen in bezug auf die pekuniäre Seite der Sache entsprechende Verfügung des Ministers von Altenstein: „Mit Ew.

Hochwohlgeboren Vorschlägen in dem Berichte vom 4. vorigen Monats einverstanden will das Ministerium den Professor Dr. Marks dortselbst auf den Grund der von ihm unter dem 3. Februar dieses Jahres abgegebenen Erklärung, seinem Wunsche gemäß, von der ferneren Verwaltung der dortigen Universitätspredigerstelle hierdurch entbinden und ihm in seiner Eigenschaft als Professor eine Gehaltszulage von 140 Thaler vom 1. April dieses Jahres ab aus den disponiblen Gehaltsfonds bei der dortigen Universität hiermit bewilligen, um ihn sowohl für den Verlust, den er durch die Niederlegung der Universitätspredigerstelle erleidet, zu entschädigen, als auch ihm die besondere Zufriedenheit des Ministeriums mit seiner bisherigen Amtsführung zu bethätigen. Dem Konsistorialrat und Professor Dr. Tholuck will das Ministerium die dortige Universitätspredigerstelle mit dem vollen damit verbundenen Gehalt von 190 Thaler, welches dem ꝛc. Tholuck gleichfalls vom 1. April dieses Jahres ab zu gewähren ist, hierdurch übertragen, und überläßt Ihnen, demgemäß alles weiter Erforderliche zu verfügen und den ꝛc. Marks so wie den ꝛc. Tholuck zu bescheiden."

So war nun endlich das Ziel erreicht, nach welchem Tholuck so lange gestrebt hatte. Fünfundzwanzig Jahre lang verwaltete er fortan das Amt eines Hallischen Universitätspredigers allein, nachdem er schon gegen zehn Jahre, wenn auch ohne amtliche Stellung, der einzige Prediger im akademischen Gottesdienste gewesen war. Im Jahre 1864 erbat die theologische Fakultät für Professor Beyschlag, der einen offiziösen Ruf nach Göttingen ausgeschlagen hatte, als Zeichen des Dankes von Halle die Mitbeteiligung desselben an den Funktionen Tholucks im Gottesdienste. Der damalige Kurator Oberpräsident a. D. von Beurmann nahm zunächst Gelegenheit mit Tholuck selbst über die Angelegenheit zu verhandeln. Derselbe erklärte: „er fühle sich zwar zur Zeit noch kräftig genug, dem Amte als Universitätsprediger vorzustehen, könne sich jedoch nicht verhehlen, daß dies nur noch eine kurze Reihe von Jahren der Fall sein werde;" mit dem Antrage der Fakultät sei er daher ohne Rückhalt einverstanden. So trat vom Jahre 1864 eine Teilung der Predigten zwischen Tholuck und Beyschlag ein, bis endlich Tholuck am 13. Juni 1873 an den Kurator Geheimerat Rö-

denbeck die Mitteilung machte: „Da mir nunmehr auch derjenige Teil meines akademischen Predigeramtes, welcher mir noch geblieben war, schwierig geworden ist, so habe ich denselben seit dem Anfange dieses Semesters meinen Herrn Kollegen Beyschlag zu übernehmen gebeten.“ Am 8. September 1873 erfolgte die von Tholuck bei dem Minister Dr. Falk erbetene Entlassung aus dem geliebten Amte, das er beinahe ein halbes Jahrhundert lang verwaltet hatte. —

Man könnte nach dem Mitgeteilten vielleicht fragen: war es recht von Tholuck, nach dem anderweitig schon besetzten Amte zu begehren? Wenn er selbst später nicht leicht daran trug, die Hälfte seiner Predigerthätigkeit abgeben zu müssen, so sah sich auch Marks nur ungern genötigt, der jüngeren Kraft zu weichen —, so ungern, daß er lieber bald auf jede Mitbeteiligung verzichtete. Allein einmal hat Tholuck das Amt als solches gar nicht begehrt: viele Jahre lang hat er ohne alle Besoldung gedient; und erst als er thatsächlich längere Zeit hindurch der einzige Universitätsprediger gewesen war, wünschte er auch eine rechtliche Mitbeteiligung am Amte. Sodann aber griffen hier doch auch Rechte einer höheren Ordnung ein. Die wohlgefügten, glatten und zierlichen Reden von Marks verhallten in der akademischen Jugend der Hauptsache nach so gut wie wirkungslos; wie er mit weißen Handschuhen die Kanzel bestieg, so griff er auch die Herzen und Gewissen nur mit Glacéhandschuhen an. „Er ist ein Hase, ein hasissimus“ schrieb Tholuck später einmal an Julius Müller über ihn nach Marburg. Wenn aber je ein Mensch von Gottes Gnaden zum Prediger der Jugend ausgerüstet gewesen ist, so war es Tholuck. Solch ein Mann mußte Raum haben, die Gottverliehenen Gaben zu verwerten; darüber wurden schließlich Feind und Freund einig — und Gott drückte das Siegel reichen Gelingens der immer siegreicher sich Bahn brechenden Arbeit auf.

Schicken wir uns nun an, über die besondere Art der Thätigkeit Tholucks als akademischen Predigers uns zu äußern, so ist es nach den ebenso erschöpfenden wie begeisterten Ausführungen D. Nebes in seinem Buche „Zur Geschichte der Predigt“ (III S. 280—331) nicht leicht, noch etwas Neues zu

ſagen. Es iſt der dankbare Schüler und Freund, aber auch der vielbewanderte Forſcher auf dem Gebiete der Homiletik, der hier das Wort führt und zu dem Reſultate kommt: „Tholuck war einer der ausgezeichnetſten Redner ſeiner Zeit, ja der ganzen chriſtlichen Kirche“ (S. 302). Auch andre haben ſich eingehender über Tholuck als Prediger geäußert. So A. Wächtler in Ohlys homiletiſcher Vierteljahrsſchrift „Mancherlei Gaben und ein Geiſt“ in dem Artikel „Dr. A. Tholuck, ein homiletiſches Charakterbild“ (XVII. Jahrgang 1878, S. 193—215); und der kürzlich verſtorbene Superintendent des Herzogtums Lauenburg D. Brömel im zweiten Bande ſeiner „Homiletiſchen Charakterbilder“ (1869, S. 158—186). Allein der erſtere widmet der eigentlichen Predigerthätigkeit Tholucks trotz des vorangeſetzten Titels verhältnismäßig doch nur wenig Raum, wenn er auch in ſeinen Ausführungen Treffliches gibt; D. Brömel aber wird von ſeinem ſtreng lutheriſchen Standpunkte, bei aller Anerkennung Tholucks als eines lebendigen Zeugen der Wahrheit, dennoch dem Manne nicht gerecht, der über alle Korrektheit der Lehre das für den Herrn brennende Herz ſtellte. Wie ein Prediger über Wort und Sakrament, über Amt und Kirche urteilt, das iſt für Brömel in allen „Charakterbildern“ der letzte und entſcheidende Maßſtab für den Wert desſelben. Und da ergibt ſich bei Tholuck das Reſultat, daß er „weder klar noch richtig lehre“ (S. 174), daß das Wort Gottes bei ihm nicht zu ſeinem vollen Rechte komme, die Kirche zur Schule geworden ſei, das Sakrament verflüchtigt werde. „Tholuck regt überall an, aber er führt es nirgends hinaus; er lehrt von Sünde und Gnade, er zeigt aber nirgends, wie man zur Gewißheit und Freudigkeit des Glaubens kommen kann. Er hält es mit Luther und Calvin, ja mit der ganzen ſichtbaren Kirche aus dem Grunde, weil ſie alle das apoſtoliſche Glaubensbekenntnis haben. Aber über das apoſtoliſche Glaubensbekenntnis hinaus gibt es für Tholuck nur Eigentümlichkeiten, die man freigeben muß.“ Kurz: „Tholucks Ideal iſt die unierte Kirche! Wir irren nicht, wenn wir ſagen: in Tholuck hat die unierte Kirche ihren glänzendſten und treueſten Vertreter, den feurigen Mann ihrer Jugend gefunden“ (S. 185) — und eben darum iſt die Predigt dieſes Mannes nach D. Brömel ſo

wenig ausreichend: „es stünde kläglich um die Kirche der Reformation, wenn sie nichts andres wäre, als das was Tholuck aus ihr macht“ (S. 185); darum werden Vorwürfe gegen Tholuck erhoben, die auf völliger Verkennung beruhen, wie: er rüttele auf, zeige aber nirgends die volle Wahrheit; er dringe auf Glauben, könne aber nie sagen, wie man zu ihm komme; er verkündige die Versöhnung in Christo, lasse aber im Stiche, wenn man frage, wie dieselbe zu stande gekommen sei, u. s. w. — D. Brömel übersandte 1874 den zweiten Teil seiner „Homiletischen Charakterbilder“ an den greisen Hallischen Lehrer, und es zeugt von dessen Weitherzigkeit und Edelmut, wenn er seinem Kritiker unter dem 4. Juli 1874 antwortete*): „Wie sehr haben Sie mich durch die Zusendung Ihrer homiletischen Charakterbilder überrascht und erfreut. Sie werden sich nicht wundern, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich in Ihnen auf der Kanzel einen eben solchen Gegner erwartet habe, wie auf meinem Katheder, wie ich denn auch nicht leugnen will, daß ich teilweise dies auch gefunden. Was Sie nämlich an den Predigten vermissen, begreife ich sehr wohl, und wüßte ich aus meiner Geistesweise heraus auch nicht zu geben. Daß Sie dagegen so vieles darin anerkennen, worin wir vor dem Herrn übereinstimmen, hat mir innig wohlgethan und mich mit Ihnen verbunden. — Bald werde ich vor dem Herrn stehen, und auch Sie, verehrter Herr Generalsuperintendent (sic), werden, denke ich, diesem Entscheidungspunkte nicht mehr fern stehen; dann wollen wir uns gemeinsam dessen freuen, was er uns in unsrer Schwachheit auf Erden geschenkt hat, und ihn mit einander wegen dessen um Vergebung bitten, worin wir den rechten Gebrauch seiner Gnade verfehlt haben.“

Wir wissen uns in Bezug auf das Folgende in wesentlicher Übereinstimmung mit Nebe (und Wächtler) und illustrieren nur aus dem uns vorliegenden Material nach manchen Seiten hin das auch von ihnen Bemerkte. —

Tholuck hat in seiner langen Dozentenlaufbahn nie über Homiletik gelesen oder einem homiletischen Seminare vorgestanden. Nur der letzte Paragraph seines Kollegs über Encyklopädie behandelte die Homiletik; und es waren selbstverständlich kurze

*) Von D. Brömel selbst dem Verfasser freundlich mitgeteilt.

und aphoristische Winke, die da den zukünftigen Geistlichen über die Abfassung einer Predigt gegeben wurden. Doch hat sich Tholuck selbst auf der Kanzel wiederholt über die Aufgabe der christlichen Predigt ausgesprochen; so in den drei Predigten über 1. Kor. 1, 2—16: der Inhalt der Predigt und die Stimmung des Predigers; der Ursprung und die Form der Predigt; die Bedingung ihrer Wirksamkeit (III, 7—9)[6]; ferner in den zwei Predigten: Was fehlt unsren Gottesdiensten, daß sie rechte Gottesdienste seien? und: Die erste Christengemeinde ein Vorbild für unsre kirchliche Verbindung (II, 7 und 8); oder mehr gelegentlich in der Predigt über den treuen Haushalter (I, 20), und in der andren über die Frage: Was sind euch diese Gottesdienste, und was sind euch die Gottesdienste der Kirche überhaupt wert? (III, 21) u. s. w. Die ausführlichste und zusammenhängendste Unterweisung über die homiletischen Forderungen aber gab er in der Vorrede zur zweiten Sammlung seiner akademischen Predigten, die er 1836 Schubert in München „und seiner teuren Hausfrau zur Erinnerung an neun unvergeßlich schöne Tage" mit dem Sonette widmete:

„Von jenem Heil, dem aus den tiefsten Gründen
Des Herzens all die Millionen singen,
Die hier und dort ihr Halleluja bringen,
Soll ich, der schwächste Schüler, auch verkünden.

Und welche Töne kann ich Ärmster finden,
Wo so viel Harmonien schon erklingen,
Mit neuem Lied die Harfe zu beschwingen?
Wer lehrt mich heilig Feuer zu entzünden?

Du lehrst den Ton, der du mit Kinderzungen
Einfach und voll Päane läßt erschallen,
Wie Adam sie am ersten Schöpfungstag gesungen!

Was hat von je dem Herrn der Herrn gefallen?
Viel stolze Saiten sind vor ihm verklungen:
Er schafft sich Lob aus frohem Kindeslallen."

Die in dieser Vorrede „über die Predigt für die Gebildeten in unsren Tagen" aufgestellten Behauptungen gaben damals Dr. Theremin in Berlin Veranlassung, in der Vorrede zur zweiten Ausgabe seines Werkes: „Die Beredsamkeit eine Tugend" einen teilweisen Widerspruch zu erheben. Darauf widmete Tholuck die neue Auflage seiner Predigtsammlung (1838) dem ver-

ehrten Berliner Hofprediger und sprach sich in einem längeren Vorworte noch einmal über seine homiletischen Grundsätze aus.

Diese Ausführungen Tholucks gehören zu dem Besten, was je über die Aufgaben der Predigt und des Predigers geschrieben worden ist; und was er sagt, danach hat er gehandelt — seine Worte schildern ihn selbst.

Zunächst darin, daß er auf die peinliche Einhaltung der homiletischen Kunstgesetze nicht allzu viel gibt. „Die Predigt muß aufhören Präparat zu sein und muß Stimme der Natur werden, ein lauter Seufzer des lebendig pulsierenden Herzens", heißt es in jener Vorrede. „O, und wenn am Ende alle andren Gaben fehlen, die wir hier in Anspruch genommen haben, wenn nur wieder die Predigt Natur werden wird, ein frisches Erzeugnis aus dem Leben in der Gemeinde! Es ist unbeschreiblich, wie wenig dazu gehört, namentlich bei gewissen festlichen Veranlassungen die Gemüter zu bewegen, bloß ein ehrliches, unaufgestutztes Wort der Wahrheit — bloß jenen Gefühlen dürfen Worte gegeben werden, welche die Zuhörer schon mitbringen. Da tritt aber statt dessen das Präparat der Studierstube, die im langgezogenen Syrupstil ausgesponnene Abhandlung, wie eine altmodische Schöne auf, in hundert Enveloppen gehüllt, mit dem Fächer in der Hand, und statt daß der heilige Zunder in den Herzen angezündet wird, der nur einen einzigen Funken brauchte, lagert sich fröstelnde Langeweile über die Versammlung. O ihr Männer mit vollem Herzen, Chrysostomus und Augustinus, Heinrich Müller und Harms — euer Lebensodem komme wieder über unsre Predigten!" Wenn Tholuck auch nicht geradezu den paradoxen Grundsatz von Harms: „sechstens, der Prediger spreche nachlässig und inkorrekt!" empfehlen will: den prüden Puristen gegenüber, welche „vertrocknete Konfitüren hinter dem Glasschränkchen" begehren, erhebt er doch Protest „gegen die unerträgliche Regelmäßigkeit des homiletischen Chausseestils, der jeden Schritt links- oder rechtsab mit Fußangeln besetzen will."

So tritt uns Tholuck in seinen eignen Predigten überall entgegen. Pulsierendes Leben, ausbrechende geheiligte Natur, nichts Gemachtes und Gekünsteltes, alles echt und wahr, der Form zuliebe auch nicht Ein unnützes Wort, das ist Tholuck-

sche Predigtweise gewesen. „Der größte der neueren Redner, Fox," sagt er einmal „siegte durch sein Gefühl, dessen hinreißendem Strome man es gern vergab, wenn alle Wellen Wellenlinien bildeten." Das paßt auf ihn selbst. Tholuck arbeitete seine Predigten auch verhältnismäßig sehr schnell. Wohl überdachte er den zu behandelnden Gegenstand tagelang zuvor; er pflegte ihn auch wohl nach verschiedenen Richtungen hin auf seinen Spaziergängen mit Studenten durchzusprechen, teils um dieselben auf die Probleme aufmerksam zu machen, die dann auf der Kanzel behandelt werden sollten, teils um sich selbst über das für seine Zuhörer Wichtigste und Einschlagendste zu orientieren. Er wandte sich auch wohl einmal fragend an einen Freund. So heißt es im Postskriptum eines Briefs an Julius Müller (datumlos): „Noch eins! Ich soll nächstens über das ‚Mich dürstet' predigen und kann mich so schwer zur Allegorisierung verstehen; wüßtest Du mir ein schönes und praktisches Thema vorzuschlagen?" (vergleiche die dann gehaltene Predigt Band V. Nr. 35, S. 324). Die eigentliche Ausarbeitung aber geschah schnell; das Konzept wurde meist von ihm selbst geschrieben, doch auch dem Amanuensis diktiert, schon in Rom mußte Lorenzen sich diesem Dienste unterziehen —; oft ohne Unterbrechung entstand so die ganze Predigt in wenigen Stunden. Auch die Memorierarbeit vollzog sich bei dem unvergleichlichen Gedächtnisse Thulucks spielend leicht. Auf der Kanzel fühlte er sich dem Konzepte gegenüber in Freiheit gebunden; kam die „Begeistung" über ihn, so schuf er neu und band sich nicht an den Entwurf. „Wenn die von Gott gesegnete Stunde auf der Studierstube gekommen ist, wo leicht und schnell das von Gott geschenkte Kindlein an den Tag geboren wird, — denn, wie das gute Sprichwort sagt: en peu d'heures Dieu labeure, in wenig Stunden hat Gott das Rechte gefunden, — oder auch, wenn auf der Kanzel die Predigt dem Herzen entströmte, wie der Fluß, dem die Schleuse geöffnet ist — sollte da nicht Freude sein?" heißt's in jenem Vorwort. Und kurz vorher: „Die Begeistung (kommt, wie und wo der Herr des Geistes es will, oft da, wo weder Gefühl noch Phantasie in hohen Wogen gehen, und der Verstand und das Herz in der einfachen Sprache des Lebens laut werden; sie) kommt aber allerdings auch in jenen völlig

außer Berechnung liegenden Momenten, wo der Redner, außer sich selbst versetzt und von einer inneren Nötigung überwältigt, wie unwillkürlich auf dem Wogenbette seiner eignen Rede dahingerissen wird, wo nicht er die Rede trägt, sondern die Rede ihn; und solche Rede muß dann freilich auch in ihrer Form über die des gewöhnlichen Lebens hinausgehen. Das sind selige Augenblicke für den Redner, wenn sie im Kämmerlein kommen, noch vielmehr auf der Kanzel, angesichts der Hunderte und Tausende, die zu Genossen dieser seiner Weihestunden werden. Wer das rätselhafte Wort von dem Winde, der da bläset, wo er will, nicht verstanden hätte, der wird es in solchen Stunden inne. Auch mir ist einige wenige Male diese Erfahrung zu teil geworden in Stunden, die bis an das Ende meines Lebens mir heilig und unvergeßlich sein werden."

Das lodernde Feuer hat auch seine Gesetze, aber sie sind verschieden von denen, nach welchem das befruchtende Wasser in festgezogenen Kanälen sich über die Fluren ergießt. Tholucks Rede ist wie ein lodernde Feuer, und erst im Verlaufe der Jahre senkten sich die Flammen allmählich, und es blieb ein milder, erwärmender und erleuchtender Schein. Daß die Formen des gesetzmäßigen, nach allen Seiten hin kunstgerecht vollendeten Aufbaues der Predigt nicht seine Sache war, fühlte Tholuck wohl. Er meinte selbst: „die freiere Homilie, wie Chrysostomus sie behandelt hat, ist die Form, welche meinem Bedürfnis als Prediger am meisten zusagt, und bei welcher ich auch, wie ich meine, am besten Frucht zu schaffen vermögen würde." Indessen beruht diese Überzeugung allerdings auf Selbsttäuschung. Die Homilie fordert eine genaue, Vers für Vers fortschreitende Auslegung und Anwendung des Textes, etwa wie sie Goßner in seiner bekannten „Evangelischen Hauskanzel" gegeben hat. Gerade das aber ist ein nicht zu bestreitender Mangel sämtlicher Tholuckscher Predigten, daß in ihnen der Text nicht ganz zu seinem Rechte kommt. Fast durchgängig, mit Ausnahme der Fest- und Gelegenheitspredigten, hat sich für Tholucks seelsorgerliches Bedürfnis im Verkehr mit den Gliedern seiner akademischen Gemeinde irgend ein der Behandlung würdiges oder nötiges Thema aufgedrängt, das er selbständig disponiert, und dann erst sucht er sich zur Anlehnung einen

einigermaßen entsprechenden Schrifttext, ja in den zuletzt veröffentlichten „Glaubens-, Gewissens- und Gelegenheitspredigten“ (1860) deren sogar zwei (in fünf Predigten), und selbst (in zwei Predigten) deren drei. Schon Julius Müller, der die erste Sammlung der akademischen Predigten Tholucks in den „Studien und Kritiken“ (Jahrgang 1835 I. Band) besprach, hob es hervor, daß in denselben, bei aller berechtigten Freiheit in der Behandlung homiletischer Formen, doch zuweilen auch „wohlbegründete Ordnungen zerstört“ würden. „Das Thema soll gleichsam vor den Augen der Zuhörer aus dem Texte entstehen; die Einheit der Betrachtung darf nicht schon unabhängig von ihm fertig geworden sein.“ Tholuck aber nennt oft im Eingange das Thema, über das er sprechen will, und verliest dann erst den Text, an welchen er sich anschließt. Auch bindet er sich durchaus nicht immer streng an die aufgestellte Disposition, wie Julius Müller gleichfalls schon bei der ersten Predigtsammlung mißbilligend hervorhob; er gibt auch wohl gar kein Thema, sondern nur die Teile an, auch sind Thema und Teile zuweilen gar zu umfangreich gefaßt und erschweren die Bewahrung im Gedächtnis; angekündigte Teile fallen aus, logisch an dieser Stelle nicht berechtigte Gedankenreihen werden aufgenommen, und dergleichen. Den Einzelnachweis für diese Verstöße gegen die rhetorische Kunst wolle man bei Nebe nachlesen; seine Beispiele könnten leicht noch beträchtlich vermehrt werden.

Allein was wollen diese unbedeutenden formalen Bemängelungen gegen die Macht der elementaren, natur- und geisteskräftigen Beredsamkeit sagen, welchen in den Tholuckschen Predigten auf uns einströmt! Gerade in dieser Schwäche, daß das Thema dem Redner vor dem Texte feststeht, liegt auf der andren Seite die Hauptkraft der überwältigenden Zeugnisse Tholucks. Der berühmte Dresdener Hofprediger Reinhard hat einmal gesagt: „Jede Predigt soll ein Wort sein gerade zur rechten Zeit, eine Art Casualrede, und den Prediger vor dem Fehler bewahren, sich auf Gemeinplätzen herumzutreiben, die keinem Menschen etwas helfen.“ Diese Regel zu befolgen, war für Reinhard selbst so gut wie unmöglich, da er sich jahraus jahrein an das hergebrachte Perikopensystem anschloß. Von den Tholuckschen Predigten kann man behaupten, daß sie sämt-

lich mehr oder weniger, auch wenn er in einer Reihe zusammenhängender Predigten umfassendere Themata behandelte, wie das Vaterunser, das apostolische Glaubensbekenntnis, die Leidensgeschichte, die Augsburgsche Konfession, daß sie dennoch immer Casualreden waren, zu welchen ihm die Bedürfnisse seiner Gemeinde die jedesmalige Veranlassung gaben. An eine Beziehung auf das Perikopensystem war dabei nicht zu denken; und da die akademische Gemeinde auch die christlichen Hauptfeste, die sämtlich in die Ferien fallen, nicht mitfeierte, wo Tholuck sonst die Festtexte nicht vermieden haben würde, so sind es ausschließlich sogenannte freie Texte, die wir in seinen Predigtsammlungen finden.

„Die Predigt sei aus der Gemeinde entstanden," heißt es in der mehrerwähnten Vorrede. „Es gibt Predigten, die außer der Gemeinde, und Predigten, die aus der Gemeinde entstanden sind. Die ersteren sind diejenigen, welche der Prediger nach den allgemeinen Grundsätzen der Homiletik, nach der Idee der christlichen Predigt überhaupt, des Kirchenjahres u. s. w. entwirft. So muß er verfahren, sobald kein lebendiges Wechselverhältnis zwischen Prediger und Gemeinde stattfindet. Anders, wo die sonntägliche Predigt der Nachhall der Erfahrungen ist, welche die Wanderungen durch die Gemeinde die Woche hindurch haben machen lassen. Je mehr die Predigt das Ergebnis hiervon ist, desto individueller, örtlicher, treffender wird sie sein. Wie sie aus dem Gemeindeleben entstanden ist, so wird sie auch dazu dienen, das Gemeindeleben wieder mehr zu wecken. Ausgeschlossen soll jene erste Rücksicht bei der Predigt nicht sein, sie soll aber diese zweite mit in sich fassen oder sich doch mit ihr verbinden. So wird denn das Predigen unter der Kanzel auch den rechten Zündstoff für das Predigen auf der Kanzel geben. Es läßt sich nicht sagen, wie viel zur Belebung des Interesses der Zuhörer geschehen würde, wenn unsre Predigten häufiger an die individuellen Zustände, die gerade in der Gemeinde oder bei einzelnen Mitgliedern zu finden, anknüpfte. Da kommt aber wieder das Gespenst der allgemeinen Regeln von Kanzelstil und Kanzeldekorum, welches jede im Gemüt das Geistlichen sich aufdrängende individuelle Beziehung zurückscheucht," u. s. w.

Tholucks Predigten sind aus dem individuellsten Wechselverhältnisse mit seiner Gemeinde entstanden. Diese Gemeinde war eine akademische. Aus allen Fakultäten strömten ihm die Zuhörer zu, je länger je mehr auch die Dozenten; was in Halle überhaupt an höherer Bildung teilnehmen wollte, das saß mit Vorliebe Sonntags im „Akademischen". Da übte Tholuck auch in der Form seiner Rede die Pflicht aus, die er in den Worten zusammenfaßte: „Wir müssen den Verächtern der Religion unter den Gebildeten die Hände entgegenstrecken. Als einen wesentlichen Grund, warum auch christlich gesinnte Prediger in vielen Fällen nicht vermögen, die Gebildeten wieder herbeizuziehen, seh' ich dies an, daß sie aus dem Kreise des Glaubens für die innerhalb dieses Kreises Stehenden reden und dadurch denen, die außer diesem geweihten Kreise stehen, unverständlich werden. Die Macht des Herkömmlichen in der Form und Abfassungsweise der Predigt hat einen schädlichen Einfluß. Jahrhunderte lang hat der Glaube, in diese Form gebracht, segensreiche Früchte getragen; aber es war eine Zeit, in der der Glaube noch Substanz des Volkslebens war. Diese Zeit ist hin, für die höheren und höchsten Klassen der Gesellschaft fast gänzlich hin. Eine altertümliche Sagenwelt sind ihnen die Geschichten der Bibel, von zauberhaftem Halbdunkel umleuchtet . . . . . So muß denn also der Prediger neu aufbauen. Nicht daß er selbst aus der hohen, festen Burg seines Glaubens an das Wort der Offenbarung herausgehen und herniedersteigen sollte auf jene weiten baumlosen Flächen, wo die Winde des Aufgangs und des Niedergangs ihr Spiel haben. Aber freundlich soll er den Umherirrenden sich herabneigen und lockend mit seinem Finger nach den Pfaden deuten, welche in die Burg führen." Dazu bedarf es einer Redeweise, welche diese der Bibel Entfremdeten verstehen; es bedarf eines Aufbaues der heiligen Wahrheiten, welcher den Hörern den Eindruck macht: „daß es mit dem Christentum doch etwas mehr sei, als mit einer schönen Dichtung des Altertums, daß es eine alle Zeiten überdauernde Realität sei."

„Wohl wird für ein solches Geschäft eine möglichst große Bildung und Umsicht des Geistlichen selbst wünschenswert sein. In einer Zeit, wo Shakespeare eine stärkere Autorität für

viele ist als Paulus, und ein Distichon Goethes eine kräftigere Belegstelle als der ganze Römer- und Galaterbrief, darf der Geistliche, welcher auf seine Gemeinde wirken will, mit ihren Gewährsmännern nicht unbekannt sein. Wenn irgendwo, so gilt auch hier des Apostels Wort: Alles ist euer. Ein englischer Prediger wurde des Sonnabends über dem Studium von Gibbon gefunden und erwiderte auf Befragen: ‚bin ich Christi, so ist auch Gibbon mein und ein Saatfeld, das ebenfalls für Christum Frucht trägt'."

Daß diese Anweisung auf Land- und einfache Stadtgemeinden keinen Bezug haben soll, liegt auf der Hand. Tholucks akademische Gemeinde aber forderte eine derartige Behandlung. Nicht daß nun die Tholuckschen Predigten etwa überladen gewesen wären von Citaten aus der alten und neuen klassischen Litteratur; im Gegenteil, viel häufiger finden sich Aussprüche Luthers oder der Kirchenväter, Strophen aus dem klassischen Liederschatze unsrer Kirche, oder wohl auch aus den weicheren Klängen herrnhutischer Poesie. Aber durchtränkt war Tholuck mit allen diesen Bildungselementen alter und neuer Zeit; seine Denk- und Ausdrucksweise war an ihnen geschult, und aus dem unermeßlichen Schatze seines allezeit sicheren Gedächtnisses, das nach seinem eigenen Ausspruche nichts vergaß, was ihm einmal dargeboten war, quollen unwillkürlich Bilder, Anschauungen, Redewendungen, Illustrationen, Exemplifikationen hervor, welche dem Wissensgebiete aller Zeiten und Völker, dem Forschungserwerbe aller Fakultäten angehörten. „Wollen wir unsere Gebildeten der Kanzel näher bringen, so werden wir nicht vermeiden können, öfter als der gewöhnliche Stil es thut, auf die Gebiete, in denen ihr Leben wurzelt, hinüberzuweisen. Paulus, der in Athen den Aratus und vor den Kretern den Epimenides in seiner Predigt citiert, wird unser Schirm sein, wenn die Homileten uns anklagen und verdammen. Ein andrer Vorteil, der dadurch noch zu gewinnen ist, ist der: das Zutrauen zur Person des Predigers wächst. Er erscheint nicht mehr als Mann der geweihten Kaste, der aus der Schule redet; man sieht: er hat die Wehen einer schweren großen Zeit selbst mit durchgemacht, es spricht nicht bloß der Prediger zu uns, sondern der Mensch."

Das berührt nun den Hauptpunkt des Geheimnisses, wodurch Tholuck so mächtige Wirkungen ausübte. Der Mensch stieg allezeit mit auf die Kanzel. Und was für ein Mensch! Einer, der alle Höhen und Tiefen des Menschenherzens durchmessen hatte, der von allen Zweifeln des Trotzes und der Verzagtheit herumgeschüttelt und von satanischen Mächten bis an den Rand der tiefen Todesnacht — o wie oft! gedrängt worden war. Dazu ein Mensch von der lebendigsten, feurigsten Phantasie, durch und durch ein Künstler, der in wunderbarer Geschmeidigkeit des Geistes in jede fremde Individualität sich einsinnen und einfühlen konnte — und endlich dieser Mensch bis in die letzte Fiber seines Wesens eingetaucht in die Liebe Christi, brennend im Eifer, dem Herrn Seelen zu gewinnen, und mit einer zähen, rücksichtslosen, bohrenden Energie begabt, die, aus der Natur stammend, durch Gnade gestählt, veredelt, durchgeistet worden war. Wie hätte ein solcher nicht sturmwindartig mit sich fortreißen oder, wo er auf starrere Naturen traf, wie steter Tropf durch die unermüdliche Arbeit der Liebe den harten Fels endlich höhlen und sprengen müssen! Welche einzigartige Begabung gerade für eine Universitätsgemeinde tritt uns in dieser Gottbegnadigten Predigergestalt gegenüber! Aus eigenster, tiefster Herzenserfahrung schrieb er im Jahre 1861 zu den „Worten an Seelsorger von Horatius Bonar D. D.", von Frauenhand ins Deutsche übersetzt, am Anfang seines das Buch einführenden Vorwortes: „. . . ‚Wer ist schwach, und ich werde nicht schwach? wer wird geärgert, und ich brenne nicht?' Ein solches Einssein mit seiner Gemeinde, ein solches Mitleben und Mitleiden mit jedem einzelnen Gliede derselben, ein solches auf dem Herzen tragen bei Tage und bei Nacht: wäre dies bei uns Predigern des Wortes, es müßte auch in den Gemeinden das Kalte zu brennen und die Toten aufzustehen anfangen. Dagegen: zehn, zwanzig, dreißig Jahre an ein und derselben Gemeinde zu stehen und nach zehn, zwanzig, dreißig Jahren die Gemeinde gerade in demselben Zustande zu finden, wie man sie angetreten hat — kein Kalter warm geworden, kein Lauer feurig, kein Gleichgiltiger um sein Heil bekümmert, kein Wachstum in der Liebe zum Wort, in den Früchten des Geistes: welch unerträglicher Gedanke, und doch wird er ertragen, und die Zahl derer, die

ihn mit Gelassenheit und ohne Scham und Schrecken ertragen, ist größer, als die derjenigen, denen er ein brennendes Feuer ist in ihren Gebeinen!"

Tholuck war der Seelsorger seiner Studenten, wie er es schon in den Jünglingsjahren für die meisten seiner Freunde gewesen war. Jeder, der von Christo nichts wußte, eine zu erobernde Festung, die im Namen Jesu Christi zu erstürmen sei: dies war die Maxime seines Christenlebens, die der 70-jährige Greis selbst bei dem goldenen Jubiläum seiner Dozenten-laufbahn als solche bezeichnet. Tholuck der Seelsorger der Studenten. „Ich habe die Geheimnisse von wie viel hundert Jünglingen sich mir aufthun sehen, ich habe sie irren sehen in weiten, weiten Entfernungen von dem, was das eigentliche Ziel des Menschen ist. Ich habe es ihnen zeigen können, und ich habe die Freude gehabt, daß mancher, mancher es erkannt hat und jetzt in derselben Freude seine eigne Freude genießt," sagte er bei derselben Gelegenheit. Der Universitätsprediger drängte sogar auf eine amtliche Einrichtung, durch welche ihm der Zugang zu den Herzen seiner Hörer offen stehen sollte. Wie Luther so hielt auch Tholuck große Stücke von der Privatbeichte. In seiner Predigt über den elften Artikel der Augsburgischen Konfession (V, 15) heißt es, nachdem zuerst ausgeführt worden, daß ein jeder vor Gott beichten sollte, damit er Absolution empfange, im zweiten Teil, der fordert, es beichte ein jeder seine Sünde auch vor den Menschen, damit er der Aufrichtigkeit seiner Buße gewiß werde: „Wir müssen vor dem Priester Gottes unsre Sünde bekennen, und dazu ist die Beichte eingesetzt vor dem Sakrament; und zwar wird in dem verlesenen Artikel gelehrt, daß man die Privatbeichte und Privatabsolution, wo also jeder einzeln für sich vor dem Diener des Worts seine Beichte ausspricht und seine Absolution empfängt, daß man diese Privat-beichte in unsrer Kirche nicht fallen lassen sondern erhalten soll. Leider ist sie unter uns gefallen, gefallen zum Teil wenigstens durch die Schuld und Bequemlichkeit der Diener des Wortes. Diese Beichte und Absolution, wo Priester und Sünder sich allein gegenüberstehen, und über ihnen kein andres Auge als das Auge Gottes, diese Beichte, von der Luther schreibt: ‚wenn tausend und aber tausend Welten mein wären, so wollte

ich alle lieber verlieren, denn daß ich wollte, dieſer Beichte das geringſte Stücklein eines aus der Kirche kommen laſſen' — die iſt gefallen! Mein Herz wird allemal groß bei meinem Predigen, wenn ich daran denke, daß ich ſolchen Schmerz über die Schäden und Wunden der Kirche vor Hunderten ausſpreche, die vielleicht in zehn Jahren ſelbſt in dieſem Prieſterrocke an dieſer Stelle ſtehen werden, vor ſolchen alſo, in deren Macht es ſtehen wird, auf ſolche Wunden den heilenden Balſam zu legen. Weſſen Herz ſoll nicht heilig bewegt werden, wenn er daran denkt, daß er vor Hunderten zukünftiger Prieſter predigt! Nun denn, ihr zukünftigen Diener des Wortes, ihr ſollt euch für berufen halten, auch dieſen Schaden der Kirche zu heilen und unſrer Kirche wieder zur Privatbeichte zu verhelfen. Ihr verſtehet, wovon ich rede, daß ich von der Ohrenbeichte nicht ſpreche, die ja auch unſer Artikel verwirft. In der Kirche Roms haben ſie verlangt, daß jeder alle einzelnen Sünden, deren er ſich bewußt, vor dem Prieſter beichte, und ſtatt das Gewiſſen zu ſchärfen, haben ſie gerade dadurch bewirkt, daß die Menſchen ſich nur als ſtückweiſe Sünder gefühlt haben ſtatt als ganze. Unſer Lebensbaum iſt krank, Brüder; nicht an den Äſten allein und den einzelnen Zweiglein, ſondern krank bis an die Wurzel; wer kann denn merken, wie oft er fehle? Ja wären die Werke nur unrein, die in einem Jahre meine Hand gethan, die mein Auge, mein Ohr, mein Mund gethan oder auch unterlaſſen hat: dann möchte man allenfalls noch ſie zu zählen anfangen. Aber ſintemal ſchon die geheimen Wallungen und Gelüſte meines Herzens unrein ſind — wer kann eine Ohrenbeichte ablegen vor dem Prieſter von allen ſeinen Sünden? Nein, nur darum iſt unſrem Luther die Privatbeichte ein ſo teures Gut geweſen, weil doch das Wort der Abſolution, wenn auch für alle dasſelbe, doch wieder für viele einzelne beſonders ſein muß, mit beſondrer Ermahnung, Warnung, Troſt verknüpft; weil das die einzige Gelegenheit iſt, dem einzelnen der Gemeinde ans Herz zu kommen, und weil doch auch die teuren Unterpfänder des Leibes und Blutes Chriſti jedem einzelnen gereicht, und ihm verkündet wird: für dich, du einzelne nach Erlöſung durſtende Seele, dahin gegeben! So ſoll auch der einzelne beichten vor Gottes Diener und die Abſolution empfangen von Gottes

Diener, und kein andres Auge über ihnen, als das Auge Gottes!"

Dem einzelnen ans Herz zu kommen, auch durch amtliche Ordnung, das war Tholucks Verlangen. So lange Marks lebte, kommunizierte die Universität, wie wir gesehen haben, unter seiner Administration in der Ulrichskirche. Der Universitätsprediger als solcher besaß ja keine parochialen Rechte. Aber kaum hatte Marks die Augen geschlossen — er starb am 24. Februar 1847 —, so that Tholuck Schritte, um selbst eine Universitätskommunion mit voraufgehender Beichte für den Dom einzurichten. Er trat mit dem Hof- und Domprediger D. Rienäcker in Unterhandlung; doch scheiterte der Plan an den Bedenken, welche derselbe erhob, einerseits ohne das Presbyterium vorzugehen, und andrerseits die Stadtgeistlichkeit in ihren Accidenzien zu beeinträchtigen. Der Kurator der Universität, Geheimerat Pernice, dem Tholuck über diese Verhandlung am 16. Juni 1847[7]) berichtete, und der sich lebhaft für das Zustandekommen einer akademischen Kommunionsfeier interessierte, riet ihm, sich an das Presbyterium der Neumarktskirche zu wenden, an welche vor kurzem durch Tholucks Vermittelung[8]) Pastor Ahlfeld berufen worden war. Am 4. März 1848 konnte Tholuck melden, daß das Presbyterium keine Schwierigkeiten mache, und daß er in der Neumarktskirche „am Sonntag über acht Tage um elf Uhr" Gottesdienst und Abendmahl halten werde. Indessen an der Form der öffentlichen Anzeige dieses außerordentlichen Abendmahlsgottesdienstes zerschlug sich die Abhaltung der Feier für den gewählten Termin, und dann spülten die Wellen der Revolution auch die begonnenen Ansätze der neuen Einrichtung mit hinweg.

Allein Tholuck behielt sein Ziel unverwandt im Auge. Im Jahre 1857 wendete er sich an das sächsische Konsistorium, das mit Pernice in Verbindung trat. Die Fakultät erklärte sich — mit einer Ausnahme — einstimmig am 5. November für „die Wiedereinführung der Abendmahlsfeier"; Pernice berichtete am 8. Oktober 1858 an den Minister v. Raumer und wurde von demselben veranlaßt, mit dem Dompresbyterium zu verhandeln. Dasselbe war bereit, unter gewissen billigen Bedingungen die Feier, viermal jährlich, im Dome zu bewilligen;

und endlich am 11. Oktober 1859 erlebte Tholuck die Freude, zur Abhaltung von Abendmahlsgottesdiensten „für Studierende und Dozenten“ der Universität durch das Magdeburger Konsistorium ermächtigt zu werden. Noch einige Jahre verwaltete er im Dome das Sakrament. Jedesmal vorher sammelte er zur Einzelanmeldung die Studenten in seinem Hause. Da wurden unvergeßliche, heilige Eindrücke empfangen. Ein Zeuge, D. Wächtler in Halle, berichtet (a. a. O. S. 208): „Bis in die späte Nacht ließ er die einzelnen auf sein Zimmer und zog einen jeden neben sich nieder auf das Sofa, legte auch wohl den Arm ihm um den Nacken und leuchtete mit einer hellen Frage in die Herzkammern des inwendigen Menschen, oder löste mit warmen Worten die gebundene Zunge zu einem aufrichtigen Bekenntnis, oder richtete die zweifelnde Seele auf und befriedigte die fragende. Manchmal, oft nach Wochen, oft noch später, wurden solche Beichtkinder zum Spaziergang eingeladen und erfuhren dann zu ihrer Beschämung, wie sehr ihr Seelenzustand dem treuen Freunde am Herzen gelegen.“

Es ist hier wohl die gewiesenste Stelle, um über Tholucks Verhältnis zu den Studenten überhaupt ein Wort zu reden; denn dieses Verhältnis war allezeit durch und durch ein seelsorgerliches, und was im Verkehr mit den Jünglingen sein Herz bewegte, davon erschallte immer wieder auf der Kanzel ein deutliches Echo. „Fast jedesmal“, sagte er selbst von seinen Predigten in jener Vorrede zur zweiten Sammlung, „sind die Erfahrungen der vorangegangenen Wochen unter den Gliedern der Gemeinde die Geburtsstätte gewesen, welche die der Predigt zu Grunde liegende Idee erzeugte.“

Dieses Verhältnis hat in der Geschichte der deutschen Universitäten kaum seinesgleichen. Nicht nach Hunderten, nein nach Tausenden zählen die Männer, welche an dem Studentenprofessor auch ihren geistlichen Vater gehabt haben. Erst die Ewigkeit wird es offenbar machen, in welche Weiten hinein die mehr als funfzigjährige seelsorgerliche Arbeit Tholucks gewirkt hat. Nur Bruchstücke aus den uns gewordenen Mitteilungen[9]) können wir geben.

Seine Selbstbekenntnis über diese Seite seiner Wirksamkeit, wie er es am Vorabend seines funfzigjährigen Amtsjubiläums vor

den dichten Scharen herbeigeeilter früherer Schüler aussprach, stehe an der Spitze. „Wenn man die Signatur meiner Lebenslaufbahn bezeichnet, so pflegt man zu sagen: ‚ein gesegnetes Leben unter der Jugend.‘ Nun ich müßte ja auch die Ehre des Herrn verkürzen, wenn ich das in Abrede stellen wollte. Der Segen aber ist ein besondrer gewesen; es ist nicht bloß der Apollossegen gewesen, der wohl manchem gegeben wird: zu hegen, zu pflegen und zu begießen, es ist auch zum großen Teil der Paulussegen gewesen, auch zu pflanzen, neues Leben aus Gott in totes, in verkommenes, in verirrtes Jünglingsleben hinein zu hauchen. Und das kann man nur, wo der Feuergeist aus Gott als Träger des Odems Gottes da ist..... Wahrlich es ist der Herr gewesen, insbesondre in meinem Werke an den Jünglingsseelen. Ja es ist ‚nicht ohne‘, was sie als mein Diktum gesagt haben: lieber mit den Kandidaten, als mit den Pastoren, und lieber mit den Studierenden als mit den Kandidaten. Es ist nicht ohne gewesen, wenn sie mich im Unterschiede von den Buchprofessoren einen Studentenprofessor genannt haben, welcher nirgends lieber sein Wesen gehabt hat als unter der Jugend. Ja, sprossende Saaten, an denen habe ich meine Lust gehabt und habe sie noch, Blütenknospen, wenn sie Blatt für Blatt sich entfalten, die Blumenglocken sich aus ihnen erheben, ganz allmählich, und jedwede Blüte von andrem Geruch und Farbe! Ja das ist ein schöner Genuß, und wer einmal daran seine Liebe und seine Lust gefunden, und wem Gott es so gegeben hat, ein Professor zu werden, der hat keine Arbeit mehr in seinem Professorleben, sondern lauter Freude und Genuß. Und so habe ich mein Leben hingebracht, und bis zu diesem letzten Ende ist mein Professorleben nicht meine Arbeit gewesen, sondern mein Genuß .... Indessen ist es doch nicht bloß überall Freude und Genuß, das Leben eines Studentenprofessors. Ja wenn es so wäre, daß auf jedes Wort ein Echo aus dem erwachten Herzen klänge,“ und nun folgt die Stelle, die wir schon S. 27 angeführt haben. „Aber,“ so fährt er dann fort, „meine teuren jetzigen Berufsgenossen, die suchende und die nachgehende Liebe zu lernen: das ist für einen Studentenprofessor die schwerste, wenn auch die erhabenste Aufgabe, nach dem Bilde dessen, der umhergegangen ist, zu suchen was

verloren war. Da ſind die liebenswürdigen, aber auch die leichtſinnigen und leichtlebigen Geiſter unter den Jünglingen geweſen, unter ihnen einer, mir von einer frommen Mutter ans Herz gelegt, der iſt bald unter Genoſſen gekommen, die auf die leichten und wilden Wege ihn geführt haben; Reue und Rückſchritt, bald aber wieder neuer Fall. Schon des Morgens um ſechs, da er zu keiner andren Zeit zu hauſe zu finden war, habe ich ihn mehr als einmal beſucht; ich habe ihn auf dem Karzer beſucht, um ihn an das zu erinnern, was er wohl wußte und nur immer aufs neue vergaß. Und nach einigen Tagen, wo ich in der Andachtsſtunde das Wort ſprach: ja wir Prediger, wir hätten ja eine ſchwere Aufgabe, wenn wir nicht einen Bundeshelfer hätten, einen Bundeshelfer auch in leichtſinnigen Herzen, der ſpricht: ‚er hat recht gehabt‘ .... Und den Abend nachher erhielt ich einen Brief von ihm: ‚Ja, nun weiß ich, das Wort Gottes hat einen Bundeshelfer im menſchlichen Herzen; er hat auch bei mir ſich gemeldet.‘ Und das Verſprechen war da, die Genoſſenſchaft hinter ſich zu laſſen und einen neuen Weg einzuſchlagen. Meine Worte richteten ihn zur Frage auf: ob er wohl die Kraft dazu bekommen könnte? Und vielleicht vier, fünf Tage ſpäter, da kam am ſpäten Abend ein Zettel an von ihm, nur mit dem Inhalt: ‚Tholuck ſeufzt, Tholuck betet; aber es wird fortgeſoffen.‘ Und der, der ſteht jetzt als vielgenannter Prediger in einer anſehnlichen Stadt, nur einmal habe ich von ihm eine Erinnerung an die vergangenen Zeiten zu ſehen bekommen; aber die Erinnerung war nicht ſo warm, wie die Erinnerung, die jetzt noch warm in meiner Bruſt an jene Zeit ſchlägt. So iſt es denn alſo mit einem Studentenprofeſſor; der hat nicht bloß leichte, Genuß und Freude bringende Arbeit. Nein, er hat in der ſuchenden und nachgehenden Liebe insbeſondere auch eine ſchwere Arbeit. Aber iſt's nicht doch eine beneidenswert ſchöne Arbeit, wenn's ſolche Jünglinge ſind, die dann zu den Füßen Chriſti ſich ſetzen und mit innerſter Wahrheit rufen: ich hab nur eine Paſſion, und die iſt Er, nur Er! Das iſt wohl auch eine Arbeit, die aber ein edlerer Genuß iſt als alle die Arbeiten, die leicht gelingen, und wo jedes Geben auch zugleich ein Empfangen iſt. Wenn ich nun zurückblicke, ja, ſo darf ich ſagen: ich habe auch in der Arbeit einiges ge-

than und ich habe auch in der Arbeit einige Freude erleben dürfen. Aber gerade an dem Punkte, da meldet sich auch der innere Ankläger, der einem vorhält, wie viel von dem unterblieben, was man hätte thun sollen. Und wenn heute abend auch solche noch da sein sollten, aus langer, vergangener Zeit vielleicht, die sich erinnern an das, was ich ihnen von meiner Seite schuldig geblieben bin, denen bitte ich von Herzen ab, wie sie jetzt es abbitten denen, welchen sie Schuldner bleiben."

So Tholuck über sich selbst und seine Arbeit an den Studenten. Der Versäumnisse sind bei ihm wohl weniger gewesen, als bei den meisten andren Dienern am Worte. Seine Schranken aber hatte auch er. Manche Jünglingsnaturen waren ihm tief unsympathisch, zumal die blasierten, die fertigen, die stumpfen und trägen. Ihnen gegenüber riß seine Geduld, die sonst kaum zu ermüdende, sehr schnell, und wo er auf solche geistig plumpe oder faule, unbewegliche Geister traf, da brach er, oft auf immer, den Verkehr ab — nicht ohne hie und da zu schnell geurteilt und einem nur Unbeholfenen, aber nicht Unstrebsamen Unrecht gethan zu haben. Der Herausgeber des „Zions Advocate", Portland Me, United States, Rev. Henry S. Burrage, der selbst mit Tholuck in regem persönlichen Verkehr in Halle gestanden hatte, erzählt einen dahin gehörigen Zug (1877, Nr. 32), von dem er selbst sagt, daß er ihn nie vergessen könne. Burrage ging mit Tholuck bei regnigem Wetter in seinem Garten spazieren; ein deutscher Student bildete den dritten in der Gesellschaft. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen fragte Tholuck den Studenten, was er diesen Morgen getrieben habe? Die Antwort lautete: ich habe von 10—11 ein Kolleg gehört. „Und was thaten Sie vor zehn? fragte der Doktor. Der junge Mann zögerte und bekannte dann, daß er nichts gethan habe. Wohlan, erwiderte Tholuck, wenn das alles ist, was Sie heute gethan haben, dann will ich von Ihrer kostbaren Zeit nichts mehr in Anspruch nehmen. Ich empfehle mich Ihnen! Schambedeckt entfernte sich der Student, und wir setzten unsren Spaziergang fort. Später hörte ich, daß der junge Mensch sich mit allem andren als mit Studieren beschäftige; Tholuck hatte vergeblich gesucht, ihn auf freundlicherem Wege zu kurieren, die scharfe Abweisung sollte ihn vielleicht aus

seiner Trägheit aufwecken.“ Einen andren verwandten und für Tholuck charakteristischen Fall aus späterer Zeit teilt mir ein Pfarrer aus Rheinland mit. Er berichtet: „Mit mir war mehrfach ein Student aus W. eingeladen, der immer ganz stille da saß und nur mit Ja oder Nein antwortete. Einst bei Tische fragte mich Tholuck: Mein lieber E., was ist besser, schweigen oder reden? Ich dachte: halt, Tholuck will dir wegen deines vielen Redens eine Lektion erteilen, und erwiderte in nicht geringer Verlegenheit: Schweigen ist Gold, Reden ist Silber. Zu meinem größten Erstaunen aber fuhr Tholuck fort: ich stimme Ihnen nicht bei. Wenn jemand viel redet, so redet er oft thörlich, aber über dies und das doch auch verständig, und man hat etwas von solchem Mann; wer aber nichts sagt, von dem weiß man auch nicht, was er ist und wie er denkt. Ich lud einmal jemand ein, zweimal, dreimal; aber er sagte kein Wort. Da bat meine Frau: lad doch den Mann nicht wieder ein, er spricht ja kein Wort. Nein, mein Kind, erwiderte ich, der Mann wird wieder eingeladen, er soll erst einmal reden. Nachdem ich ihn nun noch mehreremale bei mir gesehen hatte, fing er endlich bei Tische an zu reden: ‚Herr Konsistorialrat, haben Sie es schon gehört?‘ ‚Was denn?‘ ‚Nun, sie haben in dieser Nacht meinem Kollegen einen Stiefel gestohlen.‘ Ich fragte darauf: ‚aber warum denn nur einen?‘ Worauf er erwiderte: ‚ja den andren haben sie da gelassen.‘ ‚Nun,‘ sagte ich zu meiner Frau, ‚hat er geredet, und jetzt soll er nicht wieder eingeladen werden.‘ Ich fühlte mich nicht wenig erleichtert nach dieser Geschichte, denn ich dachte immer, es würde der Hieb für mich noch kommen. Aber Tholuck wendete sich an jenen schweigsamen Tischgenossen mit der Frage: ‚Sie haben sich wohl in W. einen Namen durch Schweigen erworben?‘ Dieser antwortete: ‚Das wüßte ich nicht!‘ Tholuck aber fügte hinzu: ‚ich dachte.‘ Den Herrn habe ich beim Rat nicht wieder gesehen.“ — Ein andermal sah Tholuck einen eignen Verstoß willig ein. Er war in großer körperlicher Verstimmtheit mit zwei Studenten spazieren gegangen; nur der eine sprach, der zweite verhielt sich schweigend, weil er erwartete, von dem Herrn Professor zuerst angeredet zu werden. Als nach Verlauf einer Stunde die Heimkehr angetreten wurde, wandte sich Tholuck beim Umdrehen an den Schweigsamen mit der

Frage: ‚wollen Sie nicht auch einmal etwas sagen?‘ ‚Nein, Herr Konsistorialrat,‘ war die kurze Antwort. Bei der Verabschiedung am Gartenpförtchen, nachdem die zweite Stunde den verschlossenen Mund auch nicht gelöst hatte, verbeugte sich Tholuck vor dem Schweiger und sagte: ‚ich bedanke mich für die gehabte Unterhaltung.‘ Da schallte es ihm zurück: ‚ich danke gleichfalls, Herr Rat.‘ Tholuck besann sich einen Augenblick, dann reichte er dem Gekränkten die Hand, und das Eis war gebrochen; ein inniger Verkehr folgte auf den schwülen Anfang.

Der „Anfang“ hatte überhaupt oft seine bedeutenden Schwierigkeiten. Jugendliche Befangenheit dem immer berühmter werdenden Manne gegenüber, oder wohl auch ein gewisser Trotz, der sich dem, wie man meinte, Bekehrungssüchtigen nicht beugen wollte, spielten den bei Tholuck Eintretenden oft arg mit. Von beidem je ein Beispiel. Ein Geistlicher, der später in das konfessionelle Lager überging, schreibt mir:

„Es war im Herbst 1832. Ich hatte bereits zwei Jahre in Halle studiert, es aber bis dahin unter meiner Würde gehalten, mit diesem Tholuck, dem damals bei meinesgleichen noch übel beleumundeten Manne, in nähere Berührung zu treten. Nur den ersten Petribrief, ein Publikum, hatte ich im letzten Sommer bei ihm gehört. Und doch war es gerade in diesem Kolleg, wo mir, nicht ohne inneres Widerstreben, meine bisherige Oberflächlichkeit und Befangenheit beim Schriftstudium zu Gemüte ging. Darum gab ich mich jedoch noch lange nicht gefangen. Mit dem kühnen Entschlusse, meine bisherigen theologischen Anschauungen, an die ich von der Schule her gewöhnt war, möglichst tapfer zu verfechten, meldete ich mich bei Tholuck zum Eintritte in sein dogmatisches Seminar. Diese mit einiger Keckheit von mir ausgeführte Anmeldung hat über mich entschieden. Ich vergesse den befremdeten, fragenden Blick nicht, mit welchem bei jener ersten Begegnung der edle Mann, ein Myops“ (Kurzsichtiger), „sich ganz zu mir niederbeugend, mit seinen großen braunen Augen mir ins Angesicht sah, und ich auf mein ihm vorgetragenes Begehren die tonlose Antwort erhielt: ‚Ich kenne Sie ja aber noch gar nicht!‘ Da gab ich ihm denn — seiner ausdrucksvollen Persönlichkeit so dicht gegenüber schon etwas beklommen und zaghaft geworden — meine

armſeligen Perſonalien, an welche er dann, nach ſeiner Gewohnheit peripatetiſch, mit mir anknüpfte. Nach etwa zehn Minuten hatte er meine Fremdlingsſchaft zu ihm bereits vergeſſen, mich in die bekannte Sofaecke, wo es wohl noch manchem andren nach mir brühſiedendheiß geworden, hineinkomplimentiert und ſich neben mich geſetzt. Und da hat er denn meinen inwendigen Menſchen ſcharf ſondiert, mit unendlicher Liebe und Geduld mich anhörend, fragend, replizierend, und richtig den Punkt ausfindig gemacht und mir zum Bewußtſein gebracht, wo es bei mir faul war. Mit gutem Gewiſſen, oder ſage ich lieber, mit gutem Vertrauen zu dem damals landläufigen Rationalismus war ich zu Tholuck ins Zimmer getreten; im Laufe der tiefgehenden Unterredung, die über eine Stunde gedauert, ward ich zuletzt unruhig und des Irrtums inne, in welchem ich bis dahin gefangen geweſen. ‚Und nun,‘ ſo ſchloß der liebe Mann das Tentamen, ‚nun noch eine Arbeit für das Seminar. Ich gebe Ihnen das Thema de conscientia errante ejusque medelis‘“ (über das irrende Gewiſſen und die Heilmittel dagegen). „Dann ſuchte er als Hilfsmittel bei dieſer Arbeit mir noch einen Folianten aus ſeiner reichen Bibliothek, gab mir freundlich die Hand, und wir ſind ſeitdem gute Freunde geworden und zeitlebens geblieben, trotzdem wir ſpäter in verſchiedenen Lagern ſtanden, und er einmal bei einer gewiſſen Veranlaſſung die ſcherzhafte Frage an mich richtete: ‚Nun klütern Sie mich wohl auch?‘ — Ich aber habe ihm ſeine erſtmalige unverdiente Herablaſſung zu mir, dem verwogenen Jünglinge, ſowie ſeine ſeelſorgerliche Treue und Unverdroſſenheit, mit welcher er in jener erſten Stunde und in noch mancher folgenden ſich um mich gemüht hat, noch heute nicht vergeſſen, und es ſind doch über funfzig Jahre her!“

Über die verlegene Szene des erſten Eintritts bei Tholuck, die ſich in verſchiedentlicher Modifikation unzählige Male wiederholt haben mag, in der aber faſt immer Tholucks liebenswürdige Seelenſuche endlich ſiegte, berichtet ein hochgeſtellter Mann der Wiſſenſchaft und Kirche: „Mit meinem Anmeldebuch bewaffnet trat ich eines Abends bei Tholuck ein, das Signum zu holen. Er beſtieg langſam ſeine Altane, indem er mich aufs Sofa nötigte. Ich hatte Zeit zu überlegen, daß es doch eigent-

lich weiſe geweſen wäre, von irgend jemand — mein Vater war Dorfſchullehrer — ein Empfehlungsſchreiben mitzubringen; denn der Mann hatte etwas Beſondres und zog mich an, und ich wünſchte, daß er ſich für mich intereſſierte. Ein leiſer Verlegenheitsſchweiß brach mir aus, als er zurückkam, und ich glaubte, er würde mich entlaſſen. Aber er ſetzte ſich mir gegenüber, nicht mit dem großen Blick, den ich ſpäter an ihm oft ſo gern geſehen, ſondern mit ziemlich eng, faſt ſtrichweiſe geſchloſſenen Augen, bei denen mir nicht recht klar war, ob ſie ſpähten oder ganz ruhten. Manchmal ſchoß allerdings etwas wie ein Strahl heraus. Dazu verſetzte er ſeinen Oberkörper in eine perpendikuläre Schwingung von hinten nach vorn und begleitete dieſen Geſtus mit den Händen, welche bis ans Knie auf den ſchwarzen Beinkleidern hin- und zurückrutſchten. Dies eine unbeſtimmte Zeit — vielleicht nur zwei Minuten lang; nach meinem Gefühl allerdings zehnmal ſo viel. Die Situation fing an peinlich zu werden. Ich hielt es für ſchicklich, nicht der zuerſt Sprechende zu ſein. Er ſchien das Gegenteil zu erwarten. Aber mir fiel nichts Geſcheites zu ſagen ein; jeder beliebige Anfang, den ich hätte machen mögen, kam mir thöricht vor. Als ich endlich, um dies beängſtigende Stillſchweigen zu brechen, etwas von dieſem Thörichten zu ſagen mich anſchickte, machte er genau dieſelbe Miene, als wollte er nun etwas ſagen. Ich verſtummte, ehe ich noch geredet, und er — ſagte nichts, ſondern wiegte weiter. Dieſelbe Szene noch drei- oder viermal: mein Anſatz zum Reden durch eine Bewegung der Mundwinkel meines Vis-à-vis einfach abgeſchnitten. Der Verlegenheitsſchweiß rieſelte in immer fühlbarer ſtrömenden Bächen von der Stirn hernieder. Da fing er endlich an, und war ſo gütig, eingehend, mitteilſam, ablockend, daß ich, nach Hauſe zurückgekehrt, nichts eiligeres zu thun hatte, als einen ſehr begeiſterten Brief an meinen Vater über dieſen ermutigenden Anfang und Empfang zu ſchreiben. Ich bin von Stund an ihm aufrichtig zugethan geblieben und habe viel von ihm gehabt. Wiewohl in ſeinen Vorleſungen nicht befriedigt — nur die Ethik hat mir durch ihre eigentümliche, nichts weniger als wiſſenſchaftliche und doch durchaus wiſſenſchaftlich wirkende Anlage einen dauernden Eindruck gemacht; wiewohl in der Hauptbahn

meines theologiſchen Werdens ſofort in die mächtige Strömung Julius Müllers hineingeriſſen ...., glaube ich doch, daß der unmerklich mächtigſte Einfluß akademiſcher Art, unter dem ich in Halle geſtanden, der von Tholuck geweſen iſt; und daß es vielen ebenſo gegangen. Er hatte eine ſtille und doch ſichere Art, ſeinen Samen zu ſtreuen; man merkte kaum, daß man empfing; er verwandelte alle Aneignung in Produktion und taxierte die produktive Art und Kraft mit immenſer Sicherheit. Die beiden Büchlein, die er mir geſchenkt, die ‚Deutſche Theologie' und Auguſtins Konfeſſionen ſind neben der Schrift bis auf den heutigen Tag meine Lieblingsbücher."

In dieſe Verkehrsanfänge fallen auch zumeiſt die bekannten „blauen Fragen", die in der populären Tradition mit Tholucks Namen am unzerreißbarſten verknüpft ſind und ſich, nicht ohne mannigfache apokryphiſche Zuthaten, legendenartig an ſeine Geſtalt gehängt haben. Wer einem Manne wie Tholuck auch nicht die leiſeſte Sympathie entgegenzubringen weiß, der ſieht in dieſen Fragen nur „kapuzinerhafte Schnurrpfeifereien" (vgl. S. 264); wohlwollender und beſonnener Urteilende denken anders darüber. Wohl hat es auf den erſten Blick etwas ſehr Überraſchendes, wenn der gelehrte Profeſſor dem auf tiefe Unterweiſung Harrenden die plötzliche Frage vorlegt: „Lieben Sie meine Frau?" und da der Errötende es zögernd verneint, wie mit ſtrafender Verwunderung ſich beklagt: „Iſt das denn aber chriſtlich?" Oder wenn der Jüngling die ſchwierige welthiſtoriſche Frage entſcheiden ſoll, warum Gott ſo viele Chineſen und ſo wenige Preußen geſchaffen habe? ob es göttliche Vorherbeſtimmung oder Zufall ſei, daß des Herrn Profeſſors Koffer auf der letzten Reiſe verloren gegangen? ob man ſchon über die Verwandtſchaft nachgedacht habe, welche zwiſchen dem Duft des Veilchens und dem Ton einer Flöte beſtehe? ob man den Propheten Amos oder Schiller höher achte? warum die Bäume Blätter und keine Haare haben? und ähnliches. Mancher vornehm denkende oder überkluge Jüngling hat ſich durch derartige Zumutungen an ſeinen Witz für immer von Tholuck zurückſchrecken laſſen. Und in der That mag ſein prickelnder Humor und der faſt unbezwingliche Zug zu Witz und Satire zuweilen recht wenig angebracht geweſen ſein und nicht ohne Grund ver-

letzt haben. Tholuck hat auch dieſe Seite ſeiner Natur immer mehr in die Zucht des heiligen Geiſtes genommen. Aber andrerſeits gehört der unverwüſtliche Humor gerade zu dem Liebenswürdigſten und Anziehendſten in Tholucks Weiſe und hat ihm im Sturme Herzen erobert. „Wiſſen Sie wohl", ſagte er einmal lächelnden Mundes einem Studenten, der auf die „blaue Frage", ob Gott Adam als Kind oder als Jüngling erſchaffen habe, keck erwiderte: nach Adams Briefen zu ſchließen, ſcheint er als junger Mann mit ziemlichem Verſtändniſſe auf die Welt gekommen zu ſein, und auf das „So?" des Doktors, „Sie haben Adams Briefe geleſen? darf ich fragen wo?" „Im Jean Paul" entgegnete — „wiſſen Sie wohl, daß eigentlicher Humor mit ſeinem tiefernſten Hintergrunde nur dem deutſchen Volke eigen iſt?" Und nach manchem andren Beweiſe dafür erzählte er, daß, als Monod ſtarb, mehrere Franzoſen in Halle ſtudierten, denen er die Äußerung Thilos mitgeteilt habe: Dieu ne connait bien son profite! da haben ſie wie aus einem Munde entſetzt gerufen: mais c'est bien frivol! „Sie ſehen", fügte Tholuck hinzu, „die Franzoſen fühlten gar nicht den tiefen Schmerz, der im Hintergrunde jener Äußerung verborgen lag." Gerade das Ineinander und Übereinander von ſchalkhaftem Scherz und tiefſtem, heiligſten Ernſt war für Tholuck ſo charakteriſtiſch. „Auf dem ſchwachen Leibe", ſo beſchreibt ihn einer, der ihm beſonders nahe geſtanden hat, „das edle Haupt, dieſes geiſtvolle Auge, dieſe helle, aller Wandlungen fähige Stimme, dieſer Strom von Wohlwollen, den das Antlitz auszuſtrahlen vermochte, dieſer zwiſchen Freundlichkeit und Humor wechſelnde Zug um den Mund! Und wie folgte oft unmittelbar auf heiteres Lachen in ſeinem Geſicht der Ausdruck ſtillen Beſinnens, der ſeine Züge wie die eines Betenden verklärte! Gerade nach ſolchen Augenblicken des Schweigens erging nicht ſelten ein freundliches, ein ernſtes Wort, das ein Samenkorn für die Zukunft bis in die Tiefe der Seele eines jungen Freundes ſenken ſollte."

Mit jenen Fragen hatte Tholuck doch auch ſeine beſtimmten Abſichten. Die Art der Begabung, auch wohl die Charakterrichtung, die wiſſenſchaftliche Ausbildung, das alles konnte ſich kundthun, je nachdem der Neuling antwortete: pedantiſch gewiſſenhaft, unbeholfen

treuherzig, burschikos keck, den Scherz scherzhaft nehmend oder das wissenschaftliche Problem ahnend, das sich hinter der seltsamen Hülle verbarg. Er konnte herzlich lachen, wenn der unverblüfft Gebliebene den Verlust des Koffers weder unter die Rubrik der göttlichen Vorsehung, noch des Zufalls, sondern — echt studentisch — „der Bummelei“ verzeichnete; oder wenn der auf die Tholuckfragen vorher Gewitzigte schnell besonnen die Blätterkrone der Bäume — statt der Haarbüschel — auf die Weisheit Gottes zurückführte, der wohl wußte, daß nicht so viele Förster angestellt werden könnten, um alle die Haare zu kämmen und zu flechten. Er zielte auf ernste Gespräche, wenn er fragte: was nennen Sie tiefe Wahrheiten? was ist sentimental? war es recht, daß der Professor Walch in Göttingen, so oft er in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges die Greuel der Verwüstung unter Wallenstein, Tilly, den Schweden, schilderte, auf dem Katheder in heftiges Weinen ausbrach? Und warum macht dergleichen einen peinlichen Eindruck? Das waren alles Eingänge in die Geheimnisse der Wissenschaft, oft genug auch in die Heiligtümer der Gewissen. Die Plänkeleien, mit denen der Erstürmer der Jünglingsherzen den Sturm einleitete, waren diese vielerzählten Probierfragen, welche forschen wollten, ob der Schlag einen Funken im Feuerstein wecken würde; von dem, was dann ferner unter vier Augen folgte, erzählt man nicht auf den Gassen. „Um solcher ernster Stunden willen“, die tausendfach sich anschlossen, sagte Martin Kähler so schön bereits 1871 im Daheim (No. 42), „um der Erfahrung willen, daß die Humoresken den Eingang des Adyton nur umranken aber es nicht verschließen, darum besteht für die Jugend kein Widerspruch zwischen dem Freunde, der ... den heitersten Ton anschlägt, freilich nie, ohne den tiefen Grundakkord mit- und ausklingen zu lassen, und zwischen der so tief ernsten Gestalt auf der Kanzel. Es besteht eine unlösliche Wechselwirkung zwischen jenen Wanderungen (mit den Studenten) und den akademischen Gottesdiensten; hat die Predigt ihre Macht über die Jünglingsseelen wohl vielfach aus der Erfahrung des Peripatetikers*) gesogen, so ist ihr dort auch der Acker bereitet worden.

*) Gewiß dienten hier und da diese Unterredungen auch zur eignen

Wie drang sie so gewaltig ans Herz, wenn die zur Entscheidung treibende Rede aber und abermal in den Ruf des Heilandes austönte: abhauen! abhauen! Wer hat es vergessen, wenn sie den Hörer vor das Kreuz auf Golgatha stellte und ihm für jeden Lebensabschnitt die Frage brennend ins Herz grub: zu Ende — oder vollbracht?"

Auch zur Demütigung der Wissensstolzen und Aufgeblasenen konnte Tholuck wohl einmal eine seiner scheinbar trivialen Fragen thun. So wandelte er einst selbviert auf einer der Hallischen Chausseen; ein schwedischer Professor und zwei Studiosen bildeten die Begleitung. Der Schwede, tiefster Ehrfurcht voll, aber der Sprache nicht recht mächtig, kam wenig zu Worte. Der eine Student aber, ein schlesischer Landsmann von Tholuck, geriet in eine wahre Redewut. „Den conversationellen Begriff von Selbstbewußtsein" (so berichtet der andre weiland Studiosus als Ohrenzeuge) „mit dem philosophischen verwechselnd, verdammte er in hochtrabenden Worten die Fichtesche Philosophie als Produkt eines maßlosen Egoismus. Er riß die Unterhaltung ganz an sich. Tholuck, der schweigend eine Zeitlang darunter hingeschritten war, blieb plötzlich wie ergriffen stehen und richtete seine Augen voll auf den Redenden. Dieser, hierdurch noch mehr von der Unwiderstehlichkeit seiner Deduktion überführt, redet sich in immer höheren Paroxysmus hinein. Da, auf dem Höhepunkt der Accente — legt ihm Tholuck die Hand auf die Schulter und sagt freundlich: Lieber Herr L., können Sie mir wohl sagen, was das für ein Baum hier ist? Sprach's, deutete auf eine Weide am Wege und schritt weiter, während jenem die Rede plötzlich versiegte; und dann wandte er sich zu dem armen Schweden, der bislang fast gar nicht zu Worte gekommen war." —

War nun aber der Zugang zu den jungen Herzen geöffnet, mit welcher hingebenden Liebe widmete sich dann Tholuck der

---

Belehrung Tholucks, zumal wenn er mit Ausländern sprach. „We found at the first walk," schreibt mir Rev. Calkins (Newton, Boston), „that we must always pay what we learned from him, by information about our own country, colleges, climates ec.; I never met a man so omnivorous of knowledge."

geiſtigen und geiſtlichen Förderung der Jugend. Aus all den mir überſandten Briefen tritt Eines mit überwältigender Klarheit dem Beobachter entgegen: der heilige Ernſt, mit welchem der kundige Seelſorger bei allen ſeinen Pfleglingen auf ungeſchminkte, völlige Wahrheit und Aufrichtigkeit drang. Seine Liebe ſchonte nicht, bei jedem legte er den Finger auf den wunden Fleck, wieder und immer wieder. Mochte der Kranke darunter zucken und ſich krümmen, er ließ nicht nach, bis das Leiden erkannt war, und die Heilung geſucht wurde. „Die Gabe der univerſellſten und zugleich auch wieder intenſivſten Pſychagogie“ (Seelenleitung) „iſt der zentrale Eindruck, mit dem ſich meine Erinnerungen, Eindrücke und Einfluß des Mannes einverleibt haben“, ſchreibt mir einer; „jene merkwürdige Kunſt, an jedem Geleiteten das Perſönlichſte und Individuellſte zu entdecken, zu erwecken, in Wirkung zu ſetzen; auch die perſönlichſten Gefahren der Individualität fürs innere Auge der Seele zur Ablehnung hinzuſtellen, ohne daß je der Eindruck aufdringlicher Gewiſſensſchärferei oder phariſäiſchen Kleinmeiſtertums darin gelegen; und in beiden Richtungen, der bauenden, wie der vereinigenden, die perſönliche Beziehung zu Chriſto als das ſchlechthin wirkſamſte Mittel der perſönlichen Charisma- und Charakterbildung nach allen Richtungen hin zu verwerten.“ „Kein Einzelner“, ich citiere wieder die Worte Kählers aus jenem Daheimartikel, „wird im ſtande ſein, dieſen Studentenverkehr ſo zu ſchildern, daß die Erinnerungen andrer Befriedigung finden; ſo ſcharf gezeichnet die unvergeßliche äußere Erſcheinung, der Ton und Gedankengang des unermüdlichen Unterredners mit ſeinen befremdenden Haken, ſtoßenden Ecken und ſeinem ſatiriſchen Humor, ohne deſſen Salz ihm keine Geiſtesſpeiſe mundet — die Erinnerungen ſind darum doch meiſt ganz individuell, denn den Trieb bildet die Luſt daran, das Eigentümliche ſprießen zu ſehen. Die anbetende Freude über den Reichtum des himmliſchen Gärtners, den er in den emporwachſenden Pflanzen offenbart; die Mühe, für jede die rechte Pflege zu treffen, gehen gleichmäßig durch alle Wandlungen des Tones und der Art hindurch, welche die Zeiten und die Menſchen ſelbſt erzeugten und forderten. Und hat jede kräftige Natur ihre Schranken,

hier waren sie in seltener Weite gezogen. Aber keine natürliche Beweglichkeit hätte die Bienenemsigkeit der suchenden Seelenpflege erzeugt und unter bitteren Enttäuschungen, gegenüber ermüdender Zähigkeit oder Wankelmütigkeit erhalten, wenn nicht eine dem ursprünglichen Wesen fremde Liebe den Stachel und die Federkraft der Treue geliehen hätte. Die Liebe schärft das müde Auge, die Gestalt der Pfleglinge bis ins kleinste zu erschauen und für immer ihr Bild festzuhalten; sie stärkt das Gedächtnis, das nach Jahrzehnten noch den äußerlich Umgewandelten, wenn nicht auf den Ton der Stimme, doch auf den Namen hin alsbald wieder erkennt, um ihm die wichtigste Stunde vor die Seele zu rufen, die beiden geschenkt worden; sie weiß Leid und Freud' in ihren höchsten und tiefsten Tönen zu teilen, und wie oft ist ihr zartes, tröstendes, zurechtweisendes, aufrichtendes Wort dem längst von Halle Geschiedenen nachgefolgt, ein Zeuge, daß er dort mit seinen Nöten unvergessen sei! Ihre andringende und zugleich milde Kraft führt aus den Vorhöfen versuchenden Scherzes in das Heiligtum, wo das Herz sich zu erleichterndem Bekenntnis erschließt, und ein Wort, in Klang, Form und Gestalt unvergeßlich, sich in die geöffnete Seele als fruchtbarer Same senkt."

Es hat einer mit Recht bemerkt, daß Tholuck den Studierenden besonders in den beiden Perioden nahe trat, in welchen sie einer freundlichen Führung besonders bedürftig sind, in den ersten und in den letzten Semestern. In den mittleren ließ er sie anscheinend los, doch zeigte sich zu seiner Zeit, wie wenig er sie vergessen hatte. Und in den Abschiedsworten, die er schriftlich oder mündlich den Freunden mitgab, wie bekundete es sich da, welche tiefe Blicke er in die Eigentümlichkeit eines jeden gethan hatte, mit welch vorsorglicher Weisheit er den Stachel ins Gewissen drückte, der gerade diesen oder jenen für sein ganzes Leben spornen oder beugen sollte. Es liegt in der Natur der Sache, daß schriftliche Zeugnisse über die seelsorgerische Wirksamkeit Tholucks an seinen Studenten selten sind; wohl aber läßt sich aus den Briefen, die er dann an die Kandidaten und Geistlichen oder junge Dozenten richtete, auf die weisheitsvolle Liebe schließen, welche sie in der Studentenzeit erfahren hatten. Einige Beispiele mögen dies zum Schlusse erhärten.

An ein zaghaftes, von der eignen Sünde überzeugtes Gemüt, das zur Freudigkeit in Christo nicht durchdringen konnte, schrieb er: „Es gibt im Gange der göttlichen Lebensleitung für manche drei Stadien. Auf dem ersten trauen sie aller Menschen Herzen, weil sie ihrem eignen zu viel trauen. Auf dem zweiten trauen sie keinem, weil sie sich selbst nicht trauen. Auf dem dritten trauen sie denen, die Christi sind, weil sie ihrem eignen Herzen mißtrauen, aber zugleich Christo trauen. Treten Sie, Geliebter, auf diese Stufe; es ist die rechte. Gottes Gnade hat Ihnen über Ihr Herz das Auge geöffnet und damit zugleich über die Welt. Aber es ist ein Geringes, liebster Bruder, an die Verdorbenheit unsrer Natur zu glauben, und ein viel größeres, zugleich an die Herrlichkeit und Realität des Lebens in Christo zu glauben. Es will viel mehr sagen, an die Größe des göttlichen Reichtums als an die Größe der menschlichen Armut zu glauben." Und in einem späteren Briefe: „Keine Buße bessert tief innerlich, als die freudige. Das Lehrstück von Furcht vor Gott haben alle Religionen; daß wir aber einen freien Zugang haben durch den Glauben zum Vater, das haben sie nicht. Von einer Buße wissen sie alle, aber von der kindlich freudigen Beschämung, welche die Herzen reiniget, wissen sie nicht. Eben weil dieses ein so eigentümliches Dogma ist, vergißt man es leicht wieder. Ich habe öfters Zeiten der Dunkelheit gehabt, wo der Gedanke: sieh, du bist Gottes Kind, wenn du glaubst — bist's in aller deiner Niedrigkeit und Armut — mir wieder als ein ganz neuer vor die Seele getreten ist, und so wie ich ihn fassen konnte, strömte Leben durch alle Adern."

An einen in vornehmem Hause als Hauslehrer angestellten Kandidaten, der gern alle weltlichen Vergnügungen mitmachte, dabei aber in innerlichen Zwiespalt mit seinem Christentum geriet, schrieb Tholuck: „Die Maxime, die Sie aussprechen, hat mir nicht ganz wohl gethan; darin ist wohl Wahres und Falsches vermengt. Den Blick auf den Herrn und sein Kreuz bei seite schieben, auch nur für einen Augenblick, um frisch lachen zu können — das Lachen kann Gott nicht wohlgefällig sein und gehört zu dem, von welchem Luc. 6, 25 geschrieben ist. Ich meine, wir müssen auch im Angesichte des Gekreuzigten unsre

Kurzweil treiben, wenn sie anders geheiligt sein soll .... Salomo sagt zwar: Lachen und weinen, säen und ernten hat seine Zeit. Sie scheinen aber sagen zu wollen: auch beten und an Christum denken hat seine Zeit. Dawider streitet aber das ohne Unterlaß im Thessalonicherbrief....." „Was die Materie Ihres Briefes über die Welt betrifft, so wäre darüber manches hin und her zu sprechen, der Manichäismus mancher Christen in bezug auf die Weltgenüsse und die vornehme Weltförmigkeit andrer zu rügen. In bezug auf Sie möchte ich nur sagen: ärgert dich die rechte Hand, so haue sie ab! und wiederum: iß allerlei Kraut, aber was lecker, iß nicht! Ich denke, statt sich herum zu disputieren und logisch zu erörtern, welcher Weltgenuß erlaubt ist, ist's am besten, wenn wir das Leben unsres Herrn und seiner Jünger betrachten und uns anwehen lassen von dem heiligen jenseitigen Hauche, unter dessen Wehen selbstgemachte Idole fallen. Meine Speise ist, daß ich den Willen thue meines Vaters im Himmel. Daß wir das sagen möchten!" Zwei Jahre später: „Sie folgen der Spur des schmalen Weges. O daß Ihnen dargereicht würde vom Himmel herab ein immer reicheres Maß weltüberwindender Kraft, damit Sie es immer festeren Fußes thun möchten! So oft ich an Ihre Zeit ante Christum natum" (vor Christi Geburt) „denke, an Ihre Sicherheit und Ihre Eitelkeit, an die neben einem leisen, flüchtigen Ahnen so tief Ihnen ins Herz gepflanzte Weltliebe — o wie erscheinen Sie mir da immer als ein Wunder der Gnade! Möchten sich so in Ihren eignen Augen erscheinen und recht oft gerührt dabei aufs Knie niedersinken! Wenn man bedenkt, daß was wir hier im Glauben leben, nur der Anfang ist einer Entwickelung von Herrlichkeiten, welche in Äonen der Äonen hineinreicht, und wenn schon der Anfang eine Unermeßlichkeit ist — wie wichtig wird einem dann der Moment, in dem zuerst das Auge für das himmlische Licht geöffnet wurde! Ich höre, daß für Sie nun die Trübsalsschule angebrochen ist; ich weiß nicht, wie, aber das fehlte bei Ihnen, ohne die konnten namentlich nicht Sie Mann in Christo werden. Sie ist aber auch überhaupt für das ganze Volk Gottes weit und breit das zum täglichen Leben notwendige Brot. Mich selbst in meinem Lebensgange läßt der treue Hirte nie ganz herauskommen;

immer eine kleine Weile aufatmen, gleich darauf wieder ein Exerzitium, und so geht's nun mein ganzes Leben hindurch."

An einen spekulativ wohlbegabten jungen Geistlichen, der das Schriftwort erst meinte annehmen zu können, wenn er es mit seinem Denken gefaßt hätte, und der dann schließlich durch Tholuck auf die Dozentenlaufbahn gedrängt wurde, schrieb der treue Freund: „Ich bin Ihnen wohl unverständlich, wenn ich wünsche, daß Sie dem Eindrucke des einfachen Wortes Gottes sich erst hingeben. Lassen Sie das Schriftwort einfach und schlicht auf Ihr Herz wirken; dann legen Sie es aus der Hand und pausieren eine halbe Stunde im Aufblick nach oben und im Einblick nach innen — dann erst fangen Sie zu spekulieren an." Ein andrer, der, noch als Hauslehrer, sich tief in die Studien versenkte, erhielt den Rat, immer wieder „gute Kirchenlieder stückweis auswendig zu lernen, namentlich solche, die für gewisse festliche Gelegenheiten gehören." Dem das akademische Lehramt Erstrebenden, dessen Gattin im Pfarrhause schwer erkrankt war, rief Tholuck zu: „O wie freut es mich zu sehen, daß Sie namentlich auch die Wichtigkeit der Leidensschule für den Theologen verstehen und daher auch für das Damoklesschwert ein Auge haben, das über Ihrem irdischen Glücksstande zu schweben scheint. In dieser Schule wird Ihnen das Auge auch für den Feind am meisten geschärft werden, welchen einige von denen, die Sie lieb haben, am meisten für Sie fürchten. Auch wird vielleicht das Weib Ihres Herzens, das Ihnen Gott gegeben, durch ihren Kindessinn diesen Feind erkennen und Ihnen zurufen, was einst die edle Frau von Bunsen ihrem Manne zurief, als ihn in Berlin die Hofgunst mit Ehren überschüttete: beware, beware, in the midst of your honours, of the snares of ambition!" (Hüte dich, inmitten aller deiner Ehren, vor den Schlangen des Ehrgeizes).

Als derselbe um eines ehrlichen litterarischen Bekenntnisses willen von seiten negativer Theologen angegriffen wurde, schrieb ihm Tholuck: „Ich möchte wohl als Freund an der Seite gestanden und gesehen haben, wie solche Streiche, die Ihnen etwas neues sind, auf Sie wirken. Sie wissen, daß ich mit solchen Streichen gar bekannt bin: wer so jugendlich keck in den Jugend-

jahren auf andre losschlägt, wie ich es auch gethan, der muß sich's gefallen lassen, daß auch ihm gleiches mit gleichem selbst dann noch vergolten wird, wenn der alte Wein milder geworden ist. Ich habe indes eine merkwürdige Lektion dadurch gelernt; wie war in früheren Jahren mein Sinn auf das Urteil und den Beifall der gelehrten Welt gerichtet, und — das kann ich sagen — wie ist das schon seit langem ganz anders geworden. Ernst und streng der Wahrheit zu folgen und von der Wahrheit zu zeugen — mag man gern gehört werden oder nicht — das wird einem allmählich zur andren Natur. Man wird immer mehr davon durchdrungen, daß wir mit unsrem Zeugnisse, wenn es noch so gut gemeint ist, doch nichts thun können, und stellt die Sache Gott anheim. Bei Ihnen, mein Lieber, ist aber wahrscheinlich der Ehrtrieb noch sehr grün und saftig, daher Sie hierin noch viel zu lernen bekommen." Ebenso etwas später: „Sie sind zum erstenmale gewürdigt worden, um Christi willen Schmach zu erleiden. Dieselbe wird Ihr Fleisch schmerzlich getroffen haben, das auf dem Punkte der Ehre am empfindlichsten ist. Ach ich habe auch schon früh die Erfahrung machen müssen, wie der Herr einen auch in der Hinsicht in die Schule nimmt, sobald man anfängt, treu Seinen Wegen zu folgen. Ich habe indes auch erfahren, daß man auf dem Punkte wirklich von seinem Ich los und ledig werden kann und alles allein dem Herrn zu Füßen legt. Wie wenig wissen die, die den Herrn nicht kennen, von solcher inneren Zucht der Läuterung! Wie manchmal, wenn sie so hoch daherfahren mit Kritik und Wissenschaft, denke ich daran: o wenn ihr die viel höheren Aufgaben känntet, die jeder zunächst an sich selbst zu vollbringen hat, in welchem andren Geiste würdet ihr auch die Wissenschaft üben!"

Einem gleichfalls die akademische Laufbahn erstrebenden jungen Freunde rief er zu: „Ich weiß nicht, ob ich mich irre; aber den Eindruck habe ich erhalten, daß Ihr Sinn noch sehr jugendlich leicht, daß die Wurzeln noch nicht tief geschlagen. Öfters kam mir der Eindruck einer fast zu großen Kindlichkeit für diese Jahre; und wie ansprechend einem auch solche Harmlosigkeit, wenn sie mit Frömmigkeit verbunden ist, erscheint: zumal wer ein akademisches Amt ins Auge faßt, muß eilen,

aus dem Knaben zum Jünglinge und aus dem Jünglinge zum jungen Manne zu werden. Dies hätte nun auch bei Ihnen durch den reinen Prozeß der Wissenschaft geschehen können; aber ich danke Gott, wenn es auf dem Wege des religiösen Prozesses geschieht. Lernen Sie immer tiefer fühlen, daß auch Sie die gesprungene Saite in Ihrem Herzen tragen; daß, wenngleich verhüllt, auch in dem harmlosesten Herzen ein dunkler Despot das Szepter führt; daß dem Himmelreich Gewalt anthun muß, wer hinein will, — und Sie werden auch auf diesem Wege ein Mann werden, und erst von diesem Standpunkte aus wird Ihnen auch das rechte und feste Urteil in den Wissenschaften erwachsen. Es liegt etwas Tragisches darin, daß die Schönheit knabenhafter Harmlosigkeit untergehen muß in den Kämpfen eines rüstigen Jünglingsgeistes, und wiederum die Schönheit der Jugendideale in die herbe Nüchternheit des Mannesalters. Und doch ist's nicht anders; nur darin liegt der Trost des Mannes, daß es jenseits eine verklärte Jugend gibt, in welcher auch die Kindlichkeit und das Jünglingsideal aufs neue aufgehen und mit der Mannesreife sich in Harmonie verschmelzen wird."

Welch eine Weisheit offenbart sich in diesen wenigen mitgeteilten Proben! Welche väterlich sorgende Liebe, welche gerade Offenheit in dem Aufdecken der vorhandenen Schäden, und dabei doch welche Zartheit, mit der der Schreiber sofort auf sich selber exemplifiziert, wenn er fürchten könnte, mit seinem offenen Worte zu verletzen! Und derartige Briefe sind zu vielen Tausenden von Tholuck ausgesandt, länger, kürzer, eigenhändig und durch fremde Feder geschrieben. Ich weiß einen Fall, wo ein seinem Herzen besonders nahestehender Amanuensis, dem er intimste Dinge an einen Dritten in die Feder diktierte, erschrocken aufsah: „Dergleichen schreiben Sie durch mich? Und wird mir's nicht ebenso ergehen?" Diesem Freunde hat Tholuck bis ins höchste Alter hinein, so lange er's überhaupt vermochte, nur eigenhändig geschrieben! Wie teilte er Leid und Freud' seiner Studenten, wie wußte er einzugreifen, wenn es schnelle oder auch lange, nachhaltige Hilfe galt. Wie mußte ein Jünglingsherz ergriffen und mit unzerreißbaren Banden

an Tholuck gefesselt werden, dem der gelehrte, berühmte, hochstehende Mann mit feinfühligster Güte nachging. Ein flotter Student, der im dritten Semester von einem hartnäckigen Augenübel befallen wurde, begegnete einst dem Professor, der eben mit seiner Predigt beschäftigt war. Der Jüngling klagt seine Not, — im nächsten Gottesdienste predigt Tholuck über den Blindgeborenen. Dann läßt er den Augenkranken holen, gibt ihm eine briefliche Empfehlung an den berühmtesten Berliner Augenarzt, und als der Jüngling dort nach seiner Schuld fragt, erhält er die Antwort: es ist alles berichtigt! Ein andrer, an einem inneren Leiden schwer erkrankter, aber der Genesung entgegengehender Student erhält von Tholuck folgende Zeilen: „Es hat mich recht teilnehmend bewegt, daß ich solche Nachricht von Ihnen hören mußte. Ein so frisches Jünglingsherz, das bereits so von Krankheit leiden soll! Wenn Sie indes, lieber Freund, erst recht verstanden haben werden, was ein geistlich gesinnter Mensch und zukünftiger Seelsorger alles in den Tagen der Krankheit lernen kann, dann werden Sie sich's gern gefallen lassen. Ich spreche aus Erfahrung. Ich stand mit der glühendsten Begeisterung vor den mir aufgeschlossenen Schätzen des Orients, erst 19 Jahre alt und bereits zu einer Professur der orientalischen Sprachen berufen: da gerade brach das Blut aus meinen Lungen, und anderthalb Jahre ward ich brachgelegt und von Gott in eine stille Kammer geführt, wo er viel mit meiner Seele redete — ich ging daraus hervor als Theolog; mein Gelübde war gewesen: wenn ich wieder aufgerichtet werde, will ich ausschließlich dem Herrn dienen. Mein lieber Freund, man muß erst selbst ein Opfer Gottes geworden sein, ehe man ihm Opfer bringen kann. Ich hoffe auch Sie bald wieder aufgerichtet wiederzusehen. Der halbe Freitisch ist Ihnen zugeteilt, und außerdem hoffe ich Sie manchmal an unserem Tische zu sehen. Der Mai fängt endlich an, mit seinem grünen Kleide durch die Felder zu ziehen: Sie brauchen ihn doch nicht mehr bloß durch die Fenster zu sehen? Ich befehle Sie dem höchsten Krankenpfleger und bin mit Teilnahme der Ihrige."

Was Tholuck an materiellen Opfern für Studenten brachte, entzieht sich jeder Berechnung. Nur einige Züge seien

mitgeteilt. Das gesamte Honorar, das er von Hengstenberg für Mitarbeit an der Evangelischen Kirchenzeitung erhielt, blieb gleich in Berlin zu Freitischen für Hallische, dort sich aufhaltende Studenten. An einen Freund in Berlin schrieb er in den vierziger Jahren: „ich bitte L. an die Zurückgabe der 20—21 Thaler zu erinnern, die ich ihm geliehen. Wenn es ihm möglich wäre, wünschte ich wohl, daß er wenigstens 10 Thaler an meine Stiefschwester Albertine (Wäschebewahrerin bei Prinzeß Radziwill im Palais, Wilhelmstraße) geben möchte. Ich habe gerade jetzt unvermutet 200 Thaler an arme Verwandte außer dem regelmäßigen zu geben gehabt, im vorigen Jahre an 400 Thaler extraordinäre Liebessteuern, und Sie kennen meine alte Klage, die noch immer fortdauert, daß Studentendarlehen nur ganz ausnahmsweise zurückgegeben werden. Wird es übrigens L. zu schwer, so will ich ihn keineswegs drängen."

Nur zwei Briefe sollen uns noch zeigen, mit welcher innersten Sympathie Tholuck an dem Ergehen seiner Freunde Anteil nahm. Beide sind an uns bekannte Persönlichkeiten gerichtet. Der erste an Ernst Müller, den Reisebegleiter nach England (vgl. S. 245), nachdem die Botschaft von seiner endlichen Entlassung aus dem Kerker eingetroffen war. Sie lautet (Ende 1838 oder Anfang 1839): „Wenn es wahr ist: ‚Wer Dank opfert der preiset mich,' so habe ich Ihn wahrlich gepriesen für Deine endliche Erlösung. Ich hatte mich in diesen Tagen viel des ‚Befiehl du deine Wege' gefreut. Das Lied ist doch vom heiligen Geist eingegeben; ich ging in der Stube auf und ab und dachte gerade daran, wie schwer es Dir werden müßte, das Lied doch so aus voller Seele zu singen. Ist das nicht aber bloß eine Inkonsequenz? An Gott glauben wir doch so fest, und in diesem Glauben liegt doch das ganze Lied! Ja, mein Bruder Ernst, ich habe für Dich Bittgebete ohne Zahl zum Himmel gesendet, nun sende ich Dankgebete, — gebe Gott, ebenso zahlreich und heiß. Aber ich danke Gott gern, danken thue ich überhaupt gern, Menschen und Gott. Auch Dir, mein Ernst, danke ich für die Erfahrungen, die ich durch Dein Leiden selbst gemacht habe: ich fühle, daß auch mein Leben dadurch reicher geworden ist, von dem ersten Augenblicke an, wo Du

mit den Worten hereinstürztest: ‚Denke Dir, ich bin verhaftet‘, bis zu Deinem Briefe aus Berlin: ‚ich werde entlassen;‘ bis zum Rotterdamer Dampfboote, bis zum Morgen in Genf“ (1836, auf einer Badereise, zu der Müller noch einmal aus der Untersuchungshaft von Tholuck freigebeten war), „wo Du mit der Trauerbotschaft“ (der Verurteilung) „ankamst, — bis jetzt —, wie habe ich mit Dir gelitten und gestritten! Noch am Freitage hatte ich eine zweite Vorstellung an den Kronprinzen Deinethalb geschickt, die ein heutiger Brief freudig zurückrufen soll. Ja, mein Ernst, nicht wahr, die ernsten Erfahrungen machen doch das Leben reich! Wenn wir sie hinter uns haben, möchten wir sie doch nicht missen.“

Der zweite Brief, den wir noch mitteilen wollen, ist an den Rektor in Hoya, Tholucks geliebten Freund Lührs gerichtet, den er einst zu seinem Nachfolger in Rom hatte haben wollen (vgl. S. 91 ff, 96, 194 ff.) In dem kleinen Hoya wollte es mit Lührs nicht recht vorwärts gehen; da schrieb ihm Tholuck folgenden Trostbrief — ein wahres Meisterstück seelsorgerlicher Kunst und beratender Liebe:

„ . . . . Sehe ich Ihre gegenwärtigen Verhältnisse abgesehen von Christo und dem Reiche Gottes an, so fühle ich eine Art unwilligen, grollenden Schmerz, Sie auf dem Flecke, wo Sie sind und in der drückenden Umgebung zu wissen. Ich fühle mit Jean Paul einen Zorn darüber, daß es Frühprediger- und Rektorstellen, Kandidaturen und Provisorate in der Welt gibt, — und was noch mehr ist, daß Geister wie Sie als Subrektoren oder Garnisonprediger oder dergleichen durch die Welt gehen sollen. Aber, Geliebter! auf der Linie der Betrachtung gibt es keinen Stillstand. Bald ärgerts den hochfliegenden Geist, als Pastor oder Konsistorialrat durch die Welt zu wandeln, denn auch das gibt beschmutzte Füße, und es bleibt kein andrer Weg zu einer wahrhaft verständigen Situation offen als der — Tod. Ja danach wird's freilich gute Anstellungen geben, aber — Geliebter! wir wissen, nur wer das eine Pfund treu verwaltete, erhält die zehn, nur wer über die eine Stadt herrschte, wird über die zehn herrschen, und — nur durch den Untergang geht's zum Aufgang. — Was ich so oft Ursache habe, mir zu predigen, dasselbe muß ich Ihnen predigen in meinen heutigen

Zeilen. Lieber Lührs, ἤγγικεν ἡ βασλεία τοῦ θεοῦ – ἐστιν ἐν μέσῳ ὑμῶν" (das Reich Gottes ist nahe herbei gekommen; es ist mitten unter euch). „Das Reich Gottes ist nicht bloß jenseits, es ist diesseits, und auf seiner Landkarte ist auch das Rektorat Hoya verzeichnet, und unter den Dienern dieser hohen Krone der Rektor Lührs. Und nicht bloß das Hannöversche Konsistorium inspiziert, sondern der Rat der himmlischen Geister, denen wir sogar ein θέατρον" (Schauspiel) „und zwar ein Lustspiel sind, wo anders wir Glauben bewahren — und nicht bloß Pastor Hesse ist Ihr συνεργός" (Gehilfe), „sondern die ganze Gemeinde der Heiligen, in Halle, Berlin, in Amerika, unter den Grönländern, welche mit Ihnen zusammengefügt durch die Bande des Geistes mit Ihnen wächst zu dem Haupte Jesu Christo. Und nicht bloß der Herzog von Cambridge ist Ihr Potentat und allmächtiger Gebieter, sondern der barmherzige Hoheprieſter, der, nachdem er versucht war in allen Stücken (er hat auch Thränen geopfert in den Tagen seines Fleisches, Hebräer 5, 7) gleichwie wir, sich zur Rechten der Herrlichkeit gesetzt hat und fübittet für seine Brüder. Wo sind die Augen des Glaubens? Warum willst Du bloß auf das Sichtbare sehen, mein Bruder? Du sagst: einst kommt die Stunde — Christus aber spricht: und ist schon da — das Evangelium sagt, der Glaube ist die ὑπόστασις" (Gewißheit) „dessen, was man nicht sieht, so ist denn die ganze Ewigkeit schon da, und die ganze Zeitlichkeit ist unser — wie Paulus sagt — was fehlt uns noch?"

„Wohl sagt das fleischliche Herz: wie mag solches zugehen? Aber eben darum ist es auch das fleischliche Herz, und eben darum ist der Glaube nach der Schrift ein so großes und wunderbares Ding, wie die ewige Herrlichkeit selber, ja er ist die Ewigkeit in der Zeit. So schwer es nun auch unsren armen fleischlichen Herzen wird — auch meinem —, solches alles zu lernen, so muß doch ein Bruder dem andren es vorsagen, bis man's auswendig und inwendig weiß, heute ich Ihnen, morgen Sie mir. — Vereinzeln Sie sich nur nicht im Geist von der Kirche, mein Teurer, die Sie auch geboren hat zur Hoffnung des unvergänglichen Lebens; halten Sie sich recht vor, wie diese leibliche Scheidewand wenig sagen will, wie wir vor Ihm alle einer sind und für einen stehen; sehen Sie auf die Ge-

ſchichte der lebendigen Glieder Chriſti, wie es geweſen iſt von Anfang an, und wie wir daher nichts Beſonderes verlangen können. Machen Sie ſich's wohnlich innerhalb der ſchmalen Bahn durch das Bewußtſein: ſeit ich wiedergeboren bin für das ewige Reich Jeſu Chriſti, iſt das nun einmal meine Straße und kann es auf keiner andren gehen. Wenn es einem nur einmal gelungen iſt, zu einem ſolchen Schluß und Abſchnitt zu kommen; wenn nur unſer Trachten ein anderes geworden iſt."

„Aber wenngleich der Glaube die ganze Herrlichkeit Gottes in ein armes Rektorat einzuführen im ſtande iſt, ſo folgt daraus noch nicht, daß Ihnen der Herr jenes Ihr Rektorat für immer als Ihre enge Straße zu Seinem Reiche angewieſen, oder daß Ihre Brüder, die Sie lieben, wie ich, Ihrethalben die Hände in den Schoß legen" ..... Folgen mehrere Vorſchläge. „Aber, aber, glauben Sie nur, teuerſter Lührs, Er, Er iſt's, der allmächtige Chriſtus, derſelbe, der Sie in Sein Reich aus Gnade aufgenommen, iſt's, der auch hier den Ausſchlag gibt, nicht ein Konſiſtorium, nicht ein Patronus der Erde. Er, in deſſen Buche es ſtand, daß Sie nicht — wie Menſchengedanken waren — nach dem Kapitol, ſondern ſtatt deſſen nach Hoya ziehen ſollten, in Seinem Buche ſteht auch Ihre Zukunft. O daß ihr Glauben hättet wie ein Senfkorn! Nun, um dieſen Welt und Teufel und allen Schulſtaub überwindenden Glauben bitten Sie für mich, wie ich für Sie, mein Bruder. Wir ſind nicht getrennt, wir ſtehen neben einander, unſre Hände falten ſich zuſammen, unſre Herzen liegen vereint am Vaterherzen! In der freudigen Gewißheit bleibt mit Ihnen verbunden Ihr Sie treu liebender A. Tholuck."

Daß ein ſolcher Seelſorger ſich auch als Prediger auf die Herzen ſeiner Zuhörer verſtand und tief hineingriff, iſt kein Wunder. Einer bekannte einmal: „Unter Tholucks Predigt iſt mir oft zu Mute, als ob mich ein Rieſe bei den Schultern packt und mich ſo mächtig ſchüttelt, daß mir angſt und bange dabei wird." Ein andrer ſchreibt mir: „Ich nahm faſt nie eine Einladung nach auswärts am Sonntage an, um nur nicht ſeine Predigt zu verſäumen. Wir aßen zuſammen in unſrer Verbindungskneipe, und ich weiß noch, daß oft Sonntag mittags

Tholucks Predigt bei Tiſche durchgeſprochen wurde.“ In dem Nekrolog einer Halliſchen Zeitung auf Tholuck hieß es ſpäter: „Als Redner hat Halle nach Schleiermachers Weggange wohl zierlichere, aber nicht dämoniſch wirkſamere gehört; er machte immer den Eindruck eines aus tiefen Seelengründen ſchaffenden Mannes auf der Kanzel, wie auf dem Katheder.“ Ja ſelbſt in Arnolds Ruges „Halliſchen Jahrbüchern“, freilich im erſten Jahrgange, wo die Zeitſchrift noch zahmer war, (1838, S. 1985—2000) ſtimmte ein Hörer, Georg Funke, einen begeiſterten Hymnus auf Tholuck an, in welchem es u. a. hieß: „Der Unterzeichnete muß geſtehen, daß in dieſem akademiſchen Gottesdienſte unter Tholucks Leitung ihm eigentlich erſt aufgegangen iſt, wie der evangeliſche Gottesdienſt beſchaffen ſein ſoll. Alles Gerede wider die vortreffliche preußiſche Agende kann man nicht beſſer niederſchlagen, als wenn man die, welche einen ſolchen erheben, in einen Gottesdienſt führt, in welchem alle einzelnen Teile desſelben ſo in einander greifen, wie es eben in Halle beim akademiſchen der Fall war. Die Predigt erſchien wirklich als das Zentrum des evangeliſchen Gottesdienſtes, worin alle vorhergehenden Momente wie Fäden zuſammenliefen. Es wurde da der Geiſt auf den immer mehr über das Irdiſche ſich erhebenden Flügeln der Andacht allmählich zum Göttlichen emporgetragen, ſo daß man, wenn endlich Tholuck in ſeiner einfachen, aber ergreifenden Weiſe auf der Kanzel erſchien, ſich in jener heiligen Gemütsverfaſſung befand, welche nötig iſt, wenn das Wort Gottes einſchlagen ſoll. Alles war in einer andächtigen Spannung. Dann erhob Tholuck ſeine etwas hohle, aber laute und aus der innerſten Tiefe der Bruſt hervortönende Stimme, um mit derſelben auch wieder tief zum Herzen zu reden. Seine Geſtikulation war einfach, aber aus ſeinen ernſten tiefen Zügen las man, wie ſehr er von der Wahrheit deſſen, was er ſprach, durchdrungen war, wie nichts über ſeine Lippen ging, was er nicht zugleich erlebt hatte. Durch dieſe Gewalt ſeiner Rede ergriff und erſchütterte er und zog ſelbſt die in ſeine Predigten, welche ſonſt ſeine Gegner waren; die Zahl ſeiner Zuhörer vermehrte ſich fortwährend, und ohne Zweifel hat er beſonders auf die akademiſche Jugend durch ſeine Predigten auf das mächtigſte eingewirkt. Nicht mit

Unrecht wurde vorlängſt in den theologiſchen Studien und Kritiken“ (von Julius Müller, in der oben erwähnten Anzeige) „geſagt, daß Tholuck zu den wenigen Deutſchen gehöre, welchen ein bedeutendes Rednertalent gegeben ſei. Gewiß kann es ſich Halle als einen großen Vorzug vor vielen Univerſitäten anrechnen, daß hier ein Mann wie Tholuck mit herzergreifender Gewalt predigt. Denn einesteils haben die Theologie Studierenden in demſelben ein Muſter, nach welchem ſie ihren Vortrag bilden können; andrenteils ſind, bei den jetzt leider nur zu ſehr formell traktierten Wiſſenſchaften, ſolche Weckſtimmen, wie eben Tholucks Predigten, durchaus notwendig, um den Geiſt wenigſtens nicht ganz aus dem wahren Mittelpunkt alles Lebens herauskommen zu laſſen.“

Übrigens bemerken wir noch ausdrücklich, daß auch ſehr viele, die nicht zur akademiſchen Gemeinde gehörten, die Predigten Tholucks beſuchten. Es finden ſich in den nachgelaſſenen Papieren oft rührende Zeugniſſe von der Wirkung ſeines Worts auf einfache Bürgersleute und beſonders auch auf Frauenherzen. Aus den „Lebensbriefen von Auguſte Teſchner“, (Leipzig und Dresden, 1867) iſt auch in weiteren Kreiſen bekannt, was dieſe treue Jüngerin Chriſti an den akademiſchen Gottesdienſten für einen feſten Halt in ihrer Halliſchen Einſamkeit geboten erhielt (vgl. daſelbſt Band II, S. 21 ff.).

Wir ſchließen dies Kapitel mit einem kurzen Wort über dasjenige Buch, von welchem Tholuck ſelbſt bei der Ausarbeitung in ſeinem 1838 wieder beginnenden, wenn auch nur ſehr bruchſtückweiſe geführten Tagebuche (engliſch) ſagt: „Wenn ich mich nicht völlig täuſche, darf ich hoffen, daß es durch Gottes Gnade das einflußreichſte Werk ſein wird, daß ich je veröffentlicht habe. Wie iſt es aus Kleinem entſtanden! Wie unbedeutend war es auf den erſten Blick, und was verſpricht es nun zu werden! Ich fühle, wie dieſe Arbeit meine Fähigkeit, Predigten zu machen und praktiſch zu predigen, geſteigert hat.“ Wir meinen ſeine „Stunden chriſtlicher Andacht“, ein Erbauungsbuch, das, zuerſt in zwei Abteilungen zu je 20 Bogen, bei Friedr. Perthes in Hamburg 1839 erſchien, und in acht Jahren vier, in dreißig acht Auflagen erlebt hat. Der ganze, das Menſchenherz in ſeinen Tiefen kennende, bald gewaltig,

bald lieblich redende, sinnige und innige Mann der praktischen Erfahrung tritt uns hier entgegen und stellt das gesamte Menschen- und Christenleben in 88 einzelnen Betrachtungen unter das Licht des göttlichen Worts. Es ist ein Buch zur häuslichen Erbauung; seine Abschnitte wollen in stillen Stunden, nicht in gemeinsamer Hausandacht, sondern in der Einsamkeit gelesen und erwogen werden. Auch hier ist es wieder das junge Herz, des Jünglings, der Jungfrau, das sich am meisten angezogen fühlen wird; Schreiber dieser Zeilen hat es selbst in seiner Jugend jahrelang als Haupterbauungsbuch benutzt und reichen Segen daraus gezogen. Es wird noch jetzt eine der schönsten Gaben zur Konfirmation sein, trotz all der reichen Litteratur, die seitdem auf diesem Gebiete erschienen ist. Was Tholuck selbst zu seiner Einführung im „Litterarischen Anzeiger“ (1839, S. 636—38) darüber sagte, möge am besten zur Charakterisierung dienen. Da hieß es: „..... Es werden manche sein, welche bei dem Erscheinen dieses neuen Erbauungsbuches aufs neue beklagen, daß die christliche Welt, durch die Masse neuer Produktionen in diesem Fache überschwemmt, von den alten Kernwerken abgezogen wird. Auch ich suche meine Erbauung am liebsten in den Alten, einem Tauler, Kempis, Luther, Arndt, Scriver, Tersteegen. Es kann aber nicht geleugnet werden, daß die christliche Gemeinde jedweder Periode der Kirche stets das Bedürfnis fühlen muß, Andachtsbücher zu benutzen, welche aus ihrer Zeit hervorgegangen sind. Nicht nur, daß die formellen Anforderungen und der Geschmack mit den Zeiten wechselt, jedwede Zeit hat auch ihre eignen Gefahren, Verirrungen, Einsichten und Rücksichten. Wenn es Gott gefiele, in dieser Zeit sich Organe zu erwecken von der Glaubensinnigkeit und Glaubenskraft eines Luther, Arndt, welche zu der gegenwärtigen Zeit in der Form und mit den Rücksichten sprächen, welche sie fordert: so würde ohne Zweifel das Wort noch viel allgemeineren Eingang finden.“

„Dies zur Rechtfertigung neuerer Erbauungsschriften überhaupt. Die Veranlassung für mich, eine solche abzufassen, wurde mir durch den bedrohlichen Zustand meiner Augen gegeben, welcher mich eine Zeitlang nötigte, den Arbeiten bei Licht gänzlich zu entsagen. In den frühen Wintermorgenstunden, welche

ſonſt gelehrten Berufsarbeiten gewidmet waren, reifte der Plan zu vorliegendem Werke, zu dem ich ſchon früher einige Anregungen empfangen hatte.*) — Die Betrachtungen, die es enthält, ſtellen den chriſtlichen Heilsweg dar, mit Rückſicht auf die mancherlei dabei vorkommenden Seelenzuſtände und Abwege. Ein allgemeiner Teil zerfällt in drei Bücher; das Buch des Glaubens enthält die Betrachtungen über das Fundament des chriſtlichen Lebens; des Buch der Liebe, die Äußerungen des chriſtlichen Glaubenslebens nach innen und außen, alſo mit Rückſicht auf die mannigfachen Lebensverhältniſſe, Hausſtand, Gewerbe, Obrigkeit u. ſ. w. Das Buch der Hoffnung weiſt auf die Vollendung des Lebens in Chriſto hin. Ein beſonderer Teil ſtellt zuerſt den Kreislauf des Lebens der Kirche dar, das heißt die Feſtreihe, und dient durch die Betrachtung der Hauptfeſte der chriſtlichen Kirche zur Vervollſtändigung des Buches des Glaubens. Die zweite Hälfte des beſondren Teils enthält Betrachtungen über den Kreislauf des menſchlichen Lebens am Neujahrs- und Geburtstage, bei Taufe, Konfirmation und Abendmahl u. ſ. w. Je ſeltener ſich in unſrer Zeit ein inniger Zuſammenhang zwiſchen Seelſorger

*) An ſeinen Freund Ernſt Müller ſchrieb Tholuck am 2. April 1835 ins Gefängnis: „Deine Briefe beſtätigen mir aufs neue, daß Dein Talent Dich zum Stadtprediger, auch zum Erbauungsſchriftſteller eignet. Du haſt die Sprache ſehr in Deiner Gewalt und ſchreibſt vortrefflich. Ich will Dir daher für Dein Kerkerleben eine Aufgabe ſtellen. Es fehlt noch an einem guten täglichen Erbauungsbuche. Schreibe ein ſolches jetzt, wo Du Schreibmaterial haſt. Lege für jeden Tag einen Spruch zu Grunde, mit Rückſicht auf Jahreszeiten, Kirchenfeſte u. ſ. w.; die Betrachtung muß zwei gedruckte Oktavſeiten groß ſein. Als ich im Winter 1826 noch in Berlin in der fürchterlichſten Periode meiner Unterleibsleiden ſtand und damals wegen derſelben (denn außerdem habe ich erſt ſeit einem Jahre dieſe Agrypnie [Schlafloſigkeit]) bald halbe Nächte durchwachte, bald am Tage vor Ermattung einſchlief, als ich knieend ſchreiben mußte, um den Leib zuſammenzupreſſen, da fing ich an, eine praktiſche Erklärung des Jakobusbriefes zu ſchreiben, von der ich noch mehrere Blätter habe. Ich glaube, es wäre eine ergreifende Schrift geworden, denn ſie war, wie Hamann mit Anſpielung auf Jerem. 37 und 38 ſagt, ‚aus der Grube‘ und nicht von der Bühne geſchrieben. O wie kann doch der Geiſt ſo mächtig über den Leib ſein, wenn er in Gott ſtark iſt!“ Sollte unter dieſem Briefe an Müller Tholuck vielleicht die erſte Anregung zur eignen Abfaſſung eines ähnlichen Buches gekommen ſein?

und Gemeinde findet; je seltener die Predigten sind, welche auf besondre Seelenzustände, Gefahren und Lebensverhältnisse eingehen; je häufiger die christliche Gesinnung nur in allgemeinen Anregungen besteht, desto mehr glaube ich hoffen zu dürfen, daß Betrachtungen wie die hier vorliegenden einem Bedürfnis entsprechen. — Den einzelnen Betrachtungen ist ein Sinnspruch, der den Hauptgedanken ausdrückt, vorangestellt, und den Schluß bilden Gebete oder Verse oder Lieder. Die Poesie redet noch in einem andren Dialekt zum Herzen, als die Prosa, in einem Dialekt, der an die hohen freien Berge erinnert, davon aus man in leichterem Äther die Erde überschaut. So wollte ich denn auch ihr einen Anteil an dem Erbauungsbuche geben; da ich indes nicht leicht aus den älteren körnigen Liedern das ganz Passende herauszufinden vermochte, da überdies in mir zuweilen ein innerer Trieb zum Gebrauch jener höheren Zunge hindrängte, so geschah es, daß ich selbst den größten Teil der angehängten und eingestreuten Verse hinzufügte. Die Betrachtungen wechseln in ihrem Verhältnisse zu den darübergestellten Bibeltexten ab; zuweilen schließen sie sich enger an dieselben an, zuweilen bezeichnen jene nur den Grundton, einigemal tritt auch die dialogische Form ein, wo es besonders angemessen erschien."

„Ob etwas von dem körnigen Glaubensgeiste der alten Meister in diesen Betrachtungen zu spüren sei, darüber habe ich selbst kein bestimmtes Bewußtsein. Dagegen bin ich mir lebhaft dessen bewußt, was das Hervortreten gediegener Erbauungsbücher in unsrer Zeit schwierig macht, und bin von der Besorgnis nicht frei, daß auch mein Wort unter den Hindernissen gelitten habe. Ich habe mich hierüber ausführlicher in der Vorrede ausgesprochen."

„Ich habe dem Buche den Titel Stunden der christlichen Andacht gegeben, weil es mein Wunsch war, durch dasselbe denjenigen zu Hilfe zu kommen, welche sich zwar durch den formellen Charakter des weit verbreiteten Aarauer Andachtsbuches" (Zschokkes Stunden der Andacht) „angesprochen fühlen, die darin dargebotene geistliche Nahrung dagegen ungenügend finden. Daß die Aarauer Stunden der Andacht dazu dienen, bei solchen ein religiöses Interesse zu erhalten und zu wecken welche vielleicht sonst von der Religion und vom Christen-

tum unberührt bleiben würden, ist ein Verdienst derselben. Nachdem sich aber Männer wie Menzel, Platen über die ‚salbadernden Stunden der Andacht' haben vernehmen lassen, nachdem selbst ein Gutzkow auf das ‚mit Zucker kandierte, nachsichtige Christentum der Stunden der Andacht' gescholten hat, kann es ja wohl dem, der nur im Christentum des evangelischen Lehrbegriffs die rechte Nahrung für den inwendigen Menschen anerkennt, nicht mehr zum Verbrechen angerechnet werden, wenn er an jenem Erbauungsbuche die Strenge der christlichen Selbsterkenntnis vermißt und die Unterstützung, die es der Selbstgerechtigkeit gewährt, beklagt."

„Es ist vorauszusehen, daß viele Lust haben werden, auch dieses Buch pietistisch und mystisch zu nennen. Ich habe aber bei denen, die dieses thun, so viel Gerechtigkeit voraussetzen zu müssen gemeint, daß ich ausdrückliche Erklärung fordere, ob man es — nach dem Sprachgebrauch von Dr. Bretschneider — deshalb pietistisch nenne, weil es das christliche Leben im Geiste der evangelischen Kirche darstellt, oder deshalb, weil eine krankhafte und ungesunde Art der Frömmigkeit dadurch empfohlen wird. Glaubt man das letztere, so werde ich für den Nachweis dankbar sein, und er soll mir selbst zur Belehrung und Warnung dienen. Ist aber das erstere der Fall, so werde ich mich glücklich schätzen, mit einem Luther, Melanchthon, Calvin zugleich die Schmach des Sektennamens zu tragen. Man soll nur mit Namen kein Spiel treiben, denn — Namen sind Fahnen. Einen krankhaften Pietismus kenne ich wohl, aber ich glaube, daß, selbst zum Mißfallen mancher Frommen, dieses Erbauungsbuch ihm entgegentrete, und ich darf wohl darum bitten, daß diejenigen, welche das Werk mit Argwohn in die Hand nehmen sollten, der 45. Betrachtung" (Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit) „eine genauere Einsicht schenken."

Was Tholuck vorausgesehen hatte, geschah. Das besprochene Pamphlet „Wie Herr Dr. Tholuck die heilige Schrift erklärt, wie er beten lehrt und dichtet" hat es in seinem „Anhang über die Stunden der christlichen Andacht," an den widerwärtigsten Beschuldigungen nicht fehlen lassen; der ganze siebente Vortrag ist dem Tholuckschen Buche gewidmet. Neben „un-

verantwortlicher Flüchtigkeit," „Verletzung aller Dezenz," „Hohn gegen allen guten Geschmack" wird namentlich auch seinen Gedichten ein unerträglicher „Bänkelsängerton" vorgeworfen, während es sich wohl verlohnte, wie es mir bereits nahe gelegt worden ist, einige der schönsten religiösen Poesien aus diesem Buche zu sammeln und der christlichen Andacht darzubieten. Auf derartiges hat Tholuck nie geantwortet. Er hat in den späteren Auflagen einige Altertümlichkeiten der Sprache, auch wohl hie und da eine untergelaufene halbhumoristische Wendung getilgt, damit aber zuletzt ein Erbauungsbuch hergestellt, das es verdient, zu allen Zeiten als eine Perle der ascetischen Litteratur geliebt und benutzt zu werden.

Siebentes Kapitel.

In Haus und Amt.

Im Juli 1838 unternahm Tholuck eine Badereiſe nach Kiſſingen, von wo dann ein weiterer Ausflug nach Gaſtein und den Tiroler Alpen gemacht werden ſollte. Sein Reiſegefährte war diesmal ein junger amerikaniſcher Theologe, der ſeit dem April in Halle ſtudierte und Tholuck beſonders nahe trat: Henry Boynton Smith, in ſpäterer Zeit Profeſſor der Kirchengeſchichte in New-York, und bis zu ſeinem wenige Monate vor Tholucks Tode erfolgten Heimgange (7. Februar 1877) ein treuer Freund des Halliſchen Gelehrten, dem er in unermüdlicher Dankbarkeit Jünglinge und Männer aus ſeiner transatlantiſchen Heimat zuſandte. Auch George L. Prentiß, der jetzige Profeſſor am Union Theological Seminary in New-York, gehört hierher, von dem Tholuck an Smith ſchrieb: „Unter den vielen Freunden, welche mein Glück mehren, ſteht Prentiß oben an; er iſt mein Freund, ich fühle das innigſte Zuſammenklingen unſrer Seelen. Er iſt eine auserwählte Seele. Dank Ihnen, teurer Smith, daß Sie dieſen Ihren Freund mir zugewieſen und an mein Herz gelegt haben.“

Smiths Briefe während der Reiſe an ſeine Eltern und Freunde, welche in ſeiner Biographie[1]) mitgeteilt ſind, bilden eine willkommene Quelle für unſre Kenntnis dieſer Zeit. „Ihr glaubt nicht,“ ſchreibt er an ſeine Eltern aus Gaſtein, „welche Freude es für mich iſt, dieſe Reiſe in der Geſellſchaft von Profeſſor Tholuck zu machen; ich glaube, es war das Beſte, was für

mich geſchehen konnte. Er beſitzt einen ſo grenzenloſen Vorrat von Kenntniſſen; er iſt ſo gütig und ſo chriſtlich; er hat einen ſo liebenswürdigen und hochgerichteten Sinn; und er hat für mich, wie ich wohl ſagen darf, ein ſo warmes Intereſſe gefaßt, daß mir die Sprache fehlt, um meine Dankbarkeit und Bewunderung auszuſprechen. Wenn wir zuſammen zum Gebete niederknieen, ſind ſeine Gebete ſo einfach und ſo innig; wenn wir über religiöſe Erfahrungen ſprechen, ſind ſeine Empfindungen ſo tief, ſein Glaube ſo kindlich und aufrichtig; wenn wir philoſophiſche und theologiſche Fragen erörtern, iſt ſeine Gelehrſamkeit ſo ausgedehnt und ſeine Philoſophie ſo chriſtlich — oder wenn wir über Menſchen und Gebräuche reden, ſeine Bemerkungen ſo gerecht, ſeine Urteile ſo ſcharf und ſein Sinn für das Humoriſtiſche ſo ſchlagend, daß, alles in allem genommen, ich niemals ſolch einen Mann geſehen habe oder zu ſehen erwarte. Hier wird er allgemein geliebt. Wo er nur geht, drängen ſich Scharen von Freunden und Bewunderern um ihn herum. In jeder Geſellſchaft, in der er ſich findet, iſt er auch das belebende Prinzip, und macht, daß durch ſeine ſtaunenswerte Kunſt, Anekdoten zu erzählen, einmal alle lachen, dann aber wieder, daß ſie in ſchweigender Aufmerkſamkeit lauſchen, wenn er irgend eine große Wahrheit entwickelt und erklärt; auch die Gleichgiltigen und Feindſeligen reißt er mit hin, daß ſie, wenn ſie das Chriſtentum ſelbſt nicht lieben wollen, es doch bewundern müſſen, ſo wie es ſich in ihm darſtellt. Unter all den Segnungen, welche ich in dieſer Trennung von Heimat und Freunden erfahren habe, muß ich Gott als für die größeſte dafür danken, daß ich in ihm einen ſolchen Freund gefunden habe."

Am 21. Juli 1838 waren die beiden in Kiſſingen eingetroffen. Am zweiten Sonntage nach der Ankunft, am 29. Juli, ſollte Tholuck predigen. Smith ſchreibt: „Er hatte keine Predigt, die er für geeignet hielt; ſo ſchrieb ich eine nieder, welche er diktierte. Profeſſor Tholuck ſagt, daß er keine Zeit kennt, wo er ſich nicht bereit wüßte, eine Predigt zu ſchreiben. Es war die beſte, die ich je von ihm gehört habe; die ganze Gemeinde wurde durch ſeine hinreißende Gewalt zu Thränen gerührt, die Kälteſten und Herzloſeſten konnten dem Eindrucke nicht widerſtehen."

Es war die Predigt über Marci 14,1—9, die Salbung des Herrn durch Maria, und sein Wort: sie hat gethan, was sie konnte (III. Band, 4. Predigt). Wir haben noch ein andres Zeugnis über die Wirkung dieses Wortes. „Einen unvergeßlichen Eindruck machte auf mich Tholucks dort gehaltene Predigt über die dienende Liebe. Inhalt und Stimme waren für jeden überwältigend; ich hätte keinem andren Gedanken mehr Raum geben können.“ Die Dame, welche dies schrieb, hatte Tholuck damals schon einigemale gesehen und gehört, zuerst gleich am Abende nach seiner Ankunft, wo er bei der Gräfin zur Lippe eine Abendstunde hielt. „Der Eindruck war ein tief ernster, dabei lag in Wort und Wesen etwas gar Besondres, noch nie Gehörtes.“

So empfand die junge Freiin Mathilde v. Gemmingen, welche in jenem Sommer 1838 mit ihren Geschwistern, dem Baron v. Tucher und seiner Frau aus Schweinfurt, um ein eingewurzeltes Kopfleiden zu bekämpfen, nach Kissingen gegangen war. Die Geschwister hatten das Bad schon wieder verlassen; das Fräulein, damals 22jährig, aber viel jünger aussehend, blieb, um die Kur zu vollenden, noch für einige Zeit allein in der Wohnung zurück.

Der Name, den sie trug, (und den sie nun bald mit dem Tholuckschen vertauschen sollte) war in den letzten Jahrzehnten viel genannt worden. Ihr Vater Julius Freiherr von Gemmingen-Hagenschieß auf Schloß Steinegg gehörte ursprünglich der alten katholischen Familie derer v. Gemmingen an, welche seit mehreren hundert Jahren jenes Gebiet im Lande Baden besaß[2]), das, acht Ortschaften umfassend, im Wurmthal zwischen Pforzheim und Calw sich bis tief in das Württembergische hinein erstreckt.

In dem Hause des Barons herrschte seit lange eine warme, aufrichtige, in edlem Sinne katholische Frömmigkeit. Einen scharf ausgeprägten konfessionellen Gegensatz gegen die evangelische Kirche kannte man damals nicht; es war noch die Zeit, wo die erwachende erste Liebe die aufrichtigen Kinder Gottes in beiden Kirchen eng vereinte.

Im Juli 1815 war der junge Aloys Henhöfer, ein

soeben zum Priester geweihter katholischer Theologe, als Hauslehrer in das romantisch schön gelegene Schloß Steinegg eingezogen. In dem kinderreichen Hause, dem am 1. Januar 1816 ein achtes Kindlein, eben unsre Mathilde, geschenkt wurde, hatte der Hofmeister reichliche Arbeit. Er that sie mit Freuden und versah auch noch die stellvertretenden kirchlichen Pflichten, die er in der ausgedehnten Herrschaft übernommen hatte. Am 30. März 1818 wurde Henhöfer von seinem Prinzipal in Mühlhausen, einem der v. Gemmingenschen Dörfer, zum selbständigen Pfarrer ernannt und rief in dieser am meisten verwahrlosten und verdorbenen Gemeinde des ganzen Gebiets durch seine ernsten und scharfen Gesetzespredigten die Gewissen wach.

Da kam an Henhöfers Stelle als Hofmeister in das Haus des Herrn v. Gemmingen ein Schüler des frommen Professors und späteren Bischofs Sailer in Landshut, Fink, ein homme de désir, der selbst aus dem Gesetz sich hinübersehnte nach dem Evangelium und in Henhöfer das gleiche Verlangen weckte. Fink kehrte bald zu Sailer zurück; in Henhöfer aber war ein Feuer entzündet, das ihn nicht mehr rasten ließ. Von Fink an die Bibel verwiesen, las er darin bei Tag und bei Nacht, und immer heller wurde es vor seinen Augen, immer glorreicher erschien ihm die freie Gnade in Christo, immer armseliger die äußeren Werke der päpstlichen Frömmigkeit. Henhöfers Predigten wurden tiefer, milder, evangelischer und zogen Zuhörer von Fern und Nah, Protestanten und Katholiken, in die kleine Kirche von Mühlhausen. Seine Oberen wurden aufmerksam; das bischöfliche Vikariat zu Bruchsal forderte ihn zur Verantwortung und schloß ihn zur Korrektion in das dortige Seminar, darnach aber, als Henhöfer fest blieb, in ein strengeres Gewahrsam ein. Ein großer Teil seiner Gemeinde, vor allem aber sein frommer Patron und dessen Gemahlin, nahmen an Henhöfers Schicksal den innigsten Anteil. Die Briefe beider Eheleute nach Bruchsal, die Emil Frommel in seiner Biographie Henhöfers mitteilt, zeugen von dem engen Liebesbande, das den jungen Dulder mit dem freiherrlichen Hause verknüpfte. Als die Mühlhäuser Gemeinde eine Deputation an den Großherzog vorbereitete, um ihren Pfarrer vor Mißhandlung und weiteren Gewaltmaßregeln

zu schützen, schrieb der ritterliche Freund: „Es wird mir eine Freude und Ehre sein, die Mühlhäuser zu begleiten und durch mein herzliches Zeugnis Ihnen, bester Freund, einen geringen Teil meines großen Dankes abzustatten, den ich so treu und warm im Herzen trage.“ Da Henhöfer sich mit dem Gedanken beschäftigte, aus der römischen Kirche in die lutherische überzutreten, warnten beide Gatten vor Übereilung. Frau v. Gemmingen schrieb: „Bedenken Sie, lieber Herr Pfarrer, daß nur durch längere Vorbereitung eine große Sache ausgeführt werden kann. Sollte es Sie nicht doppelt freuen, durch mühevolles und geduldiges Ausharren, Nachgiebigkeit in Kleinigkeiten, den Sturz des katholischen Unwesens herbeigeführt zu haben, wenn Sie noch länger als Katholik wirken könnten; ich würde mir selbst der Sünde fürchten, Sie zu einem entscheidenden Schritte zu verleiten und zum Bleiben zu raten, wenn Ihnen nicht noch immer von Mühlhausen aus der Ausweg bleiben sollte, überzugehen; aber mit einer Verzögerung ist nichts verloren, kann aber viel gewonnen werden in und außer Ihrer Gemeinde.“

Herrn v. Gemmingens und der Mühlhäuser Vorstellungen beim Großherzog bewirkten für Henhöfer einen Urlaub von acht Tagen nach Steinegg. Als der Gesundheitszustand des durch seine Haft arg Mitgenommenen auf ärztlichen Befehl eine Verlängerung des Urlaubs nötig machte, und die darauf hinzielende Bitte Henhöfers schnöde abgewiesen wurde, reichte derselbe eine Abhandlung über seine Lehre ein und bat das bischöfliche Vikariat unter dem 25. Juli 1822 „ihn entweder aus Gottes Wort zu widerlegen oder ihn aus der katholischen Kirche auszuschließen.“ Die Antwort lautete: er habe sich durch jene in seinem Schreiben ausgedrückte Überzeugung selbst ausgeschlossen; die Pfarrcommende Mühlhausen werde ihm hiermit abgenommen und für erledigt erklärt, priesterliche Funktionen dürfe er nicht mehr verrichten. Wolle er Belehrung, so werde ihm dieselbe in Freiburg zu teil werden, und dann würde ihn das Ordinariat mit offenen Armen wieder aufnehmen. Als aber Henhöfer sich zu dieser Belehrung in Freiburg bereit erklärte, erhielt er weder Citation noch irgend

welche Antwort, und blieb somit ausgeschlossen, — ein abgesetzter Pfarrer ohne Amt und Brot.

Steinegg wurde in dieser Zeit seine Wartburg. Da verfaßte er sein „Christliches Glaubensbekenntnis“, das den biblischen und evangelischen Charakter seiner Lehre in origineller und frischer Form vor der christlichen Welt darlegte. Die Gemeinde Mühlhausen aber und ihre Grundherrschaft faßten nach diesen Vorkommnissen auch ihrerseits immer fester und klarer den Gedanken des Übertritts zur evangelischen Kirche ins Auge. Herr v. Gemmingen schrieb an seine Gemahlin aus Karlsruhe, wohin er zur Jagd befohlen worden war, am 5. Dezember 1822: „... Der Großherzog war sehr gnädig; er nahm mich nach Beendigung der Jagd aus dem Haufen heraus beiseite und sagte: ‚Hören Sie, ich habe nun die Schrift‘ (Henhöfers Glaubensbekenntnis) ‚gelesen; sie gefällt mir ausnehmend wohl, aber sie ist eben ganz evangelisch‘. Dies lächerte mich, deshalb gab ich ihm schnell zur Antwort: ‚Gnädiger Herr, wollen wir und müssen wir denn nicht alle evangelisch sein, wenn wir da droben gut aufgenommen werden wollen?‘ Da lachte er herzlich, gab mir recht und setzte das Gespräch etwas fort; ich benützte den Augenblick, um des lieben Pfarrers Anliegen vorzutragen, ob er dann hoffen dürfte, nach einem öffentlichen Übertritt eine Pfarrei zu erhalten von ihm? Er antwortete: ‚Das will ich wohl thun, aber ob es gleich so auf den Rupf geschehen kann, das kann ich nicht versprechen‘.“

Schon im Januar 1823 schrieb Herr v. Gemmingen an Henhöfer, daß er in einer Privataudienz vor dem Großherzog seinen Austritt aus der römischen Kirche erklärt habe: „Ja, lieber Freund, der Sie uns den Weg zu Christo durch das ewig wahre Wort so treu gezeigt haben, empfangen Sie aus meinem dankbaren Herzen die frohe Kunde, und sagen Sie es gleich meinem guten, lieben Weibe, welche Christum früher als ich in ihr Herz aufnahm, daß auch ich mit meinem ganzen Hause der römischen Kirche den Abschied gegeben.“ Am 6. April 1823, am Sonntag Quasimodogeniti, fand dann die Aufnahme Henhöfers, der Familie v. Gemmingen und des überzeugten Teils der Gemeinde Mühlhausen in die evangelische Kirche statt; der Dekan Sachs aus Karlsruhe vollzog die heilige

Handlung nach einer Ansprache über 1 Kor. 1,30: „Von welchem auch ihr herkommt in Christo Jesu, welcher uns gemacht ist von Gott zur Weisheit und zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung.“

So war also das edle Haus derer v. Gemmingen, und mit ihm auch sein jüngstes Töchterlein Mathilde, die spätere Gemahlin Tholucks, zur evangelischen Kirche übergetreten. Nur ein Sohn, Eduard, der zu jener Zeit auf einem katholischen Gymnasium bei zwei Tanten war, welchen der Austritt der Verwandten aus ihrer Kirche einen tiefen Schmerz bereitete, wurde von denselben bestimmt dem Vater zu schreiben, er möge ihn zu diesem Übertritt nicht zwingen. Die liebevolle Antwort des Vaters ließ dem Sohne freien Willen und sprach nur den Wunsch aus, daß er später selbst prüfen möge. Diese Prüfung fiel verneinend aus, und Eduard v. Gemmingen ist bis zu seinem erst kürzlich erfolgten Tode in der römischen Kirche verblieben. Doch hat das innige Verhältnis der Geschwister dadurch keinerlei Trübung erlitten[3]).

„Mit dem Übertritt zur evangelischen Kirche,“ so schreibt Frau Tholuck aus ihren eignen Erinnerungen, „begann in unsrem stillen, lieben Steinegg ein neues Leben, sowohl des Genusses als des Kampfes. Durch die neu geknüpften Verbindungen wurden unsrem Hause viele teure Besuche zu teil, und das ganze Leben bekam reiche geistliche Interessen. Die katholische Geistlichkeit bereitete den Eltern viele Schwierigkeiten; doch alle die Kämpfe trieben nur tiefer in den Geist des Herrn hinein und zeitigten die süße Frucht des Glaubens in dem unvergeßlichen Elternhause.“

„Mit dem Jahre 1830 begann eine neue schwere Aufgabe. Die Pariser Revolution schlug in starken Wellen auch an unser badisches Ländchen und fand selbst in den höchsten Kreisen nur zu williges Gehör. Die grundherrlichen Rechte wurden auf das unbegreiflichste angetastet. Der friedliebenden Natur des Vaters wurde dieser Zustand unerträglich. Darum beschloß er mit der Mutter und uns drei jüngsten Töchtern nach Stuttgart überzusiedeln. Steinegg und Mühlhausen verblieben den zwei jüngeren Brüdern, da die beiden ältesten unter diesen Umständen den Besitz nicht antreten wollten. Doch schon nach fünf Jahren

gelang es der Regierung, den v. Gemmingenſchen Beſitz an ſich zu bringen, um ihn zu einer Domäne umzuwandeln. Als aber in die Säle des alten Schloſſes Steinegg Spinnereien verlegt werden ſollten, und in den Felſenkellern Wirte ihre Niederlagen aufſchlugen, war das Eduard v. Gemmingen, dem katholiſch gebliebenen Bruder, unerträglich. Er kaufte das Schloß zurück und — trug die Dächer ab. Denn lieber ſollte es als Ruine daſtehen, als zum Tummelplatze aller induſtriellen Unternehmungen dienen. Die Schloßkapelle ſchenkte er der Gemeinde, und der Blumengarten wurde zum Gottesacker.[4])"

In Stuttgart geſtaltete ſich das Leben der kleinen Familie recht angenehm. Die chriſtlichen Kreiſe der Reſidenzſtadt nahmen ſie mit Freuden auf; ein beſonders inniges Freundſchaftsverhältnis entwickelte ſich zu Albert Knapp, dem beliebten Sänger chriſtlicher Lieder und Herausgeber der Chriſtoterpe, damals Oberhelfer an der Stiftskirche. Für die ſtill und lieblich heranwachſende Mathilde war es ein empfindlicher Schmerz, als ihre ältere Schweſter dem Baron v. Tucher als Gattin nach Schweinfurt folgte. Die Sehnſucht nach ihr verſchaffte der Schweſter im Herbſt 1837 einen Beſuch in Schweinfurt, der ſich bis in den Sommer 1838 ausdehnte, wo Mathilde mit den Geſchwiſtern nach Kiſſingen ging, um dort, wie wir berichtet haben, gegen ein von zurückgetretenem Scharlach im achten Lebensjahre erzeugtes Kopfweh Heilung zu ſuchen.

Nach ihrem erſten Zuſammentreffen mit Tholuck bei der Gräfin zur Lippe verkehrte das Fräulein täglich mit dem gelehrten Theologen in den beiden bekannten Kreiſen. Am Nachmittage nach jener ergreifenden Predigt wurde von einer größeren Geſellſchaft ein Spaziergang unternommen, an welchem auch Tholuck teilnahm. Eine Dame fragte unterwegs Fräulein v. Gemmingen, da ſie das Glück habe, öfter in Tholucks Geſellſchaft ſich zu befinden, ob es wohl richtig ſei, daß Tholuck bereits eine Frau verloren habe? „O nein!" antwortete das Fräulein, ſich gleichſam in ſeiner Seele beleidigt fühlend, „ans Heiraten hat ſolch ein Mann doch nie gedacht!"

Das Gegenteil ſollte ſie bald erfahren. Ein etwas dreiſter vornehmer Jüngling brachte in der Nacht vom Sonntag auf

Montag der gewiß besonders liebreizenden jungen Dame ein Ständchen, und, entrüstet über diese Kühnheit, schlief sie mit der bestimmten Absicht ein, am andren Tage Kissingen zu verlassen. Noch bewegte sie nach dem Erwachen in der Frühe des Montags auf ihrem Lager das störende nächtliche Erlebnis, da bringt ihr das Dienstmädchen einen Brief. Die Unterschrift lautet A. Tholuck. Sie hatte ein paar Tage zuvor im Namen des Consistorialrats Appia aus Frankfurt, der es nicht mehr persönlich thun konnte, Tholuck ein Goldstück für Zwecke des Reiches Gottes gegeben, und meint nun die Quittung zu empfangen. Und richtig, damit beginnt der Brief. Doch bald wird es ernsthafter, — das Fräulein denkt erst, sie soll bei einer andren vermitteln; aber da kommt es rund und klar: Tholuck hält um ihre eigne Hand an! „Ich denk nicht dran!" das war ihre erste Empfindung. „Erstaunter und erschreckener," so schreibt sie selbst, „war wohl noch nie eine Jungfrau. Das Ideal eines Mannes war mir in Tholuck nicht erschienen, dazu war er mir zu gelehrt und stand zu hoch, auch konnte seine Kränklichkeit meinen Mut nicht erhöhen. So lehnte ich den ehrenvollen Antrag unbedingt ab in der festen Überzeugung, nicht für diesen Mann zu passen." Und zwar war das Fräulein so tapfer, da sie nicht schreiben mochte, auf der Brunnenpromenade Tholuck selbst aufzusuchen und ihn zu bitten, um elf Uhr zu ihr zu kommen, da sie ihm ihre Antwort mündlich geben wolle. Sie lautete ablehnend. Indessen Tholuck ließ sich so schnell nicht zurückweisen. Er erlangte wenigstens das eine, daß sie versprach, an ihre Eltern zu schreiben; schien es ihr doch auch „ein hoher Beruf, solch einem Streiter Christi des Lebens Bürde tragen zu helfen". Doch wie schwer mußte auch für die fernen Eltern die Entscheidung sein! Da kam, wie von Gott gesandt, ein unerwarteter Beistand für die Einsame. Noch an demselben Montag nachmittag traf ihr Schwager v. Massenbach aus dem Posenschen, der nach Stuttgart reisen wollte und den Umweg über Kissingen machte, sobald er hörte, daß Mathilde noch dort sei, in dem Städtchen ein. Voller Dank gegen Gott, aber verlegen über die Weise, wie sie ihr Erlebnis dem so viel älteren Schwager mitteilen sollte, ging sie des Nachmittags an seiner Seite durch die Promenaden.

Da begegnen ſie dem Antragſteller vom Vormittag. „Dort geht der Tholuck,“ ſagt das Fräulein beklommen. „So? lebt der noch?“ lautet die gleichgiltige Antwort. Ein zweites Begegnen, ein zweiter Hinweis: „ſieh, der Tholuck“; aber wieder keine Möglichkeit der Anknüpfung. Endlich beim drittenmale ruft Herr v. Maſſenbach: „aber was haſt du denn mit dem Tholuck?“ und nun berichtet Fräulein Mathilde, was ihr begegnet. Der Eindruck auf den frommen Herrn war ein mächtiger. „Ja, das iſt etwas andres; das kannſt du ja gar nicht abweiſen!“ Und alſobald macht er ſich nach Stuttgart auf, um den Eltern in ihrer Überlegung zur Seite zu ſtehen.

Die Antwort von Herrn und Frau von Gemmingen nach Kiſſingen lautete zuſtimmend, obwohl ſie den Ernſt des Ja-Wortes treulich erwogen. „Der Vater war hoch erfreut, zu ſeinen drei gottesfürchtigen Schwiegerſöhnen“ (von Maſſenbach, von Tucher, Paſtor Schlatter) „in Tholuck, dem Kämpfer für des Herrn Sache, den vierten Schwiegerſohn zu begrüßen.“ Die Geſchwiſter von Tucher kamen noch einmal nach Kiſſingen; Tholuck trat dieſem Schwager in der Folgezeit ganz beſonders nah.

Schon nach wenigen Tagen aber mußte Tholuck Kiſſingen verlaſſen, da der Arzt dringend auf der Reiſe nach Gaſtein beſtand. Unterwegs ſchrieb er einen datumloſen Brief an Hengſtenberg, der uns einen Blick in ſeine Empfindungen nach dem wichtigen Erlebniſſe thun läßt. „Ich bin verpflichtet, Dir von dem Verhältnis, in das ich einzutreten im Begriffe bin, Nachricht zu geben, Dir, der Du meine Kämpfe und Schmerzen in dieſer Hinſicht mehr als einer kennſt. Wie Du es ſelbſt gewahrteſt, ſo waren meine Gedanken gar nicht mehr dahin gerichtet, wiewohl ich mir keinen Grundſatz gemacht hatte, das Verhältnis nie zu erneuern. Im Gegenteil dachte ich es zu thun, wenn einſt individuelle Neigung von beiden Seiten, ganz leichte und einfache Verhältniſſe von außen und ungeſuchtes Zuſammenkommen ſtattfände. Daß dieſes jedoch ſtattfinden würde, dachte ich mir kaum als möglich, und meine Gedanken gingen in der That nicht mehr auf Ehe hin. — Einiges über die Einleitungen ſowie über die Beſchaffenheit meiner Braut wird Dir mein Brief an Wilke ſagen. Wie kindlich heiter und gläubig

ſie iſt, trotzdem daß doch auf ihrer wie auf meiner Seite Krankheitsleiden drohen, iſt unbeſchreiblich, und daß ſie, ein ſo jugendliches und ſo wenig in Litteratur und Wiſſenſchaft und esprit lebendes Weſen, doch ſo an mir hangen kann, wie ſie es thut, iſt mir unerklärlich."

Gaſtein bekam indeſſen Tholuck ſo ſchlecht, daß er die Bäder bald wieder aufgeben mußte. „Er geriet," wie Henry Smith an ſeine Eltern ſchrieb (Life p. 55) „in einen ſolchen Leidenszuſtand, wie ich ihn überhaupt niemals bei irgend jemand geſehen habe; es trieb ihn bis an den Rand des Wahnſinns." Doch blieb der Leidende in tiefſter Seele ſtill und dankbar; er wußte, was er gefunden, er ſprach's „ſeinem Kinde" in rührenden Worten aus. Aus nahe liegenden Gründen ſind uns die Hände für intimere Mitteilungen auf dieſem Gebiete gebunden. Nur zwei Gedichte ſtehen hier, in denen Tholuck ſeinen heißen Dank für die nun gewonnene Liebe ausſpricht. Sie wanderten in Briefen an die Braut nach Kiſſingen und Stuttgart. Das eine lautet:

„Einſam in weiter Menge,
Allein in dem Gedränge
Stand ich, ach wie ſo lange!
In meinem Herzen bange.

Ich hatt' ſo viel zu ſagen,
Ich hatt' ſo viel zu klagen.
Doch ach! wo kein Verſtändnis,
Thut Sehnſucht kein Geſtändnis.

So ging die Glut nach innen;
Mit wehmutsvollem Sinnen
Sah fröhlich ich die andern
Des Lebens Straße wandern.

So wenig wert der Liebe
Krankt' ich am heißen Triebe,
Nur einer Seel' auf Erden
Ihr Einziges zu werden.

Zwar ward ich mancher teuer,
Doch jenes heil'ge Feuer,
Das Seelen ewig bindet,
Das hat ſich nicht entzündet.

Vom Rätsel meins Wesens
That mancher Silben lesen —
Des ganzen Wortes Fülle
Bewahrt' ich in der Stille.

Doch nun ist sie mir eigen,
Die Seel', der nichts verschweigen
Ich darf, in deren Herzen
Vergeh'n all meine Schmerzen.

Nimm auf mich, zarte Seele,
Die ich zur Braut erwähle;
Du willst in mir dich sehen,
Ich will in dir vergehen!"

Das andre Gedicht entstand auf der Rückreise, die Tholuck über Salzburg, München und Ulm machte, in der letzteren Stadt und erreichte die Braut, die inzwischen nach Stuttgart zurückgekehrt war, kurz vor dem Eintreffen Tholucks im Gemmingenschen Hause. Es datiert vom 21. September.

„Es schaut mein Kind nach allen Postillionen,
Ob sie den Liebenden zur Stelle bringen,
Und leise hört man aus der Brust ihr dringen,
Daß es doch unschön, so allein zu wohnen.

Derweilen fliegt von allen Stationen
Der Liebesgruß in ihre stillen Räume,
Er fragt, warum der Liebende noch säume,
Verheißt der Liebe Harren treues Lohnen.

O süße Zeit, wo noch vor dem Genießen
Im innren Heiligtum Genuß begonnen,
Und wo im Vorgefühl zukünft'ger Wonnen
Der Sehnsucht Thränen selig sich ergießen.

Ist so sich sehnen Seligkeit auf Erden —
Wie oft, wenn schnöd die Wirklichkeit uns lüget,
Der einzige Genuß, der nicht betrüget —
Wie selig ist es, so ersehnt zu werden!"

Die nun in Stuttgart beginnenden Tage waren ein Paradies für den endlich in den Hafen eingelaufenen „grand célibataire". „Seit fast zwei Wochen," schrieb er an Hengstenberg, „weile ich nun in Stuttgart im Schoße dieser Familie,

an der Seite meiner zukünftigen Gattin; und ich kann Dir sagen, daß ich Glück fühle wie sonst nie, daß jeder Tag mich über meine Führung fröhlicher und dankbarer macht. Sie kann mich glücklich machen, — das sage ich nun von Herzen und mit Zuversicht; und die innige Teilnahme, die aufrichtige Glücklichpreisung beider Verlobten von der Herzogin Louis bis auf den Weißgerber Josenhans, während das überaus würdige Elternpaar mit einem fortgehenden Segenswunsch mit stiller Freude im Hintergrunde steht, erhöht nicht wenig mein Glück. Nur eines kann mich bange machen: ihr Leiden. Zwar ist es jetzt gar nicht bedenklich; aber es können — so denkt der einmal hart Geprüfte — ernste Prüfungen in der Zukunft aufbewahrt sein. Nun, Gottes Name sei allewege gepriesen!"

Besonders nahe traten sich Tholuck und Albert Knapp. In seiner launig-humoristischen Weise neckte letzterer den norddeutschen Gelehrten wegen seiner damals gerade vorwaltenden vegetarianischen Stimmung, wogegen sich Tholuck durch freundlichen Spott über Knüttelverse und Zwangsreime rächte. Manch heiteres Blättchen ging hin und her. So heißt es in einem längeren Gedichte Knapps: „Ein Tafelgedicht. An Herrn Doktor Tholuck":

„. . . . . Lieber Freund, trau dem Salat nicht!
Denn er heilet deine Wunden,
Deine Leiden in der That nicht,
Wie ich innigst oft empfunden!

Deines Leibes Leid im ganzen
Stammet, wie ich längst erraten,
Bloß von allzuvielen Pflanzen,
Aber nicht vom edlen Braten! . . . .

Glaub's! in mancher Hammelkeule
Vom gewöhnlichen Gelichter
Steckt oft eine Voltasäule
Für den Doktor und den Dichter.

Wer verzehrt wird, muß verzehren,
Und wer ausgibt, muß einnehmen,
Sonst wird die Natur in Ehren
Mütterlich ob ihm sich grämen;

Und er wird nur Unluſt haben,
Kränkeln abends und am Morgen,
Weil er die Natur mit Gaben
Der Natur nicht will verſorgen.

Alſo bitt ich unterthänig
Voller Sorgfalt, wohl ermeſſen,
Daß du abends doch ein wenig
Milden Braten wolleſt eſſen“ u. ſ. w.

Als die launigen Schreiben Knapps an den „teuren, des Humoris kundigen Bräutigam“ über ſeine bevorſtehende Hochzeit immer kühnere Geſtalt annahmen und immer gewagtere Reime gebrauchten, antwortete der Doktor einmal:

„Mit Knüttelverſen wollt Ihr, werteſter Gevatter,
Zu meinem Ehrentag mich bombardieren?
Ihr, der ſo leicht vorfahren kann mit Vieren,
In ſimplem Einſpann wollt Ihr mir hofieren?
Statt durch Portale kommt Ihr durch ein Gatter?
Anſtatt mit Peitſch' und Roſſen zu kutſchieren,
Trabt Ihr auf Knütteln und mit plumpen Stieren,
Ihr, mächt'ger König im Verſifizieren?
So wollt Ihr mir zulieb Euch nicht genieren?
Wohlan, ſo ſoll ein fürchterlich Geknatter
Von Knütteln nun auch Euch, Herr, regalieren!
Gekränkte Ehre will ich zu vengieren
Auch keines meiner Verslein mehr filtrieren,
Will über Knüppeldämm' frech galoppieren.
Ich will Euch plagen mit ſo viel Geſchnatter,
Bis Ihr, das feine Ohr Euch zu ſalvieren,
Beginnt auf ſtolzres carmen zu ſtudieren,
Bis mit Trompetenpracht vor meinen Thüren
Und Dithyramben Ihr thut vorkutſchieren. —

Doch wie? Hab ich, vom Glücke übernommen,
Der Zeit gemeſſnen Schritt nicht überflügelt?
Noch iſt der Eh' Myſterium nicht entſiegelt,
Der Ehrentag nicht wirklich angekommen!

Das Vorſpiel hab ich für das Stück genommen;
Der Träume ſtiller Pracht dahin gegeben,
Ging in der ſchön'ren Zukunft auf mein Leben,
Obwohl das Morgenrot kaum angeglommen.

Vom Morgenrote hat ſich nur die Wimper
Am fernen Horizonte blöd erhoben;

So wollteſt du auch nur den Anbruch loben,
Und nur des Vorſpiels Gruß war dein Geklimper.

Wenn aber bald in feſtlichem Gedränge
Des Prieſters Weih' den ew'gen Bund verſiegelt,
Dann wird auch deines Liedes Kraft beflügelt,
Und kühnern Flugs erheben ſich Geſänge.

Drum treuen Dank für ſo viel treues Lieben,
Das ſchon vorſpielend hat ein Lied erhoben
So voll des Geiſts von unten und von oben.
Bald dank ich kräft'ger — denn bald bin ich drüben!"

Am 9. Oktober 1838 fand die Hochzeit ſtatt. Es war eine ernſte, ſtille, aber reichgeſegnete Feier, von Freundesliebe und Dichtergruß reich geſchmückt. Am Morgen vor dem Hochzeitstage gab Tholuck dem Dank für die viele Liebe, die ihn umgab, Worte; er ſandte der Braut folgendes Gedicht:

„Iſt, was der Vater ſpricht — die Hand erhoben —
Wenn er ſein Kinderpaar in heil'ger Stunde
Einſegnet zu der Liebe ew'gem Bunde,
Kein Wort nur, ſondern Gottes Kraft von oben,
So ſind es Flammen und nicht eitle Worte,
So ſind der Liebe reiche Wünſche Leben,
Die jetzt, von Jeſu Liebe eingegeben,
Den Liebenden zufliegen aller Orte.

Es baut das Haus des Vaters treuer Segen,
Daß Wohlſtand ſtröm' in ſeine weiten Räume,
Und fröhlich junge Saat zur Luſt erkeime,
Daß es die fernen Enkel mögen hegen.
Es bau'n die Herzen Freunde mit Gebeten,
Die, wird den Neuvermählten bei dem Gange,
Dem probereichen, weh das Herz und bange,
Die Zagenden vor Gottes Thron vertreten.

Gott ſegne ſie, die vielen Bundsgenoſſen,
Die ſegnend nah und fern zuſammenkamen,
Es ſei das Unterpfand mir euer Amen,
Daß unſer Bund fürwahr mit Gott geſchloſſen."

Freund Chriſtian Barth, der große Sammler aus allen Ländern der Erde, ſandte der Braut eine Blume, welche Schubert auf ſeiner Orientreiſe in Kana gepflückt und dem

Missionsmanne in Möttlingen geschenkt hatte. Barth begleitete die Gabe mit einem Gedichte, das der Braut tief zu Herzen ging, und von dessen letztem Verse sie noch nach 47 Jahren schrieb: „ich möchte ihn in Gold fassen.“ Es lautete:

„Dies Blümlein wuchs auf Kanas Au
Und grüßet euch von dort;
Einst fiel darauf der Morgentau
Von Tabors Felsenhort.
Es wuchs empor im heil'gen Land,
Auf dem der Fluch jetzt ruht;
Dort pflückt' es eine liebe Hand
Und steckt' es auf den Hut.

Die Braut, der Wasser ward zu Wein,
Wie bei Johannes steht,
Flocht wohl auch dieses Blümchen ein
Ins bräutliche Bouquet.
Ihr Ruhm bleibt alle Tage frisch,
So lang Sein Wort uns naht,
Weil Jesus einst an ihrem Tisch
Das erste Zeichen that.

Er sei auch heute euer Gast
Und zieh' mit euch hinaus!
Er leite euch zur ew'gen Rast
In Seines Vaters Haus!
Er wolle allzeit stark und reich
In eurer Mitte sein;
Und Seine Gnade wandle euch
Das Wasser stets in Wein!“

Albert Knapp aber gab dem geliebten Paare folgenden schönen Abschiedsgruß mit auf den Weg:

„Das ew'ge Lieben sprießt vom Herrn,
Der sich an Sündern tot geliebet.
Hier liegt der Geisteseintracht Kern,
Der schöne Gottespflanzen giebet.
Hier ist das rechte Hochzeitsgut,
Der Geister herrliche Beseelung. —
Das wählt auch ihr mit hohem Mut
Zum Segenspfande der Vermählung.

Hier wird die Jungfrau wohl gedeih'n
Zur Männin, die des Standes Zierde;

Hier wird der Mann dem Weibe ſein
Ein Haupt voll edler Gotteswürde;
Hier wird bei ſchneller Stundenflucht
Ein unbeweglich Reich erkoren,
Und eine goldne Lebensfrucht
Auch unter Trübſal ausgeboren.

Mann, der ſeit Jahren Gott gedient
Und unter Seinen Friedenspalmen
Als friſche Palme mit gegrünt,
Nimm deine Gattin hin mit Pſalmen!
Geheimnisvoll gibt Er ſie dir
Zur liebſten Seele hin auf Erden,
Damit ſie ſoll vollkräftig hier,
Dort himmliſchreif erfunden werden.

Braut, die aus langem Geiſtesjoch
Der heil'ge Geiſt ſo früh errettet:
Sieh deinen Segen, ſchaue doch,
Welch teurem Geiſte du verkettet!
Früh haſt an Chriſtum du geglaubt,
Ganz ſoll dein Glaube nun auflodern;
Gebunden an dies edle Haupt
Bedenke: Großes wird Er fordern!

Ihr wollet, traut vereinet nun
Verwunderlich aus weiten Fernen,
Nicht nur in Gottes Führung ruh'n,
Nein, Größ'res auch von ihr erlernen.
Zwo Höhen ſind's, davon euch wohl
Verſuchung öftermals begegnet;
Doch beide ſind inwendig hohl,
Wenn nicht der Herr von oben ſegnet.

Des Mannes hohe Wiſſenſchaft
Wird angerannt von ſtolzen Rennern
Und mag wohl üben ihre Kraft,
Genehm zu ſein tiefernſten Kennern.
Doch wenn ſie wo ausbrechen will,
Nicht kindlich ganz vor Gott erſcheinen,
Dann mahne dich die Gattin ſtill:
„Halt dich herunter zu den Kleinen!"

Die Gattin trägt den Adelsbrief;
Dort aber wird nur ſein von Adel,
Wen Jeſus aus dem Tode rief,
Und wen Sein Blut beſchirmt vor Tadel.

Drum hat der Heiland sie gesellt
Zum Manne, den die Geister lieben,
Damit sie sei zum Himmelszelt
Durch innren Adel stets getrieben.

So sorg', o Braut, nicht äußerlich
Dem Mann des Herzens zu gefallen;
Nein, gürte fest im Geiste dich,
Mit ihm gen Zion frisch zu wallen!
Ja, wie du auf den Knieen einst
Dem Mittler weinend dich ergeben,
So, wenn du vor der Welt erscheinst,
Glänz' äußerlich dein innres Leben!
— — — — — — — — — — —

Man schaut auf euch; drum werdet ihr
Auch auf die Kirche treulich schauen,
Als Vorbild euch in Geisteszier
Zum Tempel neuen Bunds erbauen.
Man segnet euch; — drum wird das Herz
Des Manns nicht nur der Gattin schlagen,
Nein, auch der Kirche Kampf und Schmerz
Wird's priesterlich vor Gott hintragen.

Ein Stand auf hehrer Bergeshöh'
Ist diesem Zwillingsbaum gewähret,
Wo still der Geist mit Lust und Weh
Weitschauernd durch die Wipfel fähret.
O möge stets auf diesen Baum
Der Friedenstau des Himmels rinnen,
Und unter seinem Schattenraum
Der Pilger sel'ge Ruh' gewinnen!

Und nun! — o Gott der Ewigkeit!
In dir ist Kraft und Licht beisammen;
Geuß auf dies Paar zur Gnadenzeit
All deine schöpferischen Flammen,
Damit sie als Ölbäume da
Und Fackeln stehen, dir zu Zeugen,
Und dort im Licht von Golgatha
Vereint vor deinem Stuhl sich beugen!" —

— –

Tholuck war sein Los gefallen aufs liebliche. Das ihm von Gott beschertе Weib schmückte und erquickte sein Leben in einer Weise, wie er es nie für möglich gehalten hatte. War

auch für die zarte, im freiherrlichen Hause erwachsene junge Frau der Anfang in der Tholuckschen Gelehrten- und Junggesellenwirtschaft nicht leicht und die fremden Verhältnisse ihr oftmals drückend — die Liebe und der Glaube fand sich in alles. Und wie füllte sie das Herz des Liebe heischenden Mannes mit so tiefem Glück! Nach einer Berliner Reise zu Ostern 1839, auf der er sein Weib den dortigen Freunden, auch dem teuren Baron, vorgestellt hatte, schrieb Tholuck einmal in sein Tagebuch (englisch): „Wie verklärt" (cheers) „mein liebes Kind so unmerklich mein ganzes Leben! Es ist mir, als wäre ich in einem fortwährenden Feste; so friedlich und so unablässig heiter habe ich mich nie gefühlt;" und ein halbes Jahr später: „Es kommt mir vor, als wenn eine neue Offenbarung in meinem Leben stattgehabt hätte; ich mußte mich verheiraten, um zur Ruhe zu kommen; nie, nie in meinem ganzen Leben habe ich mich so glücklich gefühlt ... Voriges Jahr vor meiner Hochzeit hatte ich das Gefühl, als wäre mein Leben vorüber, als könnte nichts Neues mehr kommen. Und siehe, nun ist alles neu geworden!" Bei einem zweiten Badeaufenthalt in Kissingen 1839 mit seiner geliebten Frau schrieb er in einem Gedichte über den Ort:

„Mag Übermut das Badeleben schelten
Und über Langeweile, Trägheit klagen, —
Mir ward der Tag zur Stund, der Mond zu Tagen,
Wo so viel Gute sich in Lieb' gesellten.

Auch irrt mich nicht das weltliche Getriebe,
In dem die Ruhe manchem ist geschwunden —
Ich hab' die Schule, Freunde, hier gefunden
Der Hoffnung und des Glaubens und der Liebe.

Ich hob das Aug' zum Himmel unverdrossen,
Und wo verjährter Schmerz und tiefe Wunden
Durch einen Trunk aus frischem Quell gesunden,
Da hat sich mir des Glaubens Schul' erschlossen" u. s. w.

Es ist uns aus der reichen Korrespondenz Tholucks mit seiner Gemahlin nur Weniges zur Veröffentlichung verstattet worden. Das Bezeichnendste finde hier einen Platz, woraus die heilige Weihe erkannt werden kann, die diesem Bunde eigen-

tümlich war, aber auch der reiche Schatz, den Tholuck aus den Händen seines Gottes empfangen zu haben sich bewußt war. Bald nach der Verheiratung schrieb Tholuck einmal: „Meine Liebe! Es ist ein helles Licht, das in meiner Seele brennt, zu leben nach Gottes Wohlgefallen. O meine ganze Seele sehnet sich danach, in jedem Ding seinen Willen zu treffen; aber ich fühle, daß es damit nicht genug ist. Der Mensch thut, wie er es erkennt, aber sein Gewissen kann matt und abgestumpft werden. Ich habe nicht genug Liebe. Die Predigt, die ich über die Liebe hielt, die Du gehört hast, war ganz für mich berechnet. Was mag da geschehen? Beten, beten ist das Mittel, um in der Liebe zu wachsen, und so wird auch das Gewissen gestärkt. Ich tadle mich, daß ich nicht genug um Liebe bitte! O hilf mir, meine liebe Frau, zu bitten, daß Gott mich stärke für mein Amt. O könnte ich mich mit allem, was ich habe, aufopfern für des Herrn Dienst! Ich habe einige Fortschritte gemacht in der Liebe, was ich auch zum Teil Dir danke, aber ich muß noch mehr Fortschritte machen.“ Ein andermal schrieb er folgendes rührende Gebet in einem Briefe: „O mein Herr und Gott, erzeige Barmherzigkeit den beiden Seelen, die keine andre Quelle des Glückes in dieser Welt haben als Dich! die nicht ausgefüllt sind durch irgend welche irdischen Güter, selbst nicht durch die Fülle der schönen Natur, nur allein durch den Glauben, daß Du sie angenommen hast und ihr Bestes beabsichtigst in allen noch so wunderbaren, aber heilsamen Führungen. In diesem Glauben knieen wir nieder und heben die Hände empor zu Dir, in dem wir verbunden bleiben in Zeit und Ewigkeit. Dein tief dankbarer A. Tholuck.“ Das ergreifendste Zeugnis seiner Liebe aber ist der folgende Briefausschnitt (vom 21. April 1843): „Du bist vor meinen Augen in Deinen friedlichen Stunden; mein melancholischer Blick hat Dich gesehen auf dem Sofa liegend, in Geduld der prüfenden Hand Gottes wartend. Ich habe Dich ferner gesehen als die Gottesmagd innerlich zufrieden über alle Seine Führungen. Teures Kind, es ist ein und derselbe Ozean, in welchem unsre Seelen baden, obwohl räumlich getrennt. Es ist ein und derselbe Ort des Trostes, ein und derselbe Tisch, an dem wir gesättigt werden, obwohl unsre Blicke sich nicht begegnen können. — Während

die Menſchen im Wagen unaufhörlich von Liebeshändeln ſprachen (obwohl in dezenter Weiſe), hätte ich ihnen ſagen mögen: o warum kennt ihr nicht die himmliſche Salbung der Liebe, ohne welche ſie heute angenehm nnd morgen abgeſchmackt iſt! Teures Kind, ich habe eine unſtete Seele; eine unſtete Seele, die hienieden kein Zentrum hatte. Du haſt ihr eins gegeben. Gott ſegne Dich dafür. O habe ich je das ſüße Gewicht des Wortes Heimat gekannt? Nie habe ich es gekannt, weil in meinem Heim keine Heimat war. Gott ſegne Dich, teures Kind, daß Du mir eine Heimat in meinem Heim gegeben haſt. Gott, gieße Deinen reichſten Segen aus auf Deine teure Magd."

Da wir ſelbſt es nicht unternehmen dürfen, ein Bild von Frau Tholuck zu zeichnen, ſo ſollen es wenigſtens etliche Zeilen des Mannes thun, der, als die Verlobung in Kiſſingen ſtattfand, gegenwärtig war und das verehrte Paar im Jahre 1866 in Halle wieder beſuchte: Henry Boynton Smith. In der erwähnten Biographie desſelben heißt es S. 270: „Die erſten Perſonen, welche ein amerikaniſcher Student in Halle (dieſer Stadt, von der Tholuck ſagt, in ihr ſeien alle Elemente unter dem Fluch: ihr Waſſer ſei Salz, ihre Erde feſt und unfruchtbar(?), ihre Luft ſchwer, ihre Feuerung ſchlecht) zu ſehen begehrt, ſind natürlich Profeſſor Tholuck und ſeine vortreffliche Gemahlin. Ich war bei ihnen geweſen, als ſie vor vielen Jahren ſich zum erſtenmale kennen lernten; nun fand ich, nach ſo langer Zeit, den alten Blick und Gruß, die Herzen ungewandelt und auch nur geringe Spuren der Zeit in ihrer äußeren Erſcheinung. Kein Mann in Deutſchland tritt auch jetzt noch den Herzen der Studenten näher, als Profeſſor Tholuck; und es möchte ſchwer halten, irgendwo eine vollendetere, in weiblicher Anmut lieblichere, auf fremde Bedürfniſſe ſorgſamer achtende und in Werken der Liebe unermüdlichere Dame zu finden, als ſeine Gattin; eine Frau von vornehmer Geburt, aber wiedergeboren zu einem höheren Adel unter den Töchtern Zions."

Wer von den Lebenden dem Hauſe Tholucks irgendwie näher geſtanden hat, der weiß auch, was die „Frau Rätin" für dies Haus bedeuten wollte; den Jüngeren wird es erſt in der Folge einmal klarer dargelegt werden dürfen.

In dieſes Haus Tholucks aber mit ſeinem ſo ganz eigen-

tümlichen Weſen und Wirken wollen wir nun noch eintreten und ſeine Sonderart kennen lernen.

Als der Rat ſeine kleine Rätin nach Halle brachte, im Oktober 1838, wohnte er noch zur Miete in dem Hauſe des Kaufmanns Fritzſche am Paradeplatz. Es war eine geräumige, geſunde und ſchöne Wohnung, die Tholuck nur ungerne miſſen wollte. Nur die Ruhe, die der Hausvater des Nachts ſo notwendig bedurfte, war nicht immer hinlänglich vorhanden. Zumal als Herr Fritzſche ſich einen großen heulenden Hund anſchaffte, hörte das Wohlbefinden für Tholuck auf. Nach einer Berliner Reiſe (wohl 1837) ſchrieb er einmal an Hengſtenberg: „Hier empfing mich mein Wirt mit der Erklärung, daß er ſich beſonnen habe, und ſeinen Hund doch gegen 30 Thaler nicht daran geben könne. Ich bot mehr; alles vergebens. Wir haben aufs neue drei Tage Bedenkzeit und Waffenſtillſtand, während welcher der Hund die Nacht eingeſperrt iſt. Will er nicht, ſo muß ich die ſchöne Wohnung verlaſſen.“

Und ſo geſchah es. Ein kleines zweiſtöckiges Haus des Buchhändlers Anton in der damaligen „ſtädtiſchen“ (im Unterſchied zur Neumärktiſchen) „Fleiſchergaſſe“*) wurde käuflich. Es hatte nur vier Fenſter Front nach der Straße zu, aber um einen kleinen Hof her recht brauchbare, zumal für die Bibliothek wohl zu benutzende Hintergebäude, und vor allem einen prächtigen Garten, der ſich an die ſtädtiſche Promenade anlehnte und eine möglichſt ungeſtörte Nachtruhe verhieß. Der Garten gewährte auch noch Platz genug für einen zweiſtöckigen Anbau mit höheren und größeren Zimmern und einen ſonnigen ſaalartigen Raum zu ebener Erde für Studenten- und andere Verſammlungen. So wurde das Grundſtück von Tholuck gekauft**) und im Herbſt 1839, nachdem die nötigen baulichen

*) Später, als im Jahre 1847 eine größere Anzahl von Straßen neue Namen erhielt, wurde die Fleiſchergaſſe zur „Mittelſtraße“, wie ſie noch jetzt heißt. Manche wollten ſie Tholuckſtraße genannt ſehen, doch damit drang man im Magiſtrate nicht durch.

**) An Ullmann in Heidelberg ſchrieb er am 2. Oktober 1840: „Sie wiſſen, daß ich Antons, meines Verlegers, abgelegte Schuhe, nämlich ſein Häuslein, gekauft — ein Typus für das allgemeine Verhältnis von Verleger und Autor. Man zuckte die Achſel über die unkonſiſtorialrätliche

Veränderungen vorgenommen waren, bezogen. Die Freunde scherzten wohl, daß der Titel der eben erscheinenden Stunden der Andacht „Zur häuslichen Erbauung" auch für die Privatzwecke des Verfassers bedeutungsvoll sei. Als die Genossinnen des langen Witwerhausstandes Tholucks, Schwester Albertine und eine Wirtschafterin, das Haus verlassen hatten, und die zurückbleibende Nichte des Hausherrn bald danach starb, schaltete und waltete die Rätin als Alleinherrscherin im Hause; und nun erst empfand Tholuck das volle Glück der so lange ersehnten „Heimat im Heim". Er schrieb an Hengstenberg (datumlos): „Ich habe ein neues Häuslein bezogen und kann nicht sagen, wie sehr es, in Verbindung mit dem Ehestand, dazu beiträgt, mich stiller und glücklicher zu machen. Solche Zeiten inneren Friedens habe ich wohl noch nie durchlebt. Meine Ehe ist ein Ereignis, wodurch Gottes Gnade mich aufs tiefste beschämt hat."

Der Schreiber dieser Zeilen ist nicht in der Lage gewesen, das häusliche Leben Tholucks, etwa als Amanuensis oder in längerem gastlichen Besuche, näher kennen zu lernen. Als er in Halle studierte, war das elterliche Haus ihm noch der Mittelpunkt seines Lebens; nur eine längere Reise mit Tholuck in Tirol gewährte ihm später einen Blick in die Lebensgewohnheiten des geliebten Lehrers. Für die Haushaltung und Hausordnung in Halle ist er auf fremde Mitteilungen angewiesen, die ihm von befreundeten Händen reichlich zugegangen sind[5]). Aus diesen Berichten ist das Folgende zusammengestellt.

Es war das Große bei Tholuck, daß die Hochachtung und Ehrerbietung vor ihm sich denen am tiefsten einprägte, die ihm im häuslichen Leben am nächsten standen. Ferner Bleibende konnte er abstoßen; die Hausgenossen band er fest und fester, meist zu ewiger Gemeinschaft. Durch die Schwäche seines Augenlichtes war er gezwungen, sich bei den meisten seiner Arbeiten fremder Hilfe zu bedienen; so lebte er nie ohne Studenten

---

Wohnung, aber sie ist nach dem Garten zu angebaut — und wenigstens die zwei Insassen sind unendlich damit zufrieden und — genießen stille, frohe Stunden darin."

im Hauſe, zumal nie ohne den unentbehrlichen Famulus oder Amanuenſis. An die Auswahl dieſer Amanuenſen, die für den Geiſt des Hauſes nicht unwichtige Perſönlichkeiten waren, ging Tholuck nie ohne Gebet. Er hat ſich nur in den allerſeltenſten Fällen vergriffen; eine Reihe von weitberühmten Namen könnte unter den Tholuckſchen Amanuenſen aufgezählt werden, eine weit größere bildet die Schar derer, welche in dieſer Stellung auch für unſcheinbareren Dienſt in der Zukunft unvergänglichen Segen empfangen haben. Dem Neuantretenden wurde ſofort das Herz geweitet, wenn der berühmte Gelehrte, die Hand des Jünglings in ſeiner Hand, erklärte: „Laſſen Sie uns von Anfang an als Freunde unſren Verkehr mit einander auf den rechten Grund ſtellen! Laſſen Sie uns ſtets eingedenk ſein: wir werden einander viel zu vergeben haben. Aber wir ſollen und wollen einander vergeben, weil uns viel mehr von einem Andren, Höheren, vergeben worden iſt.“

Welche Freudigkeit, einem ſolchen Manne zu dienen, mußte da den jungen Hausgenoſſen beſeelen. Und der Dienſt war nicht immer ein leichter.

Die Leiſtungen, welche von dem Amanuenſis gefordert wurden, beſtanden einerſeits im Nachſchreiben von Diktaten zu den wiſſenſchaftlichen Arbeiten, Büchern, Predigten, Briefen u. ſ. w., andrerſeits in der Ordnung der Bibliothek, Führung des Kataloges und in dem täglichen Hinwegräumen der oft ſehr zahlreich aus der großen Bibliothek in die Studierſtube geholten Bücher, welche nach dem Gebrauch, bisweilen wohl ziemlich zerſtreut, hin und herlagen. Die zur Zeit gebrauchteſten Bücher behielten ihren Platz in der Studierſtube und mußten an ihren beſtimmten Ort geſtellt werden. Die übrigen wurden täglich wieder in die Bibliothek geſchafft. Hierbei war die peinlichſte Ordnung nötig, da Tholuck bei ſeiner Kurzſichtigkeit die Bücher ſich nur nach ſeinem genauen Ortsſinn heraustaſtete und recht ungeduldig werden konnte, wenn ein geſuchtes Werk nicht an der rechten Stelle war. Die täglich eingehenden Briefe legte der Amanuenſis in eine Mappe, aus der ſie allmählich zur Beantwortung hervorgeholt wurden; über die geſchäftlichen Briefe, Bitten um Hauslehrer und dergleichen mußte, damit Zeit geſpart würde, der Amanuenſis über Mittag berichten. Bei dem

Aufräumen der Stube war besonders darauf zu achten, daß kein herumliegendes Blättchen oder Zettelchen, wenn auch nur einige Notizen oder Buchstaben darauf verzeichnet waren, verloren ging. Dieselben wurden sorgfältig in die auf dem Schreibpulte liegende Ledermappe gelegt, aus welcher sie der zur Arbeit zurückkehrende nach Bedürfnis wieder herausſuchte. Zum Diktieren wurde der Famulus gewöhnlich in einer, höchstens zwei Vormittagsstunden, meist zwischen 8—10 gebraucht, ausnahmsweise wohl auch in einer kurzen Zeit der Abendstunden.

Der Amanuensis hatte freie Wohnung und freie Station im Tholuckschen Hause, dazu jährlich 150 Mark. Mittag um eins aß er mit der Familie am Tische, und je vertrauensvoller und hingebender er sich geistig zu dem Hausherrn und der Hausfrau stellte, desto lieber war es denselben. Die Einteilung der Zeit und der Tagesarbeit war eine außerordentlich genaue und wurde mit der großen Willensenergie Tholucks peinlich festgehalten. Früh um fünf stand er regelmäßig auf, auch wenn die Nachtruhe noch so sehr gestört worden war. Eine mutwillige Unterbrechung derselben konnte er sehr übel vermerken. Es kam wohl vor, daß, wenn ein Hausgenosse bei später nächtlicher Heimkunft die Thüren geworfen hatte, der Rat mit dem Lichte in der Hand noch an seinem Bette erschien und mit ruhigem Tone die vorwurfsvollen Worte sprach: „Ich kann nun die ganze Nacht nicht wieder schlafen.“ Die Morgenstunden bis 7 oder 8, in dem schönen, nach dem Garten hinausliegenden Arbeitszimmer, meist auf dem erhöhten Tritt am Stehpulte verbracht, waren für die wissenschaftlichen Arbeiten Tholucks die ergiebigsten. Dabei wurde regelmäßig die Frühpfeife geraucht, aus der auch wohl zwei wurden, und die er aus gesundheitlichen Rücksichten bedurfte. Nachdem das Frühstück, meist eine Tasse Kakao mit etwas Gebäck, von der Frau Rätin bereitet und in die Stube gebracht, eingenommen worden war, erschien der Amanuensis zum Diktat. Er bestieg das Postament vor dem Stehpulte, während Tholuck entweder auf dem Sofa lag oder im Zimmer auf und abging. Darauf folgten die Vorlesungen, und alle Morgen um elf erwarteten ihn im Garten oder im Vorzimmer die zu den bekannten zweistündigen Spaziergängen bestellten Studenten. Weder bei Hitze, noch bei Regen,

Sturm oder Kälte wurden diese Wanderungen ausgesetzt; für schlechte Witterung war im Garten ein bedeckter Gang eingerichtet, den die Studenten „Tholucks Rennbahn“ nannten. Der Spaziergang war für ihn eine Notwendigkeit, um, wie er sagte, die Maschine des Leibes in Ordnung zu erhalten, die Schmerzen zu ertragen und geistig schaffensfrisch zu bleiben. Nach Tische wurde ein ganz kurzes Mittagsschläfchen gehalten, von 3 bis 4 gearbeitet, oder Kolleg gelesen; von 4 bis 5 folgte ein abermaliger Spaziergang, auf dem ihn entweder seiner besonderen Pflege empfohlene Studenten oder wohl auch Kollegen und ältere Freunde begleiteten. Von 5 bis 6 war Sprechstunde, in der es oft von Besuchenden im Vorzimmer wimmelte. Die Zeit von 6 bis 9 gehörte wieder wissenschaftlichen Arbeiten oder ab und zu ein- bis zweistündigen Vorlesungen um sechs, Bibel- und Missionsstunden, Vorträgen, amtlichen und andren Versammlungen. Um neun Uhr fand das Abendessen statt. Nach demselben las der Amanuensis aus der laufenden Tageslitteratur vor; auch Romane und andre leichtere Lektüre wurden nicht verschmäht. Tholuck ruhte dabei, im bequemen Hausrock, auf einem Sessel, die Füße auf einen zweiten Stuhl gelegt, die Hallische Zeitung in der Hand, der Lektüre zuhörend und dabei nach seiner Gewohnheit, die er beim Arbeiten zu haben pflegte, in einem gemütlichen leisen Brummen vor sich hin summend. Um zehn Uhr schloß der Tag. Auch wenn Tholuck in Gesellschaft war, was, außer bei dem allvierzehntäglichen Sonntagskränzchen, selten genug geschah, brach er pünktlich um zehn vom Tische auf und suchte die Ruhe.

Dies war die allgemeine Grundordnung, nach welcher jeder Tag verlief. Dem näher Eingeweihten blieb es kein Geheimnis, mit welcher staunenswerten Energie die Tagesarbeit vom frühen Morgen an gethan wurde; wie besonders die ersten Morgenstunden durch leibliche Schmerzen und Beschwerden gedrückt waren, und überhaupt die ganze „Leibesmaschine“ den langen Tag hindurch merkbar nur durch die Kraft des Gebets im Gang gehalten wurde. Auch die Spaziergänge waren ja nicht nur Erholung, sondern durch oft recht eingehende Unterredungen und innerlich erregende Gespräche gleichfalls Arbeit. Selten hatten seine Begleiter eine Ahnung von den Schmerzen und der ner-

vösen Unbehaglichkeit, welche Tholuck zuzeiten überwinden mußte, um in den Zwiegesprächen so zart, so teilnehmend, wissenschaftlich und religiös so anregend, oder wohl auch so scherzhaft und humoristisch zu sein, wie man es bei ihm als selbstverständlich hinnahm. Dem Kundigen zeigte wohl ein bisweilen nur kurzes Stehenbleiben unterwegs mit einem tiefen Atemholen an, wie mächtig der Willensstarke an sich zu arbeiten hatte. Teilnehmendem Fragen nach seinem Ergehen, das er sich für gewöhnlich fern hielt, konnte er wohl ausnahmsweise seufzend erwidern: „nicht ganz unerträglich!“

Seinem vertrauten Freunde Emil Taube schrieb er einmal (englisch, am 8. Mai 1844): „Wenn ich irgend ein Verdienst, eine Tugend habe, so ist es die, das Leben ertragen zu haben. Ich kann gar nicht sagen, wie beglückend der Gedanke für mich ist, daß es Gott gefallen könnte, mich einmal plötzlich, etwa durch ein Lungenleiden, hinweg zu nehmen; nur — kein langes Leiden, o kein langes Todesleiden für einen, der an den Leiden des Lebens so schwer getragen hat! Wie wenig wissen die Leute, was ein andrer mit sich in seiner Brust trägt! Wie wenige mögen eine Ahnung davon haben, welch' eine Last ich mit mir herumschleppe, wenn ich so scherzend und heiter in der Unterhaltung erscheine! Dennoch, meine Predigten könnten's zeigen. Und Du weißt es, und wenn einst der geliebte Staub auf meiner Brust liegen wird, dann wirst Du es der Welt sagen, daß nur die Liebe zu meinem Erlöser mich meine Last so lange hat tragen lassen.“

Auch die Mittagszeit war vielfach eine geistig angespannte, da sich fast ausnahmslos Gäste zu Tische einfanden, Durchreisende, Gelehrte, vor allem arme oder solche Studenten, die sein Interesse erweckt hatten. Auch Ausländer: Studenten, Kandidaten, Geistliche Englands, Amerikas, Skandinaviens, der Schweiz, Frankreichs, Böhmens, Österreich-Ungarns ꝛc. waren allezeit gern gesehene Gäste bei der einfachen Mahlzeit, die aber des Eindruckes einer vornehmen Haushaltung nie entbehrte; Wirt und Wirtin waren ja ihrer innersten Natur nach echt vornehme Persönlichkeiten. Ihm entgegentretende Ungezogenheiten wußte Tholuck höflich aber bestimmt abzuweisen. So

hatte ein junger Fremdling, der wohl aus recht inferioren Kreiſen ſtammte und ſich nicht ſcheute, allerhand Geldgeſchäfte, wie die Führung von Agenturen, mit ſeinem Studium zu verbinden, ſich im Tholuckſchen Hauſe Eingang zu verſchaffen gewußt und ſich an die Frau Rätin mit der Bitte gewendet, da er gehört habe, daß man bei Herrn Tholuck zu Mittag ſpeiſen könne, daran teilnehmen zu dürfen. Eine feine und zarte Abweiſung wurde nicht verſtanden, und der ſeltſame Menſch erſchien mehrere Tage bei Tiſche, nicht ohne ſich recht ungeniert zu benehmen. Der Verlegenheit ſeiner Gemahlin half der Rat endlich dadurch ab, daß er dem jungen Manne, als er ihm beim Abſchied die Hand reichte, in ſeinem ruhig beſtimmten, keine Erwiderung zulaſſenden Tone ſagte: „kommen Sie über acht Tage wieder!“ und dann die Tiſchgenoſſenſchaft auf immer weitere Zeiträume beſchränkte, bis der Eindringling ganz wegblieb.

Auch an den Abenden, des Sonntags regelmäßig, ſo wie in der Woche noch ein oder zweimal, fanden bei Tholuck Theeabende für Studenten ſtatt. Dieſe Einladungsabende hatten natürlich nicht die ungezwungene Form mit Pfeife und Hausrock, wie die andren ſtillen Abende, bei denen nur der Amanuenſis oder beſonders nahe Stehende gegenwärtig waren; letzteren wurde wohl die Frage vorgelegt, ob ſie einen „gemütlichen“ oder einen „offiziellen“ Abend vorzögen. Wiſſenſchaftliche Geſpräche, Behandlung von Tagesfragen, auch wohl Scherz und Humor füllten dieſe Abende aus; den Hintergrund jedoch bildete immer jener unausſprechliche, chriſtlich anheimelnde, ſtille Ernſt und jenes Wohlwollen der Liebe, welches man in dem Hauſe Tholucks gewiſſermaßen einzuatmen pflegte. „Bei dieſer Gelegenheit“, ſchreibt einer der früheren Amanuenſen, „beherrſchte Tholuck die Unterhaltung vollſtändig; meiſt war ſie wiſſenſchaftlichen, zuweilen auch erbaulichen Charakters. Niemals wurde ein unnützes Wort geredet. Ich habe den großen Vorzug der Tholuckſchen Theeabende erſt recht erkannt, als ich ſpäter auf denen des von mir ſehr geliebten und hochgeſchätzten Nitzſch in Berlin war. Dieſer plauderte mit ſeinen nächſten Nachbarn über allerhand Sachen und überließ die übrige Geſellſchaft ſich ſelbſt, während Tholuck alle und alles in der Hand behielt.“

Sein Humor konnte für diese Abende, auch wohl für die Mittagsgesellschaften, allerhand Überraschungen bereiten. So nahm er zuweilen den Studentenkatalog vor, um Träger von recht auffallenden oder seltsam zusammenpassenden Namen auszusuchen und einzuladen und sich dann an dem Befremden oder dem unterdrückten Lachen der Gäste oder der Hausfrau zu weiden, wenn er mit feierlichem Ernste vorstellte: „Herr Löwe, Herr Lamm, Herr Fuchs, Herr Gans, Herr Bähr, Herr Ziege," oder wenn er Studiosus Grün neben Blau, Herrn Schwarz neben Herrn Weiß, Herrn Mohr, Herrn Braune, Herrn Weißpflock, Herrn Abendroth zusammen placierte.

Die Mahlzeiten wurden vom Hausherrn mit kurzem Tischgebet begonnen und beschlossen. Diese kurzen Gebete zeigten ganz die Konzentrierung des Betenden und die Kraft, andre in die Andacht hineinzuziehen, welche Tholucks besondre Gebetsgabe war. Eigne Morgen- und Abendandachten, bei denen sich alle Hausgenossen versammelt hätten, fanden für gewöhnlich nicht statt.

Wenn Tholuck nicht predigte, nahm er an dem Gemeindegottesdienst in der Neumarktskirche teil, wo er nach einander Ahlfeld, seinen späteren Kollegen Moll, seinen Schüler Ahrends, und dann Jahrzehnte lang den noch jetzt dort wirkenden Pastor D. Hoffmann hörte. Am Sonntag wurde nicht diktiert. An die Spaziergänge pflegten sich freundschaftliche, gesellschaftliche, sowie seelsorgerliche und Krankenbesuche anzuschließen. Hatte er selbst gepredigt, so pflegte er mit der größten Eile nach Hause zu stürzen; er redete unterwegs niemand an und ließ sich nicht anreden. Teils war dies wohl eigne Ergriffenheit, wie jeder Prediger sie kennt, wenn ihn das verkündete Wort selbst bewegt hat. Oft aber hat es Tholuck auch ausgesprochen: er empfinde, wenn er von der Kanzel herabkomme, eine so tiefe Scham darüber, seine Sache schlecht gemacht zu haben, daß er sich vor jedermann verbergen möchte.

Viele Jahre lang hat Tholuck am Sonntag abend auch Frauen und Jungfrauen in seinem Hause um sich gesammelt und ihnen Bibelstunden gehalten, die noch bei vielen in gesegnetem Andenken stehen.

Die folgenreichste Wirkung unter allen Versammlungen im

Tholuckschen Hause ging aber wohl von den „Mittwochabenden“ aus. Da gab es keine leibliche, aber desto mehr geistige Speise. Die Studenten versammelten sich im Saal, der an das Arbeitszimmer des Rats stieß. Der Raum war oft bis zum Ersticken voll, so daß der Flur geöffnet werden mußte, und Tholuck wohl auch in sein eignes Zimmer, in welchem gewöhnlich die Frau Rätin zuhörte, Studenten einließ. Zur bestimmten Stunde trat der Professor unter die harrende Schar und nahm am Sofatische Platz, auf dem vielfach die neuesten litterarischen Erscheinungen lagen. An diesen Abenden war Tholuck der einzige Redende. Seine Ansprachen bestanden gewöhnlich aus drei Teilen. Zuerst erzählte er von näher Liegendem, von seinen letzten Reisen, von den wichtigsten theologischen Büchern oder Aufsätzen der Neuzeit über wissenschaftliche oder kirchliche Fragen, wozu er das vor ihm auf dem Tische liegende Material verwendete. Dann kamen zusammenhängendere Vorträge, zumeist aus der Geschichte der deutschen Universitäten, ganz besonders der Halle-Wittenbergischen. Zum Schlusse redete er dann von einem erbaulichen Gegenstande, von bedeutsamen Erweckungen im In- und Auslande, mit besonderer Vorliebe immer und immer wieder vom Gebet; oft erklärte er auch einen Psalm. „Ich habe dann“, schreibt einer, der jahrelang diesen Abenden beiwohnte, „noch oft abends spät gesessen und seinen Gedankengang zu Papier gebracht. Diesem Privatissimum verdanke ich ganz besonders viel für mein Leben.“ Zuweilen ließ Tholuck auch durchreisende Freunde, Otto von Gerlach, Wichern u. a. an diesen Mittwochabenden zu den Studenten reden.

Die Krone aller häuslichen Vereinigungen bildete alljährlich die Weihnachtsfeier. Eigne Kinder hatte Gott dem edlen Paar nie geschenkt; ihre Kinder waren die Studenten, und am heiligen Abende sammelten sie deren eine große Menge zur sinnigen deutschen Familienfeier. Mancher Arme, dem von Hause keine Gabe gesandt werden konnte, und dessen Mittel eine Reise in die Heimat nicht erlaubten, stand am Weihnachtsabend vor dem Bescherungstische des gastlichen Tholuckschen Hauses. Vor allem aber waren es die Ausländer, die fern vom Vaterlande bei dem deutschen Professor die Klänge himm-

lischer und irdischer Liebe vernahmen. Zwei ihrer Zeugnisse aus späteren Jahren mögen ein Echo von dem Danke geben, den Tholuck für diese lieblichen Feiern einerntete. Ein Schweizer Geistlicher, C. Corbière, berichtete über das Weihnachtsfest 1859 (in La Paix de l'Église 1877 No. 41): „Ich kann noch immer den Abend nicht vergessen. Wir waren Schweizer, Engländer, Franzosen, Dänen, Amerikaner, Schweden, Ungarn. Drei glänzend strahlende Weihnachtsbäume erinnerten an das heilige Fest. Tholuck sprach zu uns mit Wärme von der fernen Familie und zeigte uns über ihr, sie beherrschend ohne sie zu vernichten, die große christliche Familie, die an diesem Tage nur ein Herz und eine Seele bildet, um auf der ganzen Erde die Geburt ihres Erlösers zu feiern. Er freue sich, mit seinen Augen und unter seinem Dache einen Bruchteil dieser allgemeinen Familie zu sehen; er forderte uns auf, uns nicht in die engen Schranken unsrer besonderen Kirchen einzuschließen, sondern die Gemeinschaft des Geistes und Herzens mit der großen Familie festzuhalten, und sprach endlich vom Wiedersehen in den himmlischen Wohnungen, wo wir bald alle um unsren gemeinsamen Meister und im Schoße des Vaters vereinigt sein würden." „Diese Szene," fügte der Erzähler hinzu, „war erhebend durch ihre Einfachheit. Ich habe niemals und werde wohl auf Erden niemals einen von denen wiedersehen, die vor 18 Jahren in dem gastfreien Hause vereinigt waren; ich werde die ehrwürdige Stimme nicht wieder hören, die zu uns redete; aber ich habe noch immer das lebendige Gefühl davon, wie sich unter uns eines jener geistigen Bänder festigte, die durch nichts zerrissen werden können."

Noch eindrücklicher ist die Schilderung der neun Jahre später stattgehabten Feier des Weihnachtsfestes von 1868, welche ein amerikanischer Augenzeuge, der jetzige Pastor S. Burrage (Portland, Maine) das Jahr darauf im New Yorker „Independent" veröffentlichte. „Die Amerikaner", heißt es da, „und andre Studenten, gegen 40, sammelten sich am Christabend um acht Uhr in der Stube des Amanuensis und zogen dann zu zwei und zwei in den großen Saal unter Tholucks Studierzimmer, der geschmackvoll mit Immergrün geschmückt worden war. Zwei lange Tische zogen sich links und rechts an den Seitenwänden

des Saales hin und waren beladen mit Geschenken." (Jeder fand wenigstens eine mächtige Weihnachtsstolle, ein Buch und ein Wort von Tholucks eigner zitternder Hand geschrieben, das oft von der innigsten Teilnahme an dem inneren und äußeren Leben des Beschenkten überraschende Kunde gab. Wie viele mögen noch solche Zettel als ein Heiligtum bewahren!) „Gegenüber vom Eingange standen drei große Bäume und davor ein Tisch, auf welchem die Geburt des Herrn im Stall zu Bethlehem plastisch dargestellt war. In der Nähe dieses Tisches stand Tholuck mit seiner Gemahlin und einigen Freunden. Als wir in das Zimmer traten, stimmte ein Studentenchor hinter den Bäumen einen Weihnachtschoral an. Nach dem Liede begrüßte der Hausvater seine Gäste mit einem kurzen herzlichen Wort und bemerkte, daß jeder auf einem der Tische einige Geschenke mit seinem Namen auf einer Karte finden werde; die Gaben würden nicht um ihres eignen Wertes willen dargereicht, sondern als Gedenkzeichen der größeren Gabe, an welche dieses Fest erinnern sollte. Man blieb nun eine Weile im geselligen Austausch. Dann gegen zehn Uhr bat Dr. Tholuck um die Aufmerksamkeit seiner Gäste, und in einem Augenblick verstummte jedes Wort mit Ausnahme des seinen. Nie werde ich die Szene, die nun folgte, vergessen, als der ehrwürdige Gelehrte, der nun bald das funfzigste Jahr seines Amtslebens begann, sich wie zur Stütze an einen Pfeiler lehnte und ernste, fromme, heilige Worte sprach, die er an die Jesaisstelle anschloß: Sein Name heißt Wunderbar, Rat, Kraft, Held, Ewigvater, Friedefürst. Es war klar, daß ihm der Gedanke durch den Sinn ging, er möchte sein letztes Weihnachten auf Erden feiern, und wenn es so wäre, daß dann seine Worte einer derartigen Feier entsprechen möchten. Ein kurzes Gebet folgte, voll heiliger Freude in der Erinnerung an die großen Segnungen, welche der Menschheit durch die Geburt Christi zu teil geworden, und voll sehnsüchtigen Verlangens, daß der Herr, der so lange bei seinem Volke gewesen, auch fernerhin bei ihm bleiben möge; insonderheit befahl er Gott die um ihn versammelten Jünglinge. Man sang ein Schlußlied, und dann packte jeder, nach einem herzlichen Danke an Wirt und Wirtin, seine Gaben zusammen — beide Arme konnten sie kaum tragen —

und brachte sie heim als Erinnerung an ein Fest, das man nie wieder vergißt."

Diese Festbeschreibung des Hallischen Weihnachtsabends bei Tholuck hatte noch eine weitere Geschichte. Am 5. Februar 1870 schrieb Tholuck an Dr. Burrage folgenden, vom Empfänger mir freundlich mitgeteilten Brief: „Mein teurer Freund! Wie haben Sie es über das Herz bringen können, Sie und Stackpole, seit Ihrer Rückkehr mich auch nicht mit einem Worte über Ihr Ergehen zu benachrichtigen! Sie können doch denken, daß sowohl der Rat als die Rätin samt sämtlichem Beirat aufs lebhafteste am Ergehen der beiden lieben Freunde Anteil nehmen. — Daß Sie uns im Herzen tragen, habe ich freilich aus Ihrem Artikel im Indepenbent gesehen, der aber auch nur durch einen merkwürdigen Zufall vor meine Augen kam. Denken Sie, daß dieser Aufsatz der Weckruf zu einem neuen Leben für einen früheren leichtsinnigen Kaufmann aus Halle wurde. Als Unteringenieur an der Pacific angestellt fiel ihm in der Nacht des 23. Dezember dieses Blatt in die Hände. Die Schilderung eines Hallischen Christabends dort in der weiten Ferne rührte ihn mit solcher Macht, daß er ein neues Leben anfing, wie er dies jetzt, nachdem er nach Halle zurückgekommen, um sich eine Frau zu holen, selbst bezeugt und das ihm so wichtige Blatt des Indepenbent mitgebracht hat." —

So fest Tholuck diese schönen Weihnachtsfeiern ans Herz gewachsen waren, eine um so merkwürdigere Abneigung hatte er gegen die Feier von andren kleinen Festtagen. Seinen eignen Geburtstag hat er längere Zeit in der That nicht gewußt. Glückwünsche zum Geburtstag zu empfangen war ihm mehr als lästig. Ein Student, der sich gebrungen fühlte, ihm persönlich zu gratulieren, mußte es erleben, daß das Geburtstagskind ihn in unnachahmlichem Tone unterbrach: „das ist bei mir nicht Sitte" und den Bestürzten sanft zur Thüre hinausschob. An einem Geburtstag war für ihn aller Geburtstagsglanz vereinigt. Mit einer rührenden Zartheit pflegte er für die Feier des Geburtstags seiner Frau zu sorgen. Der Höhepunkt der Feier war für ihn, daß in der Frühe des Morgens um sechs Uhr ein Sängerchor aus dem Kreise näher stehender Studenten einen festlichen Gruß brachte. Einst hatten die

jungen Herren sich verspätet. Der Herr Rat verhehlte seinen Unmut keineswegs. Ja, es verlautete, er habe seine Klage über die Unpünktlichkeit mit den Worten geschlossen: „dazu haben Sie diesmal auch miserabel gesungen, und bloß zwei Verse!“ Eine Anzahl der Sänger wollte das Versäumnis durch ein Ständchen am 30. März, dem Geburtstag des Herrn Rat, wieder gut machen. Wohlgemeinte Warnungen blieben vergeblich. Zögernd öffnete Karl Körner, Tholucks alter Diener, die Pforte. Der erste Vers des Gesanges geht eben zu Ende. Da thut sich nach dem Hofe hin ein Fenster auf, und die wohlbekannte Stimme hindert jeden weiteren Gesang mit den vernehmbaren Worten: „Es ist bisher nur Sitte gewesen, am Geburtstag meiner Frau, am 1. Januar, zu singen; aber pünktlich um sechs Uhr!“ [6]) —

Dieses stille Haus in der Mittelstraße — ja, welche Segensströme haben sich daraus ergossen, wie viele Tausende haben, länger oder kürzer, darin geweilt und etwas von dem Frieden einer andren Welt darin gespürt! Es liegt vor mir ein Oktavbuch, in welches diejenigen ihre Namen einschreiben mußten, die Tholuck näher getreten waren, und die er wohl auch in seine Gebete einschließen wollte, obwohl manche seiner allernächsten Freunde darin fehlen. Welch eine Wolke von Zeugen und Zeugnissen für die Liebesarbeit des großen Seelsorgers! Wie klingen die Stimmen zusammen: Du, du bist das Gotteswerkzeug gewesen, das mich zog, drängte, nötigte, zum Herrn zu kommen, oder, wie es einer zusammenfaßt: „Dort werd ich dem den Dank bezahlen, der Gottes Weg mich gehen hieß!“ Nur einige Stimmen von bekannteren und hervorragenderen Männern sollen hier laut werden, die in Tholuck ihren geistlichen Vater gefunden haben. Das Buch umfaßt den Zeitraum von 1825 bis 1873; es ist während der ersten großen englischen Reise begonnen und hat auch die Fahrt nach Rom mitgemacht. Die meisten von uns aus jenen Jahren erwähnten Namen finden sich hier wieder, und neben ihnen Ergüsse wärmsten Dankes in englischer, französischer, dänischer, schwedischer, deutscher Zunge. Da schreibt Adolf Harleß: „Wenn das Leben nur dann Leben ist, wann wir in Christo leben, so möge Ihnen, innig geliebter Lehrer, das manchmal eine liebe Erinnerung

ſein, daß ich nicht lebe, ohne deſſen zu gedenken, der mich in dies Leben des Friedens führte. Beten Sie für mich, daß ich nicht wanken möge!“ Ernſt Müller, der Genoſſe der zweiten engliſchen Reiſe, aus dem Gefängnis heraus von Tholuck erbeten, bezeugt: „Eins iſt not. Dies ahnte ich oft, nun hab' ich's gefunden, um es nimmer zu laſſen.“ Der ſpätere altteſtamentliche Profeſſor Haevernick citiert ein Wort des Auguſtin aus den Briefen an Hieronymus, worin die Sehnſucht bleibender Gemeinſchaft ausgedrückt wird, und ſetzt dann (lateiniſch) hinzu: „Dieſe Worte des Auguſtin eigne ich mir an und füge nur das eine hinzu, daß, wenn du für die, welche du zum wahren chriſtlichen Leben erweckt haſt, beteſt, du auch meiner gedenken mögeſt.“ Friedrich Ahlfeld, ſchon als junger Student, „in Liebe und Dankbarkeit ewig Tholuck ergeben und ſein Freund“, bekennt: „Was der Herr einſt durch meine ſchwachen Hände Gutes wirkt in ſeinem Reiche, das hat Er durch Sie gethan, da Sie mich erſt aus den Feſſeln des Egoismus dem Herrn entgegenführten.“ Von Wallmann, dem reich geſegneten ſpäteren Miſſionsinſpektor, über den mir aus Quedlinburg, ſeiner Heimatsſtadt, geſchrieben wurde, er habe ſelbſt allezeit bekannt: „Tholuck hat mich zum Chriſtentum hindurchgeweint!“ leſen wir unter dem 17. Mai 1834, nach einer lateiniſchen mittelalterlichen Gebetshymne: „Viel wollte ich Ihnen ſagen, mein teurer Führer zu Jeſu Chriſto, — viel liebe, herzliche Worte; aber mein ſchwaches Erdenherz kann über die Freude, mit Ihnen in einem vereint zu ſein, die paar Spannen Raum und Zeit nicht vergeſſen, die mich über eine kleine Weile von Ihnen ſcheiden werden. Ach! es iſt ſo zerriſſen und zerſprungen und will darum nicht mehr klingen. Du, Mann Gottes! haſt mich zu Chriſto geführt, du haſt mich beten gelehrt zu meinem Herrn und Heilande! Wenn du einmal mein Morgengebet dort oben lieſeſt, gib Gott die Ehre und preiſe ihn, wie er ſo wunderbar an mir und vielen andren durch dich ſich bezeugt hat. Bete für mich! Gott ſei mit dir!“ Ernſt Kundler, jetzt im preußiſchen Oberkirchenrat, ſchrieb: „Chriſtus iſt der Weg, die Wahrheit und das Leben. Daß ich dieſe beſeligenden Wahrheiten erkannt und tief im Innern erfahren habe, das, mein teurer Lehrer, verdanke ich

Ihnen; die Blüte meines Lebens verdanke ich hierin Ihnen. In dieſe Gefühle des innigſten Dankes miſcht ſich aber zugleich das Gefühl der Beſchämung. Ich habe geeifert mit Unverſtand. Wie oft habe ich Ihnen abgebeten. Die nur von Gott geſehene Thräne, die mir bei Ihren Predigten im Auge zitterte, hat das ſchönſte Zeugnis dafür abgelegt, wie der ſtarre Sinn aufgetaut iſt durch die Wärme Ihrer chriſtlichen Worte. Dieſe Stunden der Weihe, die ſchönſten meines Lebens, werden ſtets die Liebe und Dankbarkeit ungetrübt erhalten in dem Herzen Ihres Sie liebenden Schülers." Johann Detleff Prochnow, der Miſſionar in Indien, bekannte 1836: „Die Stätte ſeines Leidens ward Stätte ſeiner Freuden. Dieſe Worte, welche ich in der erſten Zeit meines Hierſeins von geweihter Stätte aus Ihrem Munde vernahm, wunderbar ergriffen ſie mich, und nächſt Gott verdanke ich es Ihnen, daß ich ihre Wahrheit auch an meinem Herzen erfahren habe. Viel habe ich gekämpft hier in Halle, mit Gott iſt der Glaube in mir mächtig geworden. Wie oft habe ich zu Ihnen eilen wollen, mich zu Ihren Füßen ſetzen und mein Herz öffnen! Wie wohl und ruhig war mein Herz in den Stunden, wo ich in Ihrer Nähe!" Heinrich Gelzer aus Schaffhauſen ſchrieb am 31. Auguſt 1836: „Durch einen früh heimgegangenen Freund, dem Sie aus der Ferne der Führer zum Herrn geworden waren, wurde ich zuerſt auf Sie hingewieſen beim Beginne meiner akademiſchen Laufbahn; was Sie mir am Schluſſe derſelben als väterlicher Freund, als Lehrer, als Seelſorger geworden ſind: das wird Er nicht verloren gehen laſſen, der ſeine Kinder nie verläßt. Erhalte der Herr ſeiner Kirche noch lange ungeſchwächt in Ihnen den Geiſt, der Segen ſchafft für viele!" Und neben dem reformierten Schweizer ſtehe der ſpäter ſeparierte Lutheraner Beſſer, der Bibelſtunden-Beſſer: „Was ich hierher ſchreiben möchte, Worte — Worte ſollen und können das Ihnen nicht ſagen, was jetzt in mir ſpricht. Aber — ich weiß einen Dank für Sie; der Gott der Gnade wird mich ſtark machen, daß ich den Ihnen bringe. Wenn einſt die Saat aufgeht und Frucht bringt, — die Saat, die Sie geſäet haben mit lieber Hand, — dann will ich Ihnen ſagen: ſo dankt ein wahrer Schüler. Dann werden Sie auf mich hinblicken und dem Herrn danken mit dem Worte:

Du haſt meinem Werke in ihm Gnade gegeben! O, leben Sie wohl und ſchließen Sie mich ferner ein in Ihr Gebet; Ihrer gedenke ich ſo oft vor Gott. O, halten Sie mich ferner auf Ihren Armen; ich bin wohl noch ein ſchwaches Kindlein, vielleicht noch nicht ganz geboren; daß Ihr Wort aber mein Schöpfungswort war, das wiſſen Sie wohl; Ihr Wort, weil es des Herrn Wort war. O, ſo behalten Sie lieb Ihr Kind; auch getrennt von Ihnen ruft es Ihnen das: Vater! entgegen. Gott ſei mit Ihnen mit ſeiner Kraft und ſeiner Gnade; er ſei mit mir!" —

Aus dieſem Hauſe wanderte Tholuck täglich in das nur wenige hundert Schritte entfernte neue Univerſitätsgebäude, um ſeine akademiſchen Vorleſungen zu halten, in den letzten Jahren am Arme junger Freunde, die den Kurzſichtigen abholten und heim geleiteten. Es iſt erſtaunlich, in welchem Umfange er die theologiſchen Disziplinen auf dem Katheder behandelt hat; kaum ein Gebiet ſeiner Wiſſenſchaft iſt da von ihm unangebaut geblieben. Sein berühmtes Kolleg über theologiſche Encyklopädie und Methodologie, das den Anfängern im Studium tauſend lebendige Winke für fruchtbare Arbeit gab und tiefe Griff in Herz und Gewiſſen that, das letzte Kolleg, das der fünfundſiebzigjährige Greis noch zu ſtande brachte, ſammelte im Winter 1874 auf 75 noch 23 Zuhörer. Aus der ſogenannten ſyſtematiſchen Theologie trug er Dogmatik regelmäßig vor, bis ein gewandterer Syſtematiker, Julius Müller, ihn ablöſte; nach dem Sommer 1838 hat Tholuck dies Kolleg nicht mehr geleſen. Dagegen blieb ſeine Ethik, oder, wie er ſie mit Vorliebe nannte, „Moral" bis in die letzte Zeit ein gern geleſenes und gern gehörtes Kolleg; 1866 findet es ſich zum letztenmal im Lektionskataloge. Auch die Geſchichte der Dogmatik hat er wiederholt behandelt. Die Vorleſung über Apologetik verſchwindet nach dem Winter 1848 auf 49; der Verteidigungskampf für den chriſtlichen Glauben konnte eine Weile eingeſtellt werden, als die beginnende Reaktion andre Kämpfe nötiger machte. Auf geſchichtlichem Gebiete iſt es neben der Entwickelung einzelner Disziplinen namentlich der Rationalismus und ſeine allmähliche Vorbereitung, was Tholuck zur Behandlung auf dem Katheder (und, wie wir ſehen werden, zu litterariſcher Be-

arbeitung) besonders anzog; „Geschichte der neueren Theologie," „Ursprung des Rationalismus," „Geschichte des Rationalismus" sind häufig wiederkehrende Titel seiner Vorlesungen; in der Geschichte des Rationalismus hatte er im Sommer 1862 noch 184 Zuhörer. Aus dem Alten Testamente las Tholuck außer über messianische Weissagungen besonders gern über die Psalmen; dies letztere Kolleg, zu dem sich noch in der Blütezeit von Gesenius, z. B. im Winter 1834 auf 35, bei Tholuck 251 Zuhörer sammelten, trug er, auch als in Hupfeld für das Alte Testament eine positivere Kraft gewonnen war, noch einmal im Sommer 1859 vor 105 eingeschriebenen Zuhörern vor.

Tholucks wärmste und letzte Liebe ist aber doch das Neue Testament und seine Auslegung geblieben. Vom Winter 1866 an hat er, außer Encyklopädie, nur noch Neutestamentliche Vorlesungen gehalten. Im Neuen Testamente gibt es kein Buch, das er nicht im Kolleg behandelt hätte; noch der siebzigjährige kündigte im Sommer 1869 eine neu ausgearbeitete Vorlesung: Lehrbegriff der Apokalypse an. Der Lehrbegriff des Paulus, des Johannes, des Jakobus, die biblische Theologie des ganzen Neuen Testaments, die letztere im Sommer 1874 noch vor elf Studenten gelesen, im Jahre 1869 aber vor 144 — kehren, neben den eigentlich exegetischen Kollegien, immer wieder. Die meiste Anziehungskraft übten Tholucks Leben Jesu, Synopsis, Bergpredigt, Evangelium Johannis, Hebräer- und Römerbrief; die höchste Zahl von Zuhörern erreichte — nach Tholucks eignen handschriftlichen Vermerken im Sekretariat der Universität —, neben seinem Publikum „über schwere Stellen der vier Evangelien" im Winter 1826 auf 27 mit 284, zweimal sein Kolleg über die Bergpredigt 1857 und 1860 mit 271, und über den Römerbrief 1856 mit 198 Zuhörern.

Auch im hohen Alter blieb Tholuck in seinen Vorlesungen immer frisch und beweglich. Eigentliche Hefte arbeitete er nicht aus; der Stoff entstand ihm stets von neuem, und da er nie mit Lernen fertig ward und alles Neue mit einer wunderbaren Spürkraft sichtete und verwertete, so blieb er bis zuletzt auf der Höhe der theologischen Wissenschaft. Meist nahm er sich ins Kolleg nur mit Bleistift auf Zettelchen gekritzelte oder durch

Diktat vom Amanuensis mit Tinte geschriebene Notizen mit, setzte sich aufs Katheder, fing, hinten übergebeugt, oder sogleich in die bereits geschilderte schaukelnde Bewegung des Oberkörpers übergehend, mit etwas eintöniger und gleichgiltiger Stimme seine Vorlesung an und stellte zunächst den Zusammenhang mit der vorigen Stunde her. Allmählich wurde er wärmer und konnte zuweilen mit hinreißender Begeisterung reden. Mit seinen Paragraphenzahlen geriet er, namentlich im Leben Jesu, öfters in Verwirrung, nahm es dann aber sehr freundlich auf, wenn ihn einer auf dem Spaziergange korrigierte und wieder auf den rechten Punkt brachte.

Der schon oben erwähnte Rev. Burrage schildert im „Zion's Advocate" Portland, 1877 No. 32, in lebendiger Weise Tholucks Vorlesung über den Römerbrief vom Winter 1868/69 (vor 152 Zuhörern). Es heißt dort: „Da er mit dem Briefe völlig vertraut war, brauchte er sich nicht von früheren Vorbereitungen abhängig zu machen und benutzte keine derartigen Aufzeichnungen. Jeden Morgen vor der Vorlesung ging er den auszulegenden Abschnitt zu hause durch und diktierte dem Amanuensis die nötigen Notizen. Im Auditorium kümmerte er sich aber nur selten um sein Manuskript, da sein zuverlässiges Gedächtnis den Inhalt des Niedergeschriebenen völlig gegenwärtig behielt. Er bemühte sich zunächst den Gedankengang in jedem Kapitel festzustellen, dann gab er die Auslegung der einzelnen Verse und zuletzt eine umschreibende Übersetzung der ganzen Stelle. Während der Vorlesung lag sein griechisches Testament vor ihm auf dem Pult; wenn er es brauchte, mußte er in seiner Kurzsichtigkeit das Antlitz fast bis auf das Buch niederbeugen. Hatte er das Gesuchte gefunden, so pflegte er den Kopf zu erheben und, oft nach einer ansehnlichen Prise Schnupftabak, seine Gedanken langsam oder schnell, je nach der Bedeutung der Bemerkungen zu entwickeln. Zuweilen sprach er so langsam, daß man fast an ein Diktieren denken konnte. Hier und da brachte er auch eine Anekdote oder ein passendes Citat oder eine Beleuchtung aus dem Leben an, zumal wenn ihn ein tiefer praktischer Gedanke im Text anregte, sodaß die Vorlesung für einen ernsten Studenten immer von höchstem Interesse war. Tholucks Kommentar über den Römerbrief ist allerdings so vollgestopft

mit Gelehrſamkeit, daß er deswegen nicht wenig trocken genannt werden muß. Einſt bemerkte uns Tholuck, daß, als er in Meyers Kommentar über den Römerbrief geleſen, er ſich dieſen Morgen ſelbſt gefragt hätte: hat der Mann denn kein Herz? Es kam uns oft ſo vor, als ob man dieſelbe Frage bei Tholucks Kommentar aufwerfen könne. In der Vorleſung aber war es ganz anders. Da wurden wir nicht nur mit den trocknen Einzelheiten der Exegeſe traktiert, die ein Kommentator nie überſehen darf, ſondern vor allem mit den Gedanken des Apoſtels, wie ſie aus einem in ernſter evangeliſcher Frömmigkeit glühenden Herzen kamen.“ —

Die Allſeitigkeit und Beweglichkeit ſeines Geiſtes machte Tholuck auch zu einem unübertroffen geſchickten und liebenswürdigen Examinator. Wie viele Hunderte von Kandidaten haben beim erſten, und, ſeit er 1843 an den Sitzungen des Konſiſtoriums in Magdeburg teil nahm, auch beim zweiten Examen vor ihm geſtanden und die Kunſt bewundern müſſen, mit welcher ſeine ſuchende Freundlichkeit das wirklich Vorhandene zu finden wußte. Seine Freunde beriet er treulich, ehe es in die Prüfung ging; vornehmlich empfahl er Repetitorien mit Bekannten — aber es kam auch wohl vor, daß er völlig Unbekannte mit einander zum Lernen zuſammenſpannte. „Herr Potel wird ſich eine Freude daraus machen, mit Ihnen Hutterus zu repetieren“, ſagte er einem armen Zaghaften, der ſich ſchon zweimal vom mündlichen Examen zurückgemeldet hatte; und Herr Potel, der in ſeinem Leben noch keinen Hutterus angeſehen, aber auch den auf dem Spaziergang mit ihm Zuſammengeſpannten noch niemals erblickt hatte, mußte wohl oder übel den Auftrag annehmen. Und es half beiden; der Ängſtliche machte glücklich ſein Examen, und der andre lernte tüchtig Dogmatik. Einem jungen Freunde ſchrieb Tholuck: „Geht es auf das pro ministerio, ſo ſuchen Sie ſich in jedem Fache einen Matador aus, dem Sie Kopf und Herz ſchenken: im Alten Teſtamente etwa Bleeks Einleitung mit Kurtz Geſchichte des Alten Bundes verbunden; im Neuen Teſtamente ebenſo Bleek verbunden mit Düſterdiecks Apokalypſe; in der Dogmatik Calvins Inſtitutionen und Melanchthons Loci, in der Moral den 3. Teil von Rothe; in der Kirchengeſchichte Baurs

Drei Jahrhunderte und Geſchichte der Verſöhnungslehre; in der praktiſchen Theologie Nitzſch. Und wenn das eine oder das andre Sie zu trocken macht, ſo leiten Sie die reichen Freundſchaftsbäche hinein, die Ihnen fließen werden.“ Kam's aber dann dazu, daß das eigentliche Feuer beginnen ſollte, ſo ſchrieb er wohl, wie an den eben Erwähnten: „Wenn Sie, mein lieber M., noch ein kleines fulcimen fidei“ (eine Glaubensſtärkung) „bedürfen ſollten, ſo kommen Sie doch heut abend gegen ſechs noch etwas zu mir“, und dann beugte er mit dem Jüngling die Knie und bat um Segen für den folgenden Tag, bringe er nun Gelingen oder Mißlingen. Keinen Kandidaten hat er wohl je ohne eine milde Mahnung zum Gottvertrauen und zu ſtiller Feſtigkeit in die Prüfung gehen laſſen; das ſogenannte „Tentamen“, der Beſuch der Examinanden bei den Mitgliedern der Prüfungskommiſſion am Tage vor dem Examen, brachte im Tholuckſchen Arbeitszimmer wohl ausnahmslos eine „Glaubensſtärkung“.

Im Examen ſelbſt war Tholuck bei aller Milde doch äußerſt gewiſſenhaft und ſkrupulös gerecht. Ohne das nötige Wiſſen durften auch ſeine beſten Freunde nicht hoffen, die Prüfung bei ihm zu beſtehen, wie er denn z. B. einen etwas kecken Jüngling, der über die Bekehrung gefragt wurde und die Antwort gab: das müſſe man erſt erfahren, mit der ernſten Weiſung gehen ließ: „Ja, wenn Sie aber das Examen machen wollen, müſſen Sie es wiſſen!“ Ein andrer, der mit ſeiner Prüfungspredigt nicht zu ſtande kommen konnte und auf Tholucks wiederholtes Drängen ſich entſchuldigte: es wolle und wolle der heilige Geiſt zu ſeiner Arbeit nicht kommen, mußte das in dieſem Falle ſchlagende Wort hören: „ſo machen Sie Ihre Predigt ohne den heiligen Geiſt!“ Hatte er einen Examinanden durchfallen laſſen, ſo beſchäftigte dies ſein Gewiſſen oft noch lange, und er ſuchte ſich Beruhigung zu verſchaffen. So fragte er einſtmals einige junge Studenten: wo ſteht „ein jeglicher ſei geſinnet, wie Jeſus Chriſtus auch war“? und als ſie's alle wußten, wich ein Schatten von ſeinem Angeſichte, und er ſeufzte auf: „Nun, ſo habe ich kein Unrecht gethan; wenn Sie als junge Anfänger das wiſſen, ſo ſollte es ein

Kandidat erſt recht wiſſen; ich habe in Magdeburg einen abgewieſen, der es nicht wußte.“

Noch zwei Züge aus der Tholuckſchen Examenspraxis, gleichfalls von Herrn Potel (am 10. Mai 1885 als past. emer. in Naumburg verſtorben) mitgeteilt, mögen hier eine Stelle finden. Als einſt nach abſolvierter Prüfung die Kandidaten ſich bei Tholuck empfehlen, ruft dieſer aus: „Da fehlt ja aber einer, Herr Meffert; was iſt's mit dem?“ Die Auskunft lautete: Meffert iſt der fleißigſte, ordentlichſte Student und hat auch das Seine gelernt, iſt aber übertrieben ängſtlich und hätte ſicher eine Zenſur verdient, zumal ſeine ſchriftlichen Arbeiten gewiß gut ſind (was auch der Fall war). „Schicken Sie ihn gleich zu mir.“ Es geſchah. Der Profeſſor unterhielt ſich auf das freundlichſte mit Herrn Meffert und examinierte ihn, ohne daß er's merkte. Dann gab er ihm einen Umlauf an ſeine Herren Kollegen mit, welche auch ihrerſeits einwilligten, den Meffert ſofort noch einmal zu examinieren. So kam er mit Potel ins Examen, wurde, ſehr milde, nur in den hiſtoriſchen Disziplinen geprüft und erhielt glücklich eine Zenſur. — Die andre Geſchichte ſoll der Berichterſtatter ſelbſt erzählen. „Ich hatte neben mir an wohnend einen alten lieben Freund, Namens Bornemann. Die Freundſchaft war ſchon von den Vätern ererbt. Er war ſehr fleißig und ſehr tüchtig, aber enragierter Rationaliſt. Als ich zu Tholuck ging“ (es handelte ſich um die erſten dreißiger Jahre), „trennte das zwar unſre Freundſchaft nicht, aber er behauptete ſtets: Tholuck wird mich chikanieren oder gar durchfallen laſſen. So arbeiteten wir tapfer mit einander, meldeten uns zuſammen und kamen in ein Examen, alſo auch in ein Tentamen bei Tholuck. Da war es nun merkwürdig: Bornemann ſah ganz böſe aus, Tholuck aber überaus freundlich; denn wenn wir andren eine Frage nicht beantworteten, wußte Bornemann allemal Beſcheid, und Tholuck wurde immer freundlicher, Bornemann aber immer böſer. Und als er bei Tholuck eine gute Zwei, ich aber nur eine Drei erhielt und ihm auf Grund deſſen Tholucks Gerechtigkeit rühmte, ſtieß er mich ärgerlich von ſich; er hätte am liebſten ſelber gelitten, wenn nur der Myſtiker nicht ſo billig und freundlich geweſen wäre. Doch wenige Monate

darauf kam auch seine Stunde, wo das Brettergerüste seines abergläubischen Unglaubens fiel, und er Tholuck Abbitte that und auf das freundlichste von diesem in das Wittenberger Seminar empfohlen wurde."

Nach langem schmerzlichen Harren begannen sich endlich auch die kollegialischen Verhältnisse Tholucks besser zu gestalten. Ullmann war derjenige gewesen, der ihm theologisch noch am nächsten stand. 1836 ging derselbe aber nach Heidelberg zurück, und ein Ersatz für ihn sollte über drei Jahre auf sich warten lassen. Die Männer, die als Ullmanns Nachfolger der Reihe nach beim Minister in Vorschlag kamen, würden zum Teil Tholucks Stellung in Halle sehr bedroht haben. „Was wird nur mit unsrer Professur werden!" schrieb er einmal in dieser Zeit an Hengstenberg. „Der Wegscheidersche Einfluß nimmt sichtlich zu. Nun hat sich auch der kleine Fritzsche habilitiert und liest; — o wie zürnt mir und der Universität der Herr, die Mitarbeiter alle zu entreißen und dagegen Feinde zu senden! Ich möchte manchmal zum Trotz verleitet werden." Es war an Karl Hase gedacht worden, von dem Tholuck im Sommer 1835 einmal an Hengstenberg schrieb: „ein geistvoller Mensch, aber christlich noch nicht. Wenn er sich auf dem halben Wege, wo er steht, verhärten sollte, würde er sehr gefährlich werden, weil er anziehend ist. Ich glaube indes, wenn er mit Neander in Verbindung käme, würde er anders." Der Kirchenhistoriker Gieseler in Göttingen, der Kirchenrat Schwarz in Jena wurden in Aussicht genommen; am ernstlichsten aber der Lehrer von David Strauß: Ferd. Christian Baur in Tübingen, der Vater der sog. Tübinger Schule, dessen negativ kritische Schriften schon damals die wissenschaftliche Welt zu bewegen anfingen. Der Minister war fest entschlossen, Baur nach Halle zu rufen, und Tholuck mußte seinen ganzen Einfluß, der in Berlin namentlich bei dem Kronprinzen, aber auch bei dem Könige nicht unbedeutend war, geltend machen, um diesen Bestrebungen entgegenzuarbeiten. „Gesenius ist in der Fakultät das Faktotum", schrieb er einmal in dieser Zeit[7]); „er weiß, wie die Sachen in Berlin stehen, und daß er nicht

leicht einen durchbringt, gegen den ich protestiere." Tholucks Protest gegen Baur war diesem aus dem Kreise der Fakultät heraus gemeldet worden, und für den Fall, daß der Minister dessen Berufung dennoch durchsetzen würde, war Tholuck recht bange. „Ich würde die härteste Stellung bekommen, die denkbar ist," schrieb er an Hengstenberg, „und wenn ich zu allen andren Gegnern auch noch diesen bekommen soll, dann erliege ich."

Es hat sich unter den zahllosen Papieren des Tholuckschen Nachlasses ein datumloser von einer fremden, augenscheinlich alten Hand geschriebener Brief ohne Unterschrift gefunden, der seinem Inhalt nach zweifellos aus dieser Zeit stammt und im Original an keinen andren als an Baur gerichtet gewesen sein kann. Die persönliche und wissenschaftliche Stellung des Schreibers ist so bezeichnend, daß wir den Brief zur Charakteristik Tholucks hier mitteilen wollen. Er lautet: „Hochverehrter Herr Doktor. Der Ausdruck eines so schätzbaren Vertrauens, mit dem Sie mich am Schlusse Ihrer so eben erschienenen Erklärung*) über den Sie betreffenden Artikel der Ev. K.-Z. über mich äußern, forderte mich auf, Ihnen auch meinerseits vertrauungsvoll eine Erklärung abzugeben über ein Verhältnis, das uns beide näher angeht. Ich muß Ihnen nämlich gestehen, daß jene Besorgnis, Ihre Ansichten über die Neutestamentliche Geschichte möchten im Wesentlichen mit denen von Strauß übereinkommen, auch mich erfüllt, und fühle mich gedrungen, Ihnen auszusprechen, daß eben diese Besorgnis mich vermocht hat, bei den Verhandlungen über Ihre Berufung an die erledigte Hallische Professur entschiedenen Widerstand zu leisten. Möchten Sie, verehrter Mann, anerkennen, daß, bei widerstrebenden Neigungen zum Frieden, das Gewissen zu solcher Opposition nötigen kann, und lassen Sie mich Ihnen darlegen, wie es mir in dieser Hinsicht ergangen ist."

„Schon seit dem Erscheinen Ihrer Symbolik" (1834) „haben Ihre Werke mich mit einer sehr großen Hochachtung vor Ihnen erfüllt. Was Ihre theologische Überzeugung betrifft, so setzte ich in früherer Zeit voraus, es sei etwa die meines teuren Kol-

*) Baur hatte auf einen Artikel der Ev. K.-Z., 1836, No. 36 und 37, „Die Zukunft unsrer Theologie", in der Tübinger Zeitschrift (1836, 3) in einer „Notgedrungenen Erklärung" geantwortet.

legen und Freundes Ullmann. Allmählich wurden mir darüber manche Zweifel rege, teils durch Ihre Schriften, teils durch Mitteilungen von Reisenden aus Ihrem Vaterlande. Diese kamen darin überein, daß Sie in der Äußerung Ihrer Überzeugungen die größte Zurückhaltung zu beobachten pflegten. Mehrere wollten indes doch, namentlich aus Ihren Vorlesungen über die Apostelgeschichte, wahrgenommen haben, daß Sie der mythischen Ansicht der neutestamentlichen Geschichte geneigt seien. Da ich nun auch in Ihren Werken eine negativ-kritische Richtung zu bemerken glaubte, welche nicht an einer festen dogmatischen Überzeugung ein Gegengewicht hätte, so machte mich dies sehr besorgt, — doch was sage ich besorgt, es schmerzte mich lebhaft; denn wenigen neueren Theologen war ich mit solchem Interesse in ihren Forschungen gefolgt, als Ihnen, bei wenigen hatte ich so vieles Fesselnde vereint gefunden, als bei Ihnen. Jene Schrift nun über die Pastoralbriefe" (1835, auf welche sich der Artikel in der Hengstenbergschen Kirchenzeitung bezogen hatte) „trug nicht dazu bei, diese Besorgnisse niederzuschlagen, sondern erhöhte sie nur. Zwei Männer, welche Sie nicht für engherzig halten, Neander und Twesten, hatten mich durch ihre Frage, ob ich dieses Erzeugnis der Hyperkritik bereits kenne", (Baur versetzte bekanntlich die sogenannten „Pastoralbriefe" in das 2. Jahrhundert) „darauf zuerst hingeleitet, und es wird Ihnen nicht unbekannt sein, daß die Berliner Fakultät die Preisaufgabe gestellt hat, Ihre kritischen Prinzipien mit denen von Schleiermacher in dieser Sache zu vergleichen. Nichtsdestoweniger mußte ich mir immer sagen, daß es an bestimmten Erklärungen Ihrer Übereinstimmung mit Strauß fehle. Denn obwohl es bekannt worden war, daß Sie, hochverehrter Herr Doktor, mit dem jungen Manne in freundschaftlichem Verhältnisse gestanden und seiner Entfernung aus dem Seminar sich opponiert hatten, so ließ sich ja auch daraus noch nicht auf Übereinstimmung in allem Wesentlichen schließen. Dagegen ließ sich freilich auch begreifen, daß ein Theologe Bedenken tragen könne, auch wenn er großenteils übereinstimmt, dies öffentlich auszusprechen. Am liebsten hätte ich mich, um meine Unsicherheit los zu werden, direkt an Sie gewandt. Allein hätten Sie dies nicht als eine unberufene Zudringlichkeit an-

ſehen müſſen? So blieb mir denn nichts übrig, verehrter Mann, — ſo nenne ich Sie nicht als Formel, ſondern mit Bedacht, da der Ernſt und die Tiefe Ihrer Forſchungen mir ſtets Verehrung abnötigten — als zu handeln wie ich meinem Gewiſſen nach handeln zu müſſen glaubte."

„Um ſo viel lieber hätte ich mich mit der offenen Frage, in wieweit Ihre Anſichten mit Strauß übereinſtimmen, an Sie gewandt, da mein Gewiſſen in betreff der Überzeugungen eines theologiſchen Dozenten mir nicht allzugroße Strenge zur Pflicht macht, mithin eine für mich beruhigende Antwort nicht unmöglich geweſen wäre. Denn wahrlich, es iſt nicht das Richtſcheit einer ſtabilen Dogmatik, welches ich an einen theologiſchen Dozenten angelegt wiſſen will. Ich kann in Wahrheit ſagen: ich haſſe vielmehr ein ſolches. Es iſt der Geiſt allein, nach dem ich verlange, und in Bezug auf unſre Zeit und unſre Univerſität insbeſondere, daß ein aufbauendes Prinzip ſtatt des negativen vorwalte. Wenn Sie ſehen, daß Billroth mein Freund geweſen iſt, wenn ich Ihnen ſage, daß ich Profeſſor Lehnerdt, wiewohl er durchaus Hegelianer iſt — auch ich ſage in betreff dieſer Philoſophie, was Sie ſagen — in meinem Votum von Herzen meine Stimme gegeben habe, daß ich ſie auch Profeſſor Haſe nicht entziehen würde, ungeachtet ernſter Bedenken gegen ſeine Theologie, ſo werden Sie anerkennen, daß meine Anforderungen nicht engherzig und intolerant ſind. Ich glaube vielmehr mit Neander, daß Deutſchlands Theologie in einer Kriſis begriffen iſt, während welcher man ſich begnügen muß, wenn nur bei den akademiſchen Dozenten das aufbauende Prinzip über das negative vorwaltet. Eine Straußiſche Tendenz liegt aber freilich weit jenſeits dieſer Linie."

„Groß war nun meine Freude, als ich vernahm, daß von Ihnen eine Erklärung in betreff des Artikels in der Ev. K.-Z. erſchienen ſei. Ich bekam von Ullmann die Schrift; allein, verehrter Mann, mit Wehmut muß ich hinzufügen, daß ſie mich nicht im mindeſten beruhigt hat. Ich hatte mit Sicherheit eine Erklärung über das Verhältnis Ihrer Anſichten zu den Straußiſchen erwartet, wie Ullmann ſie gegeben hat, wie am Ende die meiſten Theologen genötigt ſein werden, ihr Verhältnis dazu auszuſprechen: aber gerade dieſe Hauptſache fehlt in der Schrift

ganz. Ich füge hinzu, daß auch in dieſer Hinſicht meine Forderungen nicht zu beſchränkt ſind. Ich erkenne vielmehr als richtig an, was mein Freund Ullmann ſagt, daß mehreres im Neuen Teſtament als Produkt der Sage angeſehen werden kann, ohne darum zu der Konſequenz genötigt zu ſein, die geſamte Wundergeſchichte zu verwerfen. Auch hier genügt mir eine ſolche Betrachtungsweiſe, wie ſie z. B. Ihr verehrter Kollege Kern ausgeſprochen hat. Nur die Verſicherung geben Sie, indem Sie Neanders ſchöne Worte ſich aneignen, daß Sie zu den Männern gehören, welche ‚ihr Gewiſſen nach allen Seiten hin der Wahrheit offen erhalten'. Ein trefflicher Ausſpruch; ich wünſche ihn auch in Wahrheit thun zu können. Allein, wie ſehr er auch dazu dienen kann, uns, falls wir auf Irrtümer geraten, vor dem höchſten Richterſtuhl zur Entſchuldigung zu gereichen, — kann er allein hinreichen, die Kirche zu beruhigen bei Anſtellung ihrer Lehrer? Wie, wenn nun der Akademiker, wie, wenn der Geiſtliche durch ‚gewiſſenhafte' Forſchungen auf Straußiſche Reſultate kommt? Soll man darum, weil man die Gewiſſenhaftigkeit des Mannes ſelbſt in ſeinem Irrtum ehrt, ihm denſelben Einfluß, dieſelbe Stellung in der Kirche anvertrauen? Hat nicht Dr. Strauß für ſeine eigne Perſon die Schwierigkeit erkannt, welche dies hat?"

„So habe ich Ihnen denn offen dargelegt, was in Bezug auf Sie, verehrteſter Herr Doktor, mich bewegt. Ich glaube, Sie werden ſehen, daß ich aus einer Gewiſſensverpflichtung ſo denke wie ich denke, und werden dem Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Iſt es Gottes Wille, daß Sie unſer Kollege werden, ſo gebe ich mich doch der Hoffnung hin, in Ihrem reichen Geiſte Anſchließungspunkte für mich zu finden, wie ich dieſes ſo ſehnlich wünſche. Mit ausgezeichneter Hochachtung beharre ich indeſſen Ihr ganz ergebener Diener."

Aus einem Briefe an Hengſtenberg ſehen wir, daß Baur auf dieſen Brief geantwortet hat. Allein die Antwort: „ſollte ich denn an dieſem Orte den Mann, den alles angreift, auch noch angreifen?" befriedigte Tholuck nicht. „Da ich Baur wiſſenſchaftlich ungemein hochſchätze, ſo betrübt mich dieſes deſto mehr," hieß es in jenem Briefe an Hengſtenberg.

Einen Baur zum Kollegen zu erhalten, dies wurde Tho-

luck nun doch erspart. Statt seiner kam — Julius Müller, um an Tholucks Seite über ein Menschenalter zu wirken und im Dienste der gläubigen Theologie ihn gerade da aufs schönste zu ergänzen, wo dessen eigne Schranken sich am meisten fühlbar machten. Man kann von Tholuck nicht reden, ohne Müllers zu gedenken; und Müllers Bild steigt vor niemandem auf, ohne daß der Genosse seiner Arbeit sich daneben stellt. „August Tholuck und Julius Müller, diese beiden Namen sind es gewesen, mit deren Klang geraume Zeit der Ruf unsrer Fakultät in der evangelischen Welt verbunden war ... Dort der grundlegende und umfassende akademische Erzieher, hier der zusammenfassende, begründende und abschließende theologische Lehrer ... Beide haben sie über die Sünde geschrieben: Tholuck ein jugendliches Zeugnis, dessen Glaubens- und Geisteskraft ihn, den Anonymus, weithin bekannt machte und ihm von allen Seiten Jünger zuführte bis in sein Alter hinein; Müller ein reifes, streng wissenschaftliches Werk, dessen sittlicher Ernst, christliche Tiefe, weitreichende Kenntnis und mutige Gedankenschärfe vor den Ebenbürtigen willige Anerkennung erwarb und ihn für Hunderte zum Meister einer nüchternen, aber entschlossen gläubigen Erkenntnisarbeit machte," so stellte D. Kähler die beiden nebeneinander, als er seine Vorlesungen auf dem Lehrstuhle des „Hallischen Dogmatikers" als Müllers Nachfolger eröffnete[8].) Und D. Kögel, Julius Müllers Schwiegersohn, rief am Grabe des heimgegangenen Vaters aus: „Tholuck und Julius Müller, als Jünglinge Freunde, als Männer Bundesgenossen, einander ergänzend, wie es selten gefunden wird, jener aus sich heraustretend, dieser mit der Gabe der Lehre, der Weisheit und Erkenntnis; jener um die Seelen der Jünglinge werbend und sie weckend, dieser sie ausrüstend mit Helm, Schwert und Schild; ein Zwillingsgestirn sie beide, entzündet an der großen Geistersonne Christus Jesus!" Und D. Riehm, beider Schüler und beider Amtsgenosse, bezeugte an derselben Stelle: „War das Herz eines Jünglings durch die suchende Liebe seines ihm vor Jahr und Tag vorangegangenen Freundes und Mitarbeiters, durch die suchende Liebe des unvergeßlichen Tholuck gewonnen und zu tieferem Forschen nach der Wahrheit angeregt worden, so kam er zu diesem

Vollendeten, um bei ihm den Durst nach einer in sich zusammenhängenden wissenschaftlichen Erkenntnis der evangelischen Wahrheit zu stillen.“*) Tholuck selbst aber bezeugte beim nahen Ende ihrer Wirksamkeit, als dem Freunde ein Schlaganfall die Sprache gehemmt und dem Geiste eine Fessel angelegt hatte, in dem schönen Briefe, den D. Leopold Schultze mitgeteilt hat: „Wie tief haben mir Deine Worte das Herz bewegt. Daß Dein strahlender Geist, der Stern Halles, hat diese Hülle sich überwerfen lassen, ist eine meiner schmerzlichsten Lebenserfahrungen; und doch weißt Du schon jetzt das Warum, — daß ein Edelstein in Deine Krone eingefügt würde, ohne den sie vor Gott doch keinen Glanz gehabt hätte: der leuchtet jetzt im Verborgenen herrlicher, als was Menschen je an Dir bewundert. — Was mein sogenanntes Wirken betrifft, so habe ich es ja nie anders, denn als einen höheren Naturprozeß ansehen können. Diese innere Nötigung war es, die mich einst an Deine Seite führte, weil ich ein Wort an Dich hatte. Daß wir dann auch als Lehrer nebeneinander standen, war ein Band des Ineinanderwirkens, Du als der aristokratische, ich als der demokratische Professor, wie es selten vorkommen wird. Laß uns, in Demut das Haupt gebeugt, in Liebe die Herzen verbunden, zusammen wandeln bis zu dem, so Gott will, baldigen Ende!“*)

Wahrlich, es war providentiell, daß diese zwei Männer nebeneinander gestellt wurden; das Werkzeug aber, dessen sich Gott dabei bediente, war Tholuck selbst. Schon am 11. November 1837 schrieb er dem aus Göttingen 1835 nach Marburg übergesiedelten Freunde: „Während Du, mein Teuerster, Dich bemühst, für Marburg einen tüchtigen Lehrer zu gewinnen, habe ich nochmals bei unsrem Ministerium Deine Berufung nach Halle in Anregung zu bringen gesucht, obwohl mit wenig Aussicht, indem Dein Verhältnis zur Union als Grund gebraucht wird.“ Julius Müller hatte sich bekanntlich als junger Geistlicher in Schönbrunn der Art und Weise entgegengesetzt, in

*) Tholuck hat dem Freunde die 7. Auflage seines Sündenbuchs gewidmet; Müller brachte Tholuck im Jahre 1870 seine „Dogmatischen Abhandlungen“ dar. Den Dank Tholucks an den Verfasser spricht der Brief aus, den wir im Faksimile hier beifügen.

welcher die preußische Regierung die Unions- und Agendeneinführung durch die bloße Berufung auf die Unterthanenpflicht betreiben zu dürfen glaubte. Außerdem war er noch kürzlich in einem Zeitungsartikel gegen das Verfahren der Regierung in der schlesischen Lutheranergemeinde Hönigern aufgetreten, so daß ihm Tholuck am 5. Juli 1838, als der auch von ihm dem Minister proponierte Lücke ausgeschlagen wurde, schreiben mußte: „Ich dürfte bestimmt hoffen, Deine Berufung zu bewirken, wenn Dir nur nicht ein Geheimer Rat, den Du kennst, so gram wäre, und Dein Zeitungsartikel wegen der Lutheraner einen elenden Vorwand gäbe.“ Der Geheime Rat war kein andrer als Johannes Schulze, der die Hegelsche Philosophie lebhaft unterstützte und in Julius Müller einen gefährlichen Gegner derselben fürchtete. Über seine angebliche Unionsfeindschaft schrieb der spätere wissenschaftliche Hauptverfechter der Union an Tholuck: „Es hat einen eignen Eindruck auf mich gemacht, daß man in Berlin nichts von mir wissen will wegen meiner Abneigung gegen die Union — zu derselben Zeit, wo ich hier einen Kampf als Vertreter der Union zu bestehen habe, und zwar ich namentlich, da ich bei dem Ministerium darauf angetragen habe, daß in Sachen der Berufung des Universitätspredigers und der Gründung einer Universitätsgemeinde der Gegensatz der protestantischen Konfessionen als ein seiner Aufhebung entgegengehender vorläufig, bis es zu einer ordentlichen Union bei uns gekommen sein wird, ignoriert werde. Allerdings ist jene Meinung nicht ganz ohne Veranlassung von meiner Seite; mit der Art, wie in Schlesien die Unionssache — ganz im Interesse des Rationalismus — betrieben wurde, habe ich nie gemeine Sache machen mögen. Auch erschien mir der Begriff der Union, den man im preußischen Staate überhaupt zu Grunde legte, zu formell und unbestimmt. Aber für die Idee der Union selbst habe ich mich immer nachdrücklich und bestimmt ausgesprochen.“

Es dauerte noch eine gute Weile, bis der Widerstand in Berlin gebrochen wurde. Noch am 23. Februar 1839 schrieb Tholuck an Müller: „Zwar ist der Minister ... entschlossen, den Antrag wegen Dir an den König gelangen zu lassen, und auch der Kronprinz interessiert sich lebhaft dafür — er sagte:

der Mann hat nur ein Verbrechen begangen, aber ein ſolches, für das er den roten Adlerorden verdient (Dein Zeitungsartikel); — dennoch habe ich mich bewogen gefunden, heute eine direkte Supplik an den König wegen Deiner Berufung abgehen zu laſſen, worin ich ihm den Zuſtand der hieſigen Univerſität darlege; ich hoffe, der Kronprinz wird ſie perſönlich bevorworten." Das wirkte. Am 31. März konnte Tholuck dem Freunde berichten: „Geſtern war mein Geburtstag, und das ſchönſte Angebinde — in der Eifel das Reſkript des Miniſters wegen Deiner Berufung! Ich und meine Frau vergoſſen Freudenthränen." Zu Oſtern reiſte Tholuck nach Berlin, um wegen der Gehaltsverhältniſſe Müllers beim Miniſter noch das Nötige auszuwirken, und dann konnte er in einem Briefe vom 18. April 1839 den Freund mit den Worten anreden: „Mein teuerſter zukünftiger Leidens- und Freudengenoſſe! Nun ſo umarme ich Dich mir geſchenkten im Geiſte! ... Wenn Du hierher zum Beſuche kommſt, ſo verſteht es ſich, daß in unſrem Hauſe alles darauf wartet und ſich freut, Dir Waſſer für Deine Füße zu bringen und eine weiche Decke unter Dir zu breiten." Und dann ſtellt er dem in den Marburger Gottesdienſten ſchmerzlich darbenden noch eine Freude in Ausſicht: „Was Dir hier wohlthun wird, das ſind die vier jungen chriſtlich warmen Prediger: von Tippelskirch" (ſeit 1837 in Giebichenſtein bei Halle angeſtellt), „Böhme, Dryander, Neuenhaus; auch der Superintendent Guericke und Marks ſind unter die Gläubigen zu rechnen, ſo daß alſo von ſechs Kanzeln das Evangelium erſchallt — Begabung freilich hat nur Böhme und Dryander."

So ſiedelte denn Julius Müller im Herbſt 1839 nach Halle über und ſtand dem Freunde bis zum Tode treu an der Seite.

Dieſe Stütze war Tholuck um ſo willkommener, als er bald darauf durch Verfügung des Miniſteriums vom 17. Februar 1840 dekanabel wurde, und die mit dem Dekanat verbundene Führung der Fakultätsgeſchäfte, die er zum letztenmale 1861 übernahm, ihm die allergrößten Beſchwerden und Unbequemlichkeiten bereitete, ſodaß er wiederholt den Freund aufforderte, ſeine Sache in der Fakultät zu vertreten. „Wenn Sie

einmal," so hat er auf das bestimmteste einem Amanuensis aufgetragen, „einen Beitrag zu meiner Lebensgeschichte zu geben haben, so vergessen Sie ja nicht, meinem Biographen ausdrücklich zu bemerken, daß die amtlichen Arbeiten dieser Art mir geradezu fürchterlich gewesen sind." Der Betreffende fügt hinzu, daß er den Grund dieses Widerwillens Tholucks gegen formale Schwierigkeiten in seiner nervös krankhaften Körperkonstitution suche, die ihm, weil er alles mit der vollen Beteiligung des inneren Menschen that, diese Verpflichtungen als eine drückende Last erscheinen ließ. Ähnlich war es bei der Übernahme von allerhand außerordentlichen Vorträgen. Beim Heimgange aus einem Missionsvortrage sagte er einmal zu seinem Begleiter: „über vierzehn Tage habe ich einen neuen Vortrag für den Gustav-Adolfs-Verein übernommen. Können Sie sich denken, daß mich das schon von heute ab ängstigt?" Und auf die Erwiderung, daß ihm diese Aufgabe doch keine Schwierigkeiten machen könne, lautete die Antwort: „Nicht deswegen; aber weil es überhaupt eine Aufgabe ist, die mir vorliegt." Mangel an Geschäftskenntnis oder persönliches Ungeschick war durchaus nicht der Grund der Antipathie gegen das Dekanat und andre akademische Verpflichtungen. Tholuck besaß im Gegenteil nicht nur eine ungemeine Ordnungsliebe — man denke nur an die saubere Tagebuchführung und die gewissenhafte Aufbewahrung der Korrespondenzen —, sondern auch einen hohen Grad von praktischer Geschicklichkeit zur Leitung von Geschäften. Noch in hohem Alter bethätigte sich das. Bei Gelegenheit des letzten Kirchentages in Halle 1872 wurden über Tisch zwischen ihm, dem Minister von Bethmann-Hollweg und Julius Müller gewisse geschäftliche Anordnungen festgesetzt. Von Bethmann-Hollweg leitete anfangs die Besprechung, augenscheinlich jedoch mit sehr langsamem Erfolg. Im Verlaufe der Unterredung aber hatte bald ganz ungesucht Tholuck die Sache in der Hand und erledigte dieselbe durch klare, bündige Fragestellung und Festsetzung der Resultate in sehr kurzer Zeit, sodaß der Minister sichtlich erstaunt ausrief: „Da sage man noch, daß unser Freund Tholuck nicht praktisch sei! Wie zeigt er solche Begabung hier vor uns in so auffälliger Weise!"

Auch im Konsistorium zu Magdeburg wußte man den klaren

Blick und die geistige Herrschaft Tholucks über den Stoff wohl zu schätzen, wenn ihm vielleicht auch die materielle und mechanische Geschäftsgewandtheit abgehen mochte. Jede neue Reise zu den Sitzungen des Konsistoriums war dem Gebrechlichen, der in Halle und Magdeburg, bei der Hin- und bei der Rückreise, so vieler Hilfe und Unterstützung bedurfte, ein Opfer; aber mit seltener Treue hat er es bis ins Greisenalter gebracht und auch in diesem Amte der Kirche gedient; — „und jede neue Reise nach Magdeburg," so bekannte der Greis selbst den Vertretern des Konsistoriums bei seinem Jubelfeste 1870, „wenn sie auch unter noch so großer Ungunst des Wetters und Schwäche des Körpers gemacht werden mußte, hat mir zur Erquickung und Erfrischung gedient." In den ersten Jahren wohnte er regelmäßig bei dem aus Naumburg zum Präsidium im Konsistorium berufenen Freunde Göschel. „Wir konnten," so schrieb mir die Witwe Göschels noch kurz vor ihrem eignen Heimgange, „Tholuck die stillen Wohnräume anbieten, die er bedurfte. Ich denke noch immer mit Freuden an die Stunden zurück, die wir da in seiner Gesellschaft verlebten. Auf dieses sein Wohnen bei uns beziehen sich die folgenden Verse, mit denen er mir zwei Kristallschalen übersandte, die ich noch besitze. Wir wohnten nämlich vom Herbst 1848 an ein Jahr in Halle.

Der Liebe, die so oft beim lieben Mahle
In kirchenbauenden Gespräches stillem Segen
Dem Gast gereicht den Becher und die Schale,
Möcht' diese leeren Schalen ich zu Füßen legen.

Für immer sind sie hin, die schönen Stunden;
Doch vieles ist davon für immer auch geblieben.
Die zarte Liebe, die ich da empfunden,
Im Himmel und auf Erden bleibt sie angeschrieben.

Von dem in Magdeburg einst so wohl gebetteten, nun aber obdachlosen Konsistorialrat A. Tholuck am ersten Hallischen Heiligen Abend der treuen Frau Präsidentin Göschel 1848."

Achtes Kapitel.

Aus der alten in die neue Zeit.

Wir haben in unſren letzten Kapiteln, wie dies in der Natur der Sache lag, die chronologiſche Reihenfolge für unſre Biographie nicht mehr feſthalten können; es galt in Querdurchſchnitten auf einzelnen Gebieten die Eigentümlichkeiten Tholucks darzuſtellen, nicht aber das Nacheinander ſeiner Erlebniſſe chronikartig zu verfolgen..

Jetzt neigt ſich unſre Arbeit dem Ende zu. Der Hauptſache nach haben wir die Ereigniſſe in dem äußeren Leben unſres Freundes bis etwa zum Jahre 1840 fortgeführt, indem wir nur zuletzt in einzelnen Zügen mannigfaltig vorgreifen mußten. Wollten wir für die Halliſche Zeit ein Jahr ſuchen, das als Markſtein in dem Leben Tholucks hingeſtellt werden könnte, ſo iſt es in der That dieſes Jahr 1840. Der entſcheidende Einfluß des Halliſchen „Myſtikers“ auf Fakultät und Studentenſchaft war um jene Zeit thatſächlich erkämpft; der Sieg über den alten Rationalismus konnte auf wiſſenſchaftlichem wie geſellſchaftlichem Boden nicht mehr abgeleugnet werden. Derſelbe ſuchte von nun an ſeine Zuflucht teils in einer Verjüngung durch Auffriſchung mit philoſophiſchem Blute und feierte eine flitterhafte Auferſtehung bei den „Hegelingen“, wie Leo ſie nannte, oder dem jungen Titanengeſchlechte, von Amt und Würden meiſt noch zurückgehalten, aber deſto rüſtiger in der Agitation, wie Tholuck ſie kennzeichnete; teils drang die in der Wiſſenſchaft anrüchig gewordene Aufklärung immer mehr in die mittleren und niederen Schichten des Volks und bemächtigte ſich, unter der Führung von praktiſchen Geiſtlichen und Volksſchullehrern, der breiten Maſſen. Die politiſche Oppo-

sition, welche, beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. momentan zum Schweigen gebracht, bald Enttäuschungen über Enttäuschungen erlebte, warf sich, da das staatliche Leben ihr noch die Hände band, einstweilen auf das kirchliche Gebiet und verwirrte unter der Form des „Lichtfreundtums“ eine Zeitlang die Köpfe, bis das Revolutionsjahr 1848 den politischen Bestrebungen alle Schleusen öffnete und damit die Kirche von der unnatürlichen Koalition befreite. Die nach dem Siege über die Umsturzmächte beginnende politische Reaktion teilte sich auch dem kirchlichen Gebiete mit, und Tholuck mußte den großen Umschwung im Urteil der Zeit erleben, daß man ihn, den alten Vorfechter im Kampfe gegen Unglauben und Aufklärung, in dem immer kühner auf seine Bekenntnisfestungen pochenden Lager der Konfessionellen zu den Halben und Unentschiedenen zählte, deren „Vermittlungstheologie“ die Heiligtümer des lutherischen Glaubens preisgäbe; der Dorpater Joh. Heinr. Kurtz schrieb zur Zeit jener konfessionellen Hochflut 1857 in seinem Lehrbuche der Kirchengeschichte (S. 656) von Tholuck: „seine wissenschaftliche Theologie ist seitdem“ (seit er, „der für alle Zeitströmungen empfängliche, dieser einen, der konfessionell-lutherischen, sich vollständig entzog“) „immer fort latitudinarischer geworden, selbst bis zu fast vollständiger Auflösung des Wunder- und Inspirationsbegriffes.“ Tholuck selbst aber klagte in einer zu jener Zeit gehaltenen Predigt: „Ist es doch schon so weit gekommen, daß manche die Stärke ihres Glaubens nur durch die Härte ihres Urteils über andre erkennen geben zu müssen glauben. Was manche heutzutage entschiedenen Glauben nennen, ist das in ihrem Sinne nicht bloß entschieden im Urteil über andre?‘“ (Gewissens-, Glaubens- und Gelegenheitspredigten 1860, S. 192).

Auch Tholuck selbst hat das Jahr 1840 als das periodenbildende in seinem Leben angesehen. Im Rückblick auf die mancherlei Wandlungen, die er bis zum Jahre 1872 hatte anschauen können, schrieb er am 14. Januar des genannten Jahres an einen Freund: „Wie viel habe ich von diesem Unterschiede der Zeiten erlebt, wenn ich an meine Anfangszeiten denke und an diese letzten zwei Jahrzehnte! Welch ein Unterschied, wenn man selbst mit einem abgehenden Geschlechte von Feinden zu

kämpfen hat, oder mit einem aufgehenden! Mit einem aufgehenden haben wir aber jetzt zu kämpfen. In jenen Zeiten, von 1817—1840, ein aufwachendes Geschlecht durch alle evangelischen Länder hindurch von dem baltischen Meere bis nach Genf, von Nordamerika bis Paris — gerade so wie 1650—1750 —, und jetzt der schwere Abfall unter den Geistlichen selbst und überdies unter den Laien, selbst in Ländern wie England und Schottland! Da gilt es auch am Tage der kleinen Dinge nicht zu verzagen, und das, geliebter Freund in Christo, rufe ich Ihnen zu, wie ich es mir zurufe nach so reichen Erntetagen jetzt am Arbeitsabende, wo die Felder spärlicher grünen."

Es kann unsre Aufgabe nicht sein, die 37 Jahre des Tholuckschen Lebens von 1840 bis zu seinem Tode noch eingehend zu besprechen. Seine Hauptarbeit hat der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts angehört; der in Rede stehende Zeitraum ragt auch zu weit in die Gegenwart der Lebenden herein, als daß es ratsam erscheinen könnte, ihn schon als Geschichte zu behandeln; — zumal Tholuck in das Werden dieser neuen Zeit schaffend und gestaltend nicht mehr eingegriffen hat. Nur die eben berührten Hauptmomente in dem Übergange aus der alten in die neue Zeit: Hegel- und Junghegeltum, Lichtfreundtum, Revolution und Reaktion in ihrer Beziehung zu Tholuck haben für unsre Zwecke Bedeutung und verlangen eine eingehendere Besprechung. Was sonst aus dem Leben des alternden Tholuck noch der Erwähnung wert ist, wird gelegentlich dabei seine Stätte finden können. —

„Mit dem Hegelianismus war eine neue Phase des rationalen Prinzips eingetreten", schreibt Tholuck selbst in seinem Artikel über die „Lichtfreunde", in Herzogs Realencyklopädie (1. Auflage). „An die Stelle des trüben Gemisches von Gefühl und Räsonnement, welches der Rationalismus unter dem Namen ‚Vernunft' begriffen hatte, trat nun das ‚autonomische Denken in freier dialektischer Selbstentwickelung' — zuerst allerdings noch in der glücklichen Selbsttäuschung befangen der Identität dieses Denkens mit der absoluten christlichen Religion. Durch Strauß und Ruge wurde indes der Schleier der Selbsttäuschung gehoben, und der unversöhnliche Zwiespalt zwischen dem Resultate der spekulativen Vernunft und dem Christentume dargethan."

Halle selbst war, wie wir vorübergehend im ersten Kapitel erwähnten, ein Vorort der Hegelschen Philosophie geworden. Zu Hinrichs, dem strengen Vertreter und Vertreiber der Hegelschen Terminologie, war Rosenkranz getreten und hatte in geistreicher dichterischer Form durch Vorlesungen über Litteratur, Mythologie, Religionsphilosophie, Poesie ꝛc. für seinen Meister Propaganda gemacht. Der 1833 an seine Stelle berufene Billroth, von Tholuck öfters als sein „Freund" erwähnt, nahm eine freiere Position zu Hegel ein, polemisierte gegen ihn und war doch sein Schüler, der in vollen Auditorien die Studenten für das System gewann. Seit 1834 wirkten neben Hinrichs die Privatdozenten Ruge und Schaller, der erstere in burschikoser Genialität, der zweite mit unerbittlicher Gedankenstrenge die Hegelschen Kategorien zur Lösung der Welträtsel verarbeitend. 1836 endlich bestieg J. Ed. Erdmann den Hallischen Philosophenlehrstuhl, den er noch einnimmt. Aus dem lutherschen Pfarramte der russischen Ostseeprovinzen in eine Berliner Privatdozentenstellung und sodann in die Hallische Professur übergegangen, verfolgte er von Anfang an die Tendenz, die Übereinstimmung der Hegelschen Philosophie mit dem recht verstandenen Christentum nachzuweisen. Mit glänzender Diktion und einer bewundernswürdigen Gabe ausgestattet, das Dunkle klar und das Schwierige leicht zu machen, verschaffte er vor allen der Hegelschen Methode in dem Gros der Hallischen Studentenschaft Popularität, freilich nicht ohne von den fortgeschrittenen Anhängern der Sekte eines weiten Abfalls vom Meister geziehen zu werden. Bestieg er doch noch immer je zuweilen die Kanzel, um der akademischen Gemeinde in der Form der frommen „Vorstellung" die erhabenen Geheimnisse der „Idee" zu verkündigen.

Namentlich war es Arnold Ruge, der diesen „theologisierenden Hegelianismus" mit scharfen Waffen attackierte. In Bergen auf der Insel Rügen geboren und später zufolge seiner Teilnahme an der Jenaischen burschenschaftlichen Bewegung zu langjähriger Festungshaft verurteilt, wurde er erst nach sechs Jahren, am 1. Januar 1830 begnadigt, und ging 1831 nach Halle, wo er zunächst an dem Pädagogium und der lateinischen Schule unter dem Direktorat von Niemeyer Unterricht gab

und sich dann 1834 zufolge einer Schrift über die platonische Ästhetik an der Universität — den Doktor hatte er schon in Jena gemacht — nostrifizieren ließ.

Bereits im väterlichen Hause hatte Ruge den Widerspruch gegen das positive Christentum anerzogen erhalten. Sein Vater, Inhaber eines Pachtgütchens auf der Halbinsel Jasmund, hatte dem Fünfzehnjährigen zu Weihnachten die schöne Abschrift eines Aufsatzes aus einer Monatsschrift mit dem Titel „Die natürliche Religion" übergeben und dabei gesagt: „Hebe dies auf, mein Sohn, und wenn du größer wirst, so wünsche ich, daß du es liesest." Selbst ein Knecht des Hauses stimmte in den Geist der Familie mit ein und sagte damals dem Knaben, der bei einem Geistlichen in der Nähe Stralsunds erzogen wurde: „Du hest wat lirnt, min Sähn, und wenn du groot büst, willn wie tosam gegen de Papen und de Edellüd tehn."[1])

In welcher frivolen Weise der junge Student in Jena religiöse Dinge behandelte, geht aus einem Zuge hervor, den er selbst später aus seinen Erinnerungen mitteilte. Sein alter Rektor Koch in Bergen, der 1821 Pastor in Stralsund geworden war, schickte einst dem Mittellosen fünf Goldstücke mit dem Bemerken: die sende ihm der liebe Gott, und ermahnte ihn zum Vertrauen auf die weitere göttliche Hilfe. Darauf erwiderte das Bürschlein: „Ich danke Ihnen von ganzem Herzen ꝛc.; von dem lieben Gott aber, dem ich hiermit, wie gewünscht wird, den Empfang der fünf Louisdor anzeige, ist es doch äußerst schäbig, nicht mehr geschickt zu haben. Wenn er einmal regnen läßt, spendet er viele Millionen mit vollen Händen; wie hat er es da über sich gewinnen können, mich mit einer so lumpigen Summe abzuspeisen, die mich ja überall im Stiche lassen muß!"[2]) In der Widmung des dritten Teils seiner Lebenserinnerungen klagte der nach England Übergesiedelte: „noch immer beherrscht die Fabelburg Altsyriens die Geister alle des Volks!" und als der Schreiber dieser Zeilen 1875 mit dem Greise Ruge in einer Gesellschaft zu Brighton zusammentraf und sich ihm als Hallenser bekannt machte, brach noch derselbe alte Widerwille gegen alles, was Religion heißt, in unerfreulicher Weise hervor.

Ruge übte in seinen Vorlesungen wenig Einfluß aus.

Da begann er im Jahre 1838 mit dem Lehrer am Pädagogium Dr. Echtermeyer die Herausgabe der „Halliſchen Jahrbücher für deutſche Wiſſenſchaft und Kunſt“, welche nur fünf Jahrgänge erlebte und 1843 wegen ſozialiſtiſcher und ſtaatsgefährlicher Tendenzen von der ſächſiſchen Regierung — ſie war 1841 unter dem Titel „Deutſche Jahrbücher“ nach Leipzig übergeſiedelt — unterdrückt wurde.

Dieſe Zeitſchrift unternahm von Anfang an den Kampf gegen die großen Poſitivitäten der Zeit. „Waren die Berliner Jahrbücher die Philoſophie der Reſtauration, ſo waren wir die Philoſophie der Revolution, das heißt unſer Prinzip war die ewige unerbittliche Selbſtentwicklung der Idee“, ſo bekannte Ruge ſelbſt im ruhigen Rückblick auf die Vergangenheit[3]). Gegen die „katholiſchen und proteſtantiſchen Jeſuiten“ ergriff er mit ſeinen junghegelſchen Freunden in den Jahrbüchern „die Fahne der proteſtantiſchen und philoſophiſchen Freiheit.“ Die Pietiſten verfolgte er mit Spott und Hohn, und als Heinrich Leo „ſelbſt ſolche Leute wie Thilo aufgeſungen hatte,“ die Ruge ernſtlich baten, er möge die Pietiſten nicht mit Scherzen abfertigen, die Bewegung verdiene ein ernſtliches Eingehen auf die Sache, „da ja der Kronprinz und ſeine ganze Freundſchaft dahinterſtecke“, gingen die Jahrbücher in einer langen Reihe von Artikeln zu einer förmlichen Charakteriſtik des Pietismus über, bei welcher Arbeit ſich Ruge „von einen jungen theologiſchen Freunde,“ Karl Schwarz, von dem wir noch hören werden, weſentlich helfen ließ.[4]) Auch gegen die Romantik in der Litteratur, die ihnen als nichts andres erſchien, denn als eine Reſtauration des Chriſtentums unter den Formen der Bildung, Aufklärung, Poeſie und ſelbſt der Philoſophie, alſo gegen Jacobi, Hamann, Jean Paul, Schlegel, Tieck, vor allen Novalis und Schelling, machten die Jahrbücher Front. „Die politiſche Romantik ſollte dann daran kommen, aber inzwiſchen beſtieg Friedrich Wilhelm IV den Thron — und charakteriſierte ſich ſelbſt.“

Schon im erſten Jahrgange erſchien eine Serie von Abhandlungen über die Univerſität Halle, in welcher auch über ſämtliche lebende Dozenten der Hochſchule nach Hegelſchen Kategorien Revüe gehalten wurde. In der Beſprechung Erd-

manns erwähnte der Verfasser dessen Beziehungen zu Tholuck, die bis zuletzt freundschaftliche waren; noch am Tage vor Tholucks Tode erschien der Philosoph persönlich im Krankenzimmer des theologischen Kollegen. In jenem Abschnitte hieß es nun (S. 675): „Gegen Tholuck hat Erdmann allerdings das umgekehrte Verhältnis von Billroth; er ist unabhängig von ihm, ja er ist sein Lehrer, Tholuck hört eifrig seine Kollegia und studiert Hegels Philosophie nach Erdmann, anstatt sich unmittelbar an Hegel zu halten.“ Und bei dem Übergange zur Charakteristik Tholucks (S. 676): „Hier knüpft sich die neueste Hallische Theologie an, oder vielmehr sie ist selbst in dem Vorigen zum Teil schon mit abgehandelt, denn es ist bereits gesagt, daß Tholuck, welcher ohne Widerrede die Hauptmacht über die theologischen Gemüter verwaltet, selbst dem Studenten-Bewußtsein sich angeschlossen und ebenfalls Unterricht genommen hat bei dieser verdeutlichten und verklärten Hegelschen Philosophie.“

Auch in andren Kreisen, zumal in Berlin, fing man davon zu reden an, daß Tholuck eine Schwenkung zu Hegel hin gemacht haben sollte; namentlich scheint ihm Hengstenberg in dieser Beziehung scharf zugesetzt zu haben. Darauf deuten wenigstens mehrere Verteidigungsbriefe Tholucks an den letzteren hin. So hielt Tholuck es für nötig, über sein Verhältnis zur Hegelschen Philosophie wie zu den Hauptrichtungen der Zeit ein klares öffentliches Wort zu reden. Er eröffnete den Litterarischen Anzeiger des Jahres 1840 mit einem Vorworte, das für seine gesamte theologische Stellung von solcher Wichtigkeit ist, daß wir es der Hauptsache nach hier mitteilen.

„Der Litterarische Anzeiger,“ so heißt es da, „tritt seinen zehnten Jahrgang an, und der Herausgeber fühlt sich diesmal aufgefordert, auf die Zeit, die hinter ihm liegt, einen Blick zu werfen.“

„Vor zehn Jahren konnte man drei verschiedene Schulen unterscheiden, die des ordinären Rationalismus, des historischen Supranaturalismus und die der Schleiermacherschen Theologie. Der Ausdruck ‚sich auf der Höhe der Zeit befinden‘ klingt etwas pretiös und anmaßend, doch wird man nicht leugnen können, daß ihm eine Wahrheit zu Grunde liegt. Er hat

seine Anwendung auf diejenigen, welche die vorhergegangenen Geistesrichtungen in ihrer Nichtigkeit zu übersehen glauben und darum, wie sie es ausdrücken, darüber hinausgegangen sind. In solchen Fällen wird nun auch immer in der vorhergegangenen Geistesrichtung eine Mangelhaftigkeit erkannt und überwunden worden sein; nur ist freilich die Frage, einesteils, ob nicht mit dem Mangelhaften auch das Gute verworfen, und ob nicht an die Stelle der einen Einseitigkeit eine viel größere getreten ist. ... Vor zehn Jahren befanden sich die Schleiermacherschen Theologen auf der Höhe der Zeit; sie hatten erkannt, daß man der Polemik des Rationalismus gegen die Orthodoxie der vorhergehenden Jahrhunderte teilweise Recht geben müsse; andrerseits waren sie sich der Seichtigkeit bewußt, mit welcher dieser Rationalismus die Erscheinungen des religiösen Lebens auffaßte. Aber der Schleiermachersche Standpunkt war bei dem Urheber selbst ein Resultat einer höchst originellen und unter eigentümlichen Verhältnissen entwickelten Persönlichkeit ... Streng genommen hat er keine eigentümliche Jüngerschaft gehabt. Es hat einige jüngere Männer gegeben, welche mit serviler Anhängertreue unter Begleitung des ganzen Trains seiner Terminologie seine Ansichten in Religionsbücher und ähnliche Schriften übertrugen. Aber wie viele und bedeutende Theologen unsrer Zeit auch mit einiger Pietät und Dankbarkeit an diesem großen Manne hängen, so ist es doch großenteils nur der Anstoß, den sie ihm verdanken, oder ein spezieller Einfluß auf Kritik, Exegese, Dogmatik. Bei weitem die meisten sind, von ihm angeregt, allmählich zu dogmatischen Ansichten gelangt, welche sich viel enger an die Schrift anschließen, als es bei ihm der Fall war. — So war denn nun auch bei Lebzeiten Schleiermachers die Aussicht vorhanden, daß die Theologie der evangelischen Kirche immer mehr von christlichem Geiste durchdrungen werden, der Rationalismus aber nur einen mehr formellen Einfluß behalten würde."

„Von der Hegelschen Philosophie war damals innerhalb der Theologie wenig oder gar nicht die Rede, und insofern davon die Rede war, schien auch in ihr das treibende Interesse das religiöse, das Bestreben nämlich, den christlichen Glaubensgehalt, ja näher den Gehalt des lutherischen Katechismus, spe-

kulativ zu rechtfertigen. Im Laufe des Dezenniums änderte sich dieses Verhältnis. Schon vor acht Jahren wurde mir von einem Freunde geschrieben, warum sich doch der Litter. Anzeiger noch so viel mit dem Röhrschen Rationalismus zu thun mache; in zehn Jahren werde dieser Rationalismus ein toter Hund sein, der Hegelianismus aber umhergehen wie ein brüllender Löwe. Es könnte wohl sein, daß dieses gehörnte Diktum in ein Journal verschleppt und gehörig beschrien würde; dennoch habe ich es nicht unterdrücken wollen: es diene dazu, denen, welche ihren Haß gegen die Religion überhaupt hinter dem Hegelschen Philosophenmantel verstecken, zu zeigen, daß dem Völkchen der ‚Frommen' nicht mit Recht nachgesagt werden kann, was dort von einem gewissen Völkchen gesagt ist:

Den Teufel spürt das Völkchen nie,
Und wenn er sie beim Kragen hätte —,

daß es vielmehr mit St. Paulus zu sprechen das Recht hat: denn uns ist nicht unbewußt, was er im Sinne hat (2 Cor. 2, 11)".

„Ich will mich ausführlicher erklären — auch darum, weil mir neuerlich selbst durch politische öffentliche Blätter die Veranlassung gegeben worden ist, mich über mein Verhältnis zur Hegelschen Philosophie auszusprechen. Den ängstlichen Gemütern, welche sogar der Befürchtung Raum gegeben, als könnte ich meinem Glauben untreu geworden sein, wird hoffentlich mehr als durch alle Versicherungen durch mein inzwischen erschienenes Andachtsbuch der faktische Beweis, und — so der Herr Gnade verleiht — vielleicht selbst der Geschmack davon geworden sein, daß ich nach wie vor meine Ehre, meine Kraft und meinen Trost in jenem herrlichen, jetzt aber von beschnittenen und unbeschnittenen Gegnern Pietismus gescholtenen Glauben finde, in dem ein Luther, Calvin, Spener gelebt haben und selig gestorben sind. Insoweit ich aber philosophischen Studien mich hingebe, hoffe ich, daß auch diese nur zum Aufbau jenes seligmachenden Glaubens dienen werden."

„Ist von der Hegelschen Philosophie die Rede, so kann man zuvörderst fragen, welche ihrer Konfessionen wir meinen, da sie nachgerade sogar ein Pantheon geworden ist, in welchem

die Anbeter des Gottes der Unterwelt ebensowohl ihre Andacht verrichten, als die Verehrer des Vaters unsres Herrn Jesu Christi. Ich habe nun allerdings diese Überzeugung gewonnen, daß die Denkformen dieser Philosophie spekulative Tiefen enthalten, in denen vielfach der Gehalt der christlichen Glaubenswahrheiten wieder gefunden wird; daß der Urheber selbst Fäden von verschiedenem Gespinst in seiner Religionsphilosophie aufgenommen (daß er zwischen einer, dem positiven Christentum günstigeren Behandlung der Kategorien und einer ungünstigeren geschwankt habe, hat auch Strauß im 3. Heft der Streitschriften in Bezug auf eines der vornehmsten Dogmen nachgewiesen); ich bin fest überzeugt, daß die Fassung der Kategorien bei solchen Christologen wie z. B. Strauß und Frauenstädt um vieles oberflächlicher ist, wie z. B. in jenen tiefsinnigen christologischen Ausführungen, die uns Göschel in seinem letzten Werke ‚über den Gottmenschen' dargeboten hat, oder wie sie in dem trefflichen Dornerschen Werke ‚Entwickelungsgeschichte der Lehre von der Person Christi' 1839 vorliegen. Dessenungeachtet verkenne ich nicht, daß die Grundvoraussetzungen und die Tendenz des Systems, wie es bei dem Stifter vorliegt, auf solche Resultate führt, wie sie die sogenannte linke Seite daraus ableitet. Eine von diesen Grundvoraussetzungen, in welcher ich mich vorzüglich von dem System geschieden fühle, ist die Stellung, welche es dem Denken gegenüber der Geschichte anweist; und zwar verstehe ich hier unter Geschichte sowohl die Geschichte des Individuums, also den Grund seiner Lebenserfahrung (vulgo Gefühl), als auch die des Geschlechts und insonderheit die geschichtliche Seite des Christentums. Das System verlangt beim Beginne der Spekulation absolute Voraussetzungslosigkeit, alles auf andrem Wege uns gewiß Gewordene für problematisch anzusehen und, so lange nicht etwa im dialektischen Prozeß der Fehler nachgewiesen, unbedingte Unterwerfung unter die logische Notwendigkeit. Nach dem Vorgange von Strauß muß das Leben und die Geschichte sich mit einem Taceat mulier in ecclesia" (das Weib hat in der Kirche zu schweigen) „Stillschweigen gebieten lassen, sobald die Spekulation zu predigen angefangen hat; nicht einmal ein warnender Zeigefinger soll ihr gestattet sein. Diese Forderung

kann ich auf keine Weise anerkennen, vielmehr muß ich ihr Folgendes entgegensetzen. Erstens gebe ich dem philosophischen Denken zu, daß es beim Beginn der Spekulation von keiner bewußten Voraussetzung auszugehen hat, aber — es hat den philosophierenden Menschen selbst und seine Geschichte zur Voraussetzung. Aus dem Grunde ist jede Philosophie Zeitphilosophie, sie ist bedingt durch den in einer bestimmten Zeit gegebenen Lebenskreis des Menschen. Spinozas Ansichten sind bedingt durch Cartesius und vielleicht durch die Kabbalisten, die Phänomenologie und die Logik von Hegel konnte nur entstehen im 19. Jahrhundert und nach dem Vorgange von Schelling, Fichte, Kant. Das Leben, die Geschichte macht die Philosophie, wie will nun die Philosophie gegen das Leben und die Geschichte so spröde thun? Dies soll nun nicht so gemeint sein, als sollte die Philosophie vor den Thatsachen der Geschichte sofort die Waffen strecken; aber ich komme auf den Goetheschen Satz zurück, daß sich der Gedanke elastisch erhalte, um nach Maßgabe der Erfahrung sich zu modifizieren und auszudehnen. Vischer hat einer trunkenen Spekulation gegenüber, die sich auf die erste beste Fata morgana wirft und ihre Vernünftigkeit zu demonstrieren anfängt, die Äußerung gethan: bevor die Spekulation beginne, möge der gesunde Menschenverstand sich der Gegenstände vergewissern, über die er zu spekulieren hat. Wo es sich um geschichtliche Thatsachen handelt, bin ich damit völlig einverstanden. Welch erstaunliches Korrektiv würde aber für eine antichristliche Spekulation die Anwendung dieses Grundsatzes auf das Christentum sein! Bekennt nicht Strauß in der Vorrede zu seinen ‚Charakteristiken' aufs neue, das gerade Gegenteil zu thun, und weil ihm nach nochmaliger Überlegung die johanneischen Wunder doch zu unbegreiflich erschienen seien, nun mit Entschiedenheit mit der Authentie der drei ersten Evangelien auch die des vierten preiszugeben? — Ferner, ist jede Philosophie Zeitphilosophie, so wechselt sie auch mit der Zeit. Wie kann eine dem Wechsel unterworfene Philosophie von vornherein absolutes Zutrauen verlangen? Ja ich sehe, daß die Anhänger des Systems selbst je nach der verschiedenen persönlichen Geschichte der philosophischen Individuen die Kategorien wenden und biegen und sie

entweder im Dienste eines lebendigen Gottes oder eines Götzen gebrauchen. Kaum werden die jüngeren Anhänger des Systems, welche einen mehr elastischen Charakter besitzen, in Abrede stellen daß nicht nur in der Religionsphilosophie, in der Rechtsphilosophie, in der Naturphilosophie eine andre Anwendung der Kategorien möglich ist, als die von dem Meister gemachte, sondern daß auch die Kategorien der Logik selbst Modifikationen, Umstellungen, vielleicht selbst Einschiebungen zulassen. Und vor solcher biegsamen Waffe sollte sich ein Faktum von der Solidität, wie sie z. B. der Auferstehung Jesu Christi zukommt, ohne weiteres zurückziehen? Endlich: ich sehe, daß das System, welches so spröde gegen das Reich der Thatsachen thut, die Probe da nicht besteht, wo ich die Kategorie durch die Thatsachen kontrollieren kann. Es tritt mit der riesenhaften Verheißung auf, nachzuweisen, wie Geschichte und Natur ihrem Wesen nach nichts andres als der äußerlich gewordene Denkprozeß sind. Ich gestehe es — eine erhabene Verheißung, die wohl ein Magnet genannt werden mag, der jeden strebenden Geist anzuziehen im stande ist! Allein, wie wird sie erfüllt? Ich leugne nicht, in mehr als einer Hinsicht imponiert das nach dieser Seite hin geleistete. Aber wie vielfach sich auch bis jetzt, in der Religionsgeschichte z. B., in welchem Gebiete ich mir am ehesten ein Urteil erlauben darf, die Geschichte hat müssen auf das Prokustesbett legen lassen, um den Schein einer Erfüllung der Verheißung zu haben, liegt am Tage — in der Geschichte der Philosophie liegt die Sache wohl noch mehr im Argen — wie muß sich z. B. das Judentum von dem einen hierhin, von dem andren dahin stoßen lassen, um in den Verlauf des sich in den Religionen entwickelnden Denkprozesses sich einzufügen; wie verschieden wird der unbequeme Muhammedanismus gefaßt, wie muß Vatke die jüdische Geschichte macerieren, um den Verlauf der logischen Momente herauszubringen!"

„Dies alles ist es, wodurch ich mich in meinem wissenschaftlichen Gewissen gerechtfertigt fühle, wenn ich den Prätensionen der Philosophie überall da den Gehorsam verweigere, wo die Geschichte in dem oben angegebenen Sinne mit unwiderstehlicher Macht zum Mißtrauen gegen die Dialektik des Systems auffordert. Auch wo ich nicht im stande wäre, den

dialektiſchen Irrtum nachzuweiſen, würde mich dies nicht irre machen; ich würde ebenſo vertrauungsvoll auf eine zukünftige Phaſe der Philoſophie harren, wie wohl mancher Theologe bei dem ſo lange in ſeiner Konſequenz für unüberwindlich gehaltenen Spinozismus gethan, welcher nun wirklich in Hegel jenen ‚Gewaltigen' gefunden, der ihm die Waffen abgenommen hat. Allein ich ſehe ja, daß ſchon gegenwärtig die dialektiſchen Irrgänge jener Spekulation nachgewieſen werden können, und von Männern wie Fiſcher, Weiße, Dorner, Göſchel wirklich nachgewieſen worden ſind."

„Wie groß ich indes auch von der Macht der geſchichtlichen Seite des Chriſtentums denke, ſo kann ich mich doch andrerſeits nicht zu einer ſolchen Abtrennung von Theologie und Philoſophie verſtehen, wie dieſelbe von Schleiermacher angeſtrebt worden iſt. Ich ſage angeſtrebt worden iſt, denn ſelbſt ſeine Freunde ſtellen ja nicht in Abrede, daß ſeine Geſtaltung der Dogmatik weſentlich durch eine beſtimmte philoſophiſche Anſchauung bedingt worden iſt. Die Dogmatik hat meiner Überzeugung nach nicht bloß das Geſchäft, den Inhalt ‚frommer Erregungen' in gewiſſen Formeln zu reflektieren, ſondern vielmehr ihn als einen dem denkenden Geiſte notwendigen darzuſtellen. Sie kann mithin der Spekulation nicht entbehren. Da aber jedwede Philoſophie Zeitphiloſophie iſt und — ſetze ich als Chriſt hinzu — da wir hier im Glauben, auf deſſen Seite, wie Göſchel bemerkt, ja auch das Wiſſen liegt, und nicht im Schauen wandeln, ſo kann auch die ſpekulative Dogmatik nur Stückwerk ſein (1. Kor. 13, 12), ſo kann die chriſtliche Wahrheit auch nicht dividiert werden, ohne daß nicht ein Bruch übrig bliebe, — eine Anſicht, welche freilich, weil es — mit Ausnahme einiger Dutzend Individuen — die Anſicht der ganzen Menſchheit iſt, von manchem heutigen Philoſophen trivial genannt werden wird. Denjenigen meiner Berliner Freunde, welche meine theologiſche Entwickelung kennen, wird nicht unbekannt ſein, wie ich von Anfang an das Bedürfnis einer freien Stellung der Wiſſenſchaft gegenüber nicht habe verleugnen können. So habe ich nun auch in dogmatiſcher Hinſicht ſtets die gute Zuverſicht bekannt, daß der Chriſtenglaube auch vor der Vernunft oder vielmehr als Vernunft ſich rechtfertigen werde. Ich

war nicht beruhigt, so lange ich mir nicht meine Stellung als christlicher Theologe sowohl der historischen als der philosophischen Kritik gegenüber gerechtfertigt hatte. Dies Bedürfnis trieb mich zuerst zu Jacobi, später hatte das Studium mehrerer Scholastiker, namentlich des Thomas Aquin und Anselmus, wie auch der Mystiker einen bedeutenden Einfluß auf mich, dann Schelling und Schleiermacher. So bin ich auch auf Hegel geführt worden; hätte ich es doch schon mit meiner Stellung als akademischer Theologe unvereinbar finden müssen, nach dem Verständnisse eines so tief in die Zeit eingreifenden Systems nicht zu ringen. Warum ich die Ehre ablehnen muß, mich unter die Anhänger desselben zählen zu lassen, habe ich offen dargelegt. Dieses kann mich jedoch nicht hindern, in den Denkformen jener Philosophie vielfach spekulative Wahrheit zu erkennen, und glaube ich als christlicher Theologe auch in dieser Hinsicht von dem paulinischen ‚Alles ist euer' Gebrauch machen zu dürfen, sobald ich nur des Folgenden, ‚Ihr aber seid Christi' nicht uneingedenk bleibe. Haben nicht die größten Lehrer der Kirche, hat nicht ein Augustinus und Anselmus dieselbe freie Stellung zu der Philosophie ihrer Zeit eingenommen? Allerdings wird die dogmatische Auffassung der Glaubenswahrheiten durch die Einwirkung solcher philosophischen Ansichten modifiziert; aber kann überhaupt das evangelische κήρυγμα" (Verkündigung) „zu einem δόγμα der Schule ausgebildet werden, ohne daß ihm der Mangel einer bestimmten Zeit aufgeprägt würde? Wäre es anders, wie könnte es eine Dogmengeschichte geben? Erhielte sich jedoch nicht andrerseits auch bei diesen Modifikationen ein gemeinsamer Kern der Einheit, wie könnte es ein kirchliches Band geben, das entfernte Jahrhunderte zusammenschließt?"

„Dies ist mein dogmatischer Standpunkt, bei dem ich keineswegs das Weiterstreben aufgebe, sondern mich vielmehr der Belehrung offen erhalte, sie komme, von welcher Seite sie wolle; denn ich kann von ganzem Herzen versichern, es ist mir ein Ernst, mich von jedem blinden Parteihasse fern zu halten, welches Kleid er auch anthue, auch wenn er im Kleide der Frömmigkeit auftritt."

„Ich habe übrigens noch eines Umstandes zu erwähnen, der mir den Beweis dafür gibt, daß der rohe Pantheismus

eines Teils der jüngeren Hegelianer nicht bloß eine Frucht der abstrakten logischen Konsequenz sei, daß er vielmehr seine Nahrung aus dem irreligiösen Zeitgeiste zieht, der in einem Teile des gegenwärtigen Geschlechts herrschend geworden ist. Unabhängig nämlich von der Philosophie ist dieser Pantheismus unter den Repräsentanten der jungen Litteratur aufgetreten, und ist nach dem Vorgange von Heine vielfach auf eine zügellose Weise ausgesprochen worden. Und wie dieser Pantheismus eine entschiedene Hinneigung zum Materialismus verrät, so gewinnt es fast den Anschein, als ob den jüngeren Hegelianern, unter dem Einfluß der materialistischen Zeittendenzen ihr philosophisches System zu spiritualistisch sei, und als ob dieser Zweig des Systems überhaupt in Spinozismus oder Materialismus auslaufen sollte. Von Frauenstädt wird uns gesagt, daß schlechterdings nur die Wahl sei zwischen einem kopflosen Glauben und einem glaubenslosen Kopfe; von Georgii in einem Aufsatze in den Hallischen Jahrbüchern wird uns nur die Wahl gelassen zwischen Christus und Spinoza, und auch Feuerbach, scheint es, lenkt dahin ein. Unser Wahlspruch wird dagegen, auch bei allem Streben nach immer vollendeterer wissenschaftlicher Erkenntnis, der Ausspruch des trefflichen Engländers Coleridge bleiben, dem das Verdienst gebührt, England zuerst auf eine fruchtbare Weise mit der deutschen Arbeit des Denkens bekannt gemacht zu haben: ‚Wenn der Kopf das Licht des Herzens ist, so ist das Herz das Leben des Kopfes‘."

„Wie dem auch sei, die Sachlage ist die, daß ein großer Teil der Hegelianer dahin gekommen ist, das Christentum in seiner geschichtlichen Basis durch die konsequente Leugnung alles Wunderbaren zu untergraben, in seinem dogmatischen Inhalte durchaus pantheistisch umzudeuten und sogar in Frage zu stellen, ob es nicht noch einer andren Manifestation des religiösen Geistes Platz machen werde. (Auch Rosenkranz spricht sich in diesem Sinne aus in seinem Aufsatze über den Muhammedanismus in seinen Vermischten Schriften.) In diesem Resultate stimmt die junge Litteratur damit zusammen, und verschiedenartige Koalitionen der Finsternis sind hieraus hervorgegangen. Die gelesensten schönwissenschaftlichen Zeitschriften, wie der Freihafen, die Jahres-

zeiten, die Hamburger Jahrbücher für Litteratur, dienen diesem ‚modernen Selbstbewußtsein' als Organe und verschleppen das Gift nach allen Richtungen. Wer gegenwärtig darauf Anspruch macht, auf der Höhe der Zeit zu stehen, muß diesem Geiste Huldigung leisten. Noch vor kurzem war es eine Schmach, sich mit Frivolität über religiöse Gegenstände zu äußern; durch Leute wie Pückler-Muskau, Feuerbach, Daumer, ist auch diese Schranke auf eine schmachvolle Weise durchbrochen worden."

„So befindet sich denn allerdings die protestantische Theologie dieser Zeit auf einem Standpunkt, welcher von dem, den sie vor einem Dezennium einnahm, wesentlich abweicht, welcher die Aussicht auf einen Sieg des christlichen Prinzips noch um vieles weiter in die Zukunft hinauszuschieben scheint. Ja sogar jener vulgäre Rationalismus, der noch vor kurzem in Bedeutungslosigkeit zurückgesunken war, hat unter dem Schirme des philosophischen Rationalismus wieder einige Bedeutung gefunden. Es weiß sich dieser jüngere Bruder mit dem älteren in dem Prinzip eines abstrakten Protestantismus eins, auch kann er seine kritischen Vorarbeiten nicht entbehren. Zwar sind sie ihm keineswegs genügend, er muß bei weitem darüber hinausgehen. Wer die Geschichte mit der Unerbittlichkeit wie Vatke den logischen Kategorieen dienstbar macht, muß notwendig auch zu ganz eigentümlichen kritischen Resultaten gelangen. Dieser philosophische Radikalismus der linken Hegelschen Seite kann sich nicht eher zu gute geben, als bis die Unechtheit aller vier Evangelien bewiesen worden ist, — ja, wollte es nur angehen, die Unechtheit sämtlicher Schriften des Neuen Testaments. Wenn nun auch der vulgäre Rationalismus zu nüchtern ist, um in solche extreme kritische Operation sich einzulassen, so geht er doch wenigstens eine ganze Strecke mit, und es ist daher natürlich, daß jene philosophische Richtung ihn als ihren teilweisen Bundesgenossen betrachtet."

„Blicken wir nunmehr auf die theologischen Richtungen, in denen sich eine Rückkehr zum Glaubensinhalt offenbart, so zeigt sich auf dieser Seite allerdings eine wachsende Energie, aber eben so sehr Isolierung und Zersplitterung, als auf der entgegengesetzten Zusammentreten und Zusammenwirken. Man wird nicht leugnen können, daß das religiöse Prinzip im Laufe

des Dezenniums eine verstärkte Bedeutung gewonnen hat, ja, daß es angefangen hat, wieder eine weltgeschichtliche Macht zu werden. Wie sehr verschlingen sich wiederum die religiösen Interessen mit den politischen; wir haben neue Beispiele von Martyrtum und praktischen Verleugnungen für den Glauben gesehen; Philosophie und Kunst werden eben so sehr auf der einen Seite durch das religiöse Prinzip getrieben und bewegt, als auf der andren Seite durch das antireligiöse. Der alte Konfessionseifer der christlichen Kirche ist fast allenthalben wieder wach geworden und damit freilich auch die Zerspaltung eingetreten; es hat zuerst das kirchliche Bewußtsein des Luthertums sich wieder erhoben, gleichzeitig damit in England das streng durchgeführte Prinzip der bischöflichen Kirche; in Rußland ist der Eifer für das griechische Kirchentum erwacht und proselytenmacherisch geworden; in Deutschland und Frankreich ist die papistische Richtung der katholischen Kirche wieder zu Kraft gekommen. Innerhalb der protestantischen Theologie hat die gläubige Richtung sich einerseits bestimmter und inniger an die kirchlichen Symbole angeschlossen, andrerseits in vielen Abstufungen dem philosophischen oder vulgären Rationalismus sich genähert. Mit tiefem Schmerze muß man aber wahrnehmen, wie hier, anstatt immer zuerst das Gemeinsame anzuerkennen, darin sich zu befreunden und von diesem gemeinsamen Boden aus sich über die Differenzen zu verständigen, die Tendenz zur Isolierung über alle Maßen überhand genommen hat, wohl nicht ohne Einfluß eines Faktors, der freilich hier ganz ausgeschlossen sein sollte, des Faktors der Menschenfurcht, welche das Gericht der Journale mehr scheut, als das Weltgericht."

Nach einigen Worten über die Stellung des Litterarischen Anzeigers inmitten aller dieser Parteien erwähnt Tholuck die Angriffe, welche seine eigne Unparteilichkeit ihm zugezogen hatte. „Man hat es insbesondre als Inkonsequenz, ja sogar als Doppelzüngigkeit verschrieen, daß bei dem freieren theologischen Standpunkte des Herausgebers und dem streng kirchlichen von Dr. Hengstenberg zwischen ihm und diesem Theologen das Verhältnis wechselseitiger Anerkennung in dem einen gemeinschaftlichen Glaubensgrunde stattgefunden hat. Wiewohl es nun für Leidenschaftslose durchaus überflüssig ist, darüber erst eine

besondre Erklärung abzugeben, so will ich dennoch auch auf diesen Vorwurf die Antwort nicht schuldig bleiben. Ich kann allerdings nicht glauben, daß die Theologie unsrer Tage die Bestimmung habe, durchgängig zu den wissenschaftlichen Resultaten der Theologie des 17. oder 16. Jahrhunderts zurückzukehren. Ich glaube, daß der negativen Theologie, welche seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts entstand und bis auf unsre Tage sich immer weiter entfaltet hat, ihre teilweise Berechtigung zukommt. Zwar weiß auch ich mich mit dem Hauptglaubensbekenntnisse unsrer Kirche in Einklang; aber es ist ein Glaubensbekenntnis und nicht eine wissenschaftliche Ausführung. Sowohl in der wissenschaftlichen Ausführung als in einigen weniger wesentlichen Punkten würde ich andre Wege einschlagen, auch manches von dem aufgeben, was die Theologen jener Zeit behauptet haben. Will ich nun selbst dem oben ausgesprochenen Grundsatze treu bleiben, auch bei solchen Theologen, mit denen ich mich in mancher wissenschaftlichen Differenz befinde, zunächst den gemeinschaftlichen Glaubensgrund anzuerkennen, so gebührt es sich wohl vor allem, dieses bei jenem Berliner Theologen zu thun, der mit solcher ernsten Gewissenhaftigkeit, mit so unerschütterlicher Freimütigkeit und mit solchem ungetrübten Gleichmut bei der Flut der von allen Seiten her eindringenden Schmähungen den Glauben der Kirche verteidigt hat. Ich weiß es wohl, daß mancher Theologe sein Interesse dabei findet, seine eigne Sache von der solcher geschmähter Diener Christi zu sondern, daß sogar mancher, um nur dem Kothwerfen der Journale zu entgehen, die etwa vorhandenen Differenzen absichtlich hervorhebt und übertreibt: mag jeder zusehen, wie er dabei mit seinem Gewissen auskommt. Die überlauten Posaunenengel der Journale sind Gott sei Dank! nicht die des Weltgerichts. Wenn übrigens Dr. Hengstenberg selbst auch solchen Männern die Anerkennung des gemeinschaftlichen Grundes keineswegs versagt, deren das Wesentliche nicht berührende wissenschaftliche Differenzen vorliegen, so scheint dies doch den besten Beleg dafür abzugeben, daß er der starre orthodoxe Rigorist nicht sei, als welchen man ihn sich vorstellt."

„Möge der, von dem alles Gedeihen kommt, seinen Segen dazu geben, daß auch dieses Journal an seinem Teil dazu wirke,

den Geist der theologischen Wissenschaft und der Wissenschaft überhaupt zu fördern, bei welchem die Kirche Jesu Christi am sichersten aufgebaut und dem Ziele der Einheit und der Vollkommenheit im Glauben und in der Liebe entgegengeführt wird!"

Wir haben diesen Artikel fast in seiner ganzen Ausdehnung abgedruckt, weil wir nicht treffender die Zeit und die Stellung charakterisieren konnten, welche Tholuck selber in ihr einnahm. Allen ihren Bewegungen und wissenschaftlichen Bestrebungen zugänglich, das Maß von Wahrheit und Recht in ihnen, wäre es auch noch so unbedeutend gewesen, willig, ja zuweilen auch wohl zu willig anerkennend; im Glauben der Kirche gegründet und doch den Buchstaben nicht über den Geist setzend; allen Parteien gerecht werdend und doch keiner einzigen zuzuzählen, — so trat Tholuck in die neue Zeit; nur wenigen dogmatisch völlig genügend, und doch den meisten nach irgend einer Seite hin verwandt und kongenial.

Auch nach diesem Vorworte aber griff Hengstenberg brieflich die Theologie Tholucks in ihrer Weitherzigkeit noch immer heftig an. Tholuck antwortete in einem Schreiben (datumlos), das den Frieden wiederherstellte und das zu dem mitgeteilten Vorworte eine willkommene Ergänzung bietet. Es lautet: „Dein Brief hat mich tief betrübt, aber nicht im weltlichem Sinne verletzt. — Ich denke, ich habe Dir wiederholentlich Beweise gegeben, daß ich nicht zu denen gehöre, welche sich brüderlicher Ermahnung entziehen. Wiewohl ich glaube, daß mehrere in Berlin ein ungerechtes Taxieren üben, so habe ich ein solches von Dir noch nicht erfahren, sondern werde Dir ewig für manche liebreich gegebene Ermahnungen und für Deine vielfache Nachsicht dankbar bleiben. Bei dieser meiner Bereitwilligkeit, von Dir mich weisen zu lassen, mußt Du nun auch der ernstlichen Bitte, ja Forderung von mir Gehör geben, daß Du Dir recht fest von vornherein die Möglichkeit vergegenwärtigst, Dich in Deiner gegenwärtigen Ansicht über meinen Glaubenszustand zu irren. — Du meinst, was das Wichtigste ist, daß ich in der Lehre wesentlich mich geändert habe. Ich habe heute morgen ausdrücklich und aufmerksam die Augsburgsche Konfession durchgelesen, um reinen Boden zu machen. Ich sehe, daß

ich mich — gerade aus zu großer Vorsicht — in jener Erklärung viel zu schwach über meine Übereinstimmung ausgedrückt habe. Nicht ein Artikel ist, den ich nicht mit voller Seele bekennen sollte. Ich hatte damals die Konfession nicht vor mir, und dachte namentlich daran, daß sie bestimmt ausspräche, daß gleich nach dem Tode über Seligkeit und Unseligkeit absolut entschieden werde; und das hatte ich vornehmlich im Auge, nicht etwa die Apokatastasis" (Wiederbringung aller). „Denn in meinem Innern stehe ich wirklich so, daß ich ihr nicht Raum lasse, wenngleich ich stark dazu neige; so spreche ich mich im Erbauungsbuche aus. Ich hatte ferner im Auge die lutherische Abendmahlslehre, zu der auch ich eine starke Tendenz habe, die ich aber doch nicht mit der Exegese vereinigen kann. Endlich würde ich über die Anrufung der Heiligen mich anders ausdrücken. Und wenn ich nun das vor Gott als meinen herzlichen Glauben bekenne, willst Du mir die Bruderhand nur mit Mißtrauen reichen? Doch ich ehre auch das Mißtrauen, es kommt aus Deinem Gewissen. Ich bin auch, was andre Punkte betrifft, jetzt weniger nach der negativen Seite geneigt, als 1836, wo ich es am meisten war. Schleiermachers Einfluß hat mehr negative Stellung hervorgerufen, Hegelsche Einflüsse mehr positive. Ich glaube jetzt fest an Dreieinigkeit und Präexistenz Christi. So hat der Mystizismus des Mittelalters mehr gegen, Aristoteles mehr für die Orthodoxie gewirkt. Nun lasse Dich den Teufel nicht weiß machen, als ob ich mich hinter die ‚wissenschaftlichen Modifikationen durch die Philosophie' steckte. Erstens bin ich dazu zu ehrlich, mit dir ein Spiel zu treiben, 2. ist der Einfluß der Philosophie bis jetzt gar nicht so bedeutend bei mir, 3. wo er stattfindet, ist er nur aufbauend gewesen — wie gesagt, nur von Schleiermacher aus war er negativ. — Ich komme nun zu Deinem persönlichen Tadel der zu großen Weiche gegen alles ‚Neuauftretende.' Lieber Freund, du wirst anerkennen, daß Dir der Tadel gemacht werden kann und von Gerlach z. B. gemacht wurde, zu beinern und spröde zu sein. Wir mögen beide darin fehlen. Aber ich erkenne darin bei Dir Dein Blücherſches Charisma, Du hast früher in dieser Elastizität mein Charisma erkannt: so sei nur unser beider Losung: Alles ist euer, ihr aber seid Christi. Mein Fehler, den Du an mir früher rügtest,

worüber ich tiefe Reue empfinde, ist, daß ich öfter aus Annäherungsstreben, Menschengefälligkeit nur eine Seite hervortreten lasse und die andren zurück. Ich habe gebetet, daß mir dieses bei dem Vorwort nicht wieder begegne, und mit dem freudigsten Bewußtsein sage ich: es ist mir völlig gelungen. So bin ich wirklich. Ich habe es über mich genommen, mir alle Parteien zu Feinden zu machen. Ich habe ohne alle Menschengefälligkeit geschrieben .... — Du bist in der That über mich in Irrtum. Sollte ich eine andre wesentliche Modifikation meines Standpunktes erleiden, nun so werde ich es, auch wenn mit herbem Schmerz, ertragen, nicht mehr mit Dir die ehrliche Schmach Christi zu teilen. Aber — jetzt ist es nicht so, weniger als im Jahre 1836, wo Du mich nachsichtig trugest, was ich Dir nie vergessen werde. Aus diesem Gefühl ging mein Bekenntnis zu Dir im Anzeiger hervor. Hegst Du jetzt Mißtrauen, so ist jenes Bekenntnis eine Unwahrheit, so werde ich selbst öffentlich dieses aussprechen, damit es nicht scheine, als habe ich um Deine Partei (es ist dies aber die Partei der evangelischen Kirche, zu der ich von ganzem Herzen im Leben und im Sterben zu gehören wünsche) gewinnen zu wollen, die Übereinstimmung größer dargestellt, als sie ist. — Ich muß daher eine Äußerung über diese meine Erklärung hören; ich bin zu jedem weiteren Aussprechen bereit, denn es muß aufs Reine zwischen uns kommen. Soll es nicht anders sein, so gehe ich meinen eignen Weg, und sage in der Stille: Der Tag wird's klar machen, daß Du durch falsches Mißtrauen mich von dir gestoßen hast."

Die Antwort Hengstenbergs auf dies Schreiben findet sich zwar in Tholucks Nachlasse nicht; sie muß aber befriedigend ausgefallen sein, denn der herzliche Verkehr beider ist bis an ihr Ende festgehalten worden, wenn auch die Differenz des theologischen Standpunkts, zumal der Mangel an Verständnis für die geschichtliche Entwickelung der Offenbarungsstufen auf seiten Hengstenbergs, allezeit eine gewisse Schranke aufrecht erhielt. —

Die im „Vorwort" innegehaltene Position Tholucks tritt uns auch in der Festrede entgegen, welche er im Jahre darauf, 1841, bei Gelegenheit der dreihundertjährigen Reformationsfeier der Stadt Halle in der Universitätsaula hielt, und auf welche

D. Kähler in seinem Artikel über Tholuck in der Herzogschen Realencyklopädie (2. Auflage) mit Recht ein großes Gewicht legt. Schon daß die Fakultät ihn zum Festredner erwählte, ist bedeutungsvoll und zeigt, welchen Einfluß auch unter seinen Kollegen er sich allmählich erworben hatte. Vor einer stattlichen Versammlung, in welcher neben der gesamten Universität und den städtischen Behörden Bischof Dräseke und Oberpräsident von Flottwell aus Magdeburg, der Kurator der Leipziger Universität von Falkenstein und die gesamte theologische Fakultät von Leipzig, Marheineke aus Berlin, der Regierungspräsident von Krosigk aus Merseburg unter andren seinen Worten zuhörten, führte Tholuck in seiner Rede den Gedanken durch: „Der eigentümliche Charakterzug unsrer Fakultät ist gewesen, daß sie die bedeutendsten Katastrophen der theologischen Wissenschaft zuerst in sich repräsentiert und das Neue, welches die Zeit bewegte, zuerst mit Energie ergriffen hat.“ Die in Buchstaben erstarrte theologische Wissenschaft rief der Spener-Franckesche Pietismus zu dem praktisch innigen Glauben der Reformatoren zurück; und „als die Glaubenswärme des Pietismus, wie die orthodoxe Strenge der Wittenberger Theologie in eine allgemeine Erschlaffung überzugehen im Begriffe stand,“ nahm wieder in Halle die kritisch-historische Richtung eines Semler ihren Ursprung, „jetzt segensreich erleuchtend, jetzt freilich auch verderblich zündend.“ „Mit dem Schwert des Glaubens und mit dem Schild der Wissenschaft“ hat unsre Universität allezeit gekämpft. Und „so sehen wir das Ziel vor uns, dem wir nachzujagen haben, wofern wir in Einheit des Geistes mit unsren Vorvätern lehren und wirken wollen. Ein Glaube, so innig und zuversichtlich, daß er vor keiner ernsten Wissenschaft zurückschreckt, sondern im Gegenteil sie vielmehr herbeiruft, damit sie vor einer ungläubigen Welt die Erklärerin seiner Schätze, die Vertreterin seiner Rechte werde. Eine Wissenschaft, so ernst und unermüdlich, daß sie nimmer sich genug gethan, so lange der unbegriffene Buchstabe vor ihr steht, die aber auch weiß, daß Antrieb und Leben aus dem frischen Born des Glaubens ihr zuströmen muß,

und — was über allem steht — daß es nur einen unfehlbaren Meister gibt."[5])

Diese Anschauungen nach beiden Seiten hin zu vertreten fand Tholuck in den zwei Dezennien, 1840—1860, reichliche Gelegenheit. Zunächst waren es die in der Provinz Sachsen entstandenen und sich bald über ganz Preußen und Deutschland ausbreitenden Bestrebungen der Lichtfreunde, oder, wie sie sich um das erfahrenen Spottes willen lieber nannten, der „protestantischen Freunde," welche Tholuck jahrelang zu ernstem Zeugnis in Wort und Schrift für die Unerschütterlichkeit der geoffenbarten Wahrheiten des Christentums veranlaßten.

Die lichtfreundlichen Bewegungen hingen aufs engste mit den politischen Aspiration jener Zeit zusammen. Die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV hatte alle die berechtigten und unberechtigten Wünsche und Hoffnungen auf bürgerliche Freiheiten und thätigere Mitbeteiligung des Volkes an der Regierung des Staates wieder wachgerufen, welche nur die Pietät gegen den vielgeprüften greisen Friedrich Wilhelm III, der sich zu keinen Neuerungen mehr verstehen wollte, mühsam hatte niederhalten können. Als aber auch der neue Regent, auf den sich so viele Blicke verlangend gerichtet hatten, den überspannten Erwartungen nicht entsprach und in viel mäßigerem Tempo zu reformieren begann, als die Ungeduld es heischte, bemächtigte sich aufs neue eine tiefe Verstimmung der Gemüter. Irgendwo mußte die Unzufriedenheit explodieren. Auf politischem Gebiete war die niederhaltende Gewalt noch zu mächtig und die Gärung nicht reif genug — so warfen sich die unruhigen Geister zunächst auf die religiösen und kirchlichen Interessen, um mit den freiheitlichen Reformen da den Anfang zu machen. Als im Revolutionsjahre die Dämme zerrissen wurden, und im allgemeinen Umsturz jeder Urwähler nach Herzenslust mit regieren und mit räsonnieren konnte, hörte alsbald auch das Vergnügen am Lichtfreundtum auf, und die wilden Wasser der religiösen Revolution wurden von dem breiteren Strome des bürgerlichen Aufruhrs fast spurlos verschlungen.

Es ist nicht von ungefähr geschehen, daß gerade in der Provinz Sachsen jene antikirchliche Bewegung begann; Tholucks Wirksamkeit steht auch hier als mittelbare Ursache im Vorder-

grunde. Zu dem älteren Paſtorengeſchlecht aus der Wegſcheiderſchen Schule kam allmählich in der Provinz eine Schar von jungen Geiſtlichen, die an Tholucks Hand den Weg zu der chriſtlichen Heilswahrheit wiedergefunden hatten. Hie und da traten ſie zu Konferenzen und bibliſchen Kränzchen zuſammen, und im Herbſt 1842 bildete ſich aus verſchiedenen Zweigvereinen auf den Antrag des Paſtor Rhenius der „kirchliche Zentral-Verein für die Provinz Sachſen," der ſich von Anfang an, ſpäter unter dem Namen einer „Paſtoralkonferenz," in Gnadau verſammelte. Auch Tholuck war bis in ſpätere Jahre hinein ein oft und gern in Gnadau geſehener Gaſt. Aber auch die Gegner der poſitiven Richtung hatten von dieſen Verſammlungen gelernt. Als der Prediger Sintenis in Magdeburg vom Konſiſtorium zur Rechenſchaft gezogen wurde, weil er gelegentlich eines Bildes in der dortigen Kunſtausſtellung: „Das Gebet einer Bauernfamilie vor einem Kruzifix im Walde," dagegen als gegen eine „Abgötterei" aufgetreten war, da der evangeliſche Chriſt nur an Gott ſelbſt ſein Gebet richten dürfe, ſchrieb Paſtor Uhlich in Pommelte bei Calbe an ſeinen gleichgeſinnten Freund Paſtor König in Anderbeck: „Du fragſt Deine geiſtlichen Brüder: warum ſteht ihr ſo müßig am Markte des Lebens? Wohlan, wenn es Dir Ernſt iſt, ſo greife ſelbſt mit an! Komm zu uns, daß wir beraten und vom Reden zum Handeln ſchreiten!"[6]) Und ſo geſchah es. Am 29. Juni 1841 kamen zuerſt ſechzehn Theologen in Gnadau zuſammen, unter ihnen aus Halle: Wegſcheider, Franke und Ehricht, ferner Sintenis, Uhlich, und andre. Dort verabredete man eine Herbſtverſammlung für Halle, an welcher bereits 56 Perſonen teilnahmen. Die dritte Verſammlung noch in demſelben Herbſt in Magdeburg wurde von 200, die vierte, um Pfingſten 1842, in Leipzig von eben ſo viel Perſonen beſucht. Im Herbſt 1842 traf man ſich zum erſtenmale in Köthen, wo ſeitdem regelmäßig die Hauptverſammlungen zu Pfingſten und Michaelis abgehalten wurden. Daneben ſetzte Magdeburg ſeine ſich immer mehr vergrößernden Kreisverſammlungen fort; Halle richtete zweimonatliche Zuſammenkünfte ein, welche ſeit Anfang 1845 in doppelter Form gehalten wurden, Vormittags für Studenten, nachmittags für jedermann. Ähnliche Vereinigungen entſtanden

bald in Oschersleben, Halberstadt, Eisleben, Naumburg, Aschersleben, in Dessau, Königsberg, Berlin, Breslau u. s. w. Die neunte Hauptversammlung in Köthen zählte bereits zwischen 2 und 3000 Besucher, weitaus überwiegend aus dem Laienstande. Die Stadt Halle stellte dazu ihr nicht unbeträchtliches Kontingent. Auch Männer aus dem Rugeschen Freundeskreise, teils von Hegelscher Bildung, teils von modern kritischer, wie Niemeyer, Schwarz, Hildenhagen und der an St. Lorenz im Hallischen Neumarkte angestellte Pastor Wislicenus fanden sich ein und verlangten, wenngleich unter dem Widerspruche der altrationalistischen Partei, die Besprechung nicht nur der kirchlichen, sondern auch der Glaubensfragen.

Immer mehr traten Uhlich und Wislicenus an die Spitze der Bewegung; jener der Vertreter des im wesentlichen auf dem Standpunkte von 1800 zurückgebliebenen Rationalismus, dieser ein Verkündiger des popularisierten Pantheismus der junghegelschen Schule. Uhlich, nach Tholucks Schilderung, ein „behutsamer und gemäßigter Mann, und doch nicht ohne Nachdruck, namentlich von seltener Rührigkeit, mit dem Ausdruck der Biederkeit und Herzenswärme und mit entschiedener Gabe volksmäßiger Beredsamkeit," hatte bereits 1842 zehn Hauptsätze ausgearbeitet, die er aber aus Scheu vor einem formulierten Glaubensbekenntnisse erst 1845 veröffentlichte. Darin hieß es: „1. Ich finde mich bei aller Hoheit, die mir unter den Geschöpfen als Mensch angewiesen ist, mangelhaft, unvollkommen. Es fehlt mir etwas, aber das Sehnen nach Wahrheit, Tugend, Frieden, verläßt mich nie. 2. Indem ich für dieses Befriedigung suche, so finde ich sie nirgends besser als im Christentum, und als dessen lebendiger Inbegriff stellt sich mir sein Stifter Jesus Christus dar. 3. In ihm erkenne ich den erhabensten Gesandten Gottes, den Menschen, wie er sein soll, den Herrn und Meister, dem sich meine Seele mit vollem Vertrauen zu eigen geben kann" — und in dieser Weise geht es fort. Auf der großen Versammlung der protestantischen Freunde am 15. Mai 1845 zu Köthen legte Uhlich dreizehn Sätze über Begriff und Wesen der Kirche vor, in denen es z. B. hieß: „1. Jesus stiftet ein Reich Gottes, in welchem er zwei Hauptelemente andeutet: den waltenden Geist, den äußeren Verein ... 3. In den folgenden

Jahrhunderten erstarrt die Gemeinde, und der Geist wird gebunden .. 4. Die Reformation verhilft dem Geiste in der Gemeinde, den Priestern und dem Herkommen gegenüber, wieder zu seinem Rechte. 5. Bald aber erstarrt auch in der protestantischen Christenheit die lebendige Gemeinde ... 6. Im 18. Jahrhundert bricht der Geist abermals durch, hat aber bis heute dem geläuterten Begriffe der Kirche noch nicht die allgemeine Anerkennung schaffen können. 7. Die Geschichte der christlichen Kirche weist uns also Gegensätze auf, welche mit einander ringen, um sich in das rechte Verhältnis zu setzen. Diese sind die starre Form und der lebendige Geist, die Macht der Vergangenheit und das Recht der Gegenwart, die Macht der Mehrheit und das Recht des Einzelnen ... 8. Indem wir das zweite üb.- das erste setzen ... stehen wir mit vollem Recht in der christlichen, insbesondre in der protestantischen Kirche ... 12. Das Glaubensbekenntnis enthalte nur Hauptlehren, und diese seien flüssige Ideen, nicht feste Lehrsätze! ... 13. Die christliche Kirche ... trägt das Heilige in ihrem Schoße und dicht daneben stete Versuchung; die schlimmste Versuchung aber liegt im Element der Hohenpriester, Pharisäer und Schriftgelehrten."

Wislicenus, wegen seiner „Ungeschmeidigkeit im Predigen," wie Pröhle sagt, bei seiner Gemeinde und in Halle wenig hervortretend, erwarb sich erst einen Namen, als er auf der siebenten Köthener Versammlung einen Vortrag über die Frage: „Ob Schrift, ob Geist?" hielt, den er 1845, mühsam ausgearbeitet und von polemischen Bemerkungen begleitet, unter dem gleichen Titel drucken ließ. Ob die symbolischen Bücher, ob alte agendarische Verpflichtungen und der geschriebene Buchstabe der Bibel, oder ob der eigne, denkende Menschengeist die höchste und die letzte Norm bilde, das sei die eigentliche Frage; und für den zweiten Teil der Alternative entschied sich Wislicenus.

Es ist hier nicht unsre Aufgabe, eine Geschichte der lichtfreundlichen Bewegung zu schreiben; wir haben nur mit der Teilnahme Tholucks an dem Kampfe gegen dieselbe zu thun. Unter dem 19. Mai 1843 wurde der mutige und glaubensfeste Hallische Professor mit der bestimmten Absicht in das Magdeburgische Konsistorium berufen, daß er demselben in dem Wider-

ſtande gegen die „Proteſtantiſchen Freunde“ eine Stütze werden möchte: „die hohe Behörde hatte im Sinne, daß ich dieſer Stelle etwas werden möchte,“ ſagte Tholuck ſelbſt bei ſeinem funfzigjährigen Jubiläum. Und das iſt er ihr in der That geworden. Nach zahlreichen Proteſten in den Blättern, auf Paſtoralkonferenzen und in Provinzialſynoden gegen die Lichtfreunde, die ſich ihrerſeits auch kräftig wehrten, beſchloß endlich das Konſiſtorium, ſicherlich nicht ohne die entſcheidende Mitwirkung Tholucks, in der Sitzung vom 23. April 1846, Wislicenus ſeines Pfarramtes zu entſetzen. Und da gab ſelbſt der ältere, in der Perſon des Probſtes Zerrenner vertretene Rationalismus „wegen gänzlichen Mangels an Paſtoralweisheit bei dem Inkulpaten“ gleichfalls ſeine Zuſtimmung. Am 26. September bildete alsdann Wislicenus in Halle die erſte „freie Gemeinde,“ zu welcher am 5. Januar 1847 unter Eduard Baltzer in Eisleben die zweite, und am 19. September 1847 in Magdeburg die dritte unter Uhlich trat.

Weitaus bedeutſamer, als dieſe behördliche Wirkſamkeit, an welcher Tholuck ſich beteiligte, war indeſſen ſein mündliches und litterariſches Zeugnis gegen die Beſtrebungen der „Proteſtantiſchen Freunde“. Vom Sommer 1845 an begann er im akademiſchen Gottesdienſte „Zeitpredigten“ zu halten, die zu dem Kühnſten und Einſchlagendſten gehören, was damals auf der Kanzel geſagt worden iſt. Man kann nicht hoch genug den Mut bewundern, mit welchem der ſchwächliche und gebrechliche Mann es unternahm, dem Zeitgeiſte, der ſich in Halle unter der Bürgerſchaft tief eingeniſtet hatte, mit gewaltigen Bekenntniſſen und furchtloſen Angriffen den Fehdehandſchuh entgegenzuwerfen. Gleich am Sonntag Exaudi 1845 kündigte er der Gemeinde an, er wolle dem „Götzen des Tages“ an die Krone greifen, nicht in Vorleſungen, ſondern in Predigten, und „predigen heißt: nährend Brot brechen nicht bloß für die Gelehrten, ſondern für Alt und Jung, für Vornehme und Geringe. Nicht über Streitfragen der Schule will ich alſo reden, nein, einige von jenen großen bibliſchen Wahrheiten will ich vor euch hinſtellen, welche Leitſterne ſind in jeder Verirrung der Zeiten“ Und nun folgten Schlag auf Schlag die geiſtesmächtigen Angriffe gegen die Stichwörter und Parolen der „Lichtfreunde“.

„Die Wahrheit ist da am seltensten zu finden, wo der Haufe am größten und lautesten ist," so lautete das Thema der ersten Predigt „über die Bewegungen der Zeit". Die zweite beschäftigte sich freimütig und ernst mit dem Ausspruche Friedrichs II.: In diesem Lande muß jeder nach seiner Façon selig werden können. Die dritte und vierte galt den falschen Propheten; alle vier ruhten auf geistvollen Anwendungen biblischer Texte. Im Winter 1845—46 folgten „Sechs Predigten über religiöse Zeitfragen", ebenso kühn, ebenso kräftig, ebenso klar. Was ist die menschliche Vernunft wert? Was bedeutet der Glaube, den die Schrift fordert? Warum ist uns die Bibel ein göttliches Buch? Wie hat sich der Christ zum Zeitgeiste seiner Zeit zu stellen? Am Totenfeste: Wie wird der Mensch in seinem Glauben an ein ewiges Leben gewiß? Und endlich im Advent: Gemeinde des Herrn, dein König kommt! — Das waren die Themata dieser Predigten. Denen schloß Tholuck damals, also in den Jahren, wo gegen alles Bekenntnis Sturm gelaufen wurde, mehrere Semester hindurch die herrlichen Predigten über die Augsburgische Konfession an, um endlich im Revolutionsjahre wie ein Prophet des Herrn in weiteren „Predigten über die neuesten Zeitbewegungen" das Schwert des Wortes gegen die finstren Mächte aus dem Abgrund zu schwingen, die da aus der Tiefe auftauchten. Von ihnen wird später zu handeln sein. Hier stehen nur einige Beispiele aus den ersten Zeitpredigten, in denen der lichtfreundliche Standpunkt bekämpft wurde.

„Wehe, wehe," heißt es einmal, „wo aus dem Volke die Stimme der rohen Leidenschaft des natürlichen Menschen redet; dreimal wehe, wo, wie zum Teil in unsrer Zeit, eine halbe Bildung dem Volke nur das Feigenblatt hergibt, um die Leidenschaft des natürlichen Menschen zu beschönigen und zu verdecken. Wo das geschiehet, da werdet ihr's erleben, daß das Volk auch heutzutage über einen Christus das ‚Kreuzige! Kreuzige!' ruft, und vor dem Götzen seiner Leidenschaft drei Stunden lang, wie jener große Haufe zu Ephesus, zu schreien nicht aufhört: groß ist die Diana der Epheser! Wenn man sie sieht mit dem leichten Herzen, mit dem lachenden Angesicht, mit den Pokalen in der Hand" (in Köthen saß man beim Biere und bei der Pfeife zusammen), — „o wahrlich, ihr seid es nicht, bei denen

ein wahrhaft sehnsüchtiges und lichtdürstendes Herz die Befriedigung findet! Nein, das ist die Art nicht, wie sonst neue Religionen und Glaubensweisen gestiftet worden sind. O, daß man wenigstens nur etwas von dem heiligen Ernst, mit dem die Besten unter den Heiden des Altertums um die hohe Wahrheit gerungen haben, diesen satten, trägen Geistern mitteilen könnte!' — Denn in der That, ich finde in vielen jener alten Heiden einen viel heiligeren religiösen Ernst, als bei vielen der Stimmführer dieser Tage — etwas von dem Ernste, mit dem z. B. ein Sophokles ruft: ‚was die Götter sind, nicht wirst du's ergründen, auch wenn viel suchend umher du gehst, wo sie nicht selbst es dir offenbaren.' Ihr Männer mit dem leichten Herzen, mit dem lachenden Angesicht und mit dem Pokal in der Hand! ist schmal der Weg und eng die Pforte, sagt an, was habt ihr denn von Schweiß und Kampf, von ernsten Forschungen und Gebeten um diese edelsten Güter zu berichten? Und wißt ihr davon wenig oder nichts zu berichten, wie möget ihr nicht erkennen, daß ihr euch selbst betrogen habt?"

Und wiederum: „Wenn man jetzt in Sachen des Glaubens die am lautesten die Stimme erheben, ja wohl gar das Regiment der Kirche in Anspruch nehmen sieht, die sich bis dahin am wenigsten um Religion bekümmert haben, die selten oder nie an den Gottesdiensten Anteil nehmen, selten oder nie in der heiligen Schrift lesen, noch seltener, wenn überhaupt jemals, in ihrem Kämmerlein ihre Hände falten, um den Geist, der in alle Wahrheit führt, von oben zu erbitten — und das sollten die Auserkorenen sein, welchen der Geist der Wahrheit, den die Schrift den heiligen nennt, sich mitteilt? Ist er ein heiliger Geist, jener Geist der Wahrheit, so habt ihr ihn alle nicht gefunden, die ihr ihn auf dem Wege der Heiligung nicht gesucht habt."

In jener Predigt über den damals so oft angeführten Ausspruch des großen Friedrich heißt es: „Der Prediger des göttlichen Wortes darf es nicht verschweigen — wir sind ja Diener des Königs, an dessen Worte auch Könige gemessen werden müssen —, daß jenem Ausspruche, wenn wir noch nicht auf seinen Sinn sehen, sondern auf die Worte, in die er gefaßt ist, in nicht geringem Maße der Stempel der Geringschätzung

gegen alle Religion aufgeprägt ist. Es kann wenigstens, wer über das Seligwerden sich so ausdrückt, zu denjenigen nicht gehören, von denen Paulus sagt, daß sie mit Furcht und Zittern ihre Seligkeit zu schaffen trachten. So werden vielmehr solche sich ausdrücken, die überhaupt nicht daran glauben, daß der Mensch durch Religion selig werden könne; solche werden so reden, die alle Religionen darum für gleich gut ansehen, weil sie alle für gleich trüglich und verächtlich halten, die vielleicht nicht einmal an das glauben, was die Christen die ewige Seligkeit nennen." Und wenn der Redner dann auch aus dem geschichtlichen Zusammenhange jenes Wort auf die Weigerung des großen Königs zurückführte, gegen Proselyten machende katholische Schulen in Berlin mit Gewalt einzuschreiten, und darauf hinwies, daß Friedrich als König doch den Rechten der Kirche nie etwas vergeben, ja selbst im Alter das Eingreifen eines Höheren in seine Schlachtenschicksale wohl erkannt und bekannt habe, — so wagte er doch schon damals, mitten in der aufgeregten Zeit, auch seinerseits das weitschauende Bekenntnis auf der Kanzel auszusprechen: „Gott wird die Zeit auch kommen lassen, wo die evangelische Kirche dieses" (des landesväterlichen) „Regimentes nicht mehr bedürfen wird; wir sehnen diese Zeit herbei. Aber diese in sich selbst zerrissene Kirche der Gegenwart wenigstens, die, von diesem Regiment entlassen und auf sich selbst verwiesen, sofort in hundert Sekten auseinander fahren würde, diese ist dafür nicht eher reif, als bis sie einen Glauben wird bekennen können, aus einem Munde und Herzen."

In der Predigt wider die falschen Propheten rief er aus; „Euch Tüncher hat Er gemeint, die ihr hoch herfahrt, die ihr dem Fleische die Freiheit geben wollt, die ihr gleich über Pietismus schreit, so wie einer um Gott und göttliche Dinge, um Kirche und heilige Schrift mit heiligerem Ernste sich bekümmert, als ihr; die ihr die lose Lehre lehrt, nach welcher dem Volke die Ohren jucken, statt jenes ernsten Wortes Gottes, das allemal dem Menschen erst Wunden schlägt, ehe es heilt, niederreißt, ehe es aufbaut, den Menschen erst schwarz macht, ehe es ihn weiß wäscht, erst ihn in den Abgrund stürzt, ehe es ihn lebendig macht ... Die sind es, welche kein züchtigendes Wort

über die Kirche und das Volk mehr ertragen wollen, die unaufhörlich das Vorwärts in die Ohren des Volkes rufen, so daß es das Hinaufwärts und Hineinwärts ganz vergißt, die dem Volke so ungemessen die Gegenwart loben, daß es von der Vergangenheit nicht mehr lernen will ... Was wirken sie? Nur eben das, was der thörichte Wundarzt wirkt, der weiße Salbe auf die Eiterbeulen streicht, die er schneiden sollte. Der Arzt bekommt seinen Lohn, aber in den Gliedern bleibt das Gift und frißt bis an die Wurzel. Gott gebe nur, daß es bei uns nicht bis an die Wurzel des Volkes fresse! Sehet nur, wie es in unsrem Nachbarlande Frankreich bis an die Wurzel gefressen hat, wo die Handwerker schon zu vielen Tausenden sich finden, die gegen die Könige und Priester, gegen die Vornehmen und Reichen, als gegen die einzigen Feinde ihres Glückes den Fluch schleudern, ohne auch nur von fern daran zu denken, daß der nächste Feind seines Glückes immer der Mensch selbst ist, daß hier, hier im eignen Herzen der Boden ist, von dem allein heilsame Reformen ausgehen können! Die aber dem armen Volke, das ohnehin so geneigt, ist, immer lieber außer sich seine Hilfe zu suchen, als hier drinnen, solche Lehre predigen, die falschen Propheten, wie süß auch die Worte von ihren Lippen gehen, sind das nicht inwendig reißende Wölfe?"

Und endlich eine Stelle aus der Predigt über den Wert der menschlichen Vernunft: „Eine unumschränkte Königin wäre diese Vernunft, die doch durch jeden starken Windzug von ihrem Throne gestoßen wird? Versucht es nur, ihr thörichten Kinder der Zeit, wie etliche von euch es angefangen haben, dem Volke zu predigen, daß diese Vernunft gesund und eine unumschränkte Königin sei, die keines Wortes von Gott mehr bedürfe, um sie zu regieren, und ihr werdet's bald erfahren, wie diese Königin den niedrigsten Leidenschaften dienen wird. Es wird das Volk die Stimme seiner Leidenschaften mit der Stimme seiner Vernunft verwechseln; seine fleischlichen Begierden werden, wenn's hoch kommt, mit edlen Namen sich schmücken, die Roheit wird Kühnheit heißen, die Fleischeslust Genuß der Menschenrechte, der Abfall von Gott wird Unabhängigkeit, die Zügellosigkeit wird Freiheit heißen. Schon habe ich es in diesen Tagen auf

der offenen Straße dieſer Stadt von einem äußerlich ehrbaren Halliſchen Bürger predigen hören: mit Gott iſt's aus, wir ſtehen auf unſren eignen Füßen! Noch erſtarrt unſer Blut, wenn wir der Tage gedenken, wo ſolcher Frevel in Frankreichs Hauptſtadt von den Dächern gepredigt wurde. O wenn es mit dem deutſchen Volke dahin kommen könnte! Doch nein, nein, du nachgeborenes Geſchlecht, ihr Jünglinge, die ihr hier ſteht, die Lenden umgürtet und eure Lampen brennend, ihr Jünglinge, die ihr euren Adel und eure Menſchenwürde darin erkennt, vor dem lebendigen Gotte eure Kniee zu beugen, ihr ſeid die von Gott Berufenen, ihr werdet die Schmach von den Häuptern unſres Volkes wenden helfen! Auf euch ſteht unſre Hoffnung, die wir abtreten, für die ernſten Tage, die da kommen werden, und die unſer Auge nicht mehr ſehen wird!"

Nicht wahr, wir begreifen's, daß man ſolchen Worten atemlos lauſchte und daß es wie ein Hauch aus dem Reiche der Kraft und Wahrheit durch die dichtgedrängten Scharen wehte. Aber wir begreifen's auch, daß der tapfere Zeuge mehr denn je der Läſterung, dem Hohne, ja den körperlichen Angriffen ausgeſetzt war, und die Fenſter des kleinen, neu geſchmückten Hauſes in der Mittelſtraße mehr als einmal den Steinwürfen roher Angreifer zum Opfer fielen. Doch furchtlos und treu ſchritt der des höheren Schutzes ſich Bewußte auf dem eingeſchlagnen Wege weiter; Tholuck war nicht der Mann, den man durch Drohungen oder thätliche Verfolgungen hätte zum Schweigen bringen können.

Zu den zündenden Worten auf der Kanzel fügte er nun auch ein gedrucktes Zeugnis gegen die landläufigen Irrtümer und für die alte und doch ewig friſche Wahrheit aus Gott.

Ehe wir dasſelbe beſprechen, haben wir jedoch in Kürze noch einer friedlicheren Arbeit Tholucks zu gedenken, die aber auch für einen weiteren Kreis von Leſern als das eigentlich gelehrte Publikum beſtimmt war. Wir meinen ſeine „Überſetzung und Auslegung der Pſalmen für Geiſtliche und Laien der chriſtlichen Kirche" aus dem Jahre 1843. Unter der Arbeit ſchrieb er an Hengſtenberg: „Ich kann Dir nicht ſagen, wie wohl mir in den erneuten altteſtamentlichen Studien iſt. Ich glaube unter andrem, daß eine Gabe und Eigentümlichkeit

meines Wesens bei der Interpretation fruchtbar wird: das Herstellen konkreter Anschaulichkeit, woran es der christlichen Interpretation des Alten Testaments so fehlt. Am meisten erquickt mich die seelenvolle Teilnahme, deren ich auch für's Alte Testament mich fähig fühle." Damit hat Tholuck den wichtigsten Vorzug seines Psalmen-Kommentars allerdings richtig bezeichnet. Aller sprachwissenschaftliche Apparat sollte von vornherein dem Werke fremd bleiben; es findet sich, auch in den Anmerkungen, kein einziges hebräisches Wort. Nach einer 86 Seiten zählenden Einleitung über den Psalter in der christlichen Kirche, über Form, Einteilung, Zweck und Gebrauch des Psalters in der alttestamentlichen Zeit, über die Verfasser der Psalmen und über ihre Glaubens- und Sittenlehre beginnt die Auslegung. Eine strophische, die Gliederung andeutende Übersetzung, die sich so eng wie möglich an die Lutherische anschließt, steht jedesmal an der Spitze. Hierauf folgt zu jedem Psalm eine historische Einleitung, die das Verständnis in oft überraschender Weise vorbereitet, wenn auch die Sicherheit der geschichtlichen Begründung, wie das in der Natur der Sache liegt, nicht immer als eine ausschließlich giltige betrachtet werden kann noch will. Daran schließen sich Erläuterungen zu den einzelnen Abschnitten, die oft ungesucht in fromme Betrachtungen übergehen. Für das praktische Bedürfnis in schlichter und anspruchsloser Form hat Tholuck diesen Kommentar geschrieben. „Umbreit zu den Psalmen ist schön," bemerkte er einmal in einem Briefe an Hengstenberg; „nur nicht zur Erbauung. Springbrunnen sind eine schöne Sache; nur nicht, wenn man durstig ist." An Durstige hat Tholuck gedacht, an solche, welche, indem sie sich in die Lage und Empfindung des Sängers hineinversetzen, im eignen Geist, von dem Geiste Gottes angeweht, den Psalm gleichsam innerlich nachdichten und fortführen. Dies zu erreichen war das beständige Streben Tholucks bei seiner Arbeit. Die Bedürfnisse von Geistlichen, welche über die Psalmen predigen wollen, hat er besonders im Auge gehabt. Wie tief er aber oft schöpfte, und wie geschickt er, ohne die kirchliche Terminologie zu gebrauchen, doch in die kirchliche Auffassung einzuführen wußte, das zeige beispielsweise seine Einleitung in den 22. Psalm, — zugleich eine Probe für die Art

der messianischen Erklärung, die er im Unterschiede von Hengstenberg vertrat. Da heißt es: „Wunderbar ist dies Lied an sich selbst: ein solches Zagen im tiefsten Abgrunde und eine solche triumphierende Voraussagung — eine Voraussagung von Erfolgen, welche David nach seinem natürlich-menschlichen Bewußtsein in seinen Verhältnissen nimmermehr aussprechen konnte. Aber wie in andren Psalmen (vgl. zu Ps. 16), so hat auch hier der Geist Gottes den Sänger auf eine Höhe des Bewußtseins gehoben, vermöge deren er aussprach, was in ihm selbst nur in ganz untergeordnetem Sinne, und in vollem Sinne erst bei seinem großen Nachkommen in Erfüllung ging. Er ist in Lagen gewesen, wo er die Todesbäche um sich rauschen hörte und von Todesschauern ein Vorgefühl hatte; er konnte menschlicherweise hoffen, daß manchen Frommen in Israel die Rettung, die er erfuhr, zur Tröstung dienen würde: aber — wie weit gehen seine Ausdrücke über das hinaus, was er gemäß seinen Umständen wirklich hätte aussprechen können! Es muß ein höherer Geist über ihn gekommen sein, unter dessen Antriebe er ausgesprochen hat, was über seinen eignen menschlichen Gesichtskreis hinausging: Schilderungen und Hoffnungen, die — wenn sie je in bezug auf seine eigne Lage eine gewisse untergeordnete Wahrheit hatten — doch eigentlich erst in seinem Gegenbilde, dem Messias, ihre Verwirklichung fanden. Gewiß hat in eben diesem Lichte der Herr selbst den Psalm angesehen, als er beim Beginn seiner eignen Todesschauer die Anfangsworte desselben aussprach, und nicht weniger Wahrscheinlichkeit hat die Annahme vieler Ausleger, daß zugleich mit diesem Wehruf des Anfangs der Triumphruf des Schlusses vor des Erlösers Seele getreten sei."

Als der Greis Tholuck im Jahre 1873 das Buch zum zweiten Male unverändert hinausgehen ließ, schickte er ihm das kurze Vorwort voraus: „Vor dreißig Jahren, wo ich diese Psalmen-Übersetzung und Auslegung zuerst herausgegeben, war eine Zeit, wo unter Geistlichen und Laien ein allgemeines Verlangen nach praktischer Schrifterklärung erwacht, wo ich gewiß sein konnte, auch zu diesem Werke der aufmunternden Teilnahme einiger englischen, eines schwedischen und selbst einiger katholischen Prälaten mich erfreuen zu dürfen. Diese Zeit hat nun nicht nur einer andren Platz gemacht, sondern jenes Bedürfnis

ist auch seitdem auf mannigfaltige Weise befriedigt worden. Dennoch glaube ich hoffen zu dürfen, daß bei der eigentümlichen Anlage, welche diesem Werke gegeben worden, dasselbe auch jetzt noch den Bedürfnissen gewisser Klassen von Laien und Theologen entsprechen wird, und so erbitte ich denn auch bei dem neuen Umlaufe desselben den Segen Gottes." —

Doch wir kehren zu den Zeitbewegungen zurück, auf welche dieses in die Stille der Betrachtung rufende Buch nur indirekte Beziehungen hatte.

Interessant ist es, was wenigen bekannt geworden sein mag, daß Tholuck damals, als die Frage nach der Trennung von Staat und Kirche leidenschaftlich besprochen wurde, ein Buch von Gladstone in deutscher Übersetzung bevorwortete, welches jener Trennung den entschiedensten Widerspruch entgegenstellte. Das Buch erschien 1843 bei Mühlmann in Halle unter dem Titel: „Der Staat in seinem Verhältnis zur Kirche. Von W. E. Gladstone. Eingeführt durch Dr. A. Tholuck. Übersetzt von Julius Treuberg." Gladstone machte es sich in dieser Schrift zur Aufgabe, nachzuweisen: 1. Daß der Staat seinem Begriffe nach der Religion nicht entbehren könne und darum von allen seinen Bediensteten die Zugehörigkeit zur Kirche fordern müsse, und 2. daß die anglikanische Kirche dem wahren Begriffe einer rein christlichen Kirche vorzugsweise entspreche und daher für den englischen Staat ein unentbehrliches Institut sei. - Tholuck wies in seinem für den Autor sehr sympathisch gehaltenen Vorworte auf die hohe Bedeutsamkeit des Gladstoneschen Buches auch für die damaligen deutschen Verhältnisse hin; freilich konnte niemand damals ahnen, daß der englische Verfasser einmal als Minister die Entstaatlichung der Kirche für Irland durchsetzen und dieselbe für Schottland mit allen Mitteln der Agitation betreiben würde!

Tiefer in die das deutsche Volk bewegenden Fragen führte nun eine Schrift von Tholuck ein, welche er im Jahre 1846 unter dem Titel herausgab: „Gespräche über die vornehmsten Glaubensfragen der Zeit, zunächst für nachdenkende Laien, welche Verständigung suchen." Es war wiederum kein gelehrtes, sondern ein auf weitere Kreise berechnetes Buch. „Während der Glaubensstreitigkeiten der verflossenen Jahre", hieß es in

dem Vorwort, „wurde mir öfters und von sehr verschiedenen Seiten der Wunsch geäußert, auch ich möchte darin das Wort nehmen. Ich konnte indes die Aufforderung dazu nicht in mir finden. Als sich jedoch die Frage stets wiederholte, welche Schrift ernstlich forschenden und mit sich in Zweifel geratenen Laien empfohlen werden könnte, und ich — außer etwa der Apologie von Stirm — kein geeigneteres Buch zu nennen wußte, da wurde endlich der Entschluß in mir hervorgerufen, so weit ich es vermöchte, dem lauten Bedürfnis entgegen zu kommen.“ Er fügte hinzu: „Ich weiß es wohl, daß gegenwärtig mehr als alles andren es des Mannes des Volkes bedurft hätte mit dem schlagenden, klaren, gottgeweihten Wort an das Herz des deutschen Bürgers. Diese Sprache zu führen war mir nicht gegeben. Das weiß ich freilich aus bestimmter Erfahrung, daß gegenwärtig in allen Ständen so manche sich finden, für welche die Schrift in der Mehrzahl der Abschnitte nicht zu hoch ist“ (im „Litterarischen Anzeiger“ fügte er sogar bei einer Einführung des Buches hinzu: „ich weiß aus Erfahrung, daß es gegenwärtig selbst Handwerker gibt, welche Untersuchungen wie die hier angestellten zu verfolgen im stande sind und wirklich verfolgen.“); „für den Bürgersmann im allgemeinen ist sie indes das Wort nicht, des er mehr als alles andren bedarf — ich hoffe, daß der rechte Sprecher für diese nicht lange auf sich wird warten lassen. Ich habe gegeben, was ich vermochte“ u. s. w.

Trotz dieses bescheidenen Selbstbekenntnisses müssen wir dennoch urteilen, daß die kleine Schrift eine der lebendigsten, treffendsten und auch in der Form vollendetsten ist, welche Tholuck veröffentlicht hat. Die Unterredner sind: ein ernstgesinnter Rationalist aus dem Laienstande, ein gläubiger Theologe, der des Verfassers eigne Ansichten vertritt, ein Repräsentant der junghegelschen Schule mit ausgesprochen demagogischen Neigungen, und endlich ein in sich abgeschlossener Symbolgläubiger. Sie verhandeln mit einander — anfangs nur zwei zu zwei, dann in Gemeinschaft — über die brennenden Themata der Zeit: Vernunft und Rationalismus, Vernunft und Glaube, Glaube und Schrift, der neueste Fortschritt, Fortschritt und Symbol, der wiedererwachte Glaube. Ein beabsichtigtes

zweites Heft zur Beantwortung der Frage: Wer ist Christus? wurde durch die bald ausbrechende Revolution aus des Verfassers Geiste gedrängt und kam auch später nicht zur Ausführung. Wie in keiner seiner andren Schriften überrascht Tholuck hier durch die außerordentliche Fülle von Sentenzen, Sprichwörtern, populären Citaten, anschaulichen Bildern, die er massenweise aus dem Volksleben aufgegriffen hat und im Gespräch seiner vier Unterredner verwendet; wieder ein Beweis der feinen Beobachtung Tholucks und seines unvergleichlichen Gedächtnisses. „Die bestiefelten Feinde sind so gefährlich nicht als die, welche auf Socken gehen.“ „Disteln stechen, Nesseln brennen — wer kann alle Herzen kennen!“ „Vor dem Gewitter erhebt sich zum letztenmale der Staub, damit wir auf lange Zeit davon befreit werden.“ „Ladest du mich nicht zu Gaste, wie der Fuchs den Storch? Was helfen mir deine schönen Gerichte, wenn Mund, Zunge und Zähne nicht dazu eingerichtet sind, sie zu verzehren?“ „Wenn die Zeit des Frühlings da ist, wird der warme Wind nicht ausbleiben, der das Eis bricht.“ „Wenn die alten Krebse rückwärts gehen, soll man sich nicht wundern, wenn die jungen nicht vorwärts spazieren.“ „Es ist ein teuer Brot, das einen Kuchen kostet“ — derartig geht es im Gespräche hin und her, und immer trifft das Wort den Nagel auf den Kopf. Der feine, pädagogische Geist, der auch hier tausend Anknüpfungspunkte sucht, um die Wahrheit ins Herz und erst durchs Herz in den Kopf zu bringen, durchzieht das ganze Buch, und Tholuck konnte im Vorwort mit Recht sagen: „Daß nicht die Lust, mit den Sicheren Streit anzubinden, sondern die, den Unsicheren die Freundeshand zu bieten; nicht der Wunsch, Siege davon zu tragen, sondern vielmehr der, den Unterliegenden zu Hilfe zu kommen, der Trieb sei, aus welchem diese Schrift hervorgegangen, wird man ihr hoffentlich abfühlen.“ Es war ein wohlverdientes Lob, welches der Minister Eichhorn, dem Tholuck ein Exemplar zugesendet hatte, dem Verfasser (in einer Verfügung vom 27. Oktober 1846) spendete: „Die kirchlichen und religiösen Fragen der Zeit sind in dem Buche so gründlich behandelt und die verschiedenen Standpunkte religiöser Anschauung so treffend und deutlich gezeichnet, daß ich dies Werk für eine der wirksamsten und fruchtbarsten Erscheinungen

auf dem Gebiete der theologischen Litteratur halte. Ich habe längst gewünscht, daß für die große Anzahl nachdenkender Laien, welche durch die blendenden Angriffe der modernen neologischen Richtungen auf die Grundlehren des Christentums schwankend geworden sind, eine tiefer auf die Sache eingehende belehrende Schrift erscheinen möge. Um so freudiger hat es mich überrascht, durch einen Theologen Ihres Namens und Gewichts diesem Wunsche in einer dem Bedürfnisse sowohl in formeller als materieller Beziehung so vollkommen entsprechenden Weise abgeholfen zu sehen.“ [7]) —

Auch in die Hallische Fakultät hinein griff die lichtfreundliche Bewegung. Wir haben bereits erwähnt, daß an den Köthener Versammlungen sich unter andren Hallischen Theologen auch der Freund Arnold Ruges, der Privatdozent Carl Schwarz aus Rügen beteiligte, derselbe, der später in Gotha Generalsuperintendent wurde und im Sommer 1885 verstarb. Gleich bei seinem ersten Auftreten in Halle war er für die Fakultät ein Schmerzenskind gewesen — und ist es geblieben, bis ihn der Ruf in das hohe Kirchenamt traf. Zwei Faszikel der Dekanatsakten sind fast ausschließlich seiner Person gewidmet.

Schon Ende 1840 reichte der Kandidat der Theologie Schwarz, der in Greifswald auch das Lizentiatenexamen gemacht hatte, behufs seiner Habilitation in Halle der Fakultät eine Dissertation ein, auf Grund deren er in Berlin mit einem gleichen Gesuche abgewiesen worden war. Dieselbe wurde zwar als ausreichend befunden; dennoch aber richtete die Fakultät, aus Rücksicht auf Berlin, an den Petenten die Aufforderung, ein neues Spezimen seiner Leistungsfähigkeit auszuarbeiten. Die nunmehr eingereichte Dissertation über die Lehren der früheren Scholastiker von der Dreieinigkeit erschien allerdings als genügend; dennoch beschloß die Fakultät, mit dem Liz. Schwarz noch eine Prüfung abzuhalten, die am 28. Januar 1842 stattfand. Im Hebräischen bei Gesenius wurden Detailkenntnisse vermißt, im Neuen Testament bei Tholuck aber zeigten sich so große Lücken (z. B. wußte Examinand nicht anzugeben, wo die Stelle von der einen Heerde und dem einen Hirten stehe, auch nicht, welchem Ausspruch der Name Apokatastasis entnommen sei, ob bei Johannes Parabeln vorkommen u. s. w.),

daß auf diesem Gebiete eine entschiedene Unreife konstatiert werden mußte. Die Kenntnisse von Schwarz in der Kirchen- und Dogmengeschichte bei Thilo und in der Symbolik bei Wegscheider erwiesen sich als befriedigend; aber auch Julius Müller hatte über den Mangel an exegetischer Begründung der Dogmen durch die heilige Schrift zu klagen. Daneben bemerkte er am Schlusse seines Prüfungsberichtes: „Auch mußte es, im Zusammenhange mit dieser Vernachlässigung der biblischen Grundlage der Theologie Bedenken gegen die wissenschaftliche Richtung des Herrn Lizentiaten erregen, daß derselbe in der Unterredung über die Schöpfungslehre es ausdrücklich ablehnte, die Beziehung Gottes auf die Welt nach dem Kausalitätsverhältnis aufzufassen, und an dessen Stelle das Substantialitätsverhältnis gesetzt wissen wollte."

Diese „wissenschaftliche Richtung" von Schwarz war es überhaupt, welche der gesamten Fakultät gegen seine Zulassung zum akademischen Lehrstuhle ernste Besorgnisse erweckte. Sein freundschaftliches Verhältnis zu Dr. Ruge sowie seine unbestrittene Mitarbeit an den Jahrbüchern drohte nicht nur der Straußschen Theologie eine Bahn für das Hallische Katheder zu öffnen, sondern auch, worauf besonders Tholuck hinwies, intime Vorgänge der Fakultät möglicherweise in eine größere Öffentlichkeit zu bringen. Bei der Abstimmung standen Tholuck und Müller den drei übrigen Kollegen gegenüber, welche sich ihrerseits für ihr günstigeres Votum nur dadurch hatten bestimmen lassen, daß Schwarz eine Erklärung abgab, er werde „der Mitarbeit an den Jahrbüchern um so bereitwilliger entsagen, da er mit der gegenwärtigen Richtung derselben nicht mehr sympathisiere." Wiewohl nun der Majoritätsbeschluß an sich schon für die Zulassung von Schwarz hätte entscheiden können, so wollte die Fakultät doch lieber auf das Urteil des Ministers rekurrieren, und so gingen die beiden Vota mit den entsprechenden Motivierungen nach Berlin.

Nach verschiedenen weiteren Verhandlungen mit dem Minister, die wir hier nicht verfolgen können, wurde schließlich, gemäß eines Ministerialreskripts vom 20. Juni 1842, dem Lizentiaten Schwarz vom Dekan (Gesenius) eine Erklärung vorgelegt, die derselbe unterschreiben mußte, wonach ihm 1. nach

absolvierter Disputation die Erlaubnis Vorlesungen zu halten, jedoch mit Ausschluß der exegetischen Wissenschaften, erteilt wurde; 2. aber die Fakultät gewisse Garantien in Bezug auf seine theologische Richtung forderte. „Bei der der Fakultät obliegenden Verantwortlichkeit für die von ihr zugelassenen Privatdozenten," hieß es in dem Protokolle, „versehe sich dieselbe auf das bestimmteste von ihm, daß er dem in seine Offenheit und Wahrhaftigkeit gesetzten Vertrauen durch die That vollständig entsprechen, die wahre Bestimmung der theologischen Lehrvorträge stets vor Augen haben und in diesen wie in seinen Schriften extreme oder wohl gar dem Geiste des Christentums zuwiderlaufende Richtungen vermeiden werde, und würde er sich, wenn wider alles Erwarten das Gegenteil hiervon erfolgen sollte, die Folgen davon nur selbst zuzuschreiben haben."

Nun beteiligte sich Schwarz, wie erwähnt wurde, lebhaft an den Agitationen der Lichtfreunde. In einer Versammlung derselben am 6. August 1845 zu Halle hielt er, ebenso wie ein gleichgesinnter Prediger aus der Hallischen Nachbarschaft, einen Vortrag, der zu weiteren Verhandlungen der Fakultät Veranlassung gab. Der sächsische Minister von Könneritz, der sein Verbot der lichtfreundlichen Versammlungen für Sachsen (vom 17. Juli 1845) vor der ersten Kammer des Königreichs rechtfertigen wollte, hatte in der Sitzung vom 15. September auf die in jener Hallischen Versammlung gehaltenen Reden zum Beweise dafür exemplifiziert, daß man bei den Lichtfreunden „die Autorität Christi dem Geiste der freien Wissenschaft unterordne." Darauf erschien eine Erklärung von Schwarz im Hallischen Kurier vom 17. Oktober, worin die Darstellung des Ministers als „eine durchaus unrichtige" bezeichnet wurde. „Ich habe," hieß es da, „in jenem Vortrage mit keinem Wort von Christo gesprochen, und von dem Verhältnis der einzelnen zu ihm, sondern nur von der Schrift. Ich habe gesagt: die protestantischen Freunde protestieren gegen den Autoritätsglauben als solchen. Der Altprotestantismus habe eine Auktorität übrig gelassen, die der Schrift, und es sei die Aufgabe und das Streben unsrer Zeit, auch diese Auktorität als solche zu überwinden u. s. w." Einige anzügliche Bemerkungen gegen den

sächsischen Minister bildeten den Beschluß. Beide Reden erschienen darauf auch im Druck.

Es scheint, als ob von Sachsen aus über diese Äußerungen eines Hallischen Dozenten in einem öffentlichen Blatte bei dem Berliner Ministerium Beschwerde geführt worden sei. Jedenfalls erhielt der Kurator der Hallischen Universität, Geheimrat Pernice, den Auftrag vom Minister, Schwarz über seine Rede zu vernehmen und die theologische Fakultät zur Äußerung darüber zu veranlassen, „in welcher Weise Wohldieselbe bisher der übernommenen Pflicht der Überwachung des Privatdozenten Herrn Dr. Schwarz nachgekommen; ob derselbe nicht durch seine Vorlesungen und auf sonstige Weise hinreichende Veranlassung gegeben habe, ihm die venia docendi zu entziehen; endlich inwiefern die Ergebnisse der protokollarischen Vernehmung" (deren Abschrift beigefügt war) „als ein weiteres Motiv zur Entziehung der venia in betracht kommen möchten."

Wiederum teilte sich die Fakultät bei ihren darauf bezüglichen Verhandlungen in zwei Gruppen. Marks verzichtete aus gesundheitlichen Rücksichten auf jede Beteiligung, bezeichnete aber ausdrücklich die Lehrwirksamkeit von Schwarz als „verderblich." Gesenius war bereits am 23. Oktober 1842 gestorben[7]), und an seine Stelle Müllers Marburger Freund Hupfeld getreten. In dem dem Minister eingereichten Fakultätsgutachten vom 6. Dezember 1845 sprachen sich zunächst sämtliche Mitglieder über die erste ministerielle Anfrage bezüglich der Überwachung des Lizentiaten Schwarz dahin aus, daß eine solche der Natur der Sache nach in wirksamer Weise unmöglich gewesen sei. Dann folgte das Votum von Tholuck und Müller, welches in ausführlicher Motivierung das Hauptgewicht auf den Abfall des Beschuldigten von dem Formalprinzipe der Reformation, der normativen Autorität der heiligen Schrift, legte und einen solchen Abfall für unvereinbar mit der Stellung eines theologischen Dozenten erklärte. Hupfeld pflichtete in seinem Votum diesen Grundsätzen auch seinerseits „im allgemeinen" bei, betonte aber für seine Person mehr den moralischen Gesichtspunkt, daß das Verhalten von Schwarz mit den von ihm durch sein Wort übernommenen Verpflichtungen der Fakultät gegenüber in Widerspruch stehe. Dagegen sprachen

sich Wegscheider, Thilo und Fritzsche für die Belassung des Inkulpaten in seiner Stellung hauptsächlich um deswillen aus, weil derselbe doch im Grunde nur die Anschauungen „des Rationalismus, sei es des älteren oder des modernen“ vertrete, „der sich seit nun beinahe einem Jahrhundert in der evangelischen Kirche Deutschlands meist ungestört entwickelt und innerhalb derselben gehalten habe.“ Wollte man ihn mit dem Lehramte für unvereinbar erklären und um seinetwillen den Lizentiaten Schwarz aus seiner Stellung entfernen, dann müsse „dieselbe Strafe über alle Professoren, Gymnasiallehrer und Prediger verhängt werden, die mit ihm dieselbe Schuld teilen.“

Man kann sich vorstellen, welche Aufregung diese Verhandlungen in der Fakultät, und, soweit etwas darüber weiteren Kreisen kund ward, in der ganzen Stadt Halle nach sich zogen. Die ministerielle Entscheidung erfolgte am 12. Februar 1846, und lautete dahin, daß dem Schwarz die venia docendi zu entziehen sei, bis er überzeugende Beweise seiner Übereinstimmung mit den Grundlehren der evangelischen Kirche gegeben habe.

Den weiteren Gang der Angelegenheit können wir hier nicht weiter verfolgen. Es genüge zu bemerken, daß Schwarz im folgenden Jahre dem Minister ein Buch über das „Wesen des Christentums“ überreichte, das abermals die Hallische Fakultät zu begutachten hatte, in welche inzwischen der Kirchenhistoriker Herzog eingetreten war. Vier von den, sämtlich einzeln abgegebenen Voten glaubten auf Grund dieser Schrift den Wiedereintritt von Schwarz in die Privatdozentur befürworten zu können; drei, darunter Tholuck, sprachen sich dagegen aus. Inzwischen brachen die Revolutionsstürme über das Land; am 1. Mai 1848 wurde Schwarz rehabilitiert, und nachdem er einen Ruf nach Zürich als Professor ausgeschlagen, und die Fakultät ihn auf eine Anfrage des Ministers Ladenberg nur zu einer Professur in der philosophischen Fakultät hatte empfehlen können, am 1. Januar 1849 zum außerordentlichen Professor in der theologischen Fakultät der Hallischen Universität ernannt. —

Mitten in die hochgehenden Wogen der lichtfreundlichen Bewegung fiel die Feier des fünfundzwanzigjährigen Amtsjubi-

läums von Tholuck. Öffentliche Anerkennungen waren dem deutschen Theologen ja wohl schon genugsam zu teil geworden: neben den früh errungenen akademischen Ehren der dem kaum dreißigjährigen verliehene Konsistorialratstitel; dazu vom Auslande her Mitgliedschaften von gelehrten Gesellschaften, so: 1836 der Norwegischen Sozietät der Wissenschaften und der Gesellschaft pro vindicanda religione christiana im Haag; 1846 der philosophischen Societät in Philadelphia; ferner der Königlichen Asiatischen Gesellschaft in London, des institut d'Afrique, ja des deutschen Nationalvereins für Handel und Gewerbe in Leipzig. Aber die dankbare Liebe seiner Studenten that ihm doch immer am wohlsten. Als der König im Herbst 1841 Tholuck den Roten Adlerorden verliehen hatte, brachten ihm die Studenten ihren Glückwunsch in der Form eines Fackelzuges dar. Tholuck und ein Fackelzug! das war damals in Halle noch ein Ereignis. Die von ihm dabei gehaltene Rede schrieb er selbst auf Wunsch für den Bericht im Hallischen Kurier nieder. Sie ist charakteristisch. „Meine Herren! Es gibt mancherlei Kronen und Orden, nach denen die Menschen begehren. Der Orden, nach dem ich vor allem strebe, ist die Anerkennung von Ihnen, von der Sie mir jetzt dies Zeichen geben. Nicht den Ausdruck des Dankes kann ich darin sehen für das, was ich Ihnen zu sein gesucht habe; denn ich finde ja in meiner Tageslast meine Lust und in meiner Arbeit für Sie meines Lebens Freude. Aber als eine Aufforderung soll es mir gelten, wenn ich noch nicht ganz Ihnen angehört habe, daß es von nun an geschehe. Sie können der älteren Mithelfer nicht entbehren, am wenigsten in dieser Zeit, wo die Kämpfe so ernst sind. Der Name Kommilitonen soll eine Wahrheit für mich haben; ich möchte Ihren Streit und Ihre Kämpfe teilen, aber auch zum Siege Ihnen verhelfen. Werden auf irgend einer Hochschule des Vaterlandes jene Kämpfe, welche die Zeit bewegen, die Kämpfe um die Heiligtümer des christlichen Glaubens lebhaft gekämpft, so geschieht es auf der unsrigen. Sie geben aufs neue den Beweis, daß mitten unter diesen Kämpfen auch die Früchte des Friedens gedeihen, daß die Liebe und Ehrfurcht in den jugendlichen Herzen nicht erstirbt. Ja, wir dürfen an unsrer Universität unter dem Streite

und Kampf uns auch mancher schönen Friedensfrüchte erfreuen; und darum wiederhole ich und rufe hier laut — und gewiß aus dem Herzen aller — aus, was ich an dem jüngst gefeierten Reformationsfest aussprach: ist doch einmal der Kampf unvermeidlich und wird er unter uns vorzugsweise gestritten, so sollen uns die Kämpfe der Fridericiana lieber sein, als die träge Ruhe! Unser Symbolum aber, das uns zum Siege verhelfe, sei: vivat pietas, scientiae genitrix, vivat scientia, pietatis genitrix!" (Es lebe die Frömmigkeit, die Mutter der Wissenschaft, es lebe die Wissenschaft, die Mutter der Frömmigkeit.)

Höher noch schwoll die Begeisterung bei der Feier jenes fünfundzwanzigjährigen Jubiläums. Irrigerweise nahm man an — nachdem der 2. Dezember, der Tag der Disputation, verpaßt worden war —, Tholuck habe am 14. Mai 1821 seine erste Vorlesung in Berlin gehalten; wie wir wissen, geschah dies vielmehr schon am 12. Dezember 1820. So feierte man an jenem Tage, und der warme Mai begünstigte freundlicher das Fest. Am Morgen des Tages, heißt es in den „Erinnerungsblättern für Freunde"[8]) über die Feier, begrüßte den Jubilar ein Sängerchor, gebildet aus dem christlichen Studentenverein Wingolf, den Tholuck damals warm begünstigte — zu andrer Zeit standen ihm andre Verbindungen nahe —, mit dem Choral: Wachet auf! ruft uns die Stimme, und mit dem Ausspruch inniger Verehrung und Anhänglichkeit. Die vertrauende, zuversichtliche Ansprache des vielgeliebten Lehrers, dem sie Köstlicheres verdankten als alle Edelsteine der Welt, griff tief in ihre Herzen und erhob die Seelen in einen höheren Zusammenklang, daß sie begeistert in den Lobgesang mit einstimmten: Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren.

Der Abend war zur eigentlichen Feier bestimmt, welche sich die Lieblichkeit eines großen Familienfestes bewahrte. Verwandte und Freunde des Gefeierten, so viele ihrer um die Vorbereitungen wußten, hatten sich von nah und fern eingefunden, auch die Liebe gar manche Erinnerungszeichen für diesen Tag ersonnen. So hatte der Hallische Frauenverein sich schon lange vorher bemüht, Autographen von Freunden und Kampfgenossen des Gefeierten aus fast allen Ländern Europas

in ein Album zu sammeln und sie diesen Abend überreicht; so war von den Besuchern der Bibelstunden die sixtinische Madonna, von dem Wingolf die Grablegung Christi von Rafael aufgestellt worden; ein stud. theol. Böttticher hatte ein Polyglottengedicht dargebracht u. s. w. Als alles versammelt war, begannen die Vorträge der Glückwünschenden, in Poesie und Prosa, ernsthaft und launig, deutsch, lateinisch und französisch. Der Mann eröffnete den Reigen, der in wenigen Monaten zufolge eines dringenden Gesuches Tholucks an den König der Nachfolger von Wislicenus werden sollte: Friedrich Ahlfeld, damals noch Pfarrer in Alsleben. Ein tiefsinniges Gedicht über „die Blüten aus der morgenländischen Mystik" grüßte den geliebten Lehrer, dem der einstmalige Schüler aus dürrster Zeit nun zurufen konnte:

„Schau, wie das Leben sich im Reiche reget!
Wo Leben ist, da braucht das Leben Lenker,
Und lenken kann das Leben nur ein Denker,
Daß es in rechten Bahnen sich beweget ...

O lenke fort, laß uns in stillem Schauen
Des Glaubens leben, daß auch unsre Söhne
Sich einst zu rechter Christenjünglingsschöne
Im Herrn zu deinen Füßen auferbauen.

Ja lenke fort, du hast einst angefangen,
Mit Gaben uns ins Morgenland zu weisen
Und seine Lieblichkeit uns anzupreisen,
Dahin steht unser Sehnen und Verlangen ...

Dort liegt ein Hügel, brauch' ihn nicht zu nennen,
Drauf steht ein Pfahl, brauch' ihn nicht zu beschreiben,
Den sehen wir verdorret — Rosen treiben,
Die lieblicher als Morgenröte brennen!

Und über Hügel, Pfahl und Rosen sehen
Wir offen stehn das Pförtlein zu dem Strande
Von Kanaan, dem neuen Morgenlande:
O lenke fort, daß wir vereint eingehen!"

Hugo Lange, der jetzige Halberstädter Domprediger, trat dann auf mit einem Gedichte über das Buch von der Sünde und vom Versöhner. Der verstorbene Dessauer Superintendent

Karl Bastian, damals Kandidat, folgte mit einer Rede über „die Exegese“, woran Emil Taube, jetzt Generalsuperintendent von Westpreußen eine Anrede über Ezechiel 37 schloß, in welcher er geistvoll Tholucks Leben im Lichte jenes Prophetenwortes betrachtete. Der spätere Ducherower Pastor Wilhelm Quistorp deklamierte ein humoristisches Gedicht: „Der Student“, den Verkehr des Meisters mit seinen jungen Freunden preisend, und endlich schloß Edmond de Pressensé, der berühmte französische Theologe und Senator der Republik, damals noch „candidat en théologie, de Paris“, mit einem Gedichte über La science chrétienne.

Auf diese Ansprachen folgte vor, unter und nach dem Abendessen ein herzlicher Austausch zwischen jung und alt. In das prächtige, von Ahlfeld gedichtete Gaudeamus igitur iuvenes cum viro functo iam per quinque lustra munere nequaquam frustra, studio quam miro! stimmte alles begeistert ein. Nicht minder in den Toast desselben fruchtbaren Dichters auf die „Frau Rätin“, der hier nicht fehlen darf, wo uns die Hände gebunden sind, die so gern ein mehreres von Dr. Tholucks „Hausehre“ geschrieben hätten.

„Viel Frauen hört man heutzutage sagen:
‚Der Mann ist's Haupt, ich bin die Krone drauf!‘
Nun, lieben Freunde, hört' ich öfters klagen,
Wie schwer die Krone denen, die sie tragen, —
Und mancher gab sie ab mitten im Lebenslauf.

Wir möchten drum nach bess'rem Bilde greifen:
Der Mann das Haupt, das treue Weib das Herz!
Das Herz kann man sich nicht wie jenen Reifen
Nach Lust und Laune von dem Kopfe streifen,
Es hängt so fest an uns, es ist das Herz!

Wo nun der Herr das Haupt mit Gnade füllet,
Da bleibt die Krone kalt, sie ist darüber weg;
Doch in das Herz, das alte, treue, quillet
Die Gnade mit, sein Sehnen wird gestillet,
Und beider Lob und Preis geht einen Steg.

Geliebte Freunde, wollte jemand fragen:
Was mag doch unsrem Haupt zur Seite stehn?
So wollen wir ihm kurz und bündig sagen:
In Kronen kann kein Herz voll sel'ger Freude schlagen,
Wie wir's auf Ihrem Angesichte sehn.“

Nach noch manchem andren heiteren Trinkſpruche erhob man ſich bald, denn auch in weiteren Kreiſen hatte die Studentenſchaft ſich zur Feier dieſes Tages vereinigt und einen glänzenden Fackelzug veranſtaltet. Jubelnd erſcholl ſchon von weitem der feſtliche Marſch, prächtig leuchtete der lange Zug von Fackeln durch die dunkle Nacht herauf, die rote Glut überwallte die ganze Straße und beleuchtete unten die in altdeutſcher Tracht und Waffnung einherſchreitenden Zugführer. Mit bewegter Rede brachten die von den Studenten gewählten Sprecher (die stud. theol. Neubauer und Räthjen) die Glückwünſche ihrer dankbaren Liebe dar und deuteten die hellauflodernden Fackeln dahin, daß ſie das Feuer darſtellten, das Tholuck in ſo vieler Herzen angezündet, und von dem der Herr ſagt: „ich wollte, es brennete ſchon.“ Den Mittelpunkt der Rede, welche hierauf Tholuck aus dem Fenſter den Verſammelten hielt, bildete das ihm vor fünfundzwanzig Jahren bei ſeiner Weihe zum Dozententum (von Olshauſen) zugerufene und fortan ins Herz geſchriebene Wort des großen Doctor Germaniæ Melanchthon:

Fac ut possim demonstrare,
Quam sit dulce te amare,
Tecum pati, tecum flere,
Tecum semper congaudere.*)

Der Luthervers: Das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn, von den im Hauſe und auf der Straße Verſammelten geſungen, beſchloß würdig die Feier des ſchönen Tages.

Wenige Wochen danach beſtieg Maſtai Ferretti in Rom den Stuhl Petri und entfeſſelte durch ſeine Reformmaßregeln die aufrühreriſchen Leidenſchaften, die allerorten unter der Aſche glühten. Das Revolutionsfieber tobte durch die Lande. Eine Zeitlang ſchien auch Preußen der Demagogie zum Opfer fallen

*) Etwa: Laß mich, Herr, es allen zeigen:
Süß iſt's, wenn das Herz dein eigen,
Wenn ich mit dir leide, weine,
Ewig froh mich dir vereine.

zu ſollen, und wenige waren der Männer, die in dem allgemeinen Rauſche den Kopf klar und das Herz feſt behielten. Denn ſtarke Geiſter wurden damals ſchwach, und das Feſteſte geriet ins Schwanken. War es doch, als ob nun endlich der alte Traum der deutſchen Einheit, wenn nicht von oben, ſo doch von unten durch die allgemeine Volksbegeiſterung ſeine Verwirklichung finden müßte! Brach ſich doch nun die Nation Bahn, die Einlöſung der von den Fürſten nur ſpärlich erfüllten Verſprechen einer weiten rechtlichen Beteiligung der Volksvertreter an der Regierung ſelbſt in die Hand zu nehmen und mitraten zu dürfen, wo man mitthaten mußte! Was Friedrich Wilhelm IV. an ſtändiſcher Vertretung geſchaffen hatte, genügte nach der von Frankreich herübergenommenen konſtitutionellen Schablone noch lange nicht; viel breiter mußte die Grundlage des neuen Staatenbaues werden. Wem ſie aber zu breit wurde, wer mit Schrecken auf die wilden, ſelbſtſüchtigen Begierden blickte, die mit Ungeſtüm die Führung für ſich in Anſpruch nahmen, dem ſchloß nur zu oft die Furcht vor den rohen Maſſen den Mund, und im Anfange des Aufruhrs wagte nur hie und da einer, mit Mannesmut die Fahne des Rechts und der Wahrheit zu ſchwingen und wie ein Fels der wogenden Brandung ſich entgegenzuſtemmen. Zu dieſen wenigen gehörte Tholuck.

Auch in Halle gingen die Waſſer der Bewegung hoch. Die Univerſität ſelbſt war in zwei, drei Lager geteilt, und nicht auf ſeiten der unbedingt Königstreuen ſtand die Majorität. Unter den Studenten bildeten allerdings die demokratiſchen „Fürſtenthaler“ mit ihren grauen Mützen und ſchwarz-rot-goldnen Bändern gegen die meiſten Korps und Verbindungen die Minderheit. Die ſtädtiſchen Behörden aber hatten ſchon am 10. März 1848, dem Vorgange größerer Städte folgend, in einer Adreſſe an den König „den lauten und allgemeinen Wünſchen des Volkes“ Ausdruck gegeben und „für Gleichſtellung aller Konfeſſionen im Staate, freie Bewegung in Wort und Schrift, gleichen Gerichtsſtand für alle, Abſetzbarkeit der Richter nur nach Urtel und Recht, Erweiterung des Wahlrechtes und der Wählbarkeit in Gemeinde und Staat, Abänderung der ſtändiſchen und Garantieren der neuen Verfaſſung, ſowie für

die engste Verbindung der deutschen Volksstämme unter einem einheitlichen Regiment“ das Wort erhoben.

Als die Nachrichten über die Ereignisse des 18. und 19. März von Berlin eintrafen[9]), beschloß sofort eine zusammenströmende Bürgerversammlung, in zwei Adressen den Berliner (und Wiener) Bürgern Dank und Anerkennung für ihre volksbefreienden Thaten auszusprechen und zum besten der im Straßenkampfe Verwundeten und für die Hinterbliebenen der Gefallenen durch ein Komitee Gelder sammeln zu lassen. Am 23. März wurde am Rathause die schwarz-rot-goldne Fahne ausgehängt und für den folgenden Sonntag ein Trauergottesdienst, sowie für den Abend eine allgemeine Illumination angesagt zur Feier der „Wiedergeburt des deutschen Vaterlandes“. Eine Bürgerwehr wurde gegründet, wie allerwärts, zur „Beschützung der verfassungsmäßigen Freiheiten und der gesetzlichen Ordnung“; in ihren Reihen ein Korps Lanziers mit ausgesprochen republikanischer Färbung, aber auch ein von den Studenten gebildetes Korps königstreuer, resoluter Jünglinge. Für das Frankfurter Parlament wählte Halle zwei liberale Professoren: Duncker und Burmeister, der letztere mit einer noch schärferen Schattierung nach rot. Der Direktor Niemeyer von den Franckeschen Stiftungen und Kaufmann Jacob, gleichfalls liberale Männer, vertraten die Stadt in der preußischen Nationalversammlung. Alles lebte, dachte, redete nur für und von Politik; bis in die Schulen, zumal in das von vielen Söhnen pommerscher, mecklenburgischer und märkischer Adelsfamilien besuchte königliche Pädagogium, das unter Niemeyers speziellem Direktorate stand, schlugen, oft schäumend genug, die politischen Wellen.

Den ganzen Sommer hindurch aber kam es in Halle zu keinen Exzessen. Erst als in Berlin am 8. November das Ministerium v. Brandenburg an die Spitze der Staatsgeschäfte trat, die Nationalversammlung nach Brandenburg verlegt und, da sie widerstrebte, durch den General Wrangel auseinander getrieben wurde; als über Berlin der Belagerungszustand erklärt war, und das im Hotel Mielentz tagende Rumpfparlament dem neuen Ministerium das Recht der Existenz absprach und die Steuerverweigerung dekretierte, erst da sammelten sich auch

in Halle die demokratiſchen Elemente zum gewaltſamen Widerſtande. Am 19. November kam es auf dem Markte, wohin die Agitatoren, drei Studenten Pöſche, Ehrlich und Kaulfuß, ein Kandidat Weißgerber, der Weinhändler Rawald u. a. eine Volksverſammlung berufen hatten, zum offenen Kampfe. Die Bürgerwehr unter ihrem Oberſten v. Geuſau hatte den ganzen Markt umzingelt. In der Mitte, um den Löwenbrunnen her, tobten die Aufrührer. Sie ergriffen den Kommandanten, um ihn von der Front hinwegzudrängen; da befreite ihn durch kräftige Fauſtſchläge ein herkuliſcher Fleiſcher aus der Bürgerwehr, und nun zog Geuſau den Degen. Die Attacke begann; die Lanziers geſellten ſich zu den Empörern, aus ihren Reihen fielen mehrere Schüſſe, ſieben Perſonen wurden durch Kugeln, andre durch Hiebe uud Stiche leicht verwundet; aber der tapferen Bürgerwehr gelang es, den Markt zu räumen, die Rädelsführer feſtzunehmen, und ſo — die kleine Halliſche Revolution im Keime zu erſticken, noch ehe die von Merſeburg her verſtärkte Garniſon (nur eine Kompanie Soldaten) ernſtlich in die Handlung eingegriffen hatte. Die Ruhe kehrte zurück, und die Ereigniſſe im größeren Vaterlande ſtärkten auch in Halle von Monat zu Monat mehr die beſonnenen und ſtaatserhaltenden Kräfte.

Da war es nun das Große von Tholuck, daß er mit ſeinem Predigtzeugniſſe gegen die Revolution nicht etwa erſt dann anhob, als es andre auch konnten: nachdem die erſtarkende Staatsgewalt der aufrühreriſchen Mächte Herr geworden war. Vielmehr zu einer Zeit, wo in der That ein kühner Mut dazu gehörte, weil in dem Gewirr der Leidenſchaften Gewaltthat und Mord den tapferen Bekenner bedrohten, erhob er ſchon furchtlos die Stimme und warf ſein klärendes, gewiſſenſchärfendes, dräuendes Wort in die Maſſen; die Predigten wurden ſofort gedruckt und dadurch auch feindlichen Geiſtern zugänglich.

Gleich nach dem Ausbruche der Pariſer Februarrevolution, als bei uns noch Ruhe herrſchte, hob er an: „Was Europa längſt in bangender Ahnung erwartete, iſt eingetreten. Der Stein, den wir ſeit Jahren über unſren Häuptern wanken ſahen, hat ſich losgelöſt, und was er in ſeinem Falle mit ſich reißen wird, wiſſen wir noch nicht. Das Land, das ſeit mehr

als anderthalb Jahrhunderten bald durch geiſtige Anſteckung, bald durch Schwert und Fleiſchesarm Deutſchland Geſetze gegeben, deſſen Name einmal um das andre zum Schrecken von Deutſchlands Völkern geworden, hat abermals zum Schrecken der Welt ſeine rote Fahne über unſren Häuptern drohend entfaltet. Schon hört man der fernen Fluten Brauſen, und dem Menſchen bangt vor Ahnung der Dinge, die da kommen ſollen. Da dünkt's an der Zeit, mit der Frage vor euch zu treten: mit welchem Glauben und welcher Herzensſtimmung ſollen wir ſolchen Bewegungen des Völkerlebens entgegengehen?" Und nun gab er unter Anlehnung an den 46. Pſalm die Antwort: „1. in dem Glauben, daß durch alles Thun menſchlicher Hand die Hand göttlicher Allmacht dazwiſchen greift, 2. in dem Glauben, daß alle Erſchütterungen des Völkerlebens in ihren Ausgängen zu nichts andrem dienen, als zu Gottes Ehre, 3. daß alle Drangſale der Kirche in ihren Ausgängen zu nichts andrem führen, als zu der Kirche Beſtem." Welche Beſonnenheit ſprach ſich in Worten wie die folgenden aus, welche die Berechtigung der nationalen Wünſche anerkannten und doch die finſtern Wege der Revolution brandmarkten: „Es ſollen die Völker zu freieren Inſtitutionen gelangen. Wer erkannt hat, wie nun ſchon ſeit einem halben Jahrhundert zu dieſem Ziele hin ſo unzählige, und zwar nicht bloß durch menſchliche Willkür geſponnene Fäden zuſammenlaufen, der muß, wieviel unreines menſchliches Gelüſte auch mit unterläuft, dennoch göttliche Abſicht darin erkennen. Nun werden aber Europas Völker erſt die mit Blut und Thränen getränkte Lehre hinnehmen müſſen, daß der Deſpot gerade ſo ſehr in der Völker Herzen wohnt, als in Fürſtenherzen, ſo lange Gottes Geiſt ſie nicht heiligt; daß keine freien Verfaſſungen und keine Organiſation der Arbeit, keine Bildung und keine Induſtrie die Menſchen glücklich machen können, ſobald nicht der heilige Odem einer von Gott gegebenen Religion den giftigen Wurm tötet, an dem das Glück aller geſelligen Ordnung ſterben muß: die Selbſtſucht. Schlagt Throne nieder, zertrümmert Kronen, zerbrecht die Szepter von Deſpoten: ſo lange der Wurm nicht in euch ſelbſt zum Tode gebracht iſt, ſtehen ſtatt eines Deſpoten nun hunderttauſend auf, und das letzte iſt ärger als das erſte geworden. Die

Lehre werden Europas Völker zuerſt mit Thränen praktiſch zu lernen haben, ehe ihre freieren Inſtitutionen ſie beglücken können. Wir ſehen allerdings in dem Sturmwind, der durch die Völker brauſt, Blüten und edle Samenkörner mit dahertreiben, große und heilige Ideen — die Teufelslarve, welche ihnen die freventlichen Gelüſte der Menſchen anlegen, ſoll uns nicht abhalten, das Engelsantlitz unter dieſer Larve anzuerkennen — verwirklicht ſollen ſie werden, nur nicht wider Geſetz und Ordnung, nicht unter Treubruch und Meineid, nicht durch rohe Gewalt und Aufſtand; ich meine ſolche Ideen wie Bruderliebe und Duldung, Freiheit und Entwickelung, Deutſchlands Einheit und des geringen Volkes Pflege und Hebung. Sind das nicht Ideen, für welche nicht nur das Herz der Jungen, ſondern auch der Alten ſchlagen ſoll? Aber zum Fluch und nicht zum Segen über den Völkern werden ſie werden, wenn ſie in ihrem eignen, ſtatt in Gottes Geiſte ſie ins Werk ſetzen wollen; wenn der Weg zu ihrer Verwirklichung über umgeſtürzte Altäre und Throne, über zertretene Rechte und verletzte Eide gehen ſoll. Ihr Stürmer und Dränger, laßt das Fundament der Religion und die Heiligkeit des Geſetzes weg bei eurem Bau, und grauſend wird er über euren eignen Häuptern zuſammenſtürzen!“ Und ſchmerzbewegt fügte er hinzu: „O daß unſer Volk erkennete zu dieſer ſeiner Zeit, was zu ſeinem Frieden dient! o daß unſrem Volke vergönnt wäre, was ſo vielen andren nicht, ohne Gewaltthat und ohne Überſtürzung die Idee reifen zu ſehen, welche dieſes Königsherz, das ſein Volk liebt, wie nur je ein Königsherz ſein Volk geliebt hat, für ſeines Volkes Glück gefaßt hat und zu Stand und Weſen bringt!“

Ehe der Redner die Kanzel wieder beſtieg, hatte es ſich in blutiger Wirklichkeit gezeigt, daß ſein Wunſch ein vergeblicher geweſen war. Mit wahrhaft majeſtätiſcher Gewalt rollten die Donner ſeines Worts in der erſten Predigt nach der Berliner Revolution über die Gemeinde dahin. „Am Schluſſe des verwichenen Halbjahrs haben wir einen Umſchwung der Dinge erlebt, nach welchem jeder jeden und jedes Verhältnis mit einem andren Auge wiederſah. Seit jenen verhängnisvollen Tagen haben wir uns an dieſer Stätte nicht wieder geſehen; auch wir ſehen uns jetzt mit andren Augen wieder. Zunächſt wir Theologen. Das

Losungswort Freiheit ist aus den Volksversammlungen in die Kirche hineingedrungen mit einem Klange, der bei vielen wenigstens nur zu sehr erinnert an das: ‚dieser soll nicht über uns herrschen!‘ .... Als die deutsche Fahne auf dem Rathause unsrer Stadt gepflanzt wurde, und das Lied erklang: ‚Nun danket alle Gott,‘ da stand unter andren Bürgern auf dem Markte einer, den man zu seinem Nachbar sagen hörte: ‚Jetzt singen sie: nun lobet alle Gott, wer weiß, ob sie übers Jahr nicht singen müssen: Herr, hilf uns aus der tiefen Not!‘ Man darf wahrlich nicht zu den blinden Bewunderern des Alten gehören, um nach dem, was wir erlebt, solchen Befürchtungen Raum zu geben. Es mögen berechtigte Kräfte entfesselt werden; aber wo sie durch eine Revolution entfesselt werden, da wachen jedesmal so viele Kräfte der Hölle mit auf, die dann keine Menschenkraft wieder zügeln kann. Wer auf dem Wasser fährt, hat den Wind nicht in der Hand.“ Und nun wirft Tholuck auf Grund von Joh. 8, 31—36 die Frage auf: „Wann ist größere bürgerliche Freiheit für ein Volk ein Glück?“ und antwortet: „Nur wenn im Gewissen dieser Freien die Liebe Gottes am unbedingtesten herrscht. Denn 1. bürgerliche Freiheit ist die wahre Freiheit, das heißt die Freiheit im höchsten Sinne noch nicht. 2. Nur die Freien, in denen die Liebe Gottes am unbedingtesten herrscht, sind wahrhaft frei. 3. Diese Freiheit gibt nur der Sohn, der wahrhaft Freie.“ In der Predigt heißt es:

„Wo ein Volk nach nichts andrem dürstet, als nach bürgerlichen Freiheiten, wo es in seinem blinden Durste zu dieser Freiheit hinstürzt durch Treu- und Gesetzesbruch hindurch, da sind die Früchte nicht besser als die Aussaat. Unser Text weist uns auf zwei derselben hin: Übermut und Blindheit gehen überall im Gefolge der Freiheitsschwärmerei. Übermut: .... Sehet da das Fürchterliche einer Revolution, wo wider Recht und Gesetz die Hand von unten nach dem Szepter greift, um ihn zu knicken, wie sogleich alle Bande der Ehrfurcht, der Pietät und des Gehorsams vom entzügelten Übermute abgeschüttelt werden. O der eine Gesetzesbruch, den ein ganzes Volk heilig spricht, was für ein Heer von gebrochenen Rechten und Eiden, von übermütigen Gewaltstreichen und freventlichen Gelüsten zieht er nach

ſich! Das deutſche Sprichwort ſagt: vom einmal angeſchnittenen Brote ſchneiden alle lüſternen Kinder. Dieſer Geiſt des Übermuts, er iſt auch jetzt unter alt und jung ausgefahren. Jünglinge dieſer Hochſchule, in der weit ausgedehnten Befleckung iſt euer Name unbefleckt erhalten worden; Recht und Geſetz hat in jenen verhängnisvollen Tagen euch mehr gegolten als berauſchtes Zeitungslob; mit der Beſonnenheit, die Männer ziert, habt ihr euch auf der ſchmalen aber feſten und geraden Straße eines geſetzmäßigen Fortſchrittes halten laſſen. Ihr wißt, daß in keinem Alter mehr als im Jünglingsalter das Unkraut des Dünkels und des Übermuts wuchert; darum wachet, wachet, und wollt ihr in dieſen verſuchungsvollen Zeiten lernen, vor rechtmäßigen menſchlichen Autoritäten eure Knie beugen, lernet ſie beugen vor Gott! .... Blindheit: Wie haben nach jenen Tagen der Revolution die erſten Begriffe von Recht und Pflicht im Urteil der Menſchen ſich verkehrt! Zu Verbrechern geſtempelt ſind die Truppen worden, die heilige Eide nicht haben brechen wollen! zu Freiheitskämpfern dagegen geſtempelt diejenigen, welche, nach den bereits erteilten Freiheiten, wo nicht aus freiwilligem Gelüſt, ſo doch aus traurigem Irrtum die Waffen des Aufruhrs erhoben haben!“ (Wir erinnern uns, daß auch aus Halle ſelbſt die begeiſterten Glückwünſche der Bürgerverſammlungen an die Straßenkämpfer von Berlin und Wien gegangen waren.) Welch eine Freiheit richten ſie nun auf! „Schon vertritt für große Haufen die Rednerbühne die Stelle der Kanzeln, Volksverſammlungen ſind ihre Gottesdienſte geworden und der Staat der Götze, vor dem ſie ihre Kniee beugen. Fort mit dem Gotte über uns und den Jenſeitigkeiten vor uns! So wohl muß es dem Volke noch im Staate gemacht werden, daß es keinen Himmel mehr zur Seligkeit braucht. Ihr Thoren! Diſteln ſät ihr und wollt Feigen ernten? Baſiliskeneier brütet ihr und wollt euch wundern, wenn die Ottern euch anziſchen? Baut nur, baut euren gottvergeſſenen Staat! Was Gott nicht baut, das geht zu Grund, wenn's gleich auf ehrnen Mauern ſtund. Ein ſolcher Staat ohne Gottesfurcht kann nicht heilſam beſtehen. Er iſt ohne Demut, da keine Unterordnung, und ohne Unterordnung keine Ordnung. Wo keine Gottesliebe, da iſt keine reine Menſchenliebe, und wo die nicht

ist, da ist Egoismus. Dünkel und Eigennutz; Wind haben sie gesät, Sturm werden sie ernten. Wo Gottes Liebe nicht im Menschen herrscht, da herrscht die Sünde, und wer der Sünde dient, der ist der Sünde Knecht. Könige haben sie mit Ruten gezüchtigt; Diktatoren und Despoten, vom Dünkel und eignen Vorteil getrieben, werden an ihre Stelle treten und sie mit Skorpionen geißeln."

Ebenso mächtig war die Predigt über Jes. 21, 11, 12 und 8, 19, 20. „Auch wir Deutschen stehen jetzt in Nacht, auch wir fragen die Hüter Gottes: Hüter, ist die Nacht schier hin? Auch für uns lautet die Antwort: euer Morgen wird selbst eine neue Nacht sein; auch für uns gibt's noch ein Morgenrot, wenn das Volk rufen wird: nach dem Gesetz und Zeugnis Gottes!" „Wir stehen in einer Nacht. Es flimmert wohl dann und wann in der Luft wie ein Wetterleuchten bessrer Zukunft. Aber in diesem Augenblicke geht's bei uns noch wie zu Duma, wir stehen in Nacht. Nimmt sich's nicht seltsam aus, dies Jubeln und Triumphieren, dieses Illuminieren und Freudenfahnenschwenken, wenn das alles nur auf die Gegenwart geht? Nimmt sich's denn nicht seltsam aus, während im ganzen Lande Unfriede und Gewaltthat, während eine Hiobspost und ein Herzeleid über das andre kommt, und die Not daherschreitet wie ein gewappneter Mann? Der Wohlstand durch unser ganzes Vaterland hin in der Gegenwart erschüttert, in der Zukunft noch viel mehr bedroht, die Ehrfurcht nicht bloß, sondern auch die Furcht vor dem Gesetz untergraben ... Was soll werden, wenn zu den Geißeln, die wir uns selbst geflochten, die Ruten aus Gottes Hand hinzukommen? Was steht noch bevor, wenn der ausgestreute Schwindelkornsame allerorten aufgeht und der schlimmste aller Kriege, der schon im Verborgenen schleicht, hervorbricht, der Krieg zwischen den Besitzenden und den Besitzlosen? ... Das Pulver ist überall ausgestreut, und mutwillige Knaben, die mit dem Feuer spielen!... Ich habe es ausgesprochen, und ich spreche es wieder aus: große und wahrhaft begeisternde Ideen sind in unsrem Volke lebendig geworden, ein junger Wein von großen Kräften; aber die Gefäße sind. unrein, in die er gegossen worden ist; der neue Wein, so aus unreinen Gefäßen getrunken, wird zum Taumel-

becher, die Morgenröte, welche jene vielen ungeweihten Lippen beſchwören, kann nur eine neue Nacht ſein.“ Und nun nimmt der Prediger die einzelnen Stände vor, die in das allgemeine Gericht mit hineingezogen ſind, und zeigt ihnen, daß ihre eignen Sünden daran ſchuld geweſen. „Kaum iſt einer, der ſich nicht geſtehen müßte, die Ruten mit binden geholfen zu haben, die uns jetzt ſchlagen. Am ſtärkſten werden vom Sturme die höchſten Bäume im Walde geſchüttelt; ſo ergeht dieſer Sturm auch jetzt vor allem über die Fürſten. Mögen ſie jammern über die Völker; ihr Gewiſſen wird ihnen ſchon ſagen, daß ſie auch die Saat mit ausgeſäet haben, die jetzt aufgeht. Es wird den einen vorhalten, daß ſie ihren Szepter mehr zum Schlagen als zum Weiden gebraucht haben, den andren, daß ſie ihn mehr als Zierrat gebraucht haben, ſtatt mit dem heiligen Schrecken ihn zu umgeben, der einem Königsſzepter ziemt; den einen wird er ihr Laſter, den andren ihren Eigenſinn, den dritten ihre ſchlaffe Gutmütigkeit vorhalten; und wären's ſelbſt keine eignen Sünden, ſie werden es ſich vielleicht geſtehen müſſen, daß alle Sünden der Väter ſich an den Kindern rächen. Des Königs Name, o ja, er iſt mehr als vierzigtauſend Namen; aber des Königs Sünden ſind auch ſchwerer als vierzigtauſend andre Sünden. Wind haben ſie geſäet, Sturm müſſen ſie ernten. Ferner die Mächtigen im Volke, die Ariſtokraten, was haben ſie denn gethan, um den Sturm, den ſie kommen ſahen, zu beſchwören? Haben ſie nicht die Hände, die ſie jetzt in Verzweiflung ringen, jahraus jahrein in den Schoß gelegt? Wo ſie hätten um den Thron zuſammenſtehen ſollen, haben ſie ihn im Stich gelaſſen; um die Gunſt des Volkes haben ſie gebuhlt, das ſie im Herzen verachteten, und haben verachtet, wo ſie hätten helfen ſollen. Wind haben ſie geſäet, Sturm müſſen ſie ernten. Die Wohlhabenden im Volke, welche freiwilligen Opfer haben ſie denn gebracht, um die unfreiwilligen abzuwenden, die ſie bald immer reichlicher werden bringen müſſen? Hat denn das Thränenbrot der Armen ihr Mitleid erweckt, ehe es ihnen Schrecken eingejagt? Wind haben ſie geſäet, Sturm werden ſie ernten!“

Wahrlich ein feſter Mut und ein ſtarkes Gottvertrauen gab dieſe und ähnliche Worte ein zu öffentlichem Zeugnis; nicht um die Gunſt der Parteien wurde hier gebuhlt, nicht nach

rechts oder links geschielt — Gottes Wort galt es zu verkündigen und in die Leidenschaften des Tages etwas von der stolzen Ruhe der Ewigkeit hineinzupredigen. Diesen Predigten Tholucks im Sturmjahre 1848 ist es gewiß zum Teile mit zu verdanken, wenn Halle im ganzen ruhig blieb, und zumal die Studentenschaft ihrer Hauptmasse nach den schmeichelnden und bethörenden Stimmen der Zeit kein Gehör verlieh. —

Die Wogen des Aufruhrs verliefen sich; die staatliche Gewalt erstarkte wieder, und zahlreiche Kräfte regten sich, um auf allen Gebieten die Versäumnisse früherer Zeiten, welche die Revolution aufgedeckt hatte, nachzuholen, berechtigten Wünschen zu genügen und erneuten Ausbrüchen des Sturmes vorzubeugen.

Auch auf dem Boden der Kirche begann eine umfassende Thätigkeit. Schon am 15. Juli 1848 erließ eine Anzahl hervorragender Männer den bekannten Aufruf an alle „Freunde der evangelischen Kirche, geistlichen und nichtgeistlichen Standes, welche auf dem Grunde des evangelischen Bekenntnisses stehen", sich für den 21. September und die folgenden Tage in Wittenberg einzufinden, um „in einer vorläufigen freien Versammlung die Verhältnisse der evangelischen Kirche in der gegenwärtigen Zeitlage brüderlich zu beraten". Das ausgesprochene Ziel war „die evangelischen Konfessionen Deutschlands zu einem Kirchenbunde" zu vereinigen, der „keine Union der evangelischen Bekenntnisse, sondern eine zeitgemäße Erneuerung des ehemaligen Corpus Evangelicorum" sein sollte. Neben Generalsuperintendenten und Bischöfen aus Deutschland und aus Schleswig-Holstein, neben den Männern der inneren Mission Wichern und Fliedner fanden sich unter den Einladenden Vertreter aller positiven Richtungen: Stahl, Vilmar, Karl v. Raumer, Hengstenberg, v. Bethmann-Hollweg, Mallet, Ebrard, Snethlage, Nitzsch; von Kollegen Tholucks aus Halle Julius Müller und Hupfeld. Tholuck selbst fehlte, und so lange es sich in den Verhandlungen um die damals doch aussichtslose „Gründung eines deutschen Evangelischen Kirchenbundes" handelte, also in den zwei Wittenberger Versammlungen von 1848 und 1849 und in der Stuttgarter von 1850, blieb er auch den Beratungen fern. Wohl aber beteiligte er

ſich in Stuttgart an dem den Hauptverſammlungen ſich anſchließenden Kongreſſe für innere Miſſion, deſſen Tagesberatungen er zweimal mit Gebet ſchloß. „Wir haben," ſo ſagte er das eine Mal, „von der Not des Vaterlandes aufs neue hier reden gehört; aber für jeden wunden Fleck iſt auch die Salbe genannt, und jeder Notſchrei hatte die Antwort: hier iſt Balſam aus Gilead! Das müſſen wir Norddeutſche mit Beſchämung ausſprechen: wir, die wir vorzüglich auf Wiſſenſchaft und Gründlichkeit Anſpruch machen, wir haben in dem Lande, deſſen Geiſtlichkeit mehr ſtudiert als die in den meiſten Teilen Deutſchlands, wir haben geſehen, daß hier auch mehr gebetet und mehr gearbeitet wird. Dieſe Verſammlung hat etwas dazu beigetragen, den tiefen Riß wieder zu ſchließen, den der unſägliche Jammer geriſſen hat, welcher ſeit zwei Jahren über unſer Vaterland gekommen iſt. Hätten wir's früher erlebt, ſo uns zuſammenzuſchließen, wie in dieſen Tagen, und ſo zu beten und vor Gott zu ringen: ſo Entſetzliches wäre nicht geſchehen, und die Grundfeſten wären nimmer erbebt, daß auch die heiligen Kirchenhallen zuſammenſtürzen mochten. Jetzt ſehen wir: unter dem Kreuz blühen die edelſten Blumen, nicht bloß des einzelnen Chriſtenlebens, ſondern auch der ganzen Kirche. So wollen wir getroſt hingehen, dankbar und voll Zuverſicht. Ich ſchließe; den rechten Schluß aber mache der Geiſt im Kämmerlein; dort geſchehe das fiat applicatio!"[10])

An ſeinen Freund Emil Taube, damals Paſtor in Barmen, ſchrieb er aus Stuttgart am 15. September 1850: „So viele liebe Boten aus dem Wupperthale weilen in dieſen geſegneten Tagen hier, daß ich auch an Dich erinnert werde und Dich vermiſſe. Daher will ich die Gelegenheit nicht vorbeigehen laſſen, Dir einige Zeilen als Erwiderung auf Deine nach Halle gerichteten zu ſenden ... Welche Erquickungsregen, aber auch welche Gottesdonner ſind hier auf die Pfarrergewiſſen herabgekommen! Nach Württemberg muß man kommen, um zu erfahren, was ein aufgewecktes, im Dienſte des Herrn ſich ermüdendes Pfarrergewiſſen iſt, wie ſelbſt bei ſiechgewordenem Körper etliche jede Stunde für die Gemeinde auskaufen. Und das iſt not. Die Anforderungen der Zeit ſind wirklich ſo erdrückend groß, daß auch über mich durch dieſe Verſammlung.

wieder ein rechter Gnadentrieb gekommen ist, mich für die Sache des Herrn zu opfern. Und wir werden, wenn wir vor den Richterstuhl kommen, weit weniger erschrecken vor dem, was wir unsrem Fleisch zu viel, als vor dem, was wir ihm zu wenig zugemutet haben."

Erst als jene Versammlungen den Namen des „deutschen evangelischen Kirchentages" annahmen, findet sich auch Tholuck unter den Mitgliedern des „weiteren Ausschusses". Der sechste, Berliner, Kirchentag 1853 brachte ihm einen besondren Dank aus dem Munde Merle d'Aubignés aus Genf, daß er sich namens der Versammlung dem „Komitee zur Verteidigung und Förderung der Glaubens- und Bekenntnisfreiheit" angeschlossen und in Homburg v. d. H. den Beratungen zur Befreiung der italienischen Märtyrer Madiai beigewohnt habe.[11]) Während des siebenten Kirchentages in Frankfurt a. M 1854 predigte Tholuck und eröffnete wiederum die Verhandlungen des Kongresses für innere Mission mit einem Gebete. Seiner Beteiligung am letzten Kirchentage in Halle im Jahre 1873 ist schon oben vorübergehend gedacht worden. —

Die Restauration auf kirchlichem Gebiete hatte auch eine neue Erstarkung der konfessionell-lutherischen Partei in der preußischen Landeskirche zur Folge. Die von König Friedrich Wilhelm IV. unter dem 26. Januar 1849 eingesetzte „geistliche Ministerialabteilung", welche „bis zu dem Zeitpunkte, wann die evangelische Kirche sich über eine selbständige Verfassung geeinigt haben würde," die Angelegenheiten derselben „selbständig und kollegialisch" bearbeiten sollte, und welche schon im folgenden Jahr durch Kabinettsordre vom 29. Juni 1850 als „Evangelischer Oberkirchenrat" neu konstituiert wurde, war in ihren Anfängen selbst eine Stütze der konfessionellen Bestrebungen. Man lese bei Wangemann in den „Sieben Büchern preußischer Kirchengeschichte" des einzelnen nach, wie kräftig die neue Behörde das Recht der lutherischen Gemeinden in der Landeskirche, sowie „den Schatz der reinen Lehre, wie sie durch Luther wieder ans Licht gebracht und auf dem Grunde des göttlichen Worts in den Bekenntnisschriften der lutherischen Kirche zusammengefaßt ist," bei verschiedenen Gelegenheiten in Schutz genommen hat. Die zunehmende Macht des Konfessio-

nalismus erschien den Vertretern der positiven Union als eine so ernste Gefahr, daß sie ein eignes litterarisches Organ gründeten, in welchem neben den zerstörenden auch die in bedenklicher Weise neu aufbauenden Richtungen der Zeit bekämpft werden sollten: das war die „Deutsche Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben", zu deren Begründung sich im Jahre 1850 Julius Müller, der greise Neander und Karl Imman. Nitzsch zusammenthaten. „Wir sind überzeugt," so hieß es unter andrem in dem Programm, „daß es die Aufgabe der Zeit nicht ist, eine alte Form des evangelischen Kirchenwesens, eine alte Gestalt der Theologie wiederherzustellen und in ein erkünsteltes Leben zurückzurufen, sondern dahin zu wirken, daß von dem unwandelbaren einen Grunde aus durch die Macht des in ewiger Frische sich verjüngenden göttlichen Wortes etwas Neues für die Zukunft sich gestalte." Diese Zeitschrift sprach recht eigentlich auch die kirchlichen und theologischen Grundsätze Tholucks aus. Er hat von Anfang an durch rege Mitarbeit sein Interesse an der Deutschen Zeitschrift bekundet; einige der bedeutungsvollsten und prinzipiell wichtigsten Artikel des Blattes, wie über „die lutherische Lehre von den Fundamentalartikeln", „Die Inspirationslehre", „Ob Einheit oder Wahrheit?" stammen aus seiner Feder.

Auch an einem andren Proteste, der gegen das siegreiche Vordringen des Konfessionalismus gerichtet war, beteiligte sich Tholuck aus innerster Überzeugung. Als „eine neue Frucht der konfessionellen Zeugnisse und Kämpfe" bezeichnet Wangemann in seiner Una Sancta (6. Buch, S. 332) mit Recht jene Kabinettsordre des Königs vom 6. März 1852, in welcher dem Oberkirchenrat die Verpflichtung zugesprochen wurde, nicht nur „die evangelische Landeskirche in ihrer Gesamtheit zu verwalten und zu vertreten, sondern auch das Recht der verschiedenen Konfessionen und die auf dem Grunde desselben ruhenden Einrichtungen zu schützen und zu pflegen"; in welcher es ferner hieß, daß der Oberkirchenrat „aus Gliedern beider Konfessionen bestehe", und endlich die Bestimmung getroffen wurde, daß bei Angelegenheiten, deren Entscheidung nur aus einem der beiden Bekenntnisse geschöpft werden könne, die konfessionelle Vorfrage nur nach den Stimmen der Mitglieder des betreffenden Bekennt-

niſſes entſchieden werden, und dieſe Entſcheidung dem Geſamtbeſchluſſe des Kollegiums als Grundlage dienen ſolle. In der Inſtruktion des Oberkirchenrates an die Konſiſtorien vom 12. Mai 1852 wurde eine derartige itio in partes auch für die Beratungen der kirchlichen Provinzialbehörden angeordnet. Nitzſch, der gerade damals (mit Stahl und Tweſten zuſammen) in den Evangeliſchen Oberkirchenrat berufen wurde, erklärte ausdrücklich, keiner der beiden Konfeſſionen, ſondern vielmehr einem Konſenſus beider anzugehören, und nur unter der Bedingung dem Oberkirchenrat angehören zu können, daß in demſelben auch die Konſenſusgemeinden vertreten wären.[13]) Die theologiſche Fakultät von Halle aber reichte einmütig eine von Julius Müller entworfene Denkſchrift vom 18. Juli 1852 an den Kultusminiſter von Raumer ein, in welcher dem ernſten Bedenken gegen den Allerhöchſten Erlaß vom 6. März in Bezug auf die Tragweite desſelben für die Union und dadurch auch für die Stellung der theologiſchen Fakultäten in Preußen Ausdruck gegeben wurde.[14]) Als Beſcheid auf dieſe Vorſtellung ging der Fakultät unter dem 23. September 1853 die Mitteilung der Kabinettsordre des Königs vom 12. Juli 1853 zu, durch welche jene itio in partes thatſächlich aufgehoben, und das ausdrückliche Bekenntnis des Fürſten zu der von ſeinem königlichen Vater begründeten Union „der beiden evangeliſchen Kirchengemeinſchaften“ ausgeſprochen wurde. Dieſer Erlaß, der wohl ſchon dem Einfluſſe des Generalſuperintendenten Hoffmann auf den König zugeſchrieben werden darf, iſt die letzte offizielle Erklärung über die Union und ihr Verhältnis zur Konfeſſion in Preußen geblieben. —

Die kirchlichen Zeitereigniſſe nach dem Revolutionsjahre waren nicht ohne Einfluß auf die Wahl der wiſſenſchaftlichen Arbeiten, denen ſich Tholuck in der letzten Periode ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit widmete. Wohl hatte er ſich ſchon lange, bereits ſeit Anfang der dreißiger Jahre, mit dem Gedanken getragen, eine Geſchichte des Rationalismus zu ſchreiben; und mancherlei ſorgſam geſammeltes Material aus allen deutſchen Landen, ſowie eigne Anlage und Lebenserfahrung befähigte je länger je mehr gerade ihn zur Löſung dieſer Aufgabe. Aber die erneute Betonung lutheriſcher Rechtgläubig-

keit innerhalb und außerhalb der preußischen Landeskirche bestärkte ihn immer mehr in der Absicht, nachzuweisen, daß ein allzu straff gespannter Dogmatismus den Umschlag in den Rationalismus zur notwendigen Folge habe. So wurde er in seinen Arbeiten auf die Vorgeschichte des Rationalismus hingewiesen, die ihn für ihre ersten Anfänge bis tief in das 17. Jahrhundert, wenn nicht gar bis in das Reformationszeitalter selber führte. „Vorgeschichte des Rationalismus" wurde denn auch der allgemeine Titel der mit einem wahren Bienenfleiße zusammengetragenen bändereichen Veröffentlichungen, welche Tholuck in dem Jahrzehnt von 1852 bis 1862 erscheinen ließ. Nur zwei Bände dieses sonst einheitlichen Werkes trugen diesen Gesamttitel nicht, der erste: „Der Geist der lutherischen Theologen Wittenbergs im Verlaufe des 17. Jahrhunderts" — weil der Plan damals formell noch nicht fest stand; und der vierte: „Lebenszeugen der lutherischen Kirche aus allen Ständen vor und während der Zeit des dreißigjährigen Krieges" (1859), weil der bunte biographische Stoff dieses Bandes sich nicht gut in den Verlauf der Geschichte eingliedern ließ. Die übrigen vier Bände haben jenen gemeinsamen Titel; und zwar „Das akademische Leben des siebzehnten Jahrhunderts; erste Abteilung: die akademischen Zustände" (1853) und zweite Abteilung: „Die akademische Geschichte der deutschen, skandinavischen, niederländischen, schweizerischen hohen Schulen" (1854). So wie ferner: „Das kirchliche Leben des siebzehnten Jahrhunderts; erste Abteilung: die erste Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts bis zum westfälischen Frieden" (1861), und „zweite Abteilung: die zweite Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts" (1862). Zur eigentlichen, so breit fundamentierten Geschichte des Rationalismus selbst ist es dann nicht mehr gekommen. Das Jahr 1865 brachte noch ein Heft von 182 Seiten unter dem Titel: „Geschichte des Rationalismus; erste Abteilung: Geschichte des Pietismus und des ersten Stadiums der Aufklärung." Die zweite und dritte Abteilung aber, welche „Die Geschichte der Aufklärung von Friedrich dem Großen bis zum Anfange unsres Jahrhunderts" und „Die Geschichte des Rationalismus im engeren Sinne vom Anfange des 19. Jahrhunderts bis zur Wiederbelebung des Glaubens im zweiten und dritten Dezennium

desſelben“ enthalten ſollten, ſind nicht mehr zur Ausführung gekommen.

Der nächſte Anlaß zu jener erſten Schrift über den Geiſt der lutheriſchen Theologen Wittenbergs war allerdings ſcheinbar ein mehr zufälliger. Tholuck ſelbſt ſprach ſich im Vorworte darüber aus. „In einem lateiniſchen Programm[15]) von 1851 hatte ich aus dem Wittenberger Archiv Urkunden herausgegeben, aus denen hervorgeht, wie die ketzermacheriſche Ätze, mit welcher dieſe Fakultät unter einem Calov jede lebendige Bewegung der Wiſſenſchaft jener Zeit angefreſſen hatte, nicht laſſen konnte, ſich am Ende an ihrem eigenen Fleiſche zu vergreifen, ſo daß wir die Mitglieder des Obertribunals lutheriſcher Glaubensreinheit unter ſich ſelbſt in gegenſeitigen Anklagen des Abfalls von der reinen Lehre entbrennen ſehen. Von jenem Programme war durch Mißverſtändnis nur eine geringe Anzahl Exemplare abgezogen worden. Um ſo mehr fühlte ich mich bewogen, es in einer deutſchen Bearbeitung herauszugeben. Während ich dieſelbe vorbereitete, entſtand — durch den Umſtand gefördert, daß mir die dazu erforderlichen Materialien unter den für eine anderweitige Arbeit geſammelten vorlagen — der Gedanke, der urſprünglichen Gelegenheitsſchrift die erweiterte Geſtalt zu geben, in welcher ſie jetzt vor die Öffentlichkeit tritt.“ Daß Tholuck aber bei jener ganzen Serie von Arbeiten über das 17. Jahrhundert entſchieden ſeiner eigenen Zeit ins Gewiſſen reden wollte, indem er ſchon in der Orthodoxie ſelbſt die Keime des Rationalismus nachwies, iſt unzweifelhaft. In demſelben Vorworte hieß es noch: „Während eine jüngſtvergangene Periode von Vertretern der Theologie des 17. Jahrhunderts zu wenig zu lernen geneigt war, fängt man an, zu viel ſich davon aneignen zu wollen. Die hier vorgeführte Galerie theologiſcher Charaktere, die der erſten wie die der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, hält in verſchiedenem Sinne den Kämpfern der Gegenwart einen Spiegel vor. Den wahren Freunden der lutheriſchen Kirche wird es nicht unerſprießlich erſcheinen, ebenſoſehr in den Wittenberger Theologen der erſten Hälfte des Jahrhunderts die Bilder einer durch echte Frömmigkeit verklärten lutheriſchen Theologie zur Nachahmung, als in der zweiten die des leidenſchaftlichen und unlauteren Zelotismus zur Abſchreckung unſrer Zeit vor-

geführt zu sehen. Nicht selbst der Parteileidenschaft zu unterliegen, während ich ihre bitteren Früchte schilderte, ist mein ernstes Bestreben gewesen."

Diese Absicht Tholucks, seiner Zeit ein Spiegelbild vorzuhalten, wurde auch wohl verstanden. In dem konfessionellen Lager nahm man ihm sein erstes Buch, das auch die dunklen Züge der alten Streittheologie so kenntlich gezeichnet hatte, ernstlich übel; ein lutherischer Theologe beklagte sich bitter, daß der Verfasser sich nicht gescheut habe, „das Fleisch der lutherischen Kirche" zu schildern[16]). Ja als nun gar im folgenden Jahre „Das akademische Leben des 17. Jahrhunderts" mit dem Nebentitel „Vorgeschichte des Rationalismus" erschien, hatte er es mit einer großen Zahl seiner Zeitgenossen gründlich verdorben. „Es ist dieser Titel," sagte er selbst in der Vorrede zu dem zweiten Bande jenes Buches, „ernstlich in Anspruch genommen. Ein historisches Gemälde des Jahrhunderts der Orthodoxie in ihrer höchsten Spannung als eine Vorgeschichte des Rationalismus zu bezeichnen, ist meinen Rezensenten fast als Widersinn erschienen, und nur darin eine Entschuldigung dieser Bezeichnung gefunden worden, daß ‚einzelne Erscheinungen allerdings schon auf die Zukunft hindeuten.' Aber wenn der immer höher gespannte Bogen endlich bricht, ist die Geschichte seiner Spannung nicht die Vorgeschichte seines Bruches? Und viel früher als man meint, und in ausgedehnterem Umfange beginnen die ersten Risse sich zu zeigen." Und noch zehn Jahre später, nachdem er in der Vorrede zu den „Lebenszeugen" hatte erklären können (1859): „Ich leugne nicht, daß bei diesen Studien mir die lutherische Kirche in ihrer Lehre, in ihren Instituten und in vielen ihrer Repräsentanten sehr teuer geworden, und daß ich damit das Streben derjenigen habe besser würdigen lernen, welche in unserer Zeit den Neubau der Kirche auf ihren historischen Grundlagen sich haben am Herzen liegen lassen; wie sehr es not thut, einem diffluierenden Subjektivismus und seinen luftigen Phantasmagorien gegenüber die Kirche auf die historische Basis ihres Bekenntnisses zu gründen, wird je länger je mehr offenbar;" noch zehn Jahre später hatte er von der Grundtendenz dieser seiner Schriften nichts abzuleugnen. Seine Geschichte des Pietismus (1864) begann er

mit den Worten: „Nicht eine Episode, wie es hie und da ausgesprochen worden, ist der Rationalismus in der Geschichte der protestantischen Kirche — ohne kausale Verbindung mit dem was vorher und nachher; auch nicht eine äußerliche Hautkrankheit ohne kausalen Zusammenhang mit dem System des ganzen Organismus, sondern eben ein Stück Geschichte, daher wie alle Geschichte eine Entwicklungsphase, beziehungsweise eine krankhafte, in anderer Beziehung eine normale und naturgemäße. So ist es ja mit der Geschichte des in die endliche Entwicklung eingegangenen Reiches Gottes: die absolute Gesundheit und normale Thätigkeit aller Funktionen niemals und in keiner Periode, sondern immer nur die successive Annäherung daran und diese durch partielle Krankheitskrisen hindurch. Die Lichtseiten an der Kirche des nachreformatorischen Zeitalters bis zum dreißigjährigen Kriege und die noch dunkleren Schattenseiten hatte eine ‚Vorgeschichte des Rationalismus' dargelegt. Aus ihr hat sich ergeben, an welchen Gebrechen sie krankte, und nach welchen Seiten hin der Fortschritt ein unabweisbares Bedürfnis war. Es mußte namentlich das gläubige Subjekt sich mit dem Objekte des kirchlichen Dogmas zusammenschließen, die Starrheit der scholastischen Kirchenlehre mußte durch das praktisch-kirchliche Interesse sich erweichen und befruchten. In der Kette dieses Entwicklungsprozesses, dessen erste Anfänge bis in die Bildungszeit der Reformation hinabreichen, ist nun auch der Rationalismus als ein Glied zu betrachten. Die ‚Vorgeschichte des Rationalismus' hat gezeigt, wie von dem Reformationszeitalter an neben der sich immer mehr in dogmatischem Scholastizismus abschließenden und der religiösen Praxis sich entfremdenden Richtung in der von Melanchthon ausgegangenen Schule sich eine praktischere und damit auch dogmatisch freiere Tendenz, teils in der reformierten Theologie, teils in der calixtinischen, hinzieht: eine Vorläuferin des späteren Pietismus" und, dürfen wir hinzusetzen, auch des Rationalismus.

Wie sehr selbst in den obersten Regionen der Unterrichtsverwaltung, deren Chef 1850 von Raumer geworden war, ein anderer Wind wehte als früher, erhellt aus den Urteilen, welche daselbst in Bezug auf Tholucks Schrift über das akademische Leben im 17. Jahrhundert gefällt wurden. Der Verfasser hatte ein

Exemplar dieſes Buches an den Miniſter geſandt und erhielt von demſelben ein Dankſchreiben, deſſen definitiver Wortlaut leider nicht mehr feſtzuſtellen iſt. In Tholucks Perſonalakten (im Kultusminiſterium) finden ſich darüber nur folgende Notizen. Am 29. Auguſt 1853 entwarf der Miniſter, nach einem kurzen Dankesworte, nur den Satz: „Von dem Inhalte dieſer erſten Abteilung Ihrer Schrift habe ich nähere Kenntnis genommen, und ich verhehle Ihnen nicht, daß es mir ſchwer wird, für den ſchmerzlichen Eindruck, den dieſelbe auf mich gemacht hat, einen ganz entſprechenden Ausdruck zu finden.“ Dieſer Satz aber iſt im Konzepte durchgeſtrichen. Am Rande ſteht in Bleiſtift von der Hand Johannes Schulzes: „Mir ſcheint die beifolgende Schrift, welche allen Schmutz und alle Skandale der Profeſſoren, ihrer Frauen und Töchter, und der Studierenden des 17. Jahrhunderts im einzelnen und mit ekelhafter Breite wieder vorführt, ſich nur ſelten zu allgemeinen Geſichtspunkten erhebt und durch ihre ſchlotterige Darſtellung abſchreckt, ohne neue und beachtenswerte Thatſachen zu bieten, eines ordentlichen Profeſſors und Seniors einer proteſtantiſchen theologiſchen Fakultät ſo wenig würdig, daß es ſchwer zu begreifen iſt, wie der Verfaſſer dieſelbe in ſolcher Geſtalt hat herausgeben und mit einer ſolchen Zuſchrift dem Herrn Chef Exzellenz überreichen können.“ Darunter findet ſich die Bemerkung: „Ich kann, nach Einſicht des Buches, dem obigen Votum nur beiſtimmen. Wieſe.“

Wir werden nicht umhin können, dieſes Urteil als ein einſeitiges und unbilliges zu bezeichnen. Wohl nehmen auch die in Rede ſtehenden Schriften mehr oder weniger alle an den Mängeln der wiſſenſchaftlichen Werke Tholucks überhaupt teil; eine gewiſſe Formloſigkeit, ein für den Leſer unbequemes Sichverlieren ins Detail, das durch die Überfülle von Citaten noch erſchwert wird, iſt auch dieſen Arbeiten nicht abzuſprechen, — was Geheimerat Schulze „die ſchlotterige Darſtellung“ nannte. Nur die „Lebenszeugen“ machen davon eine Ausnahme und geben auch in der Form zum Teil wohl abgerundete und lebensvolle Einzelbilder von frommen Männern des 17. Jahrhunderts aus allen Ständen; es ſei nur an die warme, unparteiiſche Schilderung des Kurfürſten Auguſt von Sachſen, Johann Gerhards, Herzogs Ernſt des Frommen, Valentin Andreäs

u. a. erinnert. Die Schilderung der Universitätszustände jenes Jahrhunderts deckt allerdings dunkle und dunkelste Partieen der sogenannten guten alten Zeit auf. Aber gehören sie nicht zur Vervollständigung des Bildes? Geben sie nicht immerhin einen wertvollen Beitrag zu der Zeichnung des Kulturzustandes jener Tage, aus den entlegensten Originalquellen geschöpft und mit einer bewunderswerten Energie der Einzelforschung zusammengetragen? Wem steht wieder eine solche Fülle von Material zu gebote, zu dessen Beschaffung Tholuck durch seine ausgebreiteten Beziehungen in der ganzen Welt hunderte von Händen in Bewegung setzte! Welch ein helles Licht hat er auf die Geschichte der Universitäten fallen lassen, welche Stoffmassen, die für eine künftige Kulturgeschichte des 17. Jahrhunderts geradezu unentbehrlich sind, in dem „kirchlichen Leben" des Jahrhunderts wohlgeordnet dem Historiker dargeboten! Und was die Aufdeckung der „Schattenseiten" betrifft, — wer müßte ihm nicht zustimmen, wenn er am Schlusse der Vorrede zum „akademischen Leben" schreibt: „Ich ehre die, welche die ‚gute alte Zeit' lieben, und glaube mit zu ihnen zu zählen; aber die Wahrhaftigkeit müssen wir vor allem lieben. Wir sehen an der römischen Kirche, welches die Früchte der Verwechselung der empirischen Kirche mit der Kirche der Idee sind. Deprehendas te oportet, antequam emendes" (du mußt dich tadeln, ehe du dich bessern kannst) „hat ein alter Heide gesprochen."

Übrigens hob auch die Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung in ihrem Nekrologe auf Tholuck (1877, Nr. 27) die Bedeutung dieser Schriften in billiger Anerkennung hervor. —

Mit den in den funfziger Jahren das ganze kirchliche Leben bis zur Ungesundheit durchziehenden Kämpfen zwischen Union und Konfession hing auch die sogenannte „Monbijou"-Konferenz zusammen, welche namentlich auf das Betreiben des Generalsuperintendenten Hoffmann im November 1856 vom Könige nach Berlin berufen wurde und in jenem Schlosse neben dem Domkandidatenstifte in zweiundzwanzig Sitzungen vom 2. November bis 5. Dezember eine Reihe wichtiger kirchlicher Fragen erörterte. Diese „Notabelnkonferenz war aus einer Art Kompromiß zwischen den Zielen der Kirchenbehörde und den kirchlichen Absichten Friedrich Wilhelms IV. hervorgegangen. Der König hatte

ausgesprochen, daß, ehe die damals im Interesse der Konfession geltend gemachten Anliegen, besonders die Wiedereinführung der alten lutherischen Spendeformeln, erledigt werden könnten, erst überhaupt die Gottesdienstordnung durch eine Generalsynode festzustellen sei, weil dem Oberkirchenrat dazu die Autorität fehle. Es hing dies mit seinen Ideen von der echten urchristlichen Gestalt des Gottesdienstes zusammen. Dem Oberkirchenrat dagegen mußte es vor allem darum zu thun sein, endlich einmal zur Sicherstellung der untersten Stufe synodaler Einrichtungen zu gelangen".[17])

Fünf Gegenstände der Beratung wurden der aus 56 Mitgliedern bestehenden Versammlung vorgelegt: 1. die kirchliche Gemeindeordnung, 2. die Diakonie und der Diakonat, 3. die liturgischen Bedürfnisse, 4. die kirchliche Trauung geschiedener Eheleute und 5. die Einberufung einer Landessynode. Auch Tholuck war in diese Versammlung berufen worden, über deren Ziele und Erfolge wir im übrigen hier kein Urteil zu fällen haben. In Bezug auf den vierten Punkt, Wiedertrauung Geschiedener, hatte er neben dem Referenten, Geheimen Obertribunalsrat Dr. Heffter, das Korreferat übernommen, zu welchem ihm auch die vorher eingeforderten Gutachten seines Hallischen juristischen Kollegen Dr. Göschen, des damaligen Appellationspräsidenten in Magdeburg Ludwig von Gerlach, des Professors iuris Jacobson in Königsberg, des Kammergerichtspräsidenten von Strampff in Berlin und der beiden Theologen: General-Superintendenten Hoffmann — und seines alten Widersachers und Freundes, Dr. Stier, damals Superintendenten in dem Halle benachbarten Schkeuditz, vorgelegen hatten. Auch in der vorliegenden Frage waren Tholuck und Stier wieder Gegner. Noch vor wenigen Jahren hatten sie in der „Deutschen Zeitschrift" ihren alten, dem Leser aus dem ersten Bande dieses Werkes bekannten Kampf über den Inspirationsbegriff fortgeführt, indem Stier sich gegen die von Tholuck in dem erwähnten Artikel über die Inspiration ihm zugeschobene Rückkehr zu der Lehre der alten Kirchendogmatiker von einer völlig irrtumsfreien, Inhalt und Form absolut bestimmenden Eingebung der Schrift verwahrte, während er doch in demselben Artikel von dem „Geisteswunder der von Gott

gegebenen Schrift bis in alle Adern und Nerven" hinein redete (1851, Nr. 21, Seite 172); ein Widerspruch ähnlicher Art, wie deren mehrere Tholuck in seiner Entgegnung (in Nr. 23 der „Deutschen Zeitschrift") einem Manne gegenüber aufweisen zu müssen glaubte, „mit welchem er seit sechsundzwanzig Jahren im Glauben eben so innig verbunden, als in der Wissenschaft im Streit gewesen" sei.

Bei der in Berlin behandelten Frage nach der Wiedertrauung Geschiedener tauschten sie nun scheinbar die Rolle: Tholuck stand auf der Seite der strengeren buchstäblichen Schriftauslegung, Stier vertrat (mit Hoffmann) die freiere Exegese und Praxis. Der entscheidende Punkt war der, ob die vom Herrn Matthäus 19, 9 als alleiniger Scheidungsgrund bezeichnete Sünde des Ehebruchs im eigentlichen und ausschließlichen Sinne, oder bloß als Beispiel für noch andere, die Ehe auch aufs tiefste verletzende Übertretungen aufzufassen sei. Der ersteren, eigentlichen Fassung warf Stier in seinem Gutachten vor, daß sie sich einer „quäkerischen Buchstäblichkeit" schuldig mache, und wollte daher auch andere Scheidungsgründe gelten lassen. Tholuck betonte die Einzigartigkeit jener Sünde, die, weil die Ehe ein geistig-leibliches Band sei, gar keine „Analogien" haben könne, und nicht sowohl Scheidungsgrund, als vielmehr faktisch vollzogene Scheidung sei (1. Korinther 6, 13—18; 7, 4). Er ging so weit, daß er auch die von den Reformatoren als ein zweiter Ehescheidungsgrund aus 1. Korinther 7, 12 ff. acceptierte sogenannte „bösliche Verlassung" als solchen verwarf, indem der Apostel dem von den Heiden verlassenen Gatten „jedenfalls eine Wiederverehelichung nicht gestattet haben würde"; doch gestand er zu, daß die Kirche auf Grund der reformatorischen Tradition die bösliche Verlassung als zweites Separationsmotiv festhalten könne. Nachdrücklich aber betonte er wiederholt, daß es sich für die Kirche weniger um die Scheidung als um die Spendung des kirchlichen Segens an Geschiedene handle. In der ersteren Beziehung könne der Staat um der „Herzenshärtigkeit" willen die Zügel vielleicht schlaffer ziehen; in der letzteren aber habe die Kirche um des Wortes Christi willen unbedingt Treue zu üben. Für diejenigen, welche sich diesem Worte nicht beugen wollten, empfahl er

dringend die Einführung der Zivilehe, die das sittliche Bewußtsein darum in keinem Falle schädigen würde, weil „sie ja nur um der ausgesprochenen Mißbilligung der Kirche willen zugelassen werde, die kirchliche Trauung dagegen ausdrücklich den Charakter eines Vorrechtes erhalte." Ebenso ernstlich sprach er sich für die Wiedereinführung einer zeitweiligen Trennung der streitenden Ehegatten aus. Seine Anträge an die Konferenz lauteten: 1. Dieselbe wolle anerkennen, daß der Kirchengemeinde das Recht zukommt, in betreff der Trauung unkirchlich Geschiedener nach der Schrift und den Kirchenordnungen zu entscheiden; 2. daß die Kirche über die zwei Scheidungsgründe des adulterium (Ehebruchs) und der desertio malitiosa (bösliche Verlassung) nicht hinausgehe und die Anwendung des Prinzips der Analogie nicht anerkennen könne; 3. daß dieselbe aufs dringendste die Wiedereinführung der separatio ad tempus (Trennung auf Zeit) von der bürgerlichen Gesetzgebung fordern müsse." In Bezug auf die Empfehlung der Notzivilehe blieb Tholuck in einer erdrückenden Minorität (42 gegen 2 Stimmen!). Im übrigen entschied die Konferenz der Hauptsache nach in seinem Sinne.[18])

Es erübrigt uns für dieses Kapitel nur noch der Hinweis auf ein Buch, das Tholuck mit besonderer Liebe geschrieben hat, wie es denn an seine frühesten theologischen Arbeiten anknüpfte und an Stelle der früher erwähnten oberflächlichen Jugendschrift über das Studium des Alten Testaments ein reifes Manneswerk setzte. Wir meinen: „Die Propheten und ihre Weissagungen, eine apologetisch-hermeneutische Studie", 1860. Von den mehrjährigen und mühsamen Detailforschungen auf dem Gebiete der nachreformatorischen Kirche und Theologie einigermaßen ermüdet suchte Tholuck in der Abfassung dieser kleinen Schrift Erfrischung und Abwechselung. Sie hat auch zur Zeit ihres Erscheinens eine wesentliche Aufgabe erfüllt: wenige Wochen nach ihrer Ausgabe wurde ein neuer Abdruck notwendig, bei dem der Verfasser keinerlei Veränderungen für angebracht hielt. In lichtvoller, klarer und erwärmender Rede wies Tholuck, nach einer Untersuchung über die Mantik im allgemeinen, nach, — daß das Prophetentum Israels weder im psychisch-somatischen Leben natürlicher Divination, noch in den bloß ethischen Qualifikationen

des „edlen Patriotismus“ und der „religiösen Begeisterung“ seine Erklärung finde. Den Aussprüchen der Propheten sei durch den Verlauf der Geschichte, wie durch Form und Inhalt der in ihnen sich aussprechenden Gedanken der Stempel objektiver übernatürlicher Eingebung aufgedrückt. Ein großartiger nur auf Gottes ewigen Geist zurückzuführender Plan der Geschichtsentwicklung gehe durch die gesamte Prophetie des Alten Testaments (und der Apokalypse), und lasse die Propheten nicht nur in typischen Grundformen allgemeine Zustände und Personen des messianischen Reiches vorher skizzieren, sondern erhelle ihren Geist bis zur Ermöglichung von Namen-, Zahl- und Sachprädiktionen, die den Ursprung aus einer höheren Welt als der der vernünftig-politischen Kombination unverkennbar an sich tragen. Ein warmer Hauch ernster Begeisterung für die Wahrheit des Schriftwortes durchzieht das Büchlein, das sich doch vor den Ergebnissen einer ehrlichen und nicht aus dogmatischen Voraussetzungen entspringenden und nach ihnen arbeitenden Kritik nicht verschließt. Wie in allen seinen Büchern wird man auch in dieser Tholuckschen Schlußarbeit auf alttestamentlichem Gebiete „die Unbefangenheit“ nicht vermissen, „welche den Gegner von vornherein geneigt macht, den Nachweisungen des Apologeten mit Vertrauen in seine Wahrheitsliebe zu folgen.“*)

*) Aus der Vorrede der kleinen Schrift.

Neuntes Kapitel.

Auf Reisen — und die letzte Reise.

Unsre Arbeit geht zu Ende. Bei der Reichhaltigkeit eines Lebens wie das Tholucks wird mancher dies und jenes vermissen, was noch hätte berührt werden können. Aber wer will auf einem solchen Gebiete erschöpfen! zumal wenn es doch Aufgabe bleiben muß, eine Biographie, welche in die Mitwelt hereinragt, nicht zu einem bändereichen Werke anschwellen zu lassen. Ein Schluß muß gemacht werden. Sonst könnte wohl noch ausführlicher z. B. von der Beteiligung Tholucks an den Werken der christlichen Vereinsthätigkeit geredet werden, die bis ins hohe Alter hinein eine rege und lebendige blieb. Doch darf ein kurzes Wort darüber hier nicht fehlen.

Was Tholuck in jungen Jahren für die Juden- und Heidenmission gethan hat, ist im ersten Bande besprochen worden. Auch von Halle aus hat er gern an Missionsfesten gepredigt, in Wittenberg, in Naumburg, in Magdeburg. In Gemeinschaft mit Stier gab er auch einmal ein Heftchen „Weckstimmen für das evangelische Missionswerk" heraus (1834). An dem Evangelischen Gustav-Adolfs-Verein nahm er gleich bei dessen Entstehen den lebhaftesten Anteil. Er ließ sich sogar am 29. November 1843, als in einer großen Deputiertenversammlung zu Halle unter der Leitung des Generalsuperintendenten Möller die Stiftung eines sächsischen Hauptvereins beschlossen worden war, mit seinem Freunde Julius Müller in das geschäftsführende Komitee wählen, wiewohl außer dem Oberbürgermeister Bertram auch die beiden ihm so wenig

sympathischen Männer: Direktor Niemeyer und Archidiakonus Franke diesem Komitee angehörten.[1]) Und wenn ihn dann auch die Ruppschen Händel, bei denen speziell der Hallische Zweig-Verein im Jahre 1846 sehr energisch für den in der Berliner Hauptversammlung ausgeschlossenen Königsberger Lichtfreund eintrat[2]), eine Zeitlang stutzig machten und sein aktives Interesse hemmten, so blieb er doch der Sache selbst warm zugethan. Konnte er doch im Jahre 1856 bei einer Gustav Adolfsfeier in Hamburg, bei welcher er die Festpredigt hielt, seiner Ansprache über Kol. 2, 6—9 das Thema zu Grunde legen: „Der kann kein wahrer Jünger der Reformation sein, der kein Herz hat für die Sache des Gustav-Adolfs-Vereins!" Auch dem studentischen Gustav Adolfs-Verein in Halle hat Tholuck je dann und wann mit einer erbaulichen Ansprache gedient.

Für den „Frauenverein", in Halle, der im Interesse seiner wohlthätigen Zwecke seit Jahrzehnten während des Winters Vorträge halten läßt, hat auch Tholuck zuweilen einen derartigen Vortrag übernommen; so 1853 über „die Mystik" und 1857 über „die Verdienste des Christentums um die Zustände des weiblichen Geschlechtes;" wie ihn denn seine besondere Begabtheit für derartige Reden in gemischtem Kreise auch etliche Male nach Berlin führte, wo er 1853 über „das Heidentum nach der heiligen Schrift" und 1871 — wohl sein letztes öffentliches Wort in Berlin, und bezeichnend genug —: über „die Gebetserhörung" sprach. Wie er gerade dem weiblichen Geschlechte auch in seinem Hause durch Bibelstunden und Abendandachten seine Gaben zu Diensten zu stellen pflegte, haben wir im siebenten Kapitel berichtet.

Der christlichen Frau galt gleichfalls sein langjähriges Interesse für die Diakonissensache, die er mit seiner Gemahlin für Halle und die Provinz Sachsen zuerst angeregt und praktisch gemacht hat.

Schon im Jahre 1835 (— Fliedner eröffnete seine Kaiserswerther Anstalt erst am 13 Oktober 1836 —) muß sich Tholuck mit der Diakonissenfrage beschäftigt haben. In den Briefen jenes Jahres befindet sich — wohl aus seiner Korrespondenz mit dem Grafen von der Recke — die Abschrift eines Schreibens des Kronprinzen[3]) an den letzteren, in welcher diese Angelegenheit erörtert wird. Als nun in Halle der Notstand des Jahres 1835 und insbesondere der bei der

wieder auftretenden Choleraepidenie schmerzlich sich fühlbar machende Mangel einer ausgebildeten und berufsmäßigen Krankenpflege das Diakonissenbedürfnis weiteren Kreisen nahe legte, war es das Tholucksche Ehepaar, durch welches der Ankauf eines Grundstückes mit Garten (Weidenplan No. 4) betrieben und unter Beihilfe eines Vereins Gleichgesinnter, an dessen Spitze der Universitätskurator Geh. Rat Pernice stand, ins Werk gesetzt wurde. Am 22. Mai 1857 konnte die Anstalt mit zwei Diakonissen, drei Probeschwestern, zwölf Krankenbetten für Erwachsene und sechs für Kinder, sowie drei Separatzimmern für Kranke, welche von den übrigen abgesondert sein wollten — alle ohne Unterschied des Bekenntnisses — eröffnet und am 6. Mai feierlich eingeweiht werden. Schon am 11. November 1859 erfolgte die Einweihung eines neu angebauten Flügels durch Tholuck. Im Jahre 1864 bestand das Personal der Anstalt aus einer Oberin, 12 Pflegerinnen (6 Diakonissen und 6 Probeschwestern), zwei Ärzten, einem Hausgeistlichen, einem Gesanglehrer, einem männlichen Krankenwärter, der zugleich Hausmann war, und zwei Dienstmädchen.[4])

Dies Diakonissenhaus war besonders der Frau Rätin innig ans Herz gewachsen, und es hat etwas Rührendes, wie oft und wie bewegt Tholuck in den Freundesbriefen jener Jahre auf dieses Interesse seiner Frau zu sprechen kommt. In späterer Zeit haben allerhand hier nicht weiter zu erörternde Umstände, sowie die Großartigkeit des Maßstabes, in welchem die Hallische Diakonissenanstalt sich entwickelte, dieses patriarchalische hausmütterliche und hausväterliche Verhältnis gelockert.

Mit besonderer Vorliebe aber richtete sich Tholucks Interesse auf die Begründung eines Konviktes für Studenten. In den erwähnten Niederzeichnungen der Frau Rätin für die vorliegende Biographie heißt es in dieser Beziehung: „Als Tholuck sich im eben fertig gewordenen Hause angenehm fühlte, sprach er mir den Wunsch aus, ein Haus in möglichster Nähe zu kaufen, um darin ein Konvikt für bedürftige Studenten einzurichten. So sehr ich wünschte, dem teuren Manne darin eine Gehilfin zu werden, so ließ es sich doch damals nicht realisieren, da unsere Mittel nicht ausreichten, alle die Ausgaben zu decken.

Etwa zwanzig Jahre später drängte sich der gleiche Wunsch mit erneuter Kraft Tholuck wieder auf. Leider unterblieb es auch da aus dem gleichen Grunde; mit tiefem Weh rief er aus: ‚so muß ich denn meinem Lieblingswunsche für immer entsagen!' Alles Zureden ließ keine Änderung in dem Beschlusse eintreten. Tholuck war nicht geeignet, praktische Sorgen zu tragen, das beunruhigte sein Gemüt. Darum durfte ich auch keine weiteren Vorstellungen machen; aber ein Schmerz, der nie erstarb, blieb mir dies wehmütige Entsagen. Das Einzige, was Tholuck in dieser Hinsicht noch that, war die Bestimmung in seinem Testamente, daß einst sein Vermögen und die Grundstücke diesem Zwecke dienen sollten."

Dennoch hatte Tholuck die Freude, noch bei seinen Lebzeiten das Konvikt entstehen zu sehen. „Als sein funfzigjähriges Jubiläum gefeiert wurde (1870)," fährt Frau Rätin fort, „lebte in mir die Hoffnung wieder auf, ihn mit seinem Lieblingskinde zu überraschen. Zu meiner unaussprechlichen Freude wurden alle Schwierigkeiten überwunden. Es fand sich ein ganz passendes Grundstück in einem gut gebauten Nachbarhause, das mit unserem Hause baulich verbunden werden konnte. Ein Freund half etwas an den Kosten tragen. Ausbau und Einrichtung war im Oktober 1871 fertig; erst sieben, später acht Studenten fanden mit dem Inspektor darin Raum. Obwohl Tholuck erst bange war, der Aufgabe nicht mehr entsprechen zu können, wurde das Konvikt ihm doch bis an sein Ende eine reiche Freudenquelle." Die Studierenden erhalten noch jetzt im Konvikt gegen bescheidenen Entgelt Wohnung und Station mit Ausnahme des Mittagstisches; das Zusammenleben wird von einem Inspektor geleitet, der die tägliche Morgenandacht und wöchentlich eine wissenschaftliche Übung hält. Die große Privatbibliothek Tholucks ist nach seinem Tode in den Besitz des Konvikts übergegangen. Wohl läge eine noch größere Erleichterung der Konviktualen im Wunsche der Stifter. Allein die Mittel sind beschränkt, und hie und da ausgesprochene Bitten, — wie durch Prof. Kähler in seinem Lebensabriß Tholucks oder in der „Erinnerung an seinen Heimgang" — haben so gut wie keine Beachtung gefunden. — Übrigens hatte Tholuck noch vor der Gründung seiner eigenen Anstalt die Freude, durch die

Munifizenz des edlen Grafen v. Harrach das schlesische Konvikt entstehen zu sehen, dessen Kuratorium er, der Schlesier, bis an sein Ende angehörte.

Indes, es sei genug von diesen Liebeswerken Tholucks geredet. Was müßte sonst nicht noch alles hereingezogen werden! Wie viele Anstellungen hat er vermittelt, wie viele junge Leute als Hauslehrer untergebracht! „Und seien Sie nur überzeugt, Verehrtester," so schrieb er an D. Wilkens in Wien am 22. August 1868, „daß ich solche Versorgungen der Kandidaten in Familien als einen Teil meiner Amtspflicht ansehe, welcher ich wohl in mehr als dreißig Fällen während eines Jahres zu genügen habe." Und was kamen sonst für Ansinnen an ihn! Ein Mineraloge aus Lübeck bat um eine persische Grammatik zu einer Reise in den Orient; eine Dame aus Pommern wollte einen Pastor haben, der 400 Thaler eigne Revenüen neben den geringen Pfarreinnahmen aufweisen könne; ein junger Tuchmachergeselle wurde ihm aus Guben „zu christlichem Umgange" empfohlen; er sollte sich eines taubstummen elfjährigen Knaben annehmen, und was dergleichen mehr ist. Nur eins bedarf noch einer ausführlichen Besprechung, ehe wir uns dem Ende zuwenden; das sind Tholucks Reisen.

Wir haben die Besprechung dieser Reisen so lange verschoben, weil sie zu den wenigen Lebensäußerungen gehören, welche Tholuck bis ins Greisenalter hinein begleitet haben. „Unter unaufhörlichen Beschwerden," sagt Kähler in seinem „Lebensabriß", „setzte er seine Erholungsreisen bis ins Alter durch, als wären sie die Lösung unerläßlicher Aufgaben gewesen, — mit dem Fernweh der Jugend, der Ängstlichkeit des Hypochonders und der Selbstqual des Asketen." Bei der angespannten Thätigkeit, mit der jeder Tag unabänderlich ausgefüllt war, bedurfte Tholuck alljährlich, zuweilen noch häufiger, für seinen allezeit kränklichen Körper regelmäßiger und längerer Erholungen. Daneben aber verlangte auch sein lebhafter Geist Berührung und Gedankenaustausch mit neuen, wechselnden, am liebsten fremden und fernen Völkern oder auch ganz anderen Lebens- und Bildungsstufen angehörigen Persönlichkeiten. „Die einsame Natur, und wenn sie noch so schön ist, genügt mir doch zur rechten Erholung nicht," schrieb er auf eine Einladung in den Harz,

wo ihm geistige Gemeinschaft in Aussicht gestellt worden war. Mit der Virtuosität des fein und allseitig Gebildeten, des großen Sprach- und Dialektkundigen, des geistvollen Gesellschafters, aber auch des auf die geheimsten Stimmen des Menschenherzens lauschenden und sie deutenden Seelsorgers wußte er mit jedem anzuknüpfen, den ihm das Reisegeschick in den Weg führte, und selten schied er, ohne tiefere Eindrücke zurückzulassen, oft erschloß sich aus dem scheinbar zufälligen Zusammentreffen eine geistliche Freundschaft fürs Leben. Und dies Nahen und Berühren, dies Suchen und Finden, dies Hineinschauen in immer neue Gestalten des natürlich menschlichen und des geistig sittlichen Lebens, das war seine Erquickung, darin lag ihm der Hauptzauber des Reisens, über diesen Erwerb vergaß er auch immer wieder alle die petites misères, welche, trotz des allezeit mitgenommenen jugendlichen Reisemarschalls, dem leicht Empfindlichen sich doch oft recht schwer fühlbar machten. „Ginge es nach meinem penchant," so schrieb er 1856 an seinen früheren Amanuensis Pastor Wedler in Quenstädt, „dann hätte ich diesesmal meine Schritte lieber nach Quenstädt, Maisdorf und Ilsenburg gerichtet, als in die Weite, wo die abgequälten Morgenstunden, die gestörten Nächte, die verdrießlichen Kellnergesichter, die groben Fuhrleute und die Sackgassen diverser Art ohne Ausgang mir im voraus so viel Angst machen." Oder 1863 von Solcio in den Alpen, wo er die Traubenkur gebrauchen mußte, an Martin v. Nathusius: „O, wohl dem, der, wenn er auf Schneekuppen und in salles de conversation, in Bergschenken und in tables d'hôtes genug gethan, wieder ein home hat mit täglicher Arbeit und Hausmannskost und eine stille Abendfireside, wo er den Reisetraum, von allem Regenwetter, Chausseestaub und verspäteten Koffern ungetrübt, nachträumen kann."

Der durch körperliche Leiden, zumal Verdauungsbeschwerden, täglich Heimgesuchte hatte auf der Reise aber auch mit ganz besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen, deren Beseitigung oder doch Linderung oft den ganzen Scharfsinn des Reiseamanuensis in Anspruch nahm. So brachte z. B. das erwähnte Jahr 1856 eine ganze Reihe der gefürchteten „Sackgassen ohne Ausgang". Tholuck hatte dem Schreiber dieser Zeilen, damals Student in Halle, freundlich angeboten, die Reise über Reichenhall, den Gar-

daſee und Venedig als ſein Begleiter mitzumachen. Schon im Anfang ſtellten ſich Hemmniſſe in den Weg. Ein Jugendfreund aus Weſtfalen bat ihn, ſeinen ebenfalls in Halle ſtudierenden Sohn auf dieſer Herbſtreiſe mitzunehmen. Tholucks Wunſch, dieſe Bitte zu erfüllen, und daneben das mit mir bereits getroffene Arrangement machten dem lieben Manne viel Kopfzerbrechen. Eines Abends — ich wohnte ſeinem Hauſe gerade gegenüber — brachte mir „Karl“, der mehr erwähnte langjährige treue Diener Tholucks, der noch jetzt ſeinen Poſten im Hauſe verwaltet, ein Zettelchen von der Hand des Rats: „Mein Lieber, vielleicht ſo, daß einer von Ihnen beiden bis Venedig als Amanuenſis, der andere als Freiherr mitreiſt (der Amanuenſis pflegt für ſeine eigene Beköſtigung mit Speis und Trank zu ſorgen, damit kein Wettſtreit von Großmut im Gewähren und von Großmut im Verzichten von ſeiner Seite entſtehe), dann der andere entweder als Freiherr eintritt oder ‚deficiente pecu‘“ (bei Mangel an Mitteln) „auf eigne Hand zurückeilt. Vielleicht finden Sie auch noch zuſagendere Kombinationen. Ich bäte um vorläufige Nachricht, ob überhaupt ein ſolcher verſöhnender Plan genehm gefunden werde.“

Es wurde nun ſo eingerichtet, daß der eine, stud. Karl Bertelsmann, gegenwärtig Pfarrer in Camen, die Begleitung bis Venedig übernehmen, und daß ich dort an ſeine Stelle treten ſollte. Auf eigne Hand reiſte ich langſam über Tirol nach der Lagunenſtadt und wartete dort wochenlang auf den für alle Eventualitäten verabredeten Poſtreſtantebrief. Aber weder der Reiſende, noch ein Brief erſchien, bis ſich endlich ergab, daß Tholuck ſein Schreiben an das Hotel gerichtet hatte, in welchem er abſteigen wollte. Eine ernſtliche Erkrankung hatte ihn genötigt, von Golling nach Reichenhall zur Molkenkur zurückzukehren, wo auch die Frau Rätin zu ſeiner Pflege eingetroffen war. Er ſtellte mir frei, die kleine Reiſegeſellſchaft dort aufzuſuchen oder allein heimzukehren. Natürlich eilte ich in forcierten Tagereiſen nach Reichenhall; aber der Rat war ſchon über alle Berge, um es in Meran mit der Traubenkur zu verſuchen. Nur einen Tag machte ich Pauſe, um mit der Frau Rätin an den Königſee zu fahren, wo dieſelbe die Königin Marie von Bayern für ihre geliebte Diakoniſſenanſtalt in Halle zu inte-

reſſieren wünſchte. Dann ging es wieder mit Eilfahrt weiter. Endlich konnte ich den ſehnſüchtig nach Gletſcher- und Eismärſchen ausſchauenden Bertelsmann in Meran ablöſen und noch auf eine kleine Weile den körperlich ſchwer ermatteten Tholuck pflegen. Es waren unvergeßliche Tage. Eine weiche, ſanft wehmütige Stimmung hatte ſich des Leidenden bemächtigt, durch welche doch immer wieder der neckiſche Humor und der geiſtvolle Witz hindurchbrach. In Wind und Wetter wurden nach der ſtillen Morgenſtunde weite Fußpartieen unternommen, auf denen Tholuck in Regenmantel, Kapuze und Beinſchienen aus Gummiſtoff einen ungeheuerlichen Anblick gewährte. Wurden die Wandernden müde, dann begann er die Unterhaltung in lateiniſcher, italieniſcher, franzöſiſcher oder engliſcher Sprache zu führen[4a]), und über der geiſtigen Anſtrengung ward die leibliche Ermüdung bald vergeſſen. Des Abends mußte ich ihm einen engliſchen Roman — es war ein Marryatſcher — vorleſen; eine ergreifende Abendandacht beſchloß den Tag.

So ging es über eine Woche lang. Allein die Traubenkur wollte nicht anſchlagen. Wir mußten auf die Rückreiſe denken. Da die Poſt nach Botzen und Brixen in zu früher Morgenſtunde abfuhr, als daß Tholuck ſie hätte benutzen können, wurde Extrapoſt genommen. Wir ſauſten durch das wunderbar ſchöne Thal und erreichten Brixen erſt am ſpäten Abend. Im „Eleſanten“ war nur noch ein großes ſaalartiges Zimmer zu haben, und während Tholuck es faſt immer ſo einzurichten wußte, daß der Amanuenſis einen eigenen Schlafraum erhielt, mußten wir uns dort in derſelben Stube etablieren. Es war eine helle Mondnacht, und jeder Fleck in dem großen Raume klar beleuchtet. Nachdem alle gewohnten Vorſichtsmaßregeln getroffen, die Waſſerflaſche, um gleich früh einen friſchen Trunk zu gewähren, mit Bindfaden an der Außenſeite des Fenſters befeſtigt, nach verdächtigen Hähnen auf dem Hofe und tickenden Uhren auf dem Flur Ausſchau gehalten worden war, legten wir uns nieder, und nach einem „Gute Nacht, Herr Rat“ war der von dem vielen Schauen ermüdete Jüngling in wenigen Augenblicken entſchlummert. Da weckte mich plötzlich ein markdurchdringendes Geſchrei aus dem erſten Schlafe. Ich fahre auf und ſehe Tholuck in ſeinem Bette aufrecht ſitzen, während

er jene entsetzlichen Töne ausstößt. Im ersten Augenblicke faßt mich ein Grauen, als hätte er seinen Verstand verloren. „Was ist denn, Herr Rat?“ rufe ich aus. „Ich schreie!“ war die gelassene Antwort. Durch die Ruhe Tholucks selbst beruhigt, fragte ich weiter: „Warum schreien Sie denn?“ „Die da drin schreien auch,“ erwiderte er. Es ergab sich nun, daß eine lustige Gesellschaft von Brixener Bürgern im Nebenraume einen für sein Schlafbedürfnis viel zu ausgelassenen Lärm verführte. Und nachdem er mir auseinandergesetzt hatte, daß es eine von ihm oft geübte und längst erprobte Reisepraxis sei, unbequem laute Stimmen zu überbieten, setzte ich mich gleichfalls in Positur und stimmte in das Schreien des Konsistorialrats so lange mit ein, bis es uns glücklich gelungen war, die lärmende Gesellschaft zu vertreiben.

Der Erfolg in Beseitigung von Schlafhindernissen war nun nicht immer ein so befriedigender. „How detestable that night in the ‚Bär‘: always a dog at my feet“ (wie abscheulich war die Nacht im „Bären“, immer ein Hund zu meinen Füßen!) heißt es einmal im Tagebuche bei einem Rückblicke auf die Herbstreise. Die Stelle war mir rätselhaft, bis eine gelegentliche Zuschrift mit Tholuck-Anekdoten mir die Lösung brachte. In der Nacht, es war in Straßburg, ruft Tholuck seinem Gefährten, welcher nebenan schläft, er solle helfen, ein Hund liege unter seinem Bette. Der Amanuensis steht auf, faßt den Störenfried und wirft ihn zur Thür hinaus. Nach einer halben Stunde ertönt der Ruf: „es ist noch ein Hund da!“ Auch der wird beseitigt, und das wiederholt sich so lange, bis sechs Hunde durch die Thür spaziert sind. Die Nachtruhe war dahin, der Ärger aber saß fest, bis sich am Morgen zur großen Erheiterung der Reisenden ergab, daß es in Summa nur ein Hund gewesen war, den man hinausbefördert hatte: es war in der Wand ein Loch, und durch dasselbe hatte das Tier immer wieder seinen Rückweg in die Stube gefunden.

Derselbe Gewährsmann berichtet eine andre Geschichte, für die wir freilich nicht einstehen können. Eines Morgens habe Tholuck seinem Begleiter geklagt, durch die böse Uhr in der Stube sei er am Schlafe gehindert worden; da sei er mitten in der Nacht aufgestanden und habe die Uhr eine Treppe hoch ge-

tragen. — „Aber, Herr Rat, da brauchten Sie ja nur den Pendel anzuhalten!“ worauf sich Tholuck an die Stirn geschlagen und ausgerufen habe: „Doktor der Theologie, Professor und Consistorialrat, und so einfältig!“

Ein andermal — Tholuck erzählte selbst einem Kreise von Freunden, die bei ihm das fünfundzwanzigjährige Jubiläum ihres Briefkränzchens feierten, auf die Erinnerung des mitgegenwärtigen Besser, die Begebenheit — hatte er den damaligen Pastor Besser in Quedlinburg besucht. Ein Lohnkutscher führte ihn nach Halle zurück, und der Pastor schärfte dem Kutscher ein, ja auf den Reisenden gut Obacht zu haben und ihn glücklich in Halle abzuliefern. Das that der Mann auch: so oft Tholuck einmal aussteigen wollte, um neben dem Wagen herzugehen, wie er das liebte, oder in einem Wirtshause sich zu erfrischen, ließ ihn der Kutscher nicht heraus und drohte sogar mit der Peitsche, immer in der Meinung, er müsse einen geisteskranken oder gefährlichen Menschen bei sich haben.

Durch alle derartige oder andre Reisekalamitäten ließ sich Tholuck indessen nicht behindern, immer wieder in die Nähe und in die Ferne zu schweifen, Gottes Wunder in der Natur zu schauen und Gottes Werk in der Menschenwelt zu treiben. Wo hat ihn nicht alles sein rastloser Sinn hingeführt! 1844 nach Dänemark und Schweden, 1845 nach Neapel, 1846 nach England und Schottland, 1849 nach Spanien, 1852 wieder nach England, 1855 nach Paris, 1858 nach Algier, 1863 nach Italien, 1867 nach Holland, 1868 noch einmal nach Italien — die dazwischen liegenden Jahre fast regelmäßig nach der Schweiz und Tirol, zuletzt von 1869 an nur noch nach Suderode im Harz oder nach Goslar zur Benutzung der dortigen Kräuteranstalt des Naturarztes Lampe[5]). Und fast überall hin kam er, als ein angestaunter, gefeierter, wohl auch befehdeter, öfter aber als ein geliebter und mit Jubel und Dank begrüßter Mann. Wir teilen einige der Reiseerlebnisse Tholucks mit, die in ihrer Verschiedenartigkeit für seine Weise, Menschen und Dinge zu nehmen, charakteristisch sind.

In Algier, so berichtet Heinr. Rathmann, entzifferte er einst die Inschrift eines Siegelringes, welche den arabischen Gelehrten ein Geheimnis geblieben war, und erregte die allgemeine

Bewunderung. In Schweden bedurfte einmal sein Wagen, auf dem er den herrlichen Bergen des Hochlandes entgegenfuhr, unerwartet einer Ausbesserung. Dadurch wurde in einem Dorfe ein mehrstündiger Aufenthalt nötig. Man ging in die Kirche, ins Pfarrhaus. Der Pfarrer ist auf Besuch bei einem Nachbar. Aber die Pfarrfrau empfängt die Gäste, Tholuck und den unvermeidlichen Studenten in seiner Begleitung, aufs freundlichste. Der letztere mustert die Bibliothek des Pastors. Siehe da — Tholucks Auslegung des Römerbriefs in schwedischer Übersetzung! Der Student mag es nicht unterlassen, der Pfarrfrau den Namen ihres Gastes zu verraten. „Tholuck!" so ruft sie aus, „das ist ja der Name, den mein Mann so oft in kindlicher Verehrung genannt, der deutsche Theologe, dessen Werk er übersetzt hat, ohne ihn selbst mit Augen gesehen zu haben!" Eilend wird der Pastor vom Nachbardorfe geholt. Der bringt seinen Kollegen mit, und Tholuck sieht sich im schwedischen Norden mitten unter dankbaren Schülern. — Auf der Reise nach Spanien entzückte er in einem französischen Garnisonsorte eine Schar arabischer Soldaten in der Uniform der chasseurs d'Afrique, indem er sie in ihrem heimatlichen Dialekt anredete. In manch einsames Pfarrhaus im Schweizer und Tiroler Gebirge ist Tholuck als hochwillkommener Gast eingetreten; nicht minder aber ward er in den Städten, die er auf seinen Reisen berührte, der Mittelpunkt des geistigen Interesses. Vorträge und Predigten zu übernehmen, ließ er sich unermüdlich bereit finden, im einsamen Gebirgsdorfe nicht minder, als in Domen und glänzenden Sälen. So hielt er z. B. im Jahre 1865 der schweizerischen Predigergesellschaft in Zürich, wo Pfarrer Hirzel ihn mit warmen Worten begrüßt hatte, eine Ansprache, welche den interessanten Schriftenwechsel zwischen Tholuck und Hirzel in den liberalen „Zeitstimmen" zur Folge hatte, eine Debatte zwischen theologischen Widersachern, welche in der vornehmen Art ihrer Polemik und in der edlen Warmherzigkeit, die von beiden Seiten bewiesen wurde, geradezu mustergiltig genannt werden muß[6]).

Aber es gab auch andersartige Erlebnisse. Auf einer Reise nach Hamburg geschah es einst, daß in das Koupee, in welchem Tholuck und der ihn begleitende Student saßen, ein älterer

Herr einstieg, anscheinend ein Geistlicher. Den Studenten an seiner bunten Mütze erkennend, fing er ein Gespräch an. „Wo studieren Sie?“ Die Antwort war: „in Halle.“ „So, da habe ich auch studiert,“ fährt der Fremde fort. „Was macht denn der alte Tholuck? Der ist wohl recht alt geworden? Zu meiner Zeit kam er nach Halle, und schon damals sah er ganz vertrocknet aus. Ich habe nie viel von ihm gehalten.“ „Nun,“ erwiderte der Student, „es geht mit ihm doch so ziemlich. Zuweilen merkt man ihm wohl das Alter an, aber im ganzen geht es mit ihm doch noch. Bedenken Sie, Tholuck schreibt zu allen seinen früheren Werken fast jedes Jahr noch einen neuen Band.“ Eine ganze Reihe von Titeln Tholuckscher Schriften nannte nun der Student. Tholuck selbst fügte noch den Titel einer vergessenen Schrift hinzu. Und nun begann eine höchst lustige Unterhaltung. Tholuck machte seine eigenen Schriften selbst schlecht, verteidigte sie aber dann auch wieder gegen die Angriffe des Reisegenossen. Plötzlich mußte indes der Mann etwas gemerkt haben; vorher die Redseligkeit selbst wurde er einsilbiger — und auf einer kleinen Station verschwand er im Dunkel der Nacht.

Ein andermal fuhr Tholuck in der Provinz Sachsen auf der Eisenbahn, als ein Mann im Koupee, seiner Aussprache nach ein genuiner Sächsling, sich höchst frivol über heilige Dinge äußerte. Sofort mischte sich Tholuck mit großem Ernste in die Unterhaltung und verwies dem Manne sein Unrecht. „Ach!“ sagte darauf der andre schnippisch, „Sie sind wohl och eener von die?“ „Ja,“ erwiderte Tholuck; „und Sie sind wohl keener von die?“ Hierauf setzte ihm Tholuck mächtig zu, so daß der Mann ganz kleinlaut und stille wurde. Nach einigen Wochen fuhr Tholuck dieselbe Strecke, und jener Spötter war wieder im Wagen. Er empfing den in das Koupee Steigenden mit den Worten: „Nee, heeren Se, was Se mer letzt gesagt haben, hat mich sehre angegriffen; ich fühle es noch in allen Knochen.“ „Das war nun ganz gut,“ meinte Tholuck, als er es auf einem Spaziergange seinem Begleiter erzählte, „wenn auch dem Manne der psychologische Irrtum passierte, daß er sein Gewissen mit seinen Knochen verwechselte.“ [7])

Im Jahre 1848 reiste Tholuck zugleich mit mehreren

Studenten von Nürnberg aus in die Schweiz. Zwischen Augsburg und München kam der eine Student mit einem katholischen Geistlichen ins Gespräch. Als der Name Halle genannt wurde, fragte der letztere mit leuchtendem Auge nach Tholuck. Sofort ging es an ein eifriges Forschen und Berichten. Der katholische Priester bekannte, daß er in Tholucks Werk über den Römerbrief die Lehre des großen Augustinus zuerst gefunden, ja daß ihm an diesem Buche das Geheimnis der ganzen christlichen Wahrheit erst aufgegangen sei. Mit freudigem Staunen erfuhr er: Tholuck selbst sitze auf der benachbarten Bank desselben Koupees. Es folgte eine geweihte Stunde der Unterredung zwischen beiden. Halblaut wurde sie geführt; kein dritter hat sie gehört. Der Abschied in München war kurz, aber herzlich, als schieden alte Freunde auf ewiges Wiedersehen.

Wie viele ähnliche kleine Züge könnten noch erzählt werden! Doch ziehen wir es vor, lieber noch einige zusammenhängende Mitteilungen über Reisen Tholucks zu machen. Die eine vom Jahre 1842 aus Notizen seines damaligen Reisegefährten Pastor Wedler in Quenstädt, die andere nach D. Kögel aus der spanischen Reise von 1849, und die letzte aus eignen Briefen Tholucks an seine Gattin von Algier. Jede wird in ihrer Weise die Eigentümlichkeiten des Reisenden ins Licht stellen.

Außer Wedler, der damals schon Kandidat war, nachdem er längere Zeit in Halle die Amanuensisstelle eingenommen hatte, begleiteten Tholuck im Jahre 1842 noch zwei junge amerikanische Theologen, ein Mr. Hay aus New-York, und Mr. Lincoln aus Boston, letzterer ein Baptist, der Tholuck besonders sympathisch war; „oh how I love that nervous, humorous, intelligent boy“ (wie liebe ich den kräftigen, humoristischen, klugen Jüngling) ruft er im Tagebuche einmal aus. Die Reise ging zu Wagen über Naumburg, Kissingen, Heidelberg, wo bei Rothe, Ullmann und Umbreit vorgesprochen wurde, nach der Schweiz. In Basel genoß man den Verkehr mit Hoffmann und Beck; dann ging es durch das Münsterthal nach Bern. Auf diesem Wege steigerten sich die Unterleibsleiden Tholucks fast bis ins Unerträgliche, dazu kam völlige Schlaflosigkeit. Dennoch wurde in Bern Schneckenburger

beſucht, und am Abend eine von dieſem geladene kleine Geſellſchaft angenommen, in der ſich Dr. Gelzer, Hundeshagen, Prediger Wattenwyl u. a. befanden.

„Am folgenden Tage“, ſo berichtet Wedler ſelbſt, „ſollte im Dom zu Bern Miſſionsfeſt gehalten werden. Man bat Tholuck um die Predigt. Er entſchuldigte ſich mit ſeiner ungemeinen leiblichen Schwachheit. Dennoch gab man die Sache nicht auf. Am andren Morgen um ſieben kamen die Bittenden ſchon wieder. Tholuck lehnte nochmals ab. Um acht waren ſie wieder da, mit dem Bemerken, daß ſie auch noch einmal um neun erſcheinen würden; um zehn ſollte der Gottesdienſt beginnen. Ich ſah die Erregung, mit welcher Tholuck kämpfte, und erinnerte ihn daran, daß er ja vor kurzem in Leipzig eine Miſſionspredigt gehalten habe. Da ſagte er plötzlich zu. Die Freude der Berner war unbeſchreiblich, und er predigte ſo ſchön und kräftig, wie nur je in den Zeiten ſeiner Kraft. Als der Menſchenſtrom ſich aus dem Dome auf die Straßen ergoß, ſtanden die Feſtgäſte umher und beſchauten ſich den geiſtesmächtigen Zeugen; man hörte mit Stolz ſagen: ſeht, das iſt der Tholuck aus Halle!“

„Es verfloſſen in Bern einige angenehme Tage, dann ging es über den Thuner See nach Interlaken. Dort wollte ſich Tholuck in der Badeanſtalt des Herrn von Greierz drei Wochen lang erholen. Das Gepäck wurde untergebracht; ein herrlicher Abend lockte ins Freie. Tholuck wünſchte noch am Abend den Staubfall bei Lauterbrunnen zu ſehen und dann zurückzukehren. Aus Vorſorge nahm ich noch Wäſchewechſel für ihn in meiner Reiſetaſche mit; dasſelbe thaten die beiden Amerikaner, und ſo ging es fort. Wir verweilten in Lauterbrunnen bis neun Uhr und übernachteten im Gaſthof. Am folgenden Morgen äußerte Tholuck, er fühle ſich in der Alpenluft ſo wohl, daß er noch bis zur Wengernalp gehen wolle. Dort waren wir zu Mittag, und weiter und immer weiter drängte es ihn. Am Abend kamen wir nach Grindelwald, tags darauf nach dem Grimſelhospiz. Dort hörte er, daß Profeſſor Agaſſiz mit Forbes auf dem Oberaargletſcher ſeine Unterſuchungen über Gletſcherbildung anſtellte. Er wünſchte ihn dort zu begrüßen, und ſo wurde für den andren Tag die Partie auf den Gletſcher,

8000 Fuß hoch, angesetzt. Früh sechs brachen wir mit zwei Führern auf, jeder trug einen langen Alpenstock in der Hand. Eine Stunde lang ging es auf dem Gletscher glücklich vorwärts. Dann kamen die Spalten im Eise und das Hinüberspringen. Tholuck senkte vorsichtig seinen langen Stab in eine Spalte, plötzlich entglitt derselbe seiner Hand, und man hörte ihn in ungemessene Tiefen hinunterstürzen. Von da an ging Tholuck nicht weiter, kehrte mit dem einen Führer um und trug uns seine Grüße an die beiden Herren auf." Die drei jungen Männer setzten nun ihre Wanderung fort, fanden die Forscher, richteten ihre Grüße aus, wurden auf das freundlichste in ihrer Bretterbude auf dem Eise aufgenommen, — und am Abend stieg Agassiz zur Grimsel hernieder, um seinerseits den norddeutschen Kollegen zu begrüßen.

Tags darauf wanderten die Reisenden durch das Rhonethal über den Furkapaß. Es war ein Regentag, stürmisches, abscheuliches Wetter. Tholuck hatte nur einen leichten Mackintosh über seinem Rock; Wind und Regen belästigten ihn entsetzlich — „mit Stecknadeln steckte ich die Röcke über der Brust fest; er konnte fast nicht mehr fort. Dennoch zwang er sich zum Weitergehen. Und diese Anstrengung ist ihm von großem Segen gewesen; er schrieb mir nach Jahren: ‚Ich zehre heute noch von der Gesundheit, die ich mir am Furkapaß geholt habe.' In einer Moosshütte wurden die Strümpfe gewechselt, wobei ich ihm half; als er mir für die kleine Hilfe danken wollte, und ich in der Beschämung sagte, es sei ja nichts zu danken, erwiderte er: ‚wissen Sie denn, daß es mir wehe thut, wenn Sie meinen Dank nicht wollen?'"

„Am folgenden Tage holten wir zwei junge Jesuiten ein, die von Brieg kamen und nach Wien wollten. Tholuck begann mit ihnen ein Gespräch; die Rede kam bald auf das Gelübde des unbedingten Gehorsams. ‚Was thun Sie, wenn Ihr Vorgesetzter Ihnen eine Sünde befiehlt?' ‚Ich wende mich an den höheren Vorgesetzten.' ‚Wenn der aber dasselbe befiehlt?' ‚So wende ich mich an den Ordensgeneral.' ‚Wenn auch der das Gleiche will?' ‚So gehe ich an den Papst.' Hier hörte Tholuck mit Fragen auf, wir jüngeren aber bekamen einen deutlichen Einblick in das ganze System."

„Über den Gotthardt ging es dann nach Bellinzona. In Giornico, wo die Reisegesellschaft um elf Uhr abends eintraf, war das Nachtquartier in dem überfüllten, schmutzigen, mit Tabaksqualm durchzogenen Raume so wenig einladend, daß Tholuck beschloß, um jeden Preis noch weiter zu fahren. Ein elender kleiner Wagen, wo wir auf Querbrettern sitzen und uns einander fest halten mußten, um nicht herabgeschleudert zu werden, beförderte uns nach Lugano. Eine herrliche, sternenhelle Nacht! Entflohen der Nähe wüster, betrunkener Menschen! Tholuck war in heiterster Stimmung. Wie er mit jedem ein Gespräch anzuknüpfen pflegte, so fing er auch mit unserem Kutscher an. Der Mensch hatte durch seine Lebhaftigkeit und Klugheit Tholucks Teilnahme gewonnen. Er fragte ihn auf italienisch, was er für das Wichtigste im menschlichen Leben halte? Morire in pace con Dio! (im Frieden mit Gott zu sterben). Diese treffende Antwort veranlaßte uns, Tholuck zu bitten, daß er fragen möchte, was denn das zweite sei? Die Antwort, welche uns Tholuck übersetzte, lautete: glücklich leben und nicht nach zu viel und zu wenig streben. Tholuck fragte noch einmal: ob er wohl wisse, was ein deutscher Kutscher antworten würde? Der würde sagen: Geld, Geld, Geld! Worauf jener ausrief: o maledetto povero! Als wir nachts um drei Uhr in Lugano ankamen, war dieser Kutscher schlechterdings nicht zu bewegen, ein Trinkgeld von Tholuck anzunehmen, — so freute er sich, einen solchen Mann gefahren zu haben; wir brachten es ihm nur bei, als wir ihm sagten, er möchte es seinen Kindern zum Geschenke mitnehmen."

Später kamen dann die Reisenden noch über den Lago maggiore nach Mailand, wo man im Dom mit Professor Erdmann aus Halle und seiner Gemahlin zusammentraf. Die Hitze duldete aber Tholuck nicht lange in Italien. Über den Simplon, wo er sich bis tief in die Nacht mit dem Prior (?) der Augustiner Chorherren unterhielt, kehrte man nach der Schweiz zurück.

„Auf diesem Wege," so fährt der Berichterstatter fort, „hat der geistig so überaus starke und tapfere Mann einen Beweis auch von leiblicher Tapferkeit gegeben, an den ich noch heute mit Haarsträuben zurückdenke. Wir waren — die Ameri-

kaner hatten sich kürzlich von uns getrennt — von der Chaussee abgegangen und verfolgten einen Fußpfad, der uns als ein Richtweg erschien. Plötzlich stehen wir vor einem 2000 Fuß tiefen Einschnitte; darüber hinweg liegt ein runder Tannenbaum, doch so, daß zur Rechten eine steile Felswand emporsteigt, zur Linken aber der Abgrund offen ist. Was sollte werden? Ich bat umzukehren und die große Straße wieder aufzusuchen. Aber nein — es würde schon gehen. Für mich empfand ich keine Sorge, ich hatte scharfe Augen und war ein guter Turner. So ging ich denn vorsichtig an den Baum, der wohl zwanzig Fuß lang war, um ihn zu bewegen; er lag wenigstens fest, war aber nicht behauen und hatte also auch oben keine Fläche. Ich stellte nun die Füße quer auf den gerundeten Stamm, mit den Händen lehnte ich mich an die Felswand — hinter mir den offenen Abgrund; — mit meiner rechten Hand ergriff ich Tholucks linke, legte beide gleichzeitig an den Felsen und bat ihn, seine Rechte ebenfalls an die Steinwand zu stemmen und seinen linken Fuß da einzusetzen, wo ich meinen rechten wegzöge. Eine ängstliche Minute! Was habe ich erlitten! Als wir glücklich hinüber waren, haben wir herzlich gebetet und gedankt, wie denn dies öfter geschah, wenn sein hohes Gemüt von Lob, Preis oder Fürbitte voll war."

Auf einem späteren Wege nach Bern, wo die Amerikaner wieder zu ihnen stießen, war ein Führer genommen worden. Tholuck ging mit demselben voran, befragte den aus Genf Stammenden über die Genfer kirchlichen Verhältnisse und erfuhr, daß er zu den Môtiers, den dortigen Pietisten, gehörte. „Wir drei unterhielten uns inzwischen über die letzten Reiseerlebnisse. Plötzlich trat Tholuck an uns heran und sprach: ‚Wenn ihr Leute auf eurem Wege antrefft, an die ihr herankommen könnt, so müßt ihr es auch versuchen; das ist die erste Vorübung zur Seelsorge, die ihr später doch betreiben sollt und wollt. Nun geht ihr auch hin und redet mit dem Manne; ihr könnt viel von ihm lernen!' Wir gingen und waren bald ergriffen von den klugen Worten und dem einfachen, kräftigen Auftreten dieses gläubigen Mannes. Tholuck hatte ihm gegenüber von dem Christus der Kirche geredet, dem Geiste der Freiheit und nicht der Sekte. Der Mann beschäftigte Tholuck

sehr, und seine Teilnahme stieg von Minute zu Minute; dem Führer aber brannte das Herz, wie auf dem Wege nach Emmaus. Endlich kamen wir nach Bern. Tholuck fragte den Führer, wo der erste beste Buchhändler wohne? Sofort war einer gefunden. Tholuck trat in den Laden und fragte: haben Sie Tholucks Stunden der Andacht? — Ja wohl, hier sind mehrere Exemplare. Tholuck nimmt eins, bittet um Tinte und Feder und schreibt vorn auf das leere Blatt: ‚Dem Führer durch das Berner Oberland wünscht ein Führer zu werden in das himmlische Oberland Dr. A. Tholuck.‘ ‚Hier, mein Freund, zum Andenken an mich!‘ und übergibt dem hochbeglückten Manne das Buch.“ —

Die Reise nach Spanien machte Tholuck im Herbst 1849 mit dem gegenwärtigen Oberhofprediger und Generalsuperintendenten D. Rudolf Kögel. Das Hauptziel war Frankreich gewesen, nur „eine Woche in Spanien“ wurde eingeschaltet. Unter diesem Titel hat der damalige Studiosus — jedenfalls zur Erinnerung für Tholuck — eine anziehende Chronik der Reise niedergeschrieben, die um ihres Zweckes willen allerdings weniger eine Erinnerung an Tholuck bietet. Dennoch möchten wir uns nicht versagen*), wenigstens den Schluß jener Skizze hierherzusetzen. Von Barcelona sollte das weltberühmte Kloster Monserrat besucht werden. Nach einer elenden Fahrt im vollgepfropften „Dominus“ (im Volksmunde gleich Omnibus) wurde am Fuße des „gesägten Berges“ in Esparraguera genächtigt. Freitag, der 31. August, war dem Besuche von Monserrat gewidmet. Da heißt es nun im Berichte: „Gegen drei Uhr früh weckte mich Tholuck. Der bestellte Führer, ein Knabe des Orts, war noch nicht erschienen. Wir mußten bis mittag ein Uhr zurück sein, um noch an demselben Tage nach Barcelona zu kommen, und deshalb pünktlich aufbrechen. Ich stand auf, Licht zu machen; eine Fledermaus, unangenehm davon berührt, protestierte. Ich rief hinab; keine Seele antwortete. Ich tappte durch die dunklen Gänge; niemand da. Im Flur fand ich mehr als einen jemand, aber alles schlafend — auf ungefähr

*) selbstverständlich mit Erlaubnis des Herrn Verfassers.

ſechs großen Matratzen friedlich nebeneinander mit unbeſcholtenem Schnarchen das Hausperſonal. Not machte mich erfinderiſch: ich ſtieß mit einer Wagendeichſel ſo heftig gegen die Thorflügel, daß ſämtliche Schläfer fluchend auffuhren. Aber da es katalo-niſche Flüche waren, ſo thaten ſie mir nichts.

Der Wirt erſchien mit einer Nachtlampe. Ich machte las cuentas (das Konto) ab und holte Tholuck herunter. Behut-ſam uud leiſe ſchlichen wir durch die Matratzen rechts und links, die kurz vorher ſo rauh aufgefahren waren. Wir öffneten das ſchwere Thor, und da ſtand unſer blauäugiger Führer, ein funfzehnjähriger Junge mit ebenſo ſchmutzigem wie gutmütigem Geſichte; und da ſtand der lichte, roſig aufatmende Morgen mit den verlöſchenden ſanften Sternen. Vor uns thronte und grüßte ernſt unſer Berg. Durch Weinpflanzungen gelangten wir an ſeinem Fuß zu dem Flecken Colbattò. Die Luft war ſo ſchön, ſo gewürzig, die Pflanzen ſo tauig — auch ich taute auf und empfing Tau; wir ſangen zwei Verſe von dem Choral: Wachet auf, ruft uns die Stimme, eine Melodie, welche der Monſerrat und Loyolas Boden noch nie gehört hatten. Nicht die erſten Deutſchen, wohl aber die erſten Sänger jenes Liedes ſind wir dort geweſen! Auch der Knabe horchte auf und brachte uns, wohl zum Danke, große Weintrauben, die ihm nicht gehörten, aber nach ſpaniſchem Brauch ohne Klage des Beſitzers von Vorüber-gehenden abgebrochen werden können.

Der Berg iſt auf dieſer Seite nicht allzu ſteil; die Fels-formation iſt zackig, der Weg oft mit Steingeröll verbaut. Wir begegneten zwei Maultiertreibern, die reſpondierend einander me-lancholiſche Verſe zuſangen. Auch Leute vom Kloſter trafen wir, die uns Mut zum Steigen machten. Die Sonne brannte bereits heiß. Wir mochten noch nicht zurückſehen, erſt am höch-ſten Punkte wollten wir uns mit der vollen Ausſicht belohnen. Ich brach Myrten-, Oleander- und Lorbeerzweige ab zum An-denken, las auch einige Achatſteine auf. Unſer Weg verfolgte eine Schlucht, die das koloſſale Gebirge zu ſpalten ſcheint. Gegen ſieben Uhr wanderten wir nach Norden. Hier hielten wir die erſte Rundſchau. Wie wurden wir überraſcht! Im Oſten ſchim-merte das Meer, im Norden die Pyrenäen älterer Bekannt-

ſchaft, weſtlich die Arragoniſchen Berge; zu unſren Füßen die grüne Ebene mit Maisfeldern und Ölbaumwäldern, bunt und reich wie ein Garten — alles von einem weichen Dufte über weht.

Noch eine Stunde — da ſchlug eine Glocke acht Uhr (Tholucks Uhr zeigte merkwürdigerweiſe von Deutſchland her dieſelbe Stunde), vor uns lag, nein ſprang uns entgegen das Kloſter Loyolas, der halbzerſtörte und noch immer großartige Bau Philipps II, das Märchen und Sehnen meiner Kindheit, das ich ſo oft in dem „Buche der Wunder“ angeſchaut und angeſtaunt hatte. Prächtige Ulmen beſchatten den Eingang, auch Korkeichen wuchern mit Nuß- und Kaſtanienbäumen auf den ſtillen Plätzen. Der freundliche, ganz geſcheite Wirt, den wir bereits aus Willkomms Wanderungen kannten, und der auch ſeinerſeits von dieſem „botanico“ zu erzählen wußte, führte uns in das in manchem Reiſebuche und manchem deutſchen Herzen lebende, an Erinnerungen reiche Gaſtzimmer, bereitete eine vortreffliche chocolata und führte uns durch Garten und Kirche. Es ſind jetzt wieder vier Auguſtiner eingezogen, nachdem bis in die letzten Regierungsjahre Ferdinands VII. die Räume ſeit den Verwüſtungen durch die Franzoſen, die hier Schätze ſuchten, leer und öde geſtanden hatten. Die Ermitas, jene wunderbar wie Schwalbenneſter auf und an die Felſen geklebten Einſiedeleien, ſind damals gleichfalls zerſtört worden. Sie zu beſuchen war keine Zeit, wenn ſchon die Ausſicht lockend und mehr als das ſein muß. Eine konnten wir von unten erblicken; ſie flog gleichſam einige hundert Fuß über unſrem Haupte. Was ſind das für unglaublich kühne Felſenpyramiden! Glatt wie von Menſchenhand behauen, trotzig wie verbündete Rieſen, kühn, als wären es der Natur jugendlichſte Gedanken! Regelmäßig baut ſich Stock über Stock auf, Kegel über Kegel; nur die Wildheit und Schroffheit wächſt, die ganze Felſenbaſtei biegt ſich über den in der Tiefe toſenden Llobregat, an dem Mühlen und Fabriken gelagert ſind. Über dieſen nördlichen Teil von Catalonien breiten zwölf ſteinerne Apoſtel von der Brüſtung der Gartenmauer ſegnende Hände, ohne ſich vor der ſchauerlichen Tiefe zu ſcheuen, in die ſie hinabſchauen. — Schwer trennten wir uns von dieſem Punkte; wir hatten das

bestimmte Gefühl: hier war der Höhepunkt — und nicht bloß äußerlich — unsrer Reise.

Um halb eins waren wir schon wieder in Esparraguera. Unser Führer war gleich am Kloster nach der Bezahlung umgekehrt. Im Gasthause fanden wir zechende Bauern, eine lustige, laute Gesellschaft. Hier sahen wir zum ersten Mal die berühmte Art zu trinken. Aus langen Saugröhren gießen sich die Trinker, indem sie das gläserne Gefäß hoch über den Kopf und weit ab halten, den spritzenden Strahl gegen die Zähne, die sie aus besonderer Wollust nur halb öffnen. Dabei schneiden sie, ich weiß nicht zu welchem Zwecke, fürchterliche Gesichter. — Den Rückweg verkürzte uns ein gesprächiger Mann, der sich offen für einen Carlisten ausgab. Ich bemerkte hier wieder, wie Tholuck sich auch im Spanischen besser verständigen konnte als ich, der ich nur selten etwas Zusammenhängendes verstand.

..... Am Abend in Barcelona wurde am Meeresstrande Rat gehalten, ob südwärts, ob zurück nach Marseille. Algier ward in Aussicht gestellt. Ich trauerte. Cids Stadt und die Alhambra von Granada hätte ich für mein Leben gern gesehen. Auch Tholuck meinte, wohl nie würde er wieder den schönsten Punkten Spaniens so nahe sein. Uns beiden war wehmütig zu Sinn, das Meer schwoll auch ungestüm und sehnsüchtig. Dennoch ward entschieden: morgen zurück mit dem Vapor l'Aquila! ... 1. September abends fünf lichtete unser Boot die Anker. Wir sahen unverwandt das schöne Land an, das nur so kurz unser gewesen war. ... Das grüne Hügelland mit den zahllosen torres und Flecken, die mannigfachen Waldungen, die bis zum Bergkamm hinaufsteigen, und hoch darüber die duftverlorene, blaue, zackige Monserratspitze, alles sollte gelassen werden für immer, und alles hielt mich doppelt zurück. „Sie kommen wohl noch einmal zurück", tröstete, prophezeite vielleicht Tholuck, „aber ich sehe diese Stätten nicht wieder, obschon sich gerade jetzt und hier mein Entschluß mehr denn je befestigt hat, Spaniens Volk und Land zu besuchen." Die Küste verlor sich immer mehr aus unsren Augen, ein ziemlich starker Wind bewegte die See, und dunkle Wolken trieben von den Pyrenäen nach Catalonien zu. Wehmütig, aber dankbar war ich gestimmt, als ich sah, wie die Verheißungen meiner Vorliebe für dies Land ihre Er-

füllung, wenn auch kurz nur, gefunden hatten. Ich klagte und pries zugleich im stillen mit Geibels Versen:

Fern im Süd das schöne Spanien,
Spanien ist mein Heimatland!"

Neun Jahre später hatte Tholuck die Freude, das schon mit Kögel in Aussicht genommene Algier wirklich zu sehen. Mit welcher Sehnsucht ihn von den Jugendjahren her nach dem Oriente, dem Lande seiner Studien und seiner dichterischen Phantasie, verlangte, wissen wir. Im Alter sollte ihm nun eine Art von Erfüllung zu teil werden; wiewohl er von Halle aus neun Längengrade nach Westen ziehen mußte, um Algier zu erreichen, so war es doch ein Stück des Orients, das ihn dort grüßte. Der eigentliche spiritus movens, der diese Reise zu stande brachte, war die Frau Rätin selbst; sie kannte ihren Mann und wußte, wie fest sein Herz an jenem Wunsche hing, einmal einen Blick in die Welt des Morgenlandes zu thun. So betrieb sie mit rührendem Eifer und bewunderungswürdiger Tapferkeit die Reise, die den sechzigjährigen Greis weiter als je ihr entführen sollte. Begleiter war diesmal Martin Kähler, schon ein Jahr lang Amanuensis bei Tholuck, und dann Herzens- und Hausfreund bis ans Ende. Alle Vorbereitungen konnten mit ihm auf das sorgfältigste getroffen, alle Vorsichtsmaßregeln für unterwegs im einzelnsten besprochen werden. Und wenn die Anstrengungen und Aufregungen der letzten Tage vor der Reise der treuen Frau auch monatelang eigne Schmerzen und Beschwerden brachten, sie setzte es dennoch durch, daß die beiden Genossen Anfang März 1858 Halle verließen und dem Süden zusteuerten. Am 7. März wurde Marseille erreicht und dann gings nach Afrika! Es ist uns gestattet, aus den Briefen, die Tholuck von dort an seine Gemahlin richtete, Mitteilungen zu machen. Wir beschränken uns auf das — nach verschiedenen Richtungen hin — am meisten Charakteristische. Im ersten Briefe aus Algier, vom 12. März*) 1858, heißt es:

„Also par la grâce de Dieu en Afrique!
Lobe, meine Seele, den Herrn! Ebenezer, bis hierher hat

---

*) Soll heißen: den 11. Tholuck datiert hier durchweg falsch; 1858 war Donnerstag der 11., Freitag der 12., Sonntag der 14. März ꝛc.

der Herr geholfen. Das ist das zweite Ebenezer, was ich aufzurichten habe, und wenn ich wieder an Deiner Seite sitzen kann im Gartenstübchen beim Morgenkaffee, das dritte!"

„Ja, ich kann sagen: hat nicht der Ewige Fittiche über dir gebreitet? Das zweite Schiff nach Algier vor dem meinigen hatte noch wegen Sturm wieder in den Hafen zurückgemußt; aber uns hat er des Sturmes Fittich gebunden und hat Öl auf die Fluten gegossen. Etwa zehn Stunden lang war die See noch etwas bewegt, aber danach fast ohne Schwanken und Schaukeln. Das Chloroform freilich hat sich nicht bewährt; wir haben am Anfange beide dem Neptun unser Opfer bringen müssen, aber ich nur sehr leicht, und nach der ersten Nacht war's bei uns beiden vorüber. In Marseille hatte sich am Abfahrtstage der Wind aus Nordost in Südwest umgesetzt und damit Frühlingsluft gebracht, so daß es lächerlich schien, das Pelzzeug mitzuschleppen. Aber auf dem Schiffe konnte man's gut wieder brauchen, bis wir in die Nähe der balearischen Inseln kamen, wo linde, laue Lüfte bis an die afrikanische Küste wehten, und so ist's denn auch hier sehr milde. — Die erste afrikanische Erscheinung war ein nacktbeiniger Beduine, der an Bord sprang; dann eine ganze Anzahl wilder, verschiedenartiger Gestalten, französische, spanische, maltesische und beduinische Schiffsknechte, die tanzend, in wildem, lustigem Gesang und Takt, das Schiff ans Land zogen. Schon Stunden vorher hatte der kleine schneebekränzte Atlas sich präsentiert, näher die bergan gebaute, glänzend weiß getünchte (obere) Araberstadt — at last, at last the foot on African ground!" (endlich, endlich der Fuß auf afrikanischem Boden). — „Schon hatte Pfarrer Dürr für uns im Hotel d'Orient zwei Stübchen genommen, dicht am Fenster der Balkon und darüber hinaus der mastenragende Hafen und die blaue, weite See. Im Hause selbst sind wir en famille aufgenommen von einer sächsischen Familie Haug; auch noch andre deutsche Familien sind hier, so daß abends sich ein gemütlicher deutscher Raucherkreis bei Haugs versammelt. . . ."

„Was nun les premières impressions betrifft, so entsprechen sie nicht der Erwartung. Während ich wenigstens in der oberen Bergstadt ganz orientalische Eindrücke erwartete, so war doch das Hauptelement so sehr französisch, daß mir diese weißbemän-

telten hohen Beduinengeſtalten, dieſe in weiße Mäntel bis zur Stirn vermummten Weiber, dieſe häßlichen Timbuktuſchen Neger allzumal nur wie bei den Franzoſen auf Beſuch gekommen erſchienen, und ganz out of place" (nicht hergehörig) „erſcheinen die weißen Moſcheenkuppeln mit ihren Minarets, von denen der Vorſänger die Stunden ſingt. Erſt jenſeit Blida beginnen die Beduinenlager. — Von der Algierſchen Natur, die über alle Maßen geprieſen wird, habe ich bis jetzt nur zwei vereinſamte ſchöne Palmenbäume und einige uns unbekannte Laubbäume geſehen. Erſt heut ſoll's über die Stadt hinausgehen. Kähler iſt ganz ſelig und, wie er ſagt, taumelnd von neuen Eindrücken."

„Nun, Du allerliebſte Seele, bei der die meinige iſt, da haſt Du die erſten Früchte Deiner romantiſch-liebreichen Sorgfalt, den alten Hypochonder flott zu machen, und wie es ſcheint, iſt Sein Amen mit Dir und mit mir geweſen. Deine lieben Zeilen habe ich in Marſeille noch erhalten — alſo doch Opfer bringen müſſen für Deine Liebe und Dein Sorgen? Nun, hatteſt Du nicht aber auch gearbeitet, gelitten und geliebt wie eine Geſunde? Getroſt, getroſt: Dein Sorgen und Dein Lieben wird Dir alles heimkommen! . . ."

Aus dem folgenden Briefe. „Meine Allerliebſte. Geſtern den erſten Brief abgeſandt, der leider erſt heute von der Küſte ſtoßen wird; und heut morgen (den 13.) ſtelle ich mich hin, um den erſten afrikaniſchen Tag Dir vorzumalen. Afrikaniſcher Tag? Und ich ſtehe auf meinem Fußſack, in meinen Pelz gehüllt, und hätte gerne einen deutſchen Ofen an meiner Seite! So nämlich wechſelt das Klima hier. . . . Bei einem Barbier in einem arabiſchen Kaffee, wo einem der Kopf geſchoren wurde, habe ich nun hier zum erſtenmal mein Arabiſch verſucht. Ich wurde leicht verſtanden, aber ſo verſchieden iſt doch ihr Dialekt, der Nordafrikas, von dem meinigen, dem Ägyptens, daß ich nur fragmentariſch ihre Reden verſtand. . . . In der großen Moſchee war Freitagsgottesdienſt, ein großes Gebäude mit gemaltem inneren Plafond, ſchönen Kronleuchtern, im hinteren Grunde die Niſche, welche bezeichnet, wo die Kebla (Mekka) liegt. Der Raum war von kauernden Arabern ganz erfüllt, in ihren langen weißen Mänteln, meiſt bis ans Knie barfuß. Zuerſt kurze Leſung des Kuran, dann eine geleſene Predigt, dann

eine Liturgie, wozu Responsorien von der Gemeinde tief ergreifend: oh Allah kerim, o, Gott ist gnädig! Dabei die ehrwürdigste Stille; das Ganze machte auf uns beide einen sehr würdigen Eindruck, als müsse etwas von der Allgegenwart Gottes da gewesen sein. Darauf wurde ich zum Mufti eingeführt und nach arabischer Sitte mit Kaffee bewirtet aus kleinen Eierschalentassen. Das Land Preußen kannte er nicht, auch nicht Deutschland, nur Rußland. Besonders machte es ihm Spaß, einen deutschen taleb = Student zu sehen, in Kähler; doch wunderte er sich, daß er nicht arabisch könnte. Beim Herausgehen erwartete mich der Prediger von Mustaganim, M. Dumoulinié, 1849 in Halle, in Blida ist M. Iltis Prediger — so findet man seine Leute wieder! . . .

Den 15. März, Sonntag. Trüber, regniger Himmel, kalter Wind; doch aber um neun die beabsichtigte Fahrt mit Dürr nach Birket Adam, drei Stunden von Algier, wo eine kleine deutsche Gemeinde von etwa 50 Leuten, der ein frommer Elsässer Metzger eine kleine Kapelle gebaut hat. Ein reicher, schöner Tag. Schon hin eine Stunde zu Fuß durch ein herrliches Bergthal mit Aussicht auf den schneeigen Atlas, und zurück durch ein schweizerisch-romantisches Thal, wo kaum etliche europäische Pflanzen außer — unsrem Schneeglöckchen und unsrer Kuh- und Butterblume. . . . In Birket Adam kehrten wir bei den Elsässern ein, schwäbisch biederem und christlichem Landvolk. Aber was für ein Völkermischmasch in dem kleinen Dörfchen! katholische Franzosen, Balearen, Spanier, Mauren, Juden. — Dort nun habe ich in dem kleinen Kapellchen die erste afrikanische Predigt gehalten in ganz gefülltem Raume! Dann wurde von Dürr eine animierte französische Katechisation gehalten. Abends um acht noch zur Konversation zu Haugs. Jetzt wird der Plan beraten, ob ich noch bis an den Anfang der Wüste Sahara kommen kann, welches für einen nicht Unterknorpelsüchtigen "(Hypochonder!)„ ganz leicht und wahrscheinlich auch für einen wie ich keine Schwierigkeit machen wird, wenn ich's fertig bringe zu reiten."

Ähnliche weitere Reisepläne wurden noch vielfach erwogen: nach Kabylien, nach der Wüste Ängad an der Grenze von Marokko, die aber, wie ein Kundiger mitteilte, nur auf der Karte

existierte; über Tripolis nach Timbuktu jenseits der Wüste mit einem Herrn v. Kraft aus Ostpreußen, der dazu gerade rüstete; für die Rückreise über Spanien, wo Tholucks Freund Eduard Böhmer ein Stelldichein in Sevilla oder Granada vorgeschlagen hatte. Tholuck schrieb darüber an die Rätin: „Ich sagte schon zu Kähler, nach meiner Frauen Geist würde sie unbedenklich sagen: geh, wag's nur!" Aber es wurde doch nicht gewagt. Teils erwiesen sich die Reisegelegenheiten und Schiffsverbindungen zu unsicher, teils war der Gedanke doch schwer erträglich, während die Auditorien sich wieder füllten, in der weiten Welt nur um fine sights (schöner Aussichten) willen und nicht aus Gesundheitsnötigung umherzuschwärmen. So wurde aus Afrika der Anschlag für die Tholuckschen Vorlesungen an die Frau Rätin gleich mitgeschickt.

„Das Merkwürdigste von dieser Reise," heißt es am 16. März, „haben wir wahrscheinlich gestern abend erlebt. Es gibt im Islam Brüderschaften, die wie die katholischen sich zu frommen Übungen verbinden. Zu einer derselben, Elissawije, wurden wir um neun Uhr durch einen Araber, der Mitglied ist, hingeführt. Funfzehn Minuten lang ging es durch enge gewundene Sträßchen immer höher hinauf in die moslemische Stadt, nur sparsam durch einzelnes Licht aus den Butiken erhellt. Dann durch einen finsteren Gang, wo durch alumettes Licht gemacht werden mußte. Schon tönte wilder Gesang uns entgegen. Dann in eine große maureske Halle, wo sich ein schmaler Gang für Zuschauer befand. Auf den Teppichen in der Mitte die beturbanten und befezten Maurenhäupter. Bei wilder Tamburinmusik ein Einleitungsgesang und — Geldsammeln für den Marabut, d. i. den Heiligen, der die Brüderschaft gestiftet. Immer wilder das Dröhnen der Tamburins und der Gesang; an der Seite ein Kohlenbecken mit betäubendem Dampf. Dann fingen drei unter schwirrendem Gesang auf dem Teppiche zu tanzen an, mit pagodenartigem Schwingen der Köpfe, 35 Minuten nach einander. Immer kreischenderes Geschrei; plötzlich nimmt der Vornehmste einen Skorpion, läßt ihn auf der Hand herumlaufen, hält ihn ans Feuer, schreit und — verschluckt ihn! Sodann wird Eisen am Feuer glühend gemacht und mit schrecklichem Getöse in den Mund gesteckt, stachlichter

Kaktus gefressen, einer mit Stricken umwunden und von sechs Leuten die Stricke zusammengezogen — dabei immer fürchterlicherer Tamburinlärm und Weihrauch oder sonst welcher Dampf, der die Sinne betäubt, und das alles ist Gottesdienst! Wir tappten ermattet und wirr im Kopf, von einem Moslem durch die engen Straßen geführt, um ½12 Uhr nach Hause."

Am Mittwoch abend (17. März) hielt Tholuck der evangelischen Gemeinde der Stadt Algier eine Bibelstunde — in der er „ganz im Geiste war". Bei dem erwähnten Herrn v. Kraft fand er am andren Tage „eine Gesellschaft von hohen, stattlichen Mauren zu Besuch. Merkwürdig, wie sie die Ungläubigen und Freigeister unter sich bezeichnen: Menschen, die zu viel Fleisch im Kopfe haben."

Nach einem Ausfluge in ein wunderschönes Thal schreibt er: „Ach Kind, wie haben wir Deiner gedacht! Wenn ich Dich hätte bei uns haben können! Ja, Dir hätte ich's tausendmal mehr gegönnt, als mir altem Manne mit den halbgeöffneten Augen, bei Deinem schönen Gute der Genußfähigkeit auch für das Kleinste und Deinen geöffneten Sinnen."

Auch am Sonntage predigte er wieder für Pfarrer Dürr in Algier, den Sonntag darauf in Dueira, dem einzigen Orte in Algerien außer der Hauptstadt, wo die Protestanten eine eigentliche Kirche und ein Pfarrhaus besitzen. Den Montag darauf ging es nach Brussarik „zu einem sehr interessanten Schauspiele, einem der berühmtesten arabischen Viehmärkte. Da befanden wir uns auf einmal transportés au milieu du désert, unter mehreren hundert Beduinen, Kamelen, Pferden, Eseln, kaum hie und da ein Europäer. Hier in einem Zelte eine Gruppe kauernder Araber beim Kaffee, dort beim Damenbrett, dort bei Schuhmacherarbeit. Fruchthändler mit süßen Citronen und marokkanischen Feigen, mit arabischen Gerstenbroten von gutem Geschmack, aber ungesalzen; dort ein Tamburinschläger, begleitet von einem singenden Bettler, der im Namen des heiligen Sidi Abdelkader, der in der Gegend begraben liegt, Almosen einfordert. Dort in einem Zelte der prächtig gekleidete Kadi mit seinen Beisitzern als Richter, dort in einem gemauerten Gebäude der französische Maire mit den Dolmetschern als Schiedsrichter oder juge de paix. Hier Kabylen in ihren

roten Burnus, dort Scheichs in ihren schwarzen, dort in einer Ecke vermummt auf bloßem Boden kauernd eine Anzahl andrer schweigend, andre mit der Tabackspfeife, dort eine solche Gestalt mit der weißen Kapuze und wallendem Burnus auf galoppierendem Rosse. Wenn ich mit ihnen arabisch spreche, halten sie mich immer, ich weiß nicht warum, für einen Türken. . . . Um 5½ Uhr fuhren wir mit der Diligence nach Blida, mir gegenüber eine pockennarbige, sehr heitere Beduinin mit unbedecktem Antlitz und ihr Bruder, eine stattliche, hohe Beduinengestalt mit der weißen Kapuze über dem Kopf und dem weißen Mantel, mit drei Medaillen geziert, weil er unter den Tirailleurs mit in der Krim gedient. Wunderliche Mischung mit solchen weißbemäntelten, ohnehosigen Gestalten in einer französischen Diligence!"

Seinen Geburtstag, den 30. März, feierte Tholuck in Blida bei dem französischen Prediger Iltis. „Es ist hier, wo jene hesperidischen Gärten lagen, aus denen Herkules, als er auf den Atlas geht, die hesperidischen Äpfel holt. Eine unglaubliche Pracht!" Der Abend wurde mit Champagner gefeiert — „gewiß ein erstes Exempel", schrieb Kähler an die Frau Rätin, „und ich bin recht stolz, daß ich Teilnehmer sein durfte". „Da haben wir auch Deiner gedacht wie in meinen Gebeten. Der neunundfunfzigste Geburtstag so am Atlas gefeiert in den hesperidischen Gärten; und das alles danke ich menschlicherweise Dir, Du Allerteuerste, während Du vielleicht noch immer im dunklen Zimmerraum bei Ofenhitze darben mußt. Nun, für ein Herz, wie Deines, ist's ja doch ein Hochgenuß, daß Du mir noch zu meinem neunundfunfzigsten ein solches Fest bereitet hast. Vivat die teuerste Frau Rätin, floreat, crescat!"

Am 3. April wurde nach Algier zurückgekehrt. „Ist doch das Raubnest uns schnell zur Heimat geworden!" Wieder fiel ihm der Baustil der maurischen Häuser auf. „Ich erkannte, daß auch das Tholuckſche à la mauresque gebaut ist, nämlich ein schmaler Unterbau, ein etwas breiterer Oberbau mit kleinen Strebepfeilern, durch europäische Hände indes jetzt überall an der vorderen Straßenseite Fenster angebracht." Am 8. April nach ruhiger Meeresfahrt — „Europa! Da lag es wieder vor uns um sechs Uhr in grauen, ungewohnten Himmel gehüllt." Am

9. April ging es nach Lyon, am 10. nach Genf, wo einige Rast gemacht wurde, — und zum Beginn des Semesters trat Tholuck wieder neugestärkt seine Arbeit an.

Sein Begleiter auf dieser Reise aber schrieb bald nach der Heimkehr an den Verfasser, der damals auf zwei Jahre in Rom weilte: „Seit wir geschieden — da liegt zuerst jene unvergeßliche Zeit meiner Reise, schier wie ein Traum, und doch Wirklichkeit voll reifer Früchte. Zwar: Tholuck! Du weißt, was das besagt. Und wie man ihn muß lieben lernen, wenn man in seine nächste Nähe immer tiefer dringt, wirst Du ahnen, diesen Mann so reich an Geist und so viel reicher an Gnade Gottes. An seiner Seite und durch sein Auge Gottes Fügungen auch im kleinsten betrachten, das kann nur der ganze Kleinmut des trotzigen und verzagten Herzens in den trübsten Stunden vergessen!“ —

Noch einen andren Weltteil hätte Tholuck gern besucht: Amerika! Die Einladung zur Versammlung der Evangelischen Allianz in New-York 1873, welche sein früherer Amanuensis D. Philipp Schaff an ihn gelangen ließ, hatte der unternehmende Greis schon angenommen, wenn er auch launig an den transatlantischen Freund schrieb: „ich fürchte nur Ihre amerikanischen mobs, Ihre heißen Kuchen zum Frühstücke, und vor allem Ihre große Güte!“ War doch Tholuck, teils um der schönen Reisegelegenheit willen, teils aus innerster Überzeugung, allezeit ein fleißiger Besucher dieser freien evangelischen Konzilien gewesen. Schon bei der ersten konstituierenden Versammlung in London 1846 war er gegenwärtig; dann wieder bei der zweiten Hauptversammlung in Paris 1855, von der er in der „Deutschen Zeitschrift“ einen Bericht erstattete; bei der vierten in Genf 1861, bei der fünften in Amsterdam 1867, wo er einen sehr lichtvollen und lehrreichen Vortrag über Theologie und Kirche in Deutschland und der deutschen Schweiz hielt.[8]) Wie wir Tholuck kennen gelernt haben, können wir uns nicht wundern, wenn er die reiche geistliche Gemeinschaft, welche ein Zusammenströmen positiv gerichteter Männer aus allen Teilen der evangelischen Kirche darbot, von Herzen begrüßte und gern aufsuchte. So bedeutungsvoll ihm auch die Bekenntnisse und Ordnungen der lutherischen Kirche je länger je mehr wurden, so pflegte sein

ökumenischer Geist, dem der lebendige Glaube doch noch höher stand als der korrekte, mit Vorliebe jene Gemeinschaft des innigsten Austausches, welche die Allianz ihm mit Glaubensmännern der ganzen Welt brachte. Er hat sich einmal selbst, und zwar auf der Gnadauer Konferenz des Jahres 1859, nachdem er dort einen Vortrag über „Sonst und Jetzt in der Kirche“ gehalten hatte,[9]) über seine Stellung zur Allianz und zur Gnadauer Konferenz ausgesprochen, eine Erklärung, die mit der größten Spannung angehört wurde. Tholuck gab dem Wunsche Ausdruck, ein Mitglied der Gnadauer Konferenz zu bleiben, auch nachdem dieselbe ihre Statuten geändert. Er seinerseits wisse sich zwar nicht zum Streiter auf dem konfessionellen Gebiete, sondern nur znm Streit wider die prinzipiellen Gegner Christi berufen; aber deshalb fühle er sich doch nach Gnadau noch immer mehr als zur Evangelischen Allianz hingezogen. Denn eine kirchliche Gleichberechtigung der verschiedenen Konfessionen könne er nicht anerkennen. Wohl aber glaube er, daß das Streben der Allianz ein berechtigtes sei, über die konfessionellen Differenzen hinaus dem christlichen Einheitsgefühl einen Ausdruck zu geben. Und darum halte er zu den Freunden in Gnadau in der lebendigen Erkenntnis, daß es gerade jetzt notwendig sei, sich um ein festes kirchliches Bekenntnis zu scharen. Aber dabei sei er doch mit Spener überzeugt, daß es keine einzige Kirche und kein Bekenntnis gebe, die ganz ohne Schwächen und Mängel wären; und zu den Schwächen der lutherischen Kirche müsse er allerdings rechnen jene Überspannung des Gegensatzes zur reformierten Schwesterkirche, wie sie jetzt wieder so oft hervortrete. Daher meine er, daß wir ein altes Unrecht gegen die reformierte Kirche wieder gut zu machen hätten und ihr aus freiwilliger Liebe die Bruderhand zu einer freiwilligen Abendmahlsgemeinschaft bieten sollten.[10])

An dem Besuche der New-Yorker Versammlung hinderte Tholuck nun aber doch die zunehmende Beschwerlichkeit des Alters. Er schlug dem Komitee in dem Schreiber dieser Zeilen einen Stellvertreter vor, der freundlich acceptiert und durch die von Tholuck so gefürchtete „American kindness“ an Ort und Stelle reichlich verwöhnt wurde. Die Freunde Tholucks, an welche ich von seiner Hand empfohlen ward, die Hodge,

Smith, Prentiß, Park, Lincoln, Young u. ſ. w., den liebenswürdigen, ſchon von früher her bekannten Phil. Schaff und die Seinen nicht zu vergeſſen, nahmen um des geliebten Lehrers willen auch den Schüler mit der liebevollſten Güte auf; einen Schatz reichſter Erfahrungen brachte er heim, aus der belebteſten aller Allianzverſammlungen, aus den wochenlangen Reiſen im Lande mit Dorner, Krafft, Chriſtlieb, aus der Berührung mit ſo vielen edlen und ehrwürdigen Chriſtengeſtalten in New-York, Rocheſter, Boſton, Princeton, Philadelphia, Baltimore und anderwärts.

Das letzte geiſtige Produkt Tholucks, mit Ausnahme von Briefen, war es wohl, was er mir zur Überſetzung ins Engliſche und zum Vortrage in New-York überſandte. Mit zitternder Hand ſchrieb er als Titel darüber: Survey of the phases of christian faith and life in the evangelical church of Germany (Überblick der Entwickelung des chriſtlichen Glaubens und Lebens in der evangeliſchen Kirche Deutſchlands). In der offiziellen Ausgabe der Verhandlungen lautet der Titel: Evangeliſche Theologie in Deutſchland, Überſicht meines Lebens als Lehrer der Theologie.[11]) In der That war der von Tholuck gewählte Titel für ſeine urſprüngliche Arbeit der angemeſſenere. Für das Bedürfnis jener Verſammlung, ſowie für die Stellung, welche Tholuck in der Kirchengeſchichte unſeres Jahrhunderts thatſächlich einnimmt, war in ſeinem Entwurfe von dem eignen Leben viel zu wenig die Rede; dafür gab er Mitteilungen über die geiſtigen Bewegungen Deutſchlands, für deren Verſtändnis in New-York zum Teil die Vorausſetzungen fehlten. So mußte ſein „mouthpiece“ (Vertreter) einerſeits bedeutend kürzen, andrerſeits aber, um dem geliebten Lehrer auch im Sinne der Verſammlung gerecht zu werden, einen ſelbſtändigen Anhang über die Bedeutung Tholucks für die Entwickelung der evangeliſchen Kirche hinzufügen. Laute „Cheers“ zu den einzelnen Ausführungen bewieſen deutlich, wie tief die Liebe und die Verehrung Tholucks in den Herzen der amerikaniſchen Hörer wurzelte. Wurde mir doch drüben von einem Geiſtlichen berichtet, der neben ſeiner Studierſtube noch ein beſonderes Heiligtum habe, wo er bete und meditiere — und darin hängen nur zwei Bilder: das Luthers und das Tholucks.

Als ich nach glücklicher Heimkehr im November 1873 von meiner Pfarre nach Halle eilte, um dem teuren Manne von den großen Eindrücken der Reise zu berichten und die zahllosen Grüße zu bestellen, die mir an ihn mitgegeben waren, hörte er — es war vielleicht einer der letzten Abende, die er außer dem Hause verbrachte, bei meinem Vater Karl Witte, wo nur noch Freund Kähler gegenwärtig war — mit stiller Freude und rührender Demut zu. Aber es war ein schon langsam brechendes Gefäß, das ich vor mir hatte; wenige Wochen noch, und die Zeichen des beginnenden Verfalls, sowie der geistigen Verdunkelung traten ein, welche den Ausgang dieses gesegneten Lebens begleiteten.*) — —

Indessen wir sind mit der, durch die Besprechung der Tholuckschen Reisen veranlaßten Erwähnung der New-Yorker Versammlung schon etwas zu weit vorausgeeilt. Mancher Leser wird ein Bild von der Greisengestalt Tholucks in der Erinnerung tragen, das doch noch nicht die Züge gebrochener Kraft, sondern vielmehr die einer erstaunlichen Rüstigkeit und Lebendigkeit zeigt. Ich meine das Bild des Jubilars von 1870, dessen noch immer wunderbare Leistungskraft und Elastizität damals so viele zur Feier Herbeigeeilte überraschte. In einer Biographie Tholucks darf ein Wort über das fünfzigjährige Amtsjubiläum, das in mancher Beziehung den Höhepunkt seines Lebens bildete, nicht fehlen. Nur darum können wir uns etwas kürzer fassen, weil im Laufe unsrer Arbeit schon wiederholt und ausführlich auf einzelne Momente der erhebenden Feier Rücksicht genommen worden ist.

Der Gedanke an das noch bevorstehende Jubiläum hatte für Tholuck etwas Beengendes. Schon am 26. Februar 1869 schrieb er an Pastor Wedler in Quenstädt: „So wenig Elastizität weiß das Alter selbst einem Freudendrucke entgegen zu setzen, daß, wenn im Jahre 1871 (sic!) ich noch am Leben sein sollte, ich mein Jubiläum in aller Stille zu begehen beabsichtige.“ Das war nun freilich nicht wohl ausführbar. Wie hätte ein Mann, den non noster tantum ordo, sed universa

*) Aus dieser Zeit, kurz vor dem Verfalle, aus dem Jahre 1872, stammt das Bild Tholucks, mit dem der vorliegende Band geschmückt ist.

academia suum verbi divini ministrum, suum Seniorem, suum decus et ornamentum praedicat*), — Worte des Dekans D. Schlottmann in einem Jubelprogramm an Tholuck, — wie hätte er die funfzigjährige Wiederkehr seines Eintritts in die akademische Würde so stillschweigend vorübergehen lassen dürfen![12]) — zumal wenn derselbe, wie Tholuck in jenem Wintersemester, noch immer 84 Zuhörer in der um des französischen Krieges willen so verlassenen Universität um sich sammelte!

Die das Fest vorbereitenden Schritte wurden durch den Kriegszustand bedeutend erschwert; andererseits schmückten die Grüße der in Feindesland weilenden akademischen Jugend die Feier noch ganz besonders. Der Rektor der Universität Dr. Knoblauch und der Universitätsrichter Thümmel, beide als Vertreter des damals vakanten Kuratoriums, beantragten am 13. Oktober 1870 bei dem Könige die Verleihung des Sterns zum Roten Adlerorden II. Klasse (Tholuck hatte 1847 den Roten Adler III. Klasse mit der Schleife, 1869 die II. Klasse mit Eichenlaub erhalten). Wenige Wochen darauf stellte Hugo Graf Wrschowetz, Schloß Lagow bei Frankfurt a. O., denselben Antrag, mit der Bitte, persönlich die Dekoration dem von ihm auf Grund längeren Hallischen Verkehrs überaus hochgeschätzten Manne überreichen zu dürfen. Natürlich konnte die Darreichung nur auf amtlichem Wege geschehen. Vom Hauptquartier Versailles, 12. November 1870, datierte die Verleihungsurkunde; — die letzte öffentliche Anerkennung König Wilhelms für Tholuck, dem Seine Majestät bereits am 1. Juni 1867 das Patent als Ober-Konsistorial-Rat verliehen hatte. Ein besonders schmeichelhaftes Schreiben des Ministers v. Mühler begleitete die Dekoration.

Die Feier selbst ist von berufener Hand beschrieben worden;[13]) ich kann, da es mir selbst versagt war, gegenwärtig zu sein, nichts Besseres thun, als ihrem Berichte der Hauptsache nach zu folgen.

„Nicht oft ist das Jubiläum eines Menschen," so heißt es

*) „Den nicht nur unsre Fakultät, sondern die ganze Universität ihren Diener des göttlichen Wortes, ihren Senior, ihre Zierde und ihren Schmuck nennt."

da, „zugleich das Jubelfest einer Idee; aber die unvergeßliche Feier, mit welcher in Halle eine große Zahl dankbarer Schüler den Ehrentag ihres geliebten Meisters beging, war mehr als Menschenfreude, sie war ein Triumph des neuen Lebens, das seit einem halben Jahrhundert unsere Kirche durchweht. Allen, die am 1. und 2. Dezember mitgefeiert haben, werden diese Tage eine unauslöschliche Erinnerung sein; es waren Geistestage einer höheren Ordnung voll Erquickung und Glaubensfreude, in denen gewiß mancher tiefe Züge gethan hat aus dem Brunnen des Lebens. Funfzig Jahre sind am 2. Dezember vergangen, seit Tholuck in Berlin zum Lizentiaten der Theologie promoviert wurde. Damals stand der Jüngling, in seiner Gesundheit gebrochen und in seinem Geistesleben unverstanden, fast einsam seiner Zeit, ja seiner Kirche gegenüber; das Beste seines Herzens, die Glut der Liebe zu dem Heiland der Sünder, lebte nur in einer kleinen Gemeinde, welche von der Welt verachtet war. Und funfzig Jahre später steht er unter einer ungezählten Schar von Jüngern, die ihn verstehen und ihm im Glauben treu verbunden sind, der Greis, seinem Geiste nach noch immer ein Leuchtturm, von dem das Licht Gottes in die Fluten der Gegenwart hinausglänzt. Dies war das rührende und ergreifende Bild, welches die Jubelfeier darbot; ein Bild, zu dem alle Schattierungen der gläubigen Theologie ihre bunten Farben, alle Stände der heutigen Gesellschaft ihre repräsentierenden Gestalten gegeben hatten, und unter welches man mit Recht und mit Freude den Namen setzen kann: der Sieg des Glaubens."

Schon am Abend vor dem Jubeltage waren die Festgäste, in Gemeinschaft mit vielen Studenten, Bürgern und Frauen der Stadt, im großen Saale des „Kronprinzen" vereinigt. Der Jubilar hatte sich bereit erklärt, eine Ansprache zu halten, und gegen sieben Uhr erschien er, von dem Rektor der Universität geführt und von seinen nächsten Freunden geleitet. Die Worte, welche er sprach (wir haben sie zum großen Teil im sechsten Kapitel dieses Bandes wiedergegeben), waren ganz der Ausdruck seiner Geisteseigentümlichkeit und seines Lebensganges; kein anderer hätte so ruhig und klar von seinen innersten Geheimnissen und Erfahrungen, so zuversichtlich und gewiß von seinem Einfluß und Wirken erzählen können. Nach seiner Ansprache

verließ der Greis den Tisch, an dem er gestanden, und wurde zu einem Sofa geführt. Professor Schlottmann machte die Versammlung darauf aufmerksam, daß der Jubilar jetzt seine Schüler sprechen wolle, da sich morgen dazu schwerlich Zeit finden würde. So drängten sich denn die dichten Scharen der oft hoch betagten Pastoren heran. Man drückte ihm die Hand, man nannte seinen Namen und brachte einiges in Erinnerung. Dann wetterte es eine Zeitlang in dem alten Gesichte, bis im Gedächtnisse die Person erstand. Viele der Männer küßte er und nannte sie mit dem traulichen „Du." Man erdrückte Tholuck fast.[14])

Früh am Morgen des 2. Dezember brachte der akademische Gesangverein unter Leitung von Dr. Robert Franz dem Jubilar ein Ständchen, welches mit dem Choral einsetzte: Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren. Anknüpfend an diesen Vers mahnte der Greis in seinen Dankesworten zum Loben und Danken, aber vor allem zur Sündenerkenntnis und Buße. — Die eigentliche Beglückwünschung begann um 10 Uhr. Nicht in der Aula der Universität, sondern im bekannten Gartensaale, der Stätte so vieler Weihnachtsbescheerungen, wurden die Gratulanten empfangen. Da stand der Greis im blumengeschmückten Saale unter den Guirlanden und Festgeschenken, selbst geschmückt mit dem Roten Adlerorden II. Klasse, den er am gelbweißen Bande um den Hals trug. D. Kögel eröffnete den Reigen der Glückwünschenden im Namen des Kultusministers von Mühler. Mitten im Kampf von Versailles habe der König nicht des Streiters der Kirche vergessen, über dem Lorbeer nicht die Palme; Seine Majestät verleihe ihm den Stern zum Roten Adlerorden mit Eichenlaub. Tholuck nahm ihn aus den Händen Kögels und dankte mit kräftiger Stimme für die königliche Huld. Auch Ihre Majestät die Königin hatte in einem eigenhändigen Briefe des Tages gedacht. Darauf brachte General-Superintendent D. Hoffmann die Segenswünsche des Evangelischen Oberkirchenrats, der Tholuck im Rückblick auf seine Jugendkämpfe als einen „Vorposten im Kampfe der Kirche" bezeichnete und ihm einen Platz unter den „Kirchenvätern des 19. Jahrhunderts" anwies. Der Rektor der Universität, Dr. Knoblauch, würdigte die Verdienste, welche der theologische

Professor um die gesamte Wissenschaft, Kirche und Universität erworben habe, und überreichte die von D. Schlottmann verfaßte Jubelschrift. Dieser selbst, als Dekan, grüßte den Kollegen im Namen der theologischen Fakultät und überreichte ein Gratulationsschreiben von Berlin. Studiosus Augé vom schlesischen Konvikte brachte unter beredten Worten namens der Studentenschaft ein Festgeschenk: — in kriegerischer Zeit die Büsten des Königs und seiner zwei großen Feldmarschälle Moltke und Roon. Ergreifend war es, als Professor Jacobi einen Brief überreichte, in welchem 24 vor Paris stehende Theologen, darunter ein schwer Verwundeter mit zitternder Hand, die Grüße ihrer Verehrung und Liebe geschrieben hatten; „solch eine Adresse sei wohl noch nie einem deutschen Professor zu teil geworden." Nun kamen die Festgäste der Universitäten, Jena durch Professor Dieſtel, Riehm für Göttingen, Köſtlin für Tübingen und Breslau; Kraus für Marburg; schriftlich gratulierten Kiel, Bonn und Königsberg. Im Namen Leipzigs redete D. Kahnis herzlich und brüderlich: man sage wohl, zwischen Halle und Leipzig liege eine theologische Wetterscheide; aber die Hallische Jubelfeier vor wenigen Jahren (1867 zur Erinnerung an die funfzigjährige Vereinigung mit Wittenberg, bei welcher Tholuck die Festpredigt gehalten hatte) habe bewiesen, daß die beiden Nachbaruniversitäten einander zu schätzen wüßten; was ein Theologe, wie Tholuck, noch tiefer in die Herzen als in die Bücher geschrieben habe, das sei unvergänglich und ewig. Präsident Nöldechen feierte in Tholuck das geschätzte Mitglied des Konsistoriums; General-Superintendent Möller wurde, wie alle anderen, nicht wenig überrascht, als ihm der Jubilar zur Antwort auf seine Anrede das theologische Doktor-Diplom überreichte. Auch das Posener Konsistorium hatte in dem Konsistorialrat Leopold Schultze, sowie das Berliner in D. Hoffmann ihre Vertreter gesandt. Ebenso war das Herzoglich Anhaltische Konsistorium persönlich vertreten. Vom Wittenberger Konsistorium war D. Schmieder eingetroffen. Er wollte nicht reden, als bis sich der Jubilar gesetzt hatte. Dann sprach er den alten Freund mit rührender Liebe an: wenn Wittenberg die Mutter von Halle sei, so sei Tholuck der Vater Wittenbergs; zugleich überreichte er eine kleine Jubel-

schrift über das Greisenalter. In feiner Weise feierte der Oberbürgermeister v. Voß in dem berühmten Universitätslehrer noch besonders den Prediger der Hallischen Bürgerschaft und den Hausvater, durch dessen Gemahlin mancherlei Segen über die Stadt gekommen sei; an ihn schlossen sich Deputationen des Kreisgerichts und der Berghauptmannschaft. Das Schulwesen der Provinz Sachsen stattete durch Schulrat Dr. Todt und Direktor Herbst, das von Halle durch die Direktoren Kramer und Adler den Dank für geistliche Förderung ab. Die Superintendenten Neuenhaus, Dryander und Fabarius grüßten im Namen der Kirche und ihrer Diözesen, Direktor Wangemann namens der Mission, indem er eine Festschrift von Lizentiat Plath überreichte. Kirchenrat Hoffmann aus Leipzig folgte für den Zentralausschuß des Gustav-Adolf-Vereins, dem der Jubilar durch die Stiftung des ersten Zweigvereins in der Provinz Sachsen und durch die Gewinnung seiner Gesinnungsgenossen entscheidende Dienste gethan habe. Auch ein Neugrieche Lizentiat Spyridon Sugras sprach in den feurigen Tönen seiner Muttersprache die Anerkennung seiner Landsleute aus. Als der einzige unter den Anwesenden, der vor 25 Jahren die silberne Jubelfeier miterlebt hatte, malte Ahlfeld aus Leipzig in einem prächtigen, volltönenden Gedichte die nun heimgegangenen Glaubenshelden und Mitkämpfer des Jubelgreises und ließ ihre Grüße aus dem oberen Heiligtum zu dem Fest herniederrauschen.

Herzbeweglich war der Schluß der Feier. Drei Amanuensen des Jubilars traten aus dem Kreise vor; Superintendent Müller aus Bielefeld, der uns bereits bekannte Begleiter Tholucks auf der zweiten englischen Reise, übergab ein Album mit den Jugend- und Mannesbildern aller Tholuckschen Amanuensen; Professor Kähler legte, von mehr als tausend Namen aus der „unsichtbaren Gemeinde" des deutschen evangelischen Volkes und des Auslandes begleitet, eine Sammlung von 4000 Thalern*) in die Hände seines verehrten Meisters; und D. Kögel

*) Diese Summe stieg in der Folge bis zu dem jetzigen Betrage von 22,900 Mk. Tholuck bestimmte die Zinsen dieser Stiftung für junge Dozenten und solche, die es werden wollten, eventuell auch für Studenten ohne

beendete die Feier mit einem ergreifenden Gedichte, das unsre Festbeschreibung beschließen soll. Wie diese drei Männer dastanden, ihre Stimmen zitternd vor Andacht und Liebe, die Augen voll Thränen der Rührung und Freude, lebendige Zeugnisse einer unvergänglichen geistlichen Liebe im Herrn — wer es schauen durfte, der ward tief ergriffen, der mußte verstehen lernen, was der Jubilar am Abende zuvor gesagt hatte, sein Charisma sei die suchende, nachgehende Liebe zu den Menschenseelen. Bewundernswert war die Geistesfrische, mit welcher der gefeierte Greis auf jeden Gruß zu antworten und die Töne fortklingen zu lassen wußte, die in den einzelnen Ansprachen angeschlagen waren. An verschiedenen Stellen unsrer Biographie haben wir Stellen aus diesen Tholuckschen Erwiderungen zu benutzen Gelegenheit gehabt. Mit dem von D. Kahnis angestimmten Verse: „Lob, Ehr' und Preis sei Gott" schloß die Feier, die, wenn sie auch kein Gottesdienst heißen durfte, doch eine Weihestunde war, wie auf dieser Erde nicht viele gefeiert werden.

Am Nachmittage versammelte ein Festmahl mehr als dreihundert Gäste in dem großen Saale des „Kronprinzen". Das erste Hoch brachte Rektor Dr. Knoblauch dem Könige dar. Dem Jubilar galt ein längerer Toast Prof. Schlottmanns, der — nach dem Ausspruche des Berliner Arztes, welcher vor Zeiten den jungen Studiosus der Theologie behandelt hatte — das lange Leben Tholucks ein medizinisches Wunder nannte und den Jubilar nach seinem wissenschaftlichen Charakter dahin bestimmte, daß er kein bloßer Fachgelehrter, sondern ein wirklicher Universitätsprofessor sei. D. Kögel ließ die Universität leben, die solche Namen wie Bismarck, Roon und Moltke unter ihren Doktoren zähle. General-Superintendent Hoffmann meinte, es komme ihm freilich am wenigsten zu, Wunder natürlich zu erklären; dennoch wolle er die zarten Fäden aufsuchen, die aus der Natur zu diesem Wunder führten. Und als

---

Unterschied der Nationalität und Denomination. Kollatoren sind der Ephorus und der Inspektor des schlesischen Konvikts, sowie das im Kuratorium desselben befindliche Fakultätsmitglied. Die Konviktualen des Tholuckstiftes sind, nach späterer Bestimmung, besonders zu berücksichtigen.

ein Schwabe, der jetzt mit Freuden unter Deutschen reden könne, widmete er seinen Trinkspruch einer Schwäbin, der Frau Rätin Tholuck, die er zuerst in der Messe und Predigt des Pfarrers Henhöfer, dann als Braut vor dem Altar der Stiftskirche in Stuttgart gesehen habe, und die, wie ihr Gemahl ein Vater, so eine Mutter der Studenten sei. D. Dryander gedachte eines Wunders, das sich nicht natürlich erklären lasse. Wie sei es zu erklären, daß noch keinen, der den Jubilar in der sengenden Mittagsglut eines wolkenlosen Sommertages begleitete, der Sonnenstich traf? Möge dem Spaziergänger, den nichts zurückschrecken kann, immer der Zauberstab bleiben, der ihn und seine Genossen über alle Hindernisse hinwegträgt: der Humor. Ahlfeld erinnerte, wie schon einmal erwähnt, an den stillen Staatsstreich Gottes gegen den Rationalismus vom 2. Dezember 1820. Ein amerikanischer Student, Lawrence aus Marblehead, gedachte der großen, dankbaren Tholuckgemeinde in seiner heimischen Republik. Zum Schlusse sang man: „Nun danket alle Gott!“

Am späten Abend krönte ein Fackelzug das Fest des Tages. Noch immer war der greise Studentenvater frisch genug, um vernehmlich dem Gruß seiner Kommilitonen in einer Ansprache an die draußen harrende Schar zu antworten. Er gedachte derer, die gern hier mitfeiern würden, aber fern die Feindesstadt bewachen; auch die gegenwärtigen würden lieber draußen im Kampfe stehen. Wenn ihre Schar, nicht nur durch den Krieg, sondern überhaupt gegen frühere Zeiten stark vermindert sei, so gelte es durch Kraft des inneren Lebens die äußere Macht der Zahl zu ersetzen. Derselbe Kampfesmut müsse jetzt in den jungen Streitern flammen, der bei seiner ersten Feier den Kommilitonen beim Fackelzuge das Trutzlied Luthers auf die Lippen legte. Die Festgenossen antworteten damit, daß auch sie die Klänge des „Ein' feste Burg ist unser Gott“ durch die schöne Winternacht zum Himmel emporsteigen ließen. So ging der denkwürdige, reiche Tag zu Ende, die goldene Hochzeitsfeier eines gesegneten Lebens, das im Jugendglühen den heiligen Bund mit der theologischen Wissenschaft geschlossen und Treue gehalten hatte bis in den Tod. —

Und nun stehe hier noch das farbenprächtige Gedicht Ru-

dolf Kögels, in welchem er mit Meisterhand alle die Fäden in ein knappes, künstlerisches Gewebe geschlungen hat, die auch dieses Buch durchziehen.

„Zwei Pole zaubern den Magneten.·
Zwei Kräfte: Schwung und Schwere, drehn
Die mächtige Achse des Planeten.
— So, Meister, ist's an dir geschehn!
Ich suchte dankend zu ergründen,
Was uns zu deinem Heerbann zieht.
Laß mich's, o Jubilar, verkünden
In schüchtern angestimmtem Lied.

Einst hat dich Muhammed gebunden,
Der Sufi Traum dich eingewiegt,
Bis dann das Haupt voll Blut und Wunden,
Der Nazarener dich besiegt.
Wie einem Paulus einst die Weihe
Durch Ananias Hände kam:
So war's ein Kottwitz, war's ein Laie,
Der dir des Irrtums Binde nahm.

Ein Jünger du! Wie bald ein Meister,
Der priesterlich die Flamme schürt,
Der zu dem König aller Geister
Die Jünglingsseelen werbend führt!
Nicht ein Magister hoch vom Stuhle
Mit einer Formel schwarz auf weiß:
Du suchtest mehr als eine Schule,
Du fandest einen Jüngerkreis!

Wer kann den Willen andrer fassen,
Als wer den eignen Willen zähmt,
Wes Fleiß des Abendrots Erblassen,
Des Frührots ersten Schein beschämt.
Wie fern auch Zeiten, Völker winken,
Dem Jüngling wird es Gegenwart;
Und will des Strebens Flügel sinken,
So rufst du: Landgraf, werde hart!

Ein starker Geist, der nimmer träge
Hier Schlacken trennt, dort Schätze schürft,
Und seines Pulses Feuerschläge
Ins Lager der Philister wirft.

Ein milder Geiſt, der alles Sieche
Und alles Schwache ſchonend trägt,
Den Juden Jude und ein Grieche
Den Griechen neue Brücken ſchlägt.

Haggada und Halacha*) prangen,
Und Dſchelaleddin nahet jetzt,
Sein Lockenhaar und ſeine Wangen
Von Paradieſestau benetzt.
Nun Paulus, Auguſtin, Johannes
In achtzehnſprachigem Geleit; — —
Unnahbar Antlitz eines Mannes
Im Schweißtuch der Gelehrſamkeit!

Doch ſtatt im Moderduft zu weilen
Der Bücherei, ſeh ich der Stadt
Den Muſageten frei enteilen
Zum Atlas und zum Monſerrat.
Und mit ihm ſchreitet, mit ihm ſtrebet
Der jugendliche Wanderchor,
Und durch den Ernſt der Reden ſchwebet
Das Falterpaar: Scherz und Humor!

Und wieder ſitzt er emſig nieder,
Aufs dunkle Wort den hellen Blick,
Als würde er zum Goldſchmied wieder,
Das Scheidewaſſer heißt Kritik!
Und wer von falſchem Schein betrogen
In Schwermut kommt dem Goldſchmied nah,
Dem wird hier reines Gold gewogen:
„O komm und ſiehe! Heureka!“

Kritik!? — — Was hör' ich mächtig rufen
So ſabbatsvoll, ſo glockenrein?
Wer ſchreitet zu der Kanzel Stufen,
Die Scharen lauſchend hinterdrein?!
Was ſie noch geſtern niederriſſen
Als Unzier, ſtaubig und verbraucht, —
Nun packt es flammend die Gewiſſen
In heil'ge Phantaſie getaucht!

Wie deiner Jugend ſchon das Alter
Früh ſeine Weisheit angetraut,
So ſchlägt am Abend noch den Pſalter
Die Jugend dir im Wonnelaut.

*) Teile des jüdiſchen Talmud.

Ja wem wie Daniel hellugend
Das Fenſter ſtets nach Salem blickt:
Dem bleibt ſie treu, die goldne Jugend,
Auch wenn der goldne Kranz ihn ſchmückt!

Ein Doppelpol — — doch ich ſoll ſchweigen,
Der Menſchen Lob, du hörſt's nicht gern,
Der Baum mit fruchtbeladenen Zweigen
Neigt ſich in Demut ſeinem Herrn. —
Von deſſen Thron, zu deſſen Throne
Der Zeugen helle Wolken zieh'n,
Laß vor dem Mann der Dornenkrone,
Laß uns anbetend niederknien!"

Der ſchöne Tag war vorüber — aber eine ſchwere Aufgabe ließ er dem Gefeierten zurück: die Beantwortung der Dekaden von Briefen, die zum 2. Dezember eingetroffen waren. Und kaum einen wird er ohne Dank und Gegengruß gelaſſen haben. Viele dieſer Schreiben benutzte er, um alte Fäden wieder anzuknüpfen, wie er z. B. mit Prof. Siegfried in Jena eine herzliche Korreſpondenz über deſſen „freiere, namentlich kritiſche Stellung auf dem Boden des Glaubens" eröffnete, die zuletzt bei einer mündlichen Ausſprache zu einer beide Teile befriedigenden Einigung führte. „Es war das letzte Mal" (Juli 1871), „daß ich im Leben den verehrten alten Lehrer ſah und mich an ſeinem ſeelſorgeriſch fürſorgenden Herzen erbaute und erwärmte," ſchrieb mir Prof. Siegfried über dieſen Verkehr. Unter Tholucks erſtem, dem Dankesbrief an Siegfried ſtand als Nachſchrift: „Wenn dieſe Zeilen ſo ſpät einlaufen, ſo entſchuldigen Sie es damit, daß es 250 freundliche Briefe geweſen ſind, deren Beantwortung mir zum Teil noch immer obliegt." Dieſes Schreiben datierte vom 20. Dezember; wie fleißig mußte alſo Tholuck bis dahin ſchon geweſen ſein! Ein öffentlicher, allen zugleich geltender Dank genügte dem Greiſe nicht; der treue ſeelſorgerliche Freund mußte jeden einzeln bedenken. — Unter dem 5. Januar 1871 ſchrieb er an Philipp Schaff: „Es war ein würdiges und geſegnetes Feſt; ſo viele Hunderte von fernen Zeiten her hier verſammelt zu ſehen, Worte zu hören, bei denen ſelbſt ſtarke Männer, wie Prof. Erdmann, nicht ohne Thränen blieben, und hunderte von Briefen zu er-

halten aus so entlegenen Gegenden, wie zugleich aus England, Amerika, Madrid, Athen und Smyrna! Wenn man sich indes sagen muß, wie das doch alles nur der Ausfluß jener inneren göttlichen ἀνάγκη (Zwanges) ist, von welcher schon Paulus, 1. Kor., 9, 16 spricht — was bleibt übrig als der Ausruf: es ist der Herr!" An demselben Tage ging ein Dankbrief nach Österreich an Pfarrer Kotschy, in dem es hieß: „Das Licht dieses Freudentages wird mir noch lange nachleuchten und mich auf meiner Lebensstraße begleiten, so lange mir bestimmt ist, dieselbe noch zu wandeln. Vielen hat der Herr das Säen in diesem Leben beschieden. Aber mit beschämtem Danke erkenne ich es an, daß mir auch das Ernten in reichem Maße schon in diesem Leben beschieden worden. Nur ein Wort der Liebe — es könnte ja das letzte sein, welches ich an Sie richte — möchte ich gerade von diesem Tage her noch Ihnen und unsrem Freunde Koch zurufen: Predigen und Dozieren thut's nicht allein; ich habe viel gepredigt und doziert, und das liegt vor der Welt Augen. Aber was nicht vor der Welt Augen liegt, sondern nur vor dem Auge, das ins Verborgene sieht, sind die Werke der suchenden und nachgehenden Liebe. Das ist doch das Beste gewesen. Zu dieser suchenden und der einzelnen Seele nachgehenden Liebe möchte ich noch meine lieben beiden österreichischen Freunde und Brüder in meiner vielleicht letzten Ermahnung ermuntern."

Nachdem Tholuck so noch einmal mit vollen Zügen aus dem Becher der brüderlichen Gemeinschaft hatte trinken dürfen, wurde es allmählich stiller und einsamer in seinem Leben. Noch stand er wohl auf Kanzel und Katheder. Im Kolleg über den Römerbrief sammelte er während des Sommers 1871 noch 83 Zuhörer, im Winter darauf zur Bergpredigt 87 und zur Synopse 81, des Sommers 1872 in der biblischen Theologie des Neuen Testamentes 76 und in der Encyklopädie 48. Von da an aber ging die Zuhörerzahl rapide hinunter auf 55, 40, 31 — im exegetischen Examinatorium 1874 fand sich nur noch einer! Am 10. Juni 1875 machte Tholuck den letzten Versuch seine Vorlesung zu halten, obwohl die Frau Rätin ihm ernstlich abredete. Er mußte hingeführt werden, fand aber leere Bänke. Das schmerzte ihn; doch ging er den folgenden Tag

wieder hin — mit gleichem Resultat. Als die Rätin sagte: nicht wahr, nun versuchst du's nicht noch einmal? antwortete er freundlich: „Nein, ich habe nun meine Pflicht gethan; Gott will es nicht mehr haben." Für den Winter 1876 auf 1877 heißt es in dem betreffenden Buche der Quästur: Scholas non habebit (wird nicht lesen); — aus demselben Vermerke des Sommers 1877 machte eine andere Hand „non habuit" (hat nicht gelesen).

Auf der Kanzel hielt er nach dem Friedensschlusse 1871 den gefallenen Studenten Halles eine Gedächtnispredigt. Im Advent desselben Jahres verkündete er das Evangelium zum letztenmale von der gewohnten Stätte. „Die Stimme des Greises hatte schon geraume Zeit nicht mehr die weite Halle gefüllt, und der Sturm seiner Rede erschütterte nicht mehr die Herzen der gedrängt Lauschenden. Aber von seinen Lippen quoll mit immer wachsender stiller Gewalt das zuversichtliche, ernste Zeugnis von dem Glaubensbesitze und der reichen Erfahrung; eine andre Art der Verkündigung, für manchen nicht minder erbauend als die frühere. Aus dem Menschenfischer war der Zeuge geworden, dessen Leben mit seiner Arbeit und Frucht die überführende Kunst ersetzte[15])." Wie wir bereits berichteten, wurde Tholuck auf sein Gesuch vom 8. September 1873 durch den Minister Falk seiner Predigtthätigkeit entbunden.

Von nun an begannen die Kräfte allmählich zu schwinden. Ein langanhaltender Ohnmachtsanfall gab das erste Merkmal; danach that er 1873, bald nach jenem letzten Abend, wo ich ihm über New-York berichten durfte, einen Fall von der Treppe seines Hinterhauses, der eine große Kopfwunde riß und ihn sehr schwächte. Er beklagte oft seine geringe Kraft, doch konnte man tiefe Blicke in seine friedevolle Seele thun.

Professor Kähler, der ihn in diesen letzten Jahren seines Lebens aus nächster Nähe beobachten konnte, schrieb in seinem „Lebensabriß[15])": „Ein Werkzeug der Arbeit nach dem andren entfiel nun seinen zögernden Händen. Zuerst breitete sich über diese Jahre noch der milde Schimmer eines freundlichen Lebensabends. Statt der Ungeduld, mit welcher er ehedem wohl den Abbruch der Leibeshütte ersehnte, hatte er warten gelernt, und gab denen, die ihm nahe traten, nicht mehr nur das entzündende

Feuer, sondern überwiegend das freundliche Licht und die milde, hegende Wärme der Liebe zu spüren. Es überwog nicht länger jener magnetische Zug der Wahlverwandtschaft, der ihn zum Meister im Jugendverkehre gemacht hatte, sondern der Geist der Sanftmut, dem die allgemeine Liebe keine Überwindung mehr kostet. Wir hofften, es sollte dem rastlosen treuen Arbeiter ein Feierabend zur Einkehr gegönnt sein. Allein ihm war anderes beschieden. Wie oft hatte sein gewaltiger Wille den Leib, wenn er ihn hemmen wollte, unter die Füße getreten; mit peinlichster Beobachtung einer erprobten Tagesordnung zwang er ihm den aushaltenden Dienst ab; — er hatte nie wegen Krankheit eine Vorlesung ausgesetzt. Der lebhafte Wunsch leistungsfähiger zu werden und eine unaufhörliche Angst vor gewissen Unbequemlichkeiten veranlaßte auch wohl unnötige Selbstquälereien. Nun aber gab das mißhandelte Werkzeug ihm die Knechtung zurück und bereitete ihm noch auf Erden ein Fegefeuer. Er, der so manchen aus seinen Anfechtungen durch ein klares Wort gerissen, mußte in dem letzten Jahre mit dem alten Feinde, dem Trübsinn und mit Wahnsinnsvorstellungen ringen, ohne daß man ihm helfen konnte; denn diese so peinlichen Träume waren noch von der früheren Gewöhnung an Arbeit und Kampf, von dem Zauberworte Pflicht beherrscht, das ihm auch die letzte Kraft in den Versuchen zu deren Erfüllung hatte erschöpfen lassen. Die jüngsten Bewegungen in Theologie, Kirche und öffentlichem Leben warfen tiefe Schatten in diese angstvolle Dämmerung hinein. Aber in der gebrochenen Gestalt lebte unverkennbar das einfältig glaubende und liebende Gotteskind fort. Das wunderbare Liebesgedächtnis für die geistlichen Kinder und Brüder, das den fast erstorbenen Blick immer wieder zum Erkennen geschärft hatte, der Glaubensfriede, die Gebetsfreude und jenes das verlöschende Auge so schön verklärende Lächeln froher und dankbarer Liebe brachen immer für Augenblicke hervor und überzeugten die um ihn bangende und mit ihm leidende Gattin, daß hinter düsteren Wolken die Lebenssonne seine Seele erleuchtete. Nur wenige Wochen vor dem Ausatmen lag er völlig gebunden."

Der Güte der Frau Rätin verdanke ich Auszüge aus ihrem während dieser schmerzlichen und doch so wehmütig segensreichen

Jahre geführten Tagebuche, die von dem „Morgenglanz der Ewigkeit“ zeugen, von welchem der dunkle Lebensabend des treuen Bekenners erhellt wurde. Sie mögen hier unverkürzt ihre Stelle finden.

„Den 4. Advent 1874. Heut Abend sprach Tholuck ein inniges Gebet. ‚O Herr, laß uns klein und immer kleiner werden, bis wir ganz aufgehen in dir, wo du unser Alles sein wirst.‘ Kürzlich sagte er bei großer innerer Anfechtung: ‚Wenn mir nur mein Betaltar aufgerichtet bleibt, dann geht es schon.‘ Später, sich auf die Brust zeigend: ‚Da drin habe ich ein Heiligtum, zu dem ich Zuflucht nehme; so lange mir das bleibt, vergehe ich nicht.‘ Später: ‚Ich hoffe, hoffe und glaube.‘ Das sagte Tholuck mit freudig leuchtenden Augen.

1875. Zu Anfang Oktober war er schmerzlich bewegt über seine Unfähigkeit zur Arbeit und brach in die Worte aus: ‚Wir werfen uns in die Arme dessen, der uns mit Seinem Blute erkauft hat und mit Seinen Armen umschlungen hält; die ziehen uns hinauf zu Ihm!‘

19. Juli 1876. Als ich Tholuck neulich fragte: Du fühlst Dich wohl sehr schwach? war die Antwort: ‚Ja, der Leib, aber der Geist ruht aus in Gott.‘ Und später: ‚Barmherziger Gott, zeige mir Deine Barmherzigkeit.‘ Unter allerlei wirren Gedanken, als müßte alles im Leibe aufhören zu reagieren, zeigte er auf das Herz und sagte: ‚aber dadrin, dadrin steht es fest im Glauben zu Ihm, ja ganz fest, auch wenn ich nichts davon fühle; da hat es in harten Stürmen fest gestanden.‘

27. August 1876. Die Unruhe nimmt überhand und besonders die Angst, auf Reisen umher zu irren. Auf seinen Wunsch hatte ich ihm ein Lied gelesen und das Vaterunser gebetet; darauf sagte er: ‚Amen, lieber Herr, sprich Amen zu uns, wie wir es sprechen aus dem Innersten unsrer Seele. Amen.‘ Bei immer zunehmender Schwäche und viel Phantasieen war sein Geist doch in Gott; er sprach mehrere Gebete. ‚Ich bitte um das Verständnis meines Leidens, was mir zur Stunde noch fehlt; ich lebe der Hoffnung, es werde Weisheit sein.‘ ‚Hilf uns, wie Du bisher geholfen hast, laß uns Dir vertrauen, nicht allein um unsretwillen, sondern auch um derer willen, die Du mit uns verbunden hast.‘ ‚Sei Du, lieber Vater, bei der

teuren Frau, in ihr und mit ihr in allen ihren Werken, segne sie in allem ihren Thun. Amen.'

1. Oktober 1876. Der geliebte Mann ist sehr gequält mit allerlei Wahnvorstellungen, als hielten ihn Jesuiten gefangen. Oft will er weder Rock noch Stiefel ausziehen. ‚Nein, nein, ich muß für die Wahrheit kämpfen.' Selbst bis in die Nacht um elf Uhr läuft er todesmüde, sich kaum auf den Füßen haltend, das Licht in der Hand, von mir und Karl gestützt, durch sein Zimmer und die nebenan liegende Bibliothek mit ihren engen Gängen; jede Ausspannung lehnt er ab. (Vor dem Bilde des sel. v. Kottwitz in seiner Stube, das er so manchmal Studenten mit der Frage wies: Was lesen Sie in diesem Gesicht? stand er oft still, sah es lange an und zeigte mit dem Stocke darauf).*) Zwar nehmen die Geisteskräfte ab und die Unruhe zu; dazwischen aber erhebt er sich zu inbrünstigen Gebeten, wie folgende: (28. Oktober.) ‚Wir vereinigen uns vor dir, verbinde uns, heilige unsren Bund, vergib uns alles, was wir gegen einander gefehlt, und reinige uns, daß wir in dich hineinwachsen, Dir geheiliget werden; dazu hilf uns. Amen.' ‚Du hilfst hindurch durch die bangen Stunden, Dank Dir, Du Allmächtiger; ja, ja, Du hilfst durch die sauren Stunden, — und dann Licht hinterher!' Das sprach er mit aufgehobenen Händen. ‚Unser Herr und Gott, gib uns, daß wir nicht allein wandeln, sondern unter Deinem Schutz und Deiner Macht. Sei Du bei uns in unserem ganzen Hause, gib Du Weisheit und Kraft um Deines Sohnes willen.' ‚Wie Du, liebes Kind, so viel Amtssorgen auf Dir hast, so bedarfst Du auch viel Tröstung für alles einzelne.'

11. November. Nach eingetretener Zungenlähmung verschlimmerte sich der Zustand; doch es trat wieder Besserung ein. Später betete er: ‚Allmächtiger Gott, höre unsre Bitte, laß uns erkennen und fühlen, daß Du sie erhörst, und gehe mit uns auf allen unsren Wegen.' Dann wieder: ‚Lieber Vater, sende mir

*) Einen tief wehmütigen Eindruck machte es in dieser Zeit, wenn sein alter Herzensfreund Julius Müller, selbst eine Ruine, ihn besuchte, und die zwei Glaubenskämpfer mit gebrochener Kraft neben einander in der Studierstube hin- und herwandelten.

Licht in meinem Dunkel und führe mich; sende uns allen Licht von Deinem Licht.' ‚Barmherziger Gott, Preis sei Dir, daß Du Dich unser erbarmst und Dich über uns neigst.' Als ihm um diese Zeit ein Freund sagte, es seien viele Hände für ihn erhoben, antwortete er: ‚Dessen bedarf ich auch, denn ich muß durch schwere Anfechtungen gehen.'

24. November. Als ich ihn kürzlich fragte, ob er Frieden habe, schlug er mit ganz verklärtem, freudigem Gesicht auf die Brust und sagte: ‚Vergebung, Vergebung und Sieg!'

1877. So schwach das neue Jahr auch beginnt und die Unruhe zunimmt, ist es mir doch wahrhaft erhebend, wie mein teurer Mann mit seinem Geist doch immer in seinem Gott ruht und sein ganzes Wesen Liebe atmet. Heute sagte er, als ich ihm gute Nacht gab: ‚O, du liebes Kind, wie erquickt mich deine Liebe, Gott wird sie dir reichlich lohnen, ja, reichlich.'

6. Januar. Dieser Tage saß er vor seiner Tasse Kaffee, ohne sie zu berühren, und sagte wiederholt: ‚Wachsen! wachsen!' Als ich ihn fragte, was er damit meinte, fügte er hinzu: ‚in die Ewigkeit hinein!'

Am 29. Januar betete er mit Inbrunst: ‚Du Vater unsres Lebens, laß uns Dein Licht leuchten und hilf uns durch jeden Tag hindurch, daß wir Dich preisen. Lob und Preis sei Dir gebracht an jedem neuen Tage!' Auf die Frage, ob er sich freue, zum Herrn zu kommen, hob er Augen und Hände empor und rief aus: ‚O, alle Stunden sehnlich, sehnlich! Der Lauf geht nun dahin, ja, ich laufe den Weg.'

11. Februar. Immer schwächer wird der müde Geist; doch fehlt es nicht ganz an Lichtblicken. So sagte er gestern, indem er mich in seine Arme schloß: ‚Werde nur eine rechte, wahre Christin, so wirst du sehen, welch' ein Segen auf dich strömen wird unaufhörlich.'

18. Februar. Gestern verklärte sich sein Gesicht so lieblich, als er von den ewigen Hütten sprach, die ihn aufnehmen werden: ‚O ja, ja! dort verklärt!'

24. Februar. Er stand mir gegenüber an dem Tisch, hielt sich den Kopf und sagte: ‚Ich armer, schwacher Mann!' Gleich darauf setzte er sich zu mir und sagte feierlich: ‚Ich muß zwei Tode sterben!' Als ich ihm von dem ewigen Leben danach

ſprach, ſagte er mit aufgehobenen Armen und freudig ſtrahlendem Geſichte: ‚O, ich fürchte mich nicht, durch Chriſti Tod für mich; nein, ich fürchte mich nicht!‘ Kurz zuvor klagte er über ſeine Schwäche und Unvermögen: ‚Nicht wahr, du hältſt mich für einen recht elenden Mann?‘ Als ich ihm antwortete: ‚O, das iſt nur eine Wolke, die dein eigentliches Weſen verhüllt, wenn die wird geſchwunden ſein, bricht Gottes Klarheit in dir hindurch‘, da ſchloß er mich ganz freudig und glücklich in die Arme und dankte für den Ausblick.

1. April. Die Schwäche wird immer größer, aber er iſt freundlich und ſtill. Auf die Frage: ‚Nicht wahr, wir harren aus unter dem Kreuz, da iſt man dennoch freudig,‘ ſah er mich liebevoll an und ſagte: ‚Der wahre Chriſt iſt ſo. Es liegt ein ſeliger Friede auf ihm; Gott helfe hindurch!‘

22. April. Immer ſchwächer wird der geliebte Mann. Geſtern ſagte er, die Hand nach mir ausſtreckend, zu mir: ‚Verlaß mich nur nicht! nicht getrennt! bleib ganz nahe bei mir.‘

10. Mai. Die große Schwäche läßt den teuren Mann nicht mehr zuſammenhängend ſprechen, aber ſeiner Liebe gibt er immer Ausdruck in einzelnen Worten, wie: ‚Verbunden, verbunden!‘ ‚Eins!‘ indem er die Arme um mich ſchlang und Thränen ſeinen Augen entſtrömten.

Den 8. Juni hat er mit ſchwacher Stimme das letzte Mal mich ‚liebes Kind‘ genannt. Den 9. ſah ich ſchon am Morgen, daß eine Veränderung mit ihm vorgegangen war. Alle Sinne waren geſchloſſen, er lag ganz ſtille, auch die Nacht hindurch, bis gegen Morgen (des 10. Juni) ein Röcheln eintrat, das ſich gegen Mittag ſteigerte, bis um 4 Uhr der Odem ſtill ſtand und die lieben Augen brachen. — Was habe ich, was die Welt an dieſem Manne verloren! Doch gönnte ich ihm die Ruhe nach ſo ſchwerem Kampf. Getrennt ſind wir nicht, nur für kurze Zeit geſchieden. Die Ewigkeit vereinigt uns wieder in Gott.“

Die Stadt und die Univerſität Halle hatten es beinahe vergeſſen, daß in ihren Mauern noch immer der lebte, deſſen Name Jahrzehnte hindurch mit ſo viel Haß und ſo viel Liebe genannt worden war. „Wir ſahen ihn nicht mehr mit ſeinen

Studenten auf den einsamen Wegen spazieren gehen, auf der Kanzel war seine Prophetenstimme verstummt, auf seinem Katheder im Hörsaal saß ein andrer — seit mindestens zwei Jahren haben wir so gut wie nichts mehr von ihm verspürt," sagte Armin Stein (Pastor Nitzschmann in Halle) in einer schönen Totenklage: „Wir haben keinen Tholuck mehr"[16]). Als sich aber nun die Nachricht verbreitete: „Tholuck ist tot!" da ging es doch wie ein gemeinsamer Schmerz durch die Häuser der alten Stadt, und die Bürger bereiteten dem geistlichen Vater und Berater ein Begräbnis, wie es wenigen Gelehrten zu teil geworden sein mag. „Vom Trauerhaus bis zum Gottesacker stand alles schwarz von Menschen, und es hätte beinahe not gethan, die Fenster zu vermieten, wie wenn der König seinen Einzug hielte," sagt derselbe Armin Stein. „Es war aber auch so etwas Ähnliches wie ein Königseinzug, dieses feierliche Begräbnis: es war der Einzug eines Großen von Israel in das Jerusalem, ‚das droben ist'."

Der Todestag war ein Sonntag gewesen; schon am Dienstag fand die Beerdigung statt. Um fünf Uhr nachmittags sammelte sich eine zahlreiche Trauerversammlung, darunter etwa dreißig Geistliche im Ornat und die meisten Professoren und Dozenten der Universität in dem bekannten Gartensaal um den mit Palmen geschmückten Sarg. Die von dem Entschlafenen so gern gehörte städtische Kurrende sang noch einmal zu seinem Begräbnis: „Herzlich lieb hab ich Dich, o Herr," in diese Liebesworte gefaßt fand das Geheimnis von Tholucks Leben hier seinen Ausdruck. Der langjährige Freund und Seelsorger des Hauses, in dessen so vielen teurer Kirche auch Tholuck nur selten fehlte, Pastor D. Hoffmann vom Neumarkt, selbst ein dankbarer Schüler des Seligen, sprach im Hause über 1. Kor. 13, 8—10: „Die Liebe höret nimmer auf, so doch die Weissagungen aufhören werden, und die Sprachen aufhören werden und die Erkenntnis aufhören wird. Denn unser Wissen ist Stückwerk und unser Weissagen ist Stückwerk; wenn aber kommen wird das Vollkommene, so wird das Stückwerk aufhören."[17]) Es war ein Zeugnis aus tiefer Seelenkunde und warmer Liebe für den Virtuosen im Liebhaben — auch eine Deutung der schweren Endzeiten dieses Lebens, dem das Heimweh so früh

und so tief eingedrückt war. „Dicht vor der Ausgangspforte mußte er so lange, lange wie ein Träumender liegen; der Mund, dessen Rede oft wie Zungenreden, oft wie Weissagen mächtig durch die Hallen des Doms tönte — nun ein lallender Kindermund. Die hohen Erkenntnisse — nun dem Geist entfallen, wie wenn sie nur ein Spielzeug gewesen wären, das dem einschlafenden Kinde aus den Händen gleitet. Aber auch diese Führung war Weisheit; — wie der Entschlafene sein Lebenlang in der Liebe zum Heiland strenge Zucht geübt hat gegen das, was heftig, reizbar, eigenwillig, stolz (?) in seiner Natur war, so haben ihn die Leiden der letzten Zeit völlig zur Ruhe gebracht. Der allzeit Kampffertige, dem die Hand des Herrn ein auch vor der Welt lesbares Zeugnis ausstellte, daß er doch zugleich allezeit friedfertig gewesen, er hat sich zuletzt auf das Schmecken des Friedens Gottes allein anweisen lassen müssen. Und nun erwacht nach Seinem Bilde! nun nach dem Stückwerke das Vollkommene! Gelobt sei der Herr, der seinem Knecht zu seinem ewigen Abendmahl ausgeholfen hat."

Nach dem Gesange zweier Verse aus dem Liede „Jerusalem, du hochgebaute Stadt," setzte sich der imposante Leichenzug in Bewegung. Unter dem Geläute der Glocken aller Kirchen der Stadt nahm der Zug seinen Weg durch die Promenade und die Poststraße nach dem alten städtischen Gottesacker. Dem Sarge voran, nach der Trauermusik, schritten die Universitätspedelle; es folgten die Anverwandten, die drei Leichenredner Pastor Hoffmann, Professor Wolters, D. Kögel, die übrigen Geistlichen im Ornat, die Mitglieder der Universität, denen sich nähere Freunde sowie die Fremden (unter ihnen auch die Professoren Kahnis und Luthardt aus Leipzig) anschlossen, endlich die gesamte Studentenschaft mit den florumhüllten Verbindungsfahnen, an der Spitze der Wingolf, dessen Ehrenmitglied Tholuck gewesen, die Salingia, der er ebenfalls jahrelang besonders nahe gestanden hatte, und dann die andren Verbindungen und Nichtverbindungsstudenten.

Vor dem Kirchhof trat die Kapelle zur Seite und ließ den Zug vorüber, während ihn im Innern der Gesang der Kurrende „Jesus meine Zuversicht" empfing. Im mittleren Rondel ward der Sarg niedergesetzt und unter den grünen

Linden gruppierte sich die Menge der Leidtragenden. Professor Wolters widmete zunächst im Namen der Hochschule dem Senior der Fakultät, im Anschluß an Pauli Wort: „Dieweil wir wissen, daß der Herr zu fürchten ist, fahren wir schön mit den Leuten, aber dem Herrn sind wir offenbar“ (2. Kor, 5, 11) einen warmen Nachruf. Daß Tholuck gerade in Halle, der Vormauer des alten Rationalismus, der Stätte, wo in der Natur so reichlich das Salz vorhanden, aber in der Kirche dumm geworden war, die Fahne der biblischen Wahrheit entfaltet und so tapfer verteidigt habe, darin stehe sein Ruhm. „Es ist des Toten erkennbarstes Verdienst, und darum wird sein Name in der Geschichte der Kirche immer unvergessen bleiben: daß er von hier aus die Flachheit des kirchlichen Lebens bekämpft und bezwungen hat, daß er es erlebte, wie die eroberten Linien allmählich und in immer weiteren Kreisen von den siegreichen Streitern besetzt wurden.“ Endlich nahm Rudolf Kögel das Wort um „im Namen der Schüler des Heimgegangenen einen Kranz der Pietät auf diesen Sarg zu legen.“ „Gestern sind es 150 Jahre gewesen,“ so hob er an, „daß aus Halles Thoren ein Mann von weithin ragender kirchengeschichtlicher Bedeutung hinausgetragen ward, erst viel geschmäht, dann heiß geliebt und zuletzt tief betrauert; sein Geleit der Dank und die Thränen von Tausenden, seine Gedächtnispredigt das Wort des vorgestrigen Evangeliums: ‚Da kam der Knecht zu seinem Herrn und sprach: es ist geschehen, Herr, was du befohlen hast, es ist aber noch Raum da‘, und dieser Mann hieß August Hermann Francke. Und nun scheidet in denselben von der Erinnerung geweihten Tagen ein Mann, der einem Francke glaubensverwandt und geistesebenbürtig gewesen, ein Bote Gottes, ein Beter und Bekenner: unser Tholuck, der nach mehr denn funfzigjähriger Jünglings- und Mannesarbeit seiner Sehnsucht folgen und heimziehen und an dem Throne aller Erbarmungen anbetend melden darf: was du befohlen hast, das ist geschehen, Herr!“ Und nun folgte eine Zeichnung des Meisters und seines Lebenswerkes, wie sie nur dankbarste Liebe, innigstes Verständnis und formvollendete Kunst der Rede eingeben konnte. „Die Stimme des Boten, o wie hat sie sich zu wandeln gewußt: klang sie nicht nüchtern wie eine Arbeits-

glocke für den Trägen, tröstend wie eine Sabbatsglocke für den Angefochtenen, verheißungsvoll wie eine Morgenglocke für den Anfänger im Gebet, unerbittlich wie eine Sturmglocke für hartnäckig Widerstrebende? So unpraktisch wie unser Tholuck von Natur war, wie praktisch wurde er doch, wenn es sich um Dienen und Helfen handelte; so kurzsichtig äußerlich, so scharf war sein Blick, wenn es galt einen Menschen zu erkennen; schwermütigen Temperaments sein lebenlang — aber der nächtliche Himmel hellte sich auf, wenn es galt, andre in ihrer Trauer zu trösten; seine Liebe zur Büchereinsamkeit, sie wich, wenn lebendige Menschenseelen an seine Thür klopften. So hat er geführt, so hat er den Führer für die Gemeinde gebildet!" „Und nun — ‚es ist geschehen, was du befohlen hast' — mit diesem Wort kehrt der treue Knecht nach Hause. Und wenn er nun drüben niedergekniet ist vor seinem Herrn und Erlöser, dann wird, nicht wahr, sein erster Gang zu dem ihn führen, der ihn den Heiland kennen gelehrt, an Augustin und Chrysostomus und Bernhard und Luther vorbei wird es ihn zu dem Jünger ziehen, der ihm einst die Augen geöffnet, zu jenem Kottwitz, dessen man noch heute in Berlin unter den Armen gedenkt. Welch ein Wiedersehen: Du hast mich hereingeführt, du hast mich gelehrt, andren ein Führer zu werden, habe Dank! — — So gibt's denn eine continua successio, nicht wie Rom sie lehrt, wohl aber eine ununterbrochene, wahrhaft priesterliche Handauflegung des Gläubigen unter einander, ein Erbe, wie der Mantel, der aus dem Wetterwagen des enteilenden Elias auf die Schultern des nachtrauernden Elisa fiel. Stephanus sinkt und Paulus ersteht: Es ist noch Raum da! Wach auf du Geist der ersten Zeugen: Es ist noch Raum da! Tholucks Name sei dir, du akademische Jugend, ein Vermächtnis, sein Grabhügel ein Weihaltar. In einer pessimistisch vergrämten, in einer optimistisch leichtfertigen, und einer skeptisch zerfahrenen Zeit ist noch Raum da für solche, die glauben und beten, bekennen und lieben, kämpfen und leiden wollen zur Ehre ihres Herrn, Raum unter dem Kreuz und an Gottes Herzen für die, die uns anvertraut sind, Raum für uns selbst! Das walte Gott, Amen." Noch ein Chorgesang, und der müde Leib ward zu fröhlicher Auferstehung in die Erde gebettet; ein Gebet,

der Segen, von Paſtor Hoffmann geſprochen, und man ging heim und ließ den Ernſt und den Troſt der reichen Feier weiter in ſich wirken.

In dem ſüdöſtlichen Teil der vorderen Hälfte des alten Kirchhofes liegt Tholucks Grab; ein Platz zu ſeiner Rechten iſt freigeblieben für die der Nachfahrt Harrende. Der Sockel aus dunklem ſchleſiſchen Syenit, der das Kreuz aus demſelben Material trägt, hat im Norden die Inſchrift: „Hier ruhet in Gott D. D. Friedrich Auguſt Tholuck, geb. 30. März 1799, geſt. 10. Juni 1877.“ Im Oſten ſtrahlt das goldene Wort: „Ich bin die Auferſtehung und das Leben,“ im Weſten: „Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, ſo viele zur Gerechtigkeit weiſen, wie die Sterne immer und ewiglich.“ Die Südſeite iſt den Daten für die Zurückbleibende gewidmet. Auf dem Kreuze an der Weſtſeite ſteht das Motto von Tholucks Leben, der Text der Grabrede im Hauſe: „Die Liebe höret nimmer auf.“

Mancher hat ſchon an der geweihten Stätte geſtanden und ſtill gebetet und geweint. —

Der Nachrufe für den Heimgegangenen war Legion. Alle Tagesblätter, alle Kirchenzeitungen brachten Erinnerungsworte, und die Bekenntniſſe aller Parteien, der ſtreng konfeſſionellen, der poſitiv unierten, ja der liberalen und proteſtantenvereinlichen, ſtimmten dieſem Toten gegenüber einmal zuſammen: ein Gottbegnadigter, ein edler Streiter Chriſti iſt von uns geſchieden. Bald kam der zuſtimmende Chor des Auslandes hinzu; franzöſiſche, ſchweizeriſche, öſterreichiſche, däniſche, engliſche, italieniſche, amerikaniſche Zeugniſſe liegen vor mir, alle voll Dankes und Lobes Gottes, der ſeiner Kirche einen ſolchen Mann geſchenkt hatte. Die Genfer semaine religieuse nannte Tholuck den Spener des 19. Jahrhunderts, der die Frömmigkeit Franckes mit dem kritiſchen Geiſte Semlers zu verbinden gewußt hätte. Die Rivista Cristiana aus Florenz, Organ der Evangeliſchen Italiens, ſagte in ihrer Juli-Nummer: „Man hat ſeine Theologie bekrittelt als eine bunte und vielfarbige. Statt eines Tadels liegt hierin vielmehr ein in hohem Grade ehrenvolles Zeugnis. Nur die koſtbarſten Edelſteine ſind es, die alle Farben zeigen, aus denen das Licht ſich zuſammenſetzt. Die Univerſität Halle beweint den Verluſt eines Brillanten.“ Auch ein menno-

nitiſches Blatt aus Danzig legte einen Dankeskranz auf das Grab des Vollendeten; in Nordamerika brachten die lutheriſche, die reformirte Kirche wie die Sekten ihre dankerfüllten Nachrufe. Das Konſiſtorium der Provinz Sachſen widmete dem Toten in ſeinen „Amtlichen Mitteilungen“ ein beſonders warmes und herzliches Wort.

Am Sonntage nach der Beerdigung fand im Dom noch eine ſchöne Gedächtnisfeier ſtatt. Profeſſor Beyſchlag predigte — als einer, „der ein Jahrzehnt hindurch vermöge Tholucks freien guten Willens dieſe Kanzel mit ihm geteilt,“ über den überraſchend treffenden Text: „Der Gott, der da hieß Licht hervorleuchten aus der Finſternis, der hat einen hellen Schein in unſer Herz gegeben, daß durch uns leuchte die Erkenntnis Gottes im Angeſichte Jeſu Chriſti. Wir haben aber ſolchen Schatz in irdenen Gefäßen, auf daß die überſchwengliche Kraft ſei Gottes und nicht von uns“ (2. Kor. 4, 6. 7.). An die Jünglinge, die den berühmten Lehrer überhaupt kaum noch gehört, ihn nur noch geſehen als den müden, ſchweigſam gewordenen Greis, der mit faſt blinden Augen und zitternden Knieen am ſtützenden Arme eines jungen Freundes nur je dann und wann einen der alten Gänge verſuchte, an ſie richtete ſich der Redner, um von einem zu ſprechen, der ihnen dennoch, und dem ſie angehörten. „Wir alle leben hier auf einem Grund und Boden, den er angebaut, wandeln zwiſchen Bäumen, die er gepflanzt hat. Auf allen Kanzeln der Stadt ſeine Schüler; die ganze neuere Entwickelung der Halliſchen Theologie von ihm bedingt; das ganze chriſtliche und kirchliche Leben unter uns auf ihn als ſeinen vornehmſten Erwecker zurückweiſend.“ Und nun folgte eine lebensvolle Schilderung der Eigenart und Wirkungsthätigkeit des Entſchlafenen, der, im vollen Licht der Natur- und Gnadengaben, doch auch am Dunkel der Erdenexiſtenz reichlich teilgenommen, den himmliſchen Schatz in irdenem Gefäße getragen; an deſſen Leben ſich zuletzt das Verheißungswort erfüllt habe: „Wenn jemandes Wege dem Herrn wohlgefallen, ſo macht er auch ſeine Feinde mit ihm zufrieden“.

Das leuchtendſte Denkmal aber iſt Tholuck in den Herzen derer errichtet, die durch ſein Wort und Werk glauben, dienen, leiden, kämpfen und ſiegen gelernt haben.

Auch das vorliegende Werk möchte gern ein Denkmal für den Entschlafenen sein, das sein Bild für die Nachwelt festhält. Ist es gelungen, klar und wahr, ohne Schmeichelei und doch mit der Pietät bewundernder Verehrung und dankbarer Liebe diese ehernen Züge zu zeichnen, die doch ein so weiches, mildes, freundliches Herz bekundeten, so ist die Aufgabe erfüllt. Ein Mann der Schule ist Tholuck nie gewesen, eine Schule hat er nie gründen wollen. Systematisches, das Ganze kunstvoll umfassendes Denken, der Aufbau eines großartigen Lehrorganismus ist nie seine Sache gewesen, wiewohl man in seinen Predigten — Beyschlag hob es mit Recht in der Gedächtnisrede hervor — zuweilen bewundernd hinabstaunen konnte in die innere Harmonie seines durchgebildeten Denkens. Der wie elektrisch Bewegliche hatte eben eine andre Lebenstendenz, als ein wissenschaftliches System auszuarbeiten. Darum konnte es auch unsre Aufgabe in diesem Buche nicht sein, die dogmatischen Anschauungen Tholucks im Zusammenhange vorzuführen; er wollte alles, Natur und Gnade, Zungenreden und Weissagen, dem einen Zwecke weihen: für den Herrn Seelen zu werben, ein Menschenfischer zu werden in der Nachfolge Christi. Und wenn in seine Fischernetze auch Fäden aus Tyrus und Sidon mit eingewebt waren, er hat doch Seelen damit gefangen. Mochte er bisweilen auf Virgil lauschen, wo nur Beatrice das Wort hat — „Einer ist's, an dem wir hangen", dies durchdrang doch mächtig und überwindend sein ganzes reiches, arbeitsvolles Leben; das hat ihm die unermeßliche Beute an Menschenseelen eingetragen — und seine Werke folgen ihm nach. —

Nun schaut er, was er geglaubt hat; nun erntet er mit Freuden nach mancher Thränensaat; — nun endlich ist er auch im Lichte der Ewigkeit hinter „das Rätsel seines eignen Lebens" gekommen.

Wir schließen mit einem Gedichte Tholucks, das der „Lutherische Kirchenfreund" Chicagos am 1. November 1878 brachte.[18])

Der Herr mein Hirte.

O, süßer Hirte, unter deinem Stabe
Ruht meine Seele nun auf ewig aus;
Hier wandle unter Ihm ich bis zum Grabe,
Und unter Ihm zieh ich ins Vaterhaus.

Ich ging ſo müd auf unruhvollen Wegen,
Und, wie der Weg, war unruhvoll mein Sinn.
Da nahmſt du mich, und auf geheimen Stegen
Führtſt du auf ſtilles Wieſenland mich hin.

Was hab ich da erfahren! In den Lüften
Ein ſehnſuchtweckendes kriſtallnes Blau;
Und ſehnſuchtſtillend, reich an tauſend Düften
Ein Frühlingswehen durch die weite Au!

O welche Herzens-, welche Augenweide,
Wenn unaufhörlich wechſelnd Nacht und Tag
Weithin wie diamantenes Geſchmeide
Ein Flor von jungen Blumen vor mir lag!

Stand hoch und unverhüllt die Sonn', ſo weckte
Ihr holder Blick vielfältige Farbenpracht;
Und wenn mit Trauerflor ſie ſich bedeckte,
So dufteten Violen durch die Nacht.

Wie wohl that mir die ungebrochne Stille
Nach ſo viel Lärm und unruhvollem Thun.
Nun mag, ſo dacht ich, ungeteilt mein Wille
In meines Hirten Willen ewig ruhn.

O, ſüßer Hirte, unter deinem Stabe
Ruht meine Seele nun auf ewig aus,
Hier wandle unter Ihm ich bis zum Grabe,
Und unter Ihm zieh ich ins Vaterhaus.

Anmerkungen.

Erstes Kapitel.

Seite 2. [1]) Karl von Raumers Leben von ihm selbst erzählt. 2. Abdruck, Stuttgart 1866. S. 33.

Seite 2. [2]) Aus früherer Zeit. Von Arnold Ruge. Franz Duncker, Berlin. IV. Band 1867. S. 501 ff.

Seite 3. [3]) C. H. Freiherr von Hagen, die Stadt Halle, nach amtlichen Quellen historisch-topographisch-statistisch dargestellt, Halle, 1867, I. Band, S. 281.

Seite 5. [4]) Vgl. hierüber: Die Universität Halle von Dr. Echtermeyer, in den Hallischen Jahrbüchern für deutsche Wissenschaft und Kunst, herausgegeben von Dr. Arnold Ruge und Dr. Theodor Echtermeyer. I. Jahrgang 1838. Leipzig, Wigand. S. 1 ff; und: von Hagen, a. a. O. I. S. 53, 60, 80.

Seite 6. [5]) Worte Tholucks aus der Vorrede zu seinem: Der Geist der lutherischen Theologen Wittenbergs im Verlaufe des 17. Jahrhunderts, 1852. S. VII.

Seite 6. [6]) Tholuck: Das akademische Leben des 17. Jahrhunderts, zweite Abteilung, 1854. S. 85.

Seite 7. [7]) von Hagen, a. a. O. S. 77 und 78.

Seite 7. [8]) In Herzogs Realencyklopädie, 1. Auflage, unter „Thomasius" S. 97.

Seite 9. [9]) Ebendaselbst unter „Universitäten," S. 733.

Seite 10. [10]) Bruchstücke aus dem Leben eines süddeutschen Theologen (Harleß) Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing 1872. S. 169. Harleß nennt keinen Namen; die Gestalten der damaligen Hallischen Professoren sind aber in seiner Schilderung unverkennbar.

Seite 11. [11]) Aus früherer Zeit. Band II S. 8.

Seite 11. [12]) Karl Ritter, ein Lebensbild ꝛc. von D. Kramer. 2. Auflage, Halle 1875. I, S. 45.

Seite 11. [13]) A. a. O. S. 9.

Seite 11. [14]) Herzogs Realencyklopädie, unter „Niemeyer" S. 329.

Seite 12. [15]) Friedrich Wilhelm Krummacher. Eine Selbstbiographie. Berlin, Wiegandt & Grieben 1869. S. 37 f.

Seite 14. [16]) Hase, Anti-Röhr, 1837, S. 84.

Seite 19. [17]) Meine Jugendzeit. Von Heinrich Leo. Gotha, Perthes 1880. S. 151.

Seite 20. [18]) a. a. O. II S. 43, S. 13, S. 63.

Seite 20. [19]) Karl von Raumer, Geschichte der Pädagogik. 4. Teil Stuttgart, Liesching 1854. S. 181.

Seite 20. [20]) Ebenda, S. 65.

Seite 21. [21]) The Life of Charles Hodge D. D. L. L. D. by his son A. A. Hodge. New York (1880) p. 121.

Seite 22. [22]) Vgl. Tholuck. Nach Erinnerungen von Rennecke. 1878. S. 8.

Seite 26. [23]) Auch sonst kam Ähnliches vor. Oft wurde in Tholucks Vorträgen, namentlich wenn er von der Gottheit Christi redete, mit den Füßen gescharrt. Dies Scharren aber hörte einmal plötzlich auf. Ein Student, der durch seine Stärke, Begabung und Tapferkeit großes Ansehen genoß, hatte tiefere christliche Eindrücke empfangen. Als Tholuck im Kolleg der Menschen Seligkeit durch das Blut der Versöhnung sprach, und sich wieder das mißbilligende Scharren hören ließ, sprang ein Student plötzlich auf die Bank und rief mit Donnerstimme in die Reihen der Lärmenden: „Ein H . . . . . t, wer noch länger scharrt!" Mit dem Gewaltigen wollte keiner zu thun bekommen, und so unterblieb fortan das turbulente Gebahren. Vgl. Stuttgarter Sonntagsblatt 1877, No. 31.

Seite 28. [24]) Dr. Tholucks fünfzigjähriges Amtsjubiläum. Halle, Fricke 1871. S. 13 f.

Zweites Kapitel.

Seite 58. [1]) Vgl. Thesaurus hymnologicus, ed Hermann Adalbert Daniel, Lipsiae 1855, tom. II, p. 166. De S. Joanne Evangelista. Der prächtige Hymnus beginnt mit den Worten „Verbum Dei, Deo natum."

Seite 61. [2]) Beiträge zur Spracherklärung des Neuen Testaments, zugleich eine Würdigung der Rezension meines Kommentars zum Briefe an die Römer von D. Fritzsche, von D. A. Tholuck. Halle, Anton, 1832. S. 14.

Seite 66. [5]) Ein Aktenstück: „Diverse Briefe betreffend die Ev. K.-Z. pro 1827 und 1828." Durch die Güte des Herrn Konsistorialrat Bachmann in Rostock sind mir unter freundlicher Bewilligung der Hengstenbergschen Familie die betreffenden Akten zur Einsicht überlassen worden.

Seite 73. [4]) The Life of Hodge p. 115.

Seite 77. [5]) Worte von Karl Schwarz, in „Zur Geschichte der Theologie." Zweite Auflage. Leipzig 1856. S. 19.

Seite 78. [6]) Georg Wilhelm Friedrich Hegels Werke, Berlin 1840. VI. Band, S. XVII und XVIII.

Seite 80. [7]) Ebenda S. XXII—XXIV.

Seite 83. [8]) A. Ruge. Aus früherer Zeit. Band IV. S. 450 bis 454.

Drittes Kapitel.

Seite 92. [1]) Durch die Güte des Herrn Pastor Heinrich Jentsch (in Willau bei Zwickau) sind mir diese Gedichte wie mehrere Briefe Tholucks an Clodius freundlich übersandt.

Seite 95. [2]) Die von Nippold in der deutschen Bearbeitung des Lebens Bunsens (I S. 324—26 Anmerkung) kurz charakterisierte reichhaltige Sammlung von Briefen Tholucks an Bunsen hat mir des letzteren Sohn, Herr Dr. Georg von Bunsen, gütigst zur Disposition gestellt.

Seite 103. [3]) Aus den Akten der hochwürdigen theologischen Fakultät von Halle.

Seite 104. [4]) Eine große Anzahl von Tholuckschen und auf Tholuck bezüglichen Briefen und Skripturen sind dem Verfasser von dem Neffen Ludwig von Gerlachs, Herrn Oberpräsidialrat Friedrich von Gerlach in Danzig, freundlichst überwiesen worden.

Seite 104. [5]) Die Predigt behandelte auf Grund des Textes Joh. 16, 23, 24 die zwei Fragen: was heißt beten? und was heißt im Namen Jesu beten? und ist in den mehrerwähnten „Zehn Predigten, Berlin 1829, Franklin & Co.," als die letzte der zehn abgedruckt.

Seite 104. [6]) Bruchstücke aus dem Leben eines süddeutschen Theologen S. 171 ff.

Seite 106. [7]) Vgl. Anmerkung 3.

Seite 114. [8]) Nippold, Richard Rothe, ein christliches Lebensbild, Wittenberg 1873. I. S. 513 und 14.

Seite 116. [9]) Freifrau von Bunsen, ein Lebensbild aus ihren Briefen zusammengestellt von Augustus J. C. Hare. Deutsche Ausgabe von Hans Tharau. Gotha, Fr. A. Perthes, 1881. I. S. 202.

Seite 117. [10]) Bruchstücke daraus habe ich mitgeteilt in einem Ar-

tikel über „die deutschen evangelischen Gemeinden in Italien“ in der „Kirchlichen Monatsschrift,“ Halle, Waisenhausbuchhandlung. 1882, Heft 4 und 5, S. 266—278 und S. 317—323 (vgl. daselbst S. 275—277.).

Seite 120. [11]) Das Nähere über die Gründung der Gemeinde und den Eröffnungsgottesdienst in „Christian C. J. Freiherr von Bunsen“ von seiner Witwe, deutsch von Nippold, I. Band S. 129 ff.; und in dem in Anmerkung 10 genannten Aufsatz S. 317 ff.

Seite 127. [12]) Man dachte damals ernsthaft daran, daß Bunsen Kultusminister werden würde. Vgl. auch Alfred von Reumont, Aus König Friedrich Wilhelms IV. gesunden und kranken Tagen. Leipzig, Duncker & Humblot 1885. S. 96. Desgleichen einen Brief Tholucks an Hodge vom 30. Juli in dessen „Life“ p. 190.

Seite 142. [13]) „Mitteilungen aus Tholucks Leben,“ Sonntagsbeilage No. 36 der Kreuzzeitung 1878.

Seite 142. [14]) Gleich der obigen Bemerkung (S. 117) nach einer schriftlichen Mitteilung des gegenwärtigen Botschaftspredigers Herrn Karl Rönneke in Rom, vom 29. Juni 1880.

Viertes Kapitel.

Seite 149. [1]) Rosenkranz war schon 1825 von Berlin nach Halle gegangen, um dort zu studieren. In der Vorrede zu seiner „Kritik der Schleiermacherschen Glaubenslehre“ (Königsberg 1836) beschreibt er, der in Berlin mit enthusiastischer Begeisterung sich an Schleiermacher angeschlossen hatte, den tiefen Zwiespalt, in den er durch das von seinem Freunde Hinrichs angeregte Studium der Hegelschen Philosophie hineingeraten war, und gegen dessen Qualen er bei dem jungen Professor Tholuck Hilfe gesucht hatte (S. VIII und IX): „Ich stürmte oft, wie von dämonischen Flügeln getragen, die Felsen und Berge des Saalthals ziellos auf und nieder, von der brennendsten Unruhe über Himmel und Hölle, Christus und Teufel, Fühlen und Wissen, Bibel und Vernunft u. s. w. gefoltert. Vorlesungen, die ich bei Tholuck über die Messianischen Weissagungen und über Dogmatik hörte, gaben meinem Denken nur vermehrten Stoff, ohne es eigentlich zu erleuchten; denn, was Tholuck damals seine wissenschaftliche Dogmatik nannte, hatte einen ziemlich kompilatorischen Charakter, und oft gebrauchte er Bestimmungen der Schleiermacherschen Dogmatik als Fäden zu den Guirlanden von Bibelstellen, womit er seine Zuhörer überschüttete. Eine Wirkung auf einen sittlichen Purismus des Gemüts war ihnen aber nicht abzusprechen.“

Seite 151. [2]) Vgl. Bachmann a. a. O. II S. 180.

Seite 154. [3]) Diese Mitteilungen über die Familie Heydrich verdanke ich einem ausführlichen Briefe des inzwischen verstorbenen emer. Pastor Rennecke vom 23. November 1880.

Seite 162. [4]) Aus Tholucks Personalakten im Königlichen Unterrichtsministerium.

Seite 163. [5]) Aus den Kuratorialakten der Hallischen Universität.

Seite 165. [6]) Nach einem besondren Aktenfaszikel im Unterrichtsministerium: „Akademische Gottesdienstangelegenheiten, Halle".

Seite 177. [7]) Vgl. Ev. Kirchen-Zeitung 1830, S. 117 und 118. — Bachmann, a. a. O. S. 190 ff. — Rennecke, Tholuck, S. 13. — Fortgesetzte Urkunden, betreffend die neuesten Ereignisse in der Kirche und auf dem Gebiete der Theologie, zunächst in Halle und Berlin (wie die „Urkunden betreffend ꝛc." von Hahn, Lindner und Dr. Volkmann zusammengestellt) Leipzig 1830. S. 3 ff.

Seite 186. [8]) Friedr. Perthes Leben. III. S. 263.

Seite 186. [9]) Vgl. Bachmann a. a. O. II. S. 198.

Seite 187. [10]) Die an Altenstein persönlich gerichtete und von diesem nicht zu den Akten gegebene Kabinettsordre lautete: „Durch Meine an Sie erlassene Kabinettsordre habe Ich auf Ihre Anträge über die Anklage der Professoren Wegscheider und Gesenius entschieden, kann Ihnen jedoch nicht verhehlen, daß, wenn Ich gleich weit entfernt bin, auf die theologischen Wissenschaften und auf den Unterricht in denselben durch direkte Maßregeln der landesherrlichen Gewalt einen direkten Einfluß auszuüben, Ich dennoch die Vorträge der Lehrer der evangelischen Kirche, die von deren Dogmen, als anerkannten Glaubenswahrheiten, wesentlich abweichen, für sehr bedenklich, und, bei der Empfänglichkeit jugendlicher Gemüter, für die Religiosität, deren ausschließende Beförderung und Verbreitung das Ziel der Bildung und die praktische Bestimmung junger Theologen sein soll, für sehr gefahrvoll halte. Ich kann Ihnen daher nicht dringend genug empfehlen, bei der Wahl der akademischen Lehrer theologischer Wissenschaften Ihre ganze Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand zu richten und die ernstlichste Sorge zu tragen, daß die Lehrstühle der Theologie auf unseren Universitäten zwar mit wissenschaftlich gebildeten Männern, aber nur mit solchen besetzt werden, von deren Anhänglichkeit an den Lehrbegriff der evangelischen Kirche im Sinne der Augsburgischen Konfession Sie hinreichende Überzeugung gewonnen haben; wodurch zugleich den Verirrungen des Separatismus und den Spaltungen in der Kirche mit dem sichersten Erfolge entgegengewirkt werden wird. Wenn es daher auch nicht Meine Absicht ist, die auf den Universitäten bereits angestellten Professoren der Theologie, deren Ansichten laut ihren Schriften und mündlichen Vorträgen mit dem kirchlichen Lehrbegriff nicht übereinstimmen, bloß deshalb immediat

von den Lehrstühlen zu entfernen, so gibt dies wenigstens im Interesse des Staats keinen Anlaß, ihre Erhaltung zu begünstigen" (wie das Altenstein noch eben mit Gesenius gethan, der für die Ablehnung eines Rufes nach Göttingen den Konsistorialratstitel erhalten hatte) „falls ihnen eine Gelegenheit zu einer Verbesserung ihrer persönlichen Verhältnisse an auswärtigen Universitäten oder sonst dargeboten wird. Sie haben dies bei sich ereignenden Fällen, genauer als bisher, zu berücksichtigen." Vgl. Herzog, Realencyklopädie: von Altenstein, S. 261—262.

Seite 187. [11]) Vgl. Bachmann, a. a. O. S. 230—231.

Seite 188. [12]) Aus Schleiermachers Leben, in Briefen. Herausgegeben von Dilthey. Berlin, Reimer 1863. IV. S. 399.

Seite 193. [13]) Der Aufgabe-Poststempel dieses angeblich am 21. Februar geschriebenen Briefes zeigt die Zahl 20./2. An Radecke in Wernigerode meldete Tholuck am 18. Februar, seine Frau sei am 6. dieses gestorben. Das sind Daten, die unmöglich zusammengereimt werden können. Der Wochentag ist oft eine eindrücklichere Erinnerung als das Datum. Der erste Montag im Februar 1831 aber war der 7. Februar, Donnerstag am 10. wäre die Beerdigung gewesen, wiewohl Tholucks Brief deutlich den 19. angibt; hat Tholuck an Kottwitz am 20. geschrieben, wie der Poststempel vermuten läßt, an einem Sonntage, so konnte er den vorletzten Montag (7. Februar) vielleicht noch den „verwichenen Montag" nennen. Und ist die Sterbestunde zwei Uhr früh gewesen, also in der Nacht vom 6. zum 7., so ist es erklärlich, wie die Meldung an Radecke wohl noch vom 6. sprechen konnte. — Wir haben öfter darauf hingewiesen, wie unzuverlässig Tholuck in solchen Daten gewesen ist.

Fünftes Kapitel.

Seite 220. [1]) Personalakten von Tholuck im Kultusministerium.

Seite 224. [2]) Akten der hochwürdigen theologischen Fakultät zu Halle.

Seite 228. [3]) Wie ad. 1.

Seite 230. [4]) Wie ad. 2.

Seite 232. [5]) Die lutherische Kirche der Gegenwart in ihrem Verhältnis zur Una Sancta. Eine Jubiläumsgabe in sieben Büchern, dargereicht von Dr. Wangemann, Missionsdirektor. Berlin 1883—1884.

Seite 234. [6]) s. Fakultätsakten.

Seite 234. [7]) Predigten über Hauptstücke des christlichen Glaubens und Leben von Dr. A. Tholuck. 5. Auflage. Gotha, F. A. Perthes, 1863. II. Band, No. 35.

Seite 237. [8]) s. Fakultätsakten.

Seite 253. [9]) Bei der Rückkehr aus England begrüßte Fouqué den Freund mit folgendem „Heimkehrgruß":

Willkommen, lieber Gottesknecht,
Aus Albions Nebeldunſt,
Wo dennoch Gottes Licht und Recht
Reich blüht nach Gottes Gunſt.

Nun, Nebel findſt du auch allhier
Von mannigfacher Art.
Doch welch ein irdiſches Revier
Blieb davor je bewahrt?

Und lieb iſt unſer Nebelland
Ja doch dir, Gottes Knecht!
Du pflanzteſt ja mit treuer Hand
Hier frommes Licht und Recht.

Und freudig grünt die Saat empor,
Wie ſchwer auch Nebel drückt,
Und hat mit ſel'gem Blütenflor
Manch Gartenbeet geſchmückt.

Nahmſt draus ein Blümlein mit hinaus
Ob Land und Meer und Fluß,
Und bringſt es froh jetzt mit nach Haus:
Den Freund Timotheus.

Gegrüßt, gegrüßt, ihr lieben Zwei
Uns unterm Nebelgrau!
Ein Troubadour iſt mit dabei,
Und ſeine holde Frau.

Seite 255. [10]) Vgl. Hausrath, Dav. Friedr. Strauß und die Theologie ſeiner Zeit. Heidelberg 1876, 78. I. S. 46.

Seite 256. [11]) Zur Geſchichte der neueſten Theologie.

Seite 259. [12]) Hausrath a. a. O. I, S. 155.

Seite 267. [13]) Gutachten vom 22. Juni 1836 in den Perſonalakten Tholucks im Kultusminiſterium.

Seite 273. [14]) Vgl. ein ſeparates Aktenſtück des Königlichen Univerſitäts-Kuratoriums zu Halle, „die zwiſchen den ordentlichen Profeſſoren in der theologiſchen Fakultät der hieſigen Königlichen Univerſität K. R. Dr. Tholuck und Dr. Fritzſche entſtandenen litterariſchen und perſönlichen Streitigkeiten und deren gütliche Beilegung betreffend."

Sechſtes Kapitel.

Seite 277. [1]) Dem Folgenden liegen teils die Akten des Königlichen Unterrichtsminiſteriums „den akademiſchen Gottesdienſt in Halle betreffend"

teils drei Aktenfaszikel des Königlichen Universitätskuratoriums in Halle (1821—1877) zu Grunde.

Seite 280. [3]) Vgl. von Hagen „die Stadt Halle" ꝛc. I S. 67 und 80.

Seite 280. [3]) Nach einem Fakultätsbeschluß betreffend die Übertragung der Gottesdienste an Marks vom 26. Oktober 1815, in den Kuratorialakten Blatt 84.

Seite 281. [4]) Neuerdings veröffentlicht in Beyschlags Deutsch-evangelischen Blättern 1885, 6. Heft, S. 415, Nr. 16 und S. 418. — Gegen diese Daten streitet freilich, was der Geheime Rat Schultze am 27. Oktober 1835 an den Minister über die Geschichte dieser Kirche berichtet (und zwar nach einer Bemerkung ad. marg. gemäß den „Acta die Schulkirche betreffend Vol. II. fol. 5. 15 ff."): „Ehemals wurde der akademische Gottesdienst in der Schulkirche gehalten. Im Jahre 1806 waren noch zu diesem Zwecke bedeutende Kosten aus Fonds der Universität zu Reparaturen, namentlich der Orgel verwendet. Der Drang der Umstände nötigte jedoch die Universität am 9. September 1806 in die einstweilige Benutzung der Kirche als Magazin zu willigen, während sie gleichzeitig unter Vermittelung des Magistrates von seiten des Kirchenkollegii zu S. Ulrich die Zusicherung erhielt, daß, so lange die Schulkirche nicht zu diesem Zwecke gebraucht werden könne, der Gottesdienst der Universität in der Ulrichskirche abgehalten werden könne, und hiermit ist Sonntags den 11. September 1806 der Anfang gemacht." Mit diesen Angaben stimmt auch, was wir aus Schleiermachers Leben über seine Thätigkeit als erster Hallischer Universitätsprediger (seit August 1804) wissen. Er war es, der, nachdem er öfter in andren Kirchen gepredigt, in der Ulrichskirche die akademischen Gottesdienste eröffnete. Vgl. „Aus Schleiermachers Leben," II. S. 8, 40, 54 f., 65 f.

Seite 282. [5]) Nach einem Berichte von Marks an Delbrück vom 26. September 1832, Kuratorialakten.

Seite 294. [6]) Wir citieren nach der Predigtsammlung in der Perthes'schen Ausgabe von Tholucks Werken, Gotha 1863, 5 Bände: Predigten über Hauptstücke des christlichen Glaubens und Lebens. Band 1 u. 2, fünfte Auflage; Band 3—5, dritte Auflage. Diese Predigten waren ursprünglich in einzelnen Sammlungen erschienen, unter dem Titel: Predigten in dem akademischen Gottesdienste zu Halle gehalten; erste Folge, erste Sammlung, Hamburg 1834 (Nr. 1—12 des ersten Bandes der Gothaschen Ausgabe). Predigten in dem akademischen Gottesdienste der Universität Halle in der St. Ulrichskirche gehalten, zweite Sammlung, Hamburg 1836 (Nr. 13—28, Gotha Band I); dritte Sammlung, Hamburg 1837, „in der St. Ulrichs- und Domkirche gehalten," darin die Predigten über das Vaterunser und das apostolische Glaubensbekenntnis

(Nr. 1—17 der Gothaſchen Sammlung, Band II); vierte Sammlung, 1838 (Nr. 18—35, Gotha, II. Band) „in der Domkirche gehalten“. Dieſe vier Sammlungen der erſten Folge erſchienen 1838 zuſammen unter dem Titel: „Predigten über Hauptſtücke des chriſtlichen Glaubens und Lebens. Neue Ausgabe der 4 Sammlungen von akademiſchen Predigten, 2 Bände.“ Die zweite Folge erſchien: erſte Sammlung 1840, zweite 1842; beide Sammlungen bilden zuſammen den III. Band der ſpäteren Gothaſchen Sammelausgabe. Der IV. Band dieſer letzteren enthält Predigten, die zuerſt 1843 unter dem Titel erſchienen: Zeitpredigten und Predigten über chriſtliche Tugenden; endlich der V. zwei Sammlungen: aus dem Jahre 1850, Predigten über das apoſtoliſche Glaubensbekenntnis, nebſt einem Anhange von drei Choleraprediten (dieſer Anhang fehlt in der Ausgabe von 1863); und aus dem Jahre 1853, Predigten über die Leidensgeſchichte, über chriſtliche Tugenden, am Totenfeſte. — In dieſer fünfbändigen Sammlung fehlen zahlreiche einzelne Predigten Tholucks, aber auch die „Achtundzwanzig Zeitpredigten 1845—52“ (eigentlich 30), welche aus dem Verlage von Mühlmann zu Halle in den Perthes'ſchen übergingen und unter dem genannten Titel 1863 zuſammen gebunden herausgegeben wurden. (Darin ſind geſammelt: „4 Predigten über die Bewegungen der Zeit“ im Sommer 1845 gehalten, 3. Auflage 1846; „6 Predigten über religiöſe Zeitfragen,“ gehalten im Winter 1845—46, Halle 1846; „Predigt am Totenfeſt und zum Anfange des neuen akademiſchen Halbjahres 1846“ Halle 1847; (3) „Predigten über die neueſten Zeitbewegungen,“ 1. Heft, 2. Abdruck, 1848; (4) „Predigten über die neueſten Zeitbewegungen,“ 2. Heft 1848; (10) „Predigten über die neueſten Zeitbewegungen,“ 3. Heft, 1851; endlich eine Predigt über 1 Kor. 2, 1—6: Worauf ruht ſeinem letzten Grunde nach der Glaube der Chriſten? 1852. Es fehlen ferner in der Sammelausgabe die von uns früher ſchon erwähnten „Zehn Predigten zu Berlin, Rom, London und Halle gehalten,“ Berlin 1829, und endlich die „Gewiſſens-, Glaubens- und Gelegenheitspredigten,“ Berlin, Wiegandt und Grieben 1860. (38 Stück).

Seite 305. [7]) Vgl. die Kuratorialakten.

Seite 305. [8]) Vgl. D. Friedrich Ahlfeld, weiland Paſtor zu St. Nikolai in Leipzig. Ein Lebensbild. Halle, Mühlmann 1885. S. 112.

Seite 306. [9]) Ich glaube nicht das Recht zu haben, die mir gütigſt zugeſandten Briefe Tholucks oder anderweitige intimere Mitteilungen im Text mit der jedesmaligen Etikette des Empfängers oder Erzählers zu verſehen. Nur hier ſei es mir verſtattet, denjenigen meinen Dank auszuſprechen, auf deren Zuſendungen das Meiſte des in dieſem und den folgenden Kapiteln Berichteten beruht. Es ſind dies folgende Herren: Paſtor Dr. Mylius in Zſchortau, Paſtor Webler in Quenſtädt bei Aſchersleben, Konſiſtorialrat Dr. Arndt in Wernigerode, Paſtor Schultze in

Helmstedt, Sup. a. d. Heinicke in Halle, Pfarrer Kotschy in Attersee, Oberösterreich, Pastor Schütze in Marwitz bei Velten i. M., Pastor Wilcke in Schlölen bei Naumburg, Dekan Encke in Gongenheim bei Bad Homburg, Pfarrer Engeling in Herbede a. d. Ruhr, Prof. D. Krauß in Straßburg i. E., Pfarrer Liebusch in Rietdorf bei Dahme, Konsistorialrat D. Kleinert in Berlin, Oberlehrer Dr. Bertling in Torgau, Pastor Martin v. Rathusius in Wupperfeld, Rev. Henry S. Burrage, Portland, Maine, Pastor Jacobs in Aderstedt, Superint. Trümpelmann in Torgau, Pastor Henri de Rougemont in Bayard, Canton Neufchatel, D. theol. C. H. Wilckens in Kalksburg bei Wien, Pastor Augé in Neuenkirchen bei Mörs, Dr. Kirchner in Klein-Ammensleben, Konsistorialrat a. D. Hohenthal in Gatersleben, Rev. Wolcott Calkins, Newton (Boston) mit Mitteilungen von Prof. Edw. A. Park, Andover, und Prof. Roswell D. Hitchcock, New York, Prof. Dr. phil. Schaff in New-York; General-Superint. D. Taube, Königsberg und andere.

Siebentes Kapitel.

Seite 337. [1]) Henry Boynton Smith. His life and work. Edited by his wife. With portrait on steel by Ritchie. New York 1881. p. 52 s.

Seite 339. [2]) Vgl. Emil Frommel, Aus dem Leben des Dr. Aloys Henhöfer. Karlsruhe, 1865. S. 11.

Seite 343. [3]) Nach Aufzeichnungen von Frau O. K. R. Tholuck, welche dieselbe gütigst für das vorliegende Werk niedergeschrieben hat. Der Bruder schickte ihr kurz vor seinem Tode nachstehendes Abschiedswort: „‚Vereinige, o Gott, in einem Glauben alle jene, welche hier auf Erden gleiche Hoffnung und gleiche Liebe tragen!‘ Dies Gebetlein in einem meiner Gebetbücher gefällt mir so gut, daß ich es fast alle Tage bete. Das Wie? überlasse ich Gottes Weisheit. Wir beschränkten Menschen haben schon lange vergeblich daran herumgepfuscht. Einstweilen halte ich an meiner lieben katholischen Kirche fest und vereinige mich mit allen christlich treuen Seelen in Liebe, besonders aber mit euch, ihr teuren Geschwister. Möge uns die Vereinigung in und mit Gott zu teil werden. Dein Eduard.“

Seite 344. [4]) „Ich habe mich,“ fügt Frau Rätin Tholuck in dem Manuskripte hinzu, „über diesen letzteren Punkt so verbreitet, um einer ganz falschen Auffassung entgegen zu treten, die noch jetzt von katholischer Seite verbreitet wird: als habe mein katholischer Bruder aus Haß gegen seine evangelische Familie hier einen Racheakt vollzogen. Solcher Gesinnung wäre der edle, liebevolle Bruder nie fähig gewesen; in ihm lebte der Geist des Elternhauses, denn er war ein wahrhaft frommer Katholik, und bis an sein seliges Ende fühlten wir uns alle ihm auf das innigste verbunden.“

Seite 359. [5]) Namentlich sei hier der Herr Superintendent a. D. Heinicke in Halle genannt, der dem Verfasser ein ausführliches Promemoria über „Tholuck im Hause“ zu senden die Güte hatte. Auch die in Anmerkung 9 zum vorigen Kapitel Erwähnten kommen hier wieder teilweise in betracht.

Seite 370. [6]) Heinrich Rathmann im Schlesischen Volkskalender für 1879.

Seite 379. [7]) In einem Briefe an Julius Müller.

Seite 384. [8]) D. Julius Müller, der Hallische Dogmatiker, gestorben 27. September 1878. Von D. Martin Kähler. Halle, Fricke 1878. S. 4 und 5.

Seite 385. [9]) Zum Gedächtnis an D. Julius Müller. Reden an seinem Sarge und an seinem Grabe, ꝛc. Bremen 1878, C. Ed. Müller. S. 28 und Seite 12.

Seite 386. [10]) D. Julius Müller, Mitteilungen aus seinem Leben, aufgezeichnet durch D. Leopold Schultze, Generalsuperintendent, Bremen 1879, C. Ed. Müller. S. 60.

Achtes Kapitel.

Seite 394. [1]) Vgl. Arnold Ruge, Aus früherer Zeit, I S. 256 und 257.

Seite 394. [2]) Ebenda, II. S. 182 f.

Seite 395. [3]) Ebenda, IV. S. 473.

Seite 395. [4]) Ebenda, IV. S. 480.

Seite 412. [5]) Vgl. das dritte Reformationsjubelfest der Stadt Halle. Predigten und Reden nebst einer Beschreibung der Jubelfeier. Halle, Schwetschke und Sohn. 1841. S. 112—123. Die Rede Tholucks ist auch separat gedruckt bei Anton in Halle erschienen.

Seite 413. [6]) Vgl. zu dem Folgenden: Dr. Heinrich Pröhle, Feldgarben. Beiträge zur Kirchengeschichte, Litteraturgeschichte und Kulturgeschichte. S. 3—230: Protestantische Freunde und freie Gemeinden in der Provinz Sachsen. Leipzig, Gräbner 1859. Desgleichen Tholucks Artikel in Herzogs Realencyklopädie über „Lichtfreunde“; in der 2. Auflage hat D. Kahnis diesen Artikel erweitert.

Seite 427. [7]) Tholucks Personalakten im Unterrichtsministerium.

Seite 430. [7a]) Das Tagebuch Tholucks enthält am 7. November 1842 die Notiz: „The death of Gesenius an occurence which makes me feel as if some demonical influence above me was taken away.“

Seite 433. [8]) Vgl. Dr. Tholucks fünfundzwanzigjähriges Amts-

jubiläum den 14. Mai 1846. Erinnerungsblätter für Freunde. Zum Besten eines Fonds für kranke Studierende. Halle, Mühlmann 1846.

Seite 438. [9]) Vgl. von Hagen, die Stadt Halle ꝛc, II. S. 367 ff. — Eine der letzten Niederschriften Tholucks in seinem Tagebuche datiert vom 24. März 1848. Sie gibt ein lebendiges Bild der Eindrücke jener Tage und der Art und Weise, wie Tholuck sich mit ihnen auseinandersetzte. Es heißt da (englisch): „Bis zum Sonntag Morgen, den 19., war ich stolz auf Preußens König; ich glaubte seine früheren Konzessionen durch die späteren Ereignisse gerechtfertigt zu sehen. Ich ging um 11 mit Furrer und Gerber spazieren; Friedländer begegnete uns: Wissen Sie schon? Berlin ist in offener Revolution; der König hat alles bewilligt. Um 2 kam Müller, um 4 Wilke, der mit Thränen den Brief Bindewalds las; die Entlassung der Minister betrübte mich am meisten. Aber wie konnte ich so denken! Der Wechsel eines monarchischen Zustandes mit einem konstitutionellen — muß er nicht diesen Wechsel auch in sich schließen? In der Stadt war alles in Aufregung; am Abend wurde unser Haus bedroht. Böhmer" (der spätere Professor, Eduard) „blieb bei uns, Pröbsting unten. Die Bibelstunde am Dienstag wurde aufgegeben. Von vier Seiten kamen die Botschaften über einen auf 9 Uhr abends bevorstehenden Angriff! Lange brachte die Warnung von Wucherer, daß es bei mir nicht sicher sei. Nur an diesem Abend war ich, zum teil in Folge von nervöser Schwachheit, wirklich besorgt; ich warf einen letzten Blick auf meine Bücher. Baltzer, Hermann, Sarway, Olsen blieben bei mir, da niemand im Ratskeller war, sandte ich noch einmal zum ‚Pflug‘," (ein Gasthaus, nach dem sich eine Studentenverbindung nannte, deren Präses damals Böhmer war) „Böhmer kam und beruhigte mich. Unten waren die zwei Sareptaer" (zwei asiatische Theologen, die damals in Halle studierten) „und Adams. Aber auch diese Nacht ging vorüber. Der bitterste Schmerz war es mir, als Böhmer von dem triumphierenden Aufzuge berichtete, in welchem der König durch die Straßen gezogen. Bei Wucherer, zu dem ich mit Herzog ging, traf ich Blanc und Niemeyer; alle stimmten in der einen Empfindung zusammen: Ludwig XVI. mit der Jakobinermütze! Ebenso bei Pernices. Niemals bin ich so von dem Gefühl der drohenden Anarchie erschüttert worden. Der erste Hoffnungsfunke um 1 bei Wilkes, daß wirklich 5 Mächte ihn anerkannt hatten; der Gedanke von Deutschlands Einigkeit dämmerte meinem Geiste auf. Ich weiß, warum er nachgegeben hat, 1. um dieses großen Gedankens willen, 2. weil sonst die Revolution ausbrechen würde, 3. weil er nicht sah, wie er nach Österreichs Fall sein Volk anders befriedigen könnte, 4. weil Berlin beruhigt werden mußte. Ich war im stande, mich wieder mit ihm auszusöhnen; der einzige Schmerz, der blieb, war der über seinen Mangel

an sittlichem Salz. So ging ein vollständiger Umschwung in mir vor, und jetzt bin ich im stande, sogar mit Vertrauen auf Gottes ferneres Thun zu blicken. 1. Jedes Prinzip, das zu einer Zeit aktiv wird, muß sich auswirken. So der Rationalismus. Ich begreife nun, daß die Periode des Befreiungskrieges nur eine Art von Episode war. Die Theologie war seitdem vom Rationalismus angesteckt und verhüllte das mehr künstlich als verständig. Sie trug, wie das Ministerium Eichhorn, den Charakter der Schwäche. Eine neue Geistlichkeit muß aufstehen; die Durchführung des ungläubigen Prinzipes wird dazu führen. 2. Das monarchische so gut wie das christliche Prinzip ist in der Majorität und in den Staatseinrichtungen so erstorben, daß die Leute es erst durch schmerzliche Erfahrungen lernen müssen, was der Mensch ohne Religion ist. In dem günstigeren Falle werden alle, die sich von der Kirche getrennt haben, wieder eintreten, und dann vielleicht, wenn sie die Dinge in eine ihnen angenehme Form gebracht haben, werden sie sich auch persönlich beteiligen. Im schlimmsten Falle wird die Kirche . . ." (fehlt ein Schluß) „Aber um meine schöne Wirksamkeit! Bald werden wir hier Schwarz, Wolf, Hahn, vielleicht auch Schwegler zusammen arbeiten sehen. Die Studenten, politisch aufgeregt, werden natürlich den politischen Führern folgen, und — —."

Seite 447. [10]) Vgl. die Verhandlungen des zweiten Kongresses für die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche zu Stuttgart im September 1850. Berlin 1850, Wilh. Hertz. S. 94.

Seite 448. [11]) Vgl. die Verhandlungen des sechsten deutschen evangelischen Kirchentages zu Berlin im September 1853. Berlin 1853. Wilh. Hertz. S. 99 und 100. — Über die Madiai vgl. meine Schrift: Das Evangelium in Italien. Gotha, Rudolf Besser. 1861. S. 55—72.

Seite 448. [12]) Vgl. Wangemann, Sieben Bücher preußischer Kirchengeschichte. Berlin, W. Schultze. 1859 ff., III., S. 496 ff.

Seite 450. [13]) Vgl. Karl Immanuel Nitzsch, eine Lichtgestalt der neueren deutsch-evangelischen Kirchengeschichte, dargestellt von Willibald Beyschlag. Berlin, Rauh. 1872. S. 384 und 386.

Seite 450. [14]) Mitgeteilt in: Die evangelische Union, ihr Wesen und göttliches Recht, dargestellt von Dr. Julius Müller. Berlin, Wiegandt und Grieben. 1854. S. 346—360.

Seite 452. [15]) Facultas theologica Vitebergensis Caloviorum aetate acerrima sanae doctrinae vindex ab intestinis dissidiis haud immunis. Halae 1851.

Seite 453. [16]) Vgl. den Bericht von Karl Schulz in der „Gegenwart" 1878, No. 29. S. 39.

Seite 457. [17]) Vgl. Leben und Wirken des Dr. Ludwig Friedrich Wilhelm Hoffmann, dargestellt von Lizentiat Karl Hoffmann, Super-

intendent in Frauendorf. Berlin, Wiegandt und Grieben. 1878 und 1880. II. S. 58.

Seite 459. [18]) Vgl. zu dem Ausgeführten: Aktenstücke aus der Verwaltung des Evangelischen Oberkirchenrats, IV. Band: Verhandlungen der auf Allerhöchsten Befehl vom 2. November bis 5. Dezember 1856 in Berlin abgehaltenen kirchlichen Konferenz. Berlin 1857, Wilhelm Hertz. S. 318—488, namentlich S. 381—399 (Tholucks Korreferat).

Neuntes Kapitel.

Seite 462. [1]) Vgl. Der Bote des Evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung, ausgesendet durch D. Karl Zimmermann. Darmstadt 1844, S. 29.

Seite 462. [2]) Ebenda, 1846, S. 349 f.

Seite 463. [3]) Dieser Auszug aus dem kronprinzlichen Schreiben lautet: „Doch jetzt zur Hauptsache. Ihre Gedanken über die Wiederbelebung der Ordnung der Diakonissinen in unserer Kirche habe ich mit wahrem Jauchzen aufgenommen. Mir selbst hat diese Wiederbelebung schon manches Jahr hier als ein ersehntes Ideal vorgeschwebt, als etwas von dem Vielen, das unserer Kirchengemeinschaft wahrhaft not thut und ihr fehlt, als ein Mangel, der Verunzierung vergleichbar, welche eine mangelnde Nase im menschlichen Antlitz hervorbringt. — Ich bin vorzüglich mit der Ansicht einverstanden, daß dies Amt förmlich als ein Kirchenamt anerkannt werde. Dazu muß aber die Kirche selbst ihre Anerkennung als solche geben, und die Ordnung der hilfreichen Frauen muß von der Kirche das Bürgerrecht erhalten. Dazu rate ich nun Anstalten zu treffen und mit der Amtseinweihung ja nicht vor dieser Anerkennung und Aufnahme vorzuschreiten. Zwei Wege scheinen mir da zu betreten zu sein, ob beide zugleich will ich jetzt nicht entscheiden. Der erste Weg, scheint mir's, müsse der sein, die rheinische, oder vielleicht zuerst nur die Bergische Kirche anzugehen, durch einen Beschluß den Orden der Diakonissinnen als einen Teil der Kirchendienerschaft anzuerkennen. Der zweite, die Aufforderung an die Kirche wegen Wiedereinführung dieser Ordnung von Sr. Majestät zu erbitten. Sagen Sie mir gefälligst Ihre Ansicht darüber."

Seite 463. [4]) Vgl. über das Diakonissenhaus: von Hagen, die Stadt Halle a. S., I. S. 144, 479, II. S. 487.

Seite 468. [4a]) Die ambulatorischen Sprachübungen erstreckten sich zuweilen selbst auf das Hebräische. Herr Dr. Kirchner, Pastor in Klein-Ammensleben, schreibt mir: „Am Himmelfahrtstage 1837 lud Tholuck mich und meinen Bruder (jetzt Pastor in Neugattersleben) ein, ihn nach

Leipzig, wo er seinen Freund, Professor Tauchnitz, besuchen wollte, zu begleiten. Bei der Rückreise, welche — in eigenem Wagen — an demselben Tage angetreten wurde, ward der Wagen vor Schkeuditz verlassen, und etwa eine Stunde lang der Weg zu Fuß zurückgelegt. Dabei machte er den Vorschlag, daß die Unterhaltung in hebräischer Sprache geführt werden möchte, was denn auch zur Ausführung kam. So wurde denn auch, als der Weg durch Schkeuditz bei einem Konditor vorbeiführte, dieser als אִפַּח מְתוּקִים bezeichnet, was ich ausdrücklich hervorhebe, weil aus Ihrer Lebensbeschreibung hervorgeht, daß er die מְתוּקִים, die Produkte der Konditorkunst, sehr geliebt hat. Im Jahre 1867, also dreißig Jahre später, als ich bei der fünfundzwanzigjährigen Jubelfeier des Provinzialhauptvereins der Gustav-Adolf-Stiftung mit D. Tholuck zusammentraf, kam er, ohne daß ich etwas davon sagte, von selbst auf diese Reise nach Leipzig zurück und reproduzierte im Besonderen mehrere der damals gebrauchten hebräischen Ausdrücke."

Seite 470. [5]) Von dem Zusammentreffen Tholucks mit Lampe erzählt Heinrich Rathmann (Schlesischer Volkskalender 1879) eine hübsche Geschichte. Lampe, ursprünglich Schuhmacher, war mit dem zunehmenden Besitz anspruchsvoll geworden und für Tholuck stets eine unangenehme Persönlichkeit. Unbefriedigt und ohne Abschied war Tholuck am Schluß der letzten Kurzeit abgereist. Als er im nächsten Jahre wieder anlangte, ließ ihm Lampe melden: da er das letztemal ohne Abschied abgereist sei, so könne er nicht wieder aufgenommen werden. Darauf begab sich Tholuck im Frack zu Lampe, um feierlich Abschied zu nehmen und, indem er ihn an beider Herkunft aus dem Handwerkerstande erinnerte, zugleich um Erlaubnis zu bitten, nun wenigstens wieder kommen zu dürfen. Solche Höflichkeit überraschte den Mann, — und anscheinend beschämt nahm er den ersten ablehnenden Bescheid zurück.

Seite 471. [6]) Separatabdruck aus den Zeitstimmen: Zuschrift an Pfarrer Hirzel auf dessen „Gruß in die Ferne" Von A. Tholuck. Winterthur, Steiner. 1861; und: „Rechenschaft von unserem Glauben". Antwort auf das Sendschreiben des Herrn Prof. Tholuck. Von Heinrich Hirzel, Diakon in Zürich. Ebenda. (2. Auflage.) 1862.

Seite 472. [7]) Nach einer Mitteilung des Ohrenzeugen Pastor Schütze in Marwitz.

Seite 489. [8]) Vgl. Evangelische Alliantje. Verslag van de Vijfde Algemeene Vergadering, gehouden te Amsterdam 18—27 Augustus 1867. Uitgegeven namens de Comissie door M. Cohen Stuart. Rotterdam, Wyt & Zonen. p. 66—74, mit einer trefflichen Photographie des Tholuck'schen Kopfes (wie solche Porträts der Redner als Kopfstücke jedem Vortrage beigegeben sind).

Seite 490. [9]) Es ſcheint, als ſei der Artikel „Sonſt und Jetzt in der Kirche“ in der Deutſchen Zeitſchrift von 1859, Nr. 33 und 34, eine weitere Ausführung jenes Gnadauer Vortrages geweſen.

Seite 490. [10]) Vgl. Allgemeine Kirchliche Chronik von Karl Matthes. Sechſter Jahrgang. Das Jahr 1859. Leipzig, Guſtav Mayer 1859. S. 11 und 12.

Seite 491. [11]) Evangelical Alliance Conference; 1873. History, essays, orations, and other documents of the Sixth General Conference of the Evangelical Alliance, held in New York. Oct. 2—12, 1873. Edited by Rev. Philip Schaff, D. D, and Rev. S. Irenaeus Prime, D. D. New York, Harper & Brothers. 1874. S. 85—89: Evangelical Theology in Germany: Survey of my life as a teacher of theology. — Mein eigenes dort vorgetragenes „paper“ ſteht S. 443—445: Ultramontanism and the four prussian church laws.

Seite 493. [12]) De Romanarum et Germanicarum gentium consortio. Commentatio quam viro illustri ac summe reverendo Friderico Augusto Tholuck universitatis litterariae Fridericianae Halensis cum Viteberg. consociatae seniori ornatissimo collegae conjunctissimo ad memoriam magistri semisaecularem die II. M. Decembris A. MDCCCLXX pie celebrandam rectoris et senatus academici nomine et auctoritate summa quae par est observantia dicavit Constantinus Schlottmann, ordinis theolog. h. t. decanus. Halae, formis Hendeliis.

Seite 493. [13]) Vgl. Dr. Tholucks fünfzigjähriges Jubiläum am 2. December 1870. Erinnerungsblätter für Freunde. Halle, Jul. Fricke. 1871. S. 1—9.

Seite 495. [14]) Aus dem Tagebuche von Pfarrer Augé in Neukirchen bei Mörs, mir gütigſt mitgeteilt.

Seite 504. [15]) Kähler, a. a. O. S. 43 ff.

Seite 510. [16]) Kirchliches Wochenblatt für Schleſien und Oberlauſitz 1877, Nr. 25.

Seite 510. [17]) Vgl. zu dem Folgenden: Dr. Auguſt Tholuck, heimgegangen am 10. Juni, beſtattet am 12. Juni 1877. Zur Erinnerung an ſeinen Heimgang für ſeine Freunde. Halle, Jul. Fricke. 1877.

Seite 516. [18]) Aus welcher Quelle dieſes Gedicht ſtammt, hat mir die Redaktion auf geſchehene Anfrage nicht mehr mitzuteilen vermocht.

Tholucks Schriften

vom Jahre 1827 an.

1. Kommentar zu dem Evangelio Johannis von A. Tholuck, Dr. der Theologie und Philologie, der Theologie ord. Professor an der Universität zu Halle. Hamburg, bei Friedrich Perthes. 1827. VIII und 361 S. — Zweite Auflage 1828; 3.: 1831; 4.: 1833; 5.: 1837; 6.: 1845; 7.: 1857. Die siebente „neu ausgearbeitete" und die Tübinger Hypothese über den Ursprung des Johannesevangeliums ausführlich berücksichtigende Auflage (IV und 454 S) ist die letzte geblieben. — Besprochen S. 58—62.

2. Predigten von Friedr. Aug. Gottg. Tholuck, Doktor und Professor der Theologie. Erstes Heft. Zehn Predigten in Berlin, Rom, London und Halle gehalten. Berlin 1829. Bei Franklin und Cie. — 2. Auflage 1831 Berlin, bei Krause. — 95 Seiten.

3. Litterarischer Anzeiger für christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt. Herausgegeben von Dr. A. Tholuck. 20 Jahrgänge, 1830—49. Halle, bei Anton & Gelbke. — Besprochen S. 167—172. (Vgl. sub 18 „Vermischte Schriften.")

4. Beiträge zur Spracherklärung des Neuen Testaments, zugleich eine Würdigung der Rezension meines Kommentars zum Briefe an die Römer von Dr. Fritzsche, von D. A. Tholuck. Halle, Ed. Anton. 1832. (VIII und 158 S.) — Besprochen S. 210—214.

5. Noch ein ernstes Wort an den Dr. Fritzsche in Rostock; als Beilage zu dessen zweiter Streitschrift von Dr. A. Tholuck. Halle, Ed. Anton. 1832 (31 S.) — Besprochen S. 216—218.

6. Weckstimmen für das evangelische Missionswerk, von R. Stier und A. Tholuck. Halle 1834. 52 S. Vgl. S. 461.

7. Eine Sammlung von Predigten, in dem akademischen Gottesdienste der Universität zu Halle in der St. Ulrichskirche gehalten, von Dr. A. Tholuck. Hamburg bei Friedrich Perthes. 1834. 183 S. (Vgl. Kapitel 6, Anm. 6.)

8. Philologisch-theologische Auslegung der Bergpredigt Christi nach Matthäus, zugleich ein Beitrag zur Begründung einer rein-biblischen Glaubens- und Sittenlehre von A. Tholuck, Doktor der Theologie und Philosophie, Consistorialrat und Professor der Theologie an der Königlichen Universität Halle-Wittenberg, korresponb. Mitgliebe der Königlich Asiatischen Gesellschaft in London. — Habet scriptura sacra haustus primos, habet sesundos, habet tertios. Augustinus. — Hamburg bei Friedrich Perthes. 1833, X und 544 S. — Zweite Auflage 1835. — 3.: „Ausführliche Auslegung der Bergpredigt Christi nach Matthäus. Neue Ausarbeitung." 1845. — 4.: 1856. — 5.: 1872. — Besprochen S. 218—222.

9. De vi quam graeca philosophia in theologiam tum Muhammedanorum tum Judaeorum exercuerit. Scripsit Dr. Tholuck. Part. I. Hamburg apud Fr. Perthes. 1835. 23 S. — (Programm.)

10. Predigten in dem akademischen Gottesdienste der Universität Halle in der St. Ulrichskirche gehalten von Dr. A. Tholuck. Zweite Sammlung. Hamburg bei Fr. Perthes. 1836. 238 S. (Vgl. Kapitel 6, Anmerkung 6.)

11. Kommentar zum Briefe an die Hebräer von Dr. A. Tholuck. Hamburg, bei Friedrich Perthes. 1836. X und 460 S. — Zweite verbesserte Auflage mit Beilagen, 1840. — Dritte Auflage, neue Ausarbeitung 1850. — Besprochen S. 265—270.

12. Das Alte Testament im Neuen Testamente (zwei Beilagen zu dem Kommentare zum Briefe an die Hebräer.) Ebenda 1836. — 2. Auflage: 1839. — 3.: 1849. — 4.: 1854. — 5.: 1860. —6.: 1872; 1877: 6. Auflage neuer Abdruck. — Besprochen ebenda.

13. Die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte, zugleich eine Kritik des Lebens Jesu von Strauß, für theologische und nichttheologische Leser dargestellt von Dr. A. Tholuck. Hamburg, Friedrich Perthes. 1837. XIV und 464 S. — 2. Auflage 1838. XXVI und 462 S. — Besprochen S. 261—265.

14. Predigten in dem akademischen Gottesdienste der Universität Halle in der St. Ulrichs- und Domkirche gehalten von Dr. A. Tholuck. Dritte Sammlung. Hamburg bei Friedrich Perthes. 1837. XII und 205 S. (Vgl. Kapitel 6, Anm. 6.)

15. De ortu Kabbalae. Auctore Aug. Tholuck. Hamburg, Perthes. 1837. (Programm.)

16. De vi quam graeca philosophia in theologiam tum

Muhammedanorum tum Judaeorum exercuerit. Particula II. De ortu Cabbalae. Auctore Augusto Tholuck Theol. D. et P. P. O. Regis Bor. a. Consiliis eccl. Hamburgi apud Fr. Perthes. 1837. 32 S. — (Programm.)

17. Predigten gehalten im akademischen Gottesdienste der Universität Halle in der Domkirche, von Dr. A. Tholuck. Vierte Sammlung. Hamburg bei Friedrich Perthes. 1838. 224 S. (Vgl. Kapitel 6, Anm. 6.)

Predigten über Hauptstücke des christlichen Glaubens und Lebens, von A. Tholuck, Dr. der Theologie u. s. w. Neue Ausgabe der vier Sammlungen (No. 7, 10, 14 und 17). Hamburg bei Fr. Perthes. 1838. 2. Bände. (Vgl. ebendaselbst.)

18. Vermischte Schriften größtenteils apologetischen Inhalts, von Dr. A. Tholuck. Hamburg bei Friedr. Perthes. 1839. 2 Teile; I: VIII und 464 S, II: IV und 478 S. — 2. Auflage 1867, in Einem Bande, VI und 247 S. — Besprochen S. 172 und 173.

19. Stunden christlicher Andacht. Ein Erbauungsbuch von Dr. A. Tholuck. Hamburg bei Friedr. Perthes. 1839 und 40. — 2. Auflage 1841. — 3. 1842. — 4. 1847. — 5. 1853. — 6. 1858. — 7. 1863. — 8. 1870. — Besprochen S. 331—336.

20. Zur Charakteristik rationalistischer Polemik. Eine Beleuchtung der Schrift: „Wie Herr Dr. Tholuck die Schrift auslegt, wie er beten lehrt und dichtet," von Dr. A. Tholuck. Halle, bei J. Fr. Lippert. 1840. — 49 S. — Besprochen S. 271 ff.

21. Predigten, gehalten in dem akademischen Gottesdienst der Universität Halle von Dr. A. Tholuck. Zweite Folge. Erste Sammlung. Hamburg bei F. Perthes. 1840. 224 S.

22. Rede am Hallischen Reformations-Jubelfeste bei der akademischen Feier in der Aula gehalten von Dr. A. Tholuck, Konsistorialrat und Professor der Theologie. Halle, Anton. 1841. — Besprochen S. 410 bis 412.

23. Predigten gehalten in dem akademischen Gottesdienst der Universität Halle. Hamburg bei Fr. Perthes. 1842.

24. Aug. Tholuckii disputatio de Thoma Aquinate atque Abaclardo interpretibus Novi Testamenti. Halae. 1842. 23 S. — (Programm.)

25. Übersetzung und Auslegung der Psalmen für Geistliche und Laien der christlichen Kirche von Dr. A. Tholuck. Halle, E. Anton, 1843. 374 S. — 2. Auflage (2. Abdruck) Fr. Andr. Perthes. 1873. 758 S. — Besprochen S. 421—424.

26. Vier Predigten über die Bewegungen der Zeit, gehalten im akademiſchen Gottesdienſte der Univerſität Halle im Sommer 1845 von Dr. A. Tholuck. Halle, R. Mühlmann. 1845. — 2. Auflage 1845. — 3. Auflage 1846.

27. Sechs Predigten über religiöſe Zeitfragen, gehalten im akademiſchen Gottesdienſte der Univerſität Halle im Winter 1845—46 von Dr. A. Tholuck. Halle, R. Mühlmann. 1846.

28. Geſpräche über die vornehmſten Glaubensfragen der Zeit, zunächſt für nachdenkende Laien, welche Verſtändigung ſuchen, von Dr. A. Tholuck. Erſtes Heft (nicht mehr erſchienen). Halle, R. Mühlmann. 1846. 219 S. — 2. Auflage. Fr. Andr. Perthes. 1865. — Beſprochen S. 424—427.

29. Predigt am Totenfeſte, und zum Anfange des neuen akademiſchen Halbjahrs 1846, gehalten im akademiſchen Gottesdienſte der Univerſität Halle von Dr. A. Tholuck. Halle, R. Mühlmann. 1847.

30. (4) Predigten über die neueſten Zeitbewegungen von Dr. A. Tholuck. Erſtes Heft. Halle, R. Mühlmann 1848. — Zweiter Abdruck 1848.

31. (6) Predigten über die neueſten Zeitbewegungen von Dr. A. Tholuck. Zweites Heft. Halle, R. Mühlmann. 1848.

32. Aug. Tholuckii Disputatio theologica de loco Pauli ad Phil. II, 6—9. Halis, Ed. Anton. 1848, 22 pag. (Programm).

33. Predigten über die neueſten Zeitbewegungen von Dr. A. Tholuck. Drittes Heft: Zehn kirchliche Zeitpredigten. Halle, R. Mühlmann. 1851.

34. Die Bibel. Von Auguſt Tholuck. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1851. (Viertes Bändchen der von Brockhaus herausgegebenen „Unterhaltenden Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung.")

35. Facultas theologica Vitebergensis, Caloviorum aetate acerrime sanae doctrinae vindex, ab intestinis dissidiis haud immunis. Scripsit Dr. Aug. Tholuck. Halae, 1851. (Programm.) Vgl. S. 452.

36. Der Geiſt der lutheriſchen Theologen Wittenbergs im Verlaufe des 17. Jahrhunderts, teilweiſe nach handſchriftlichen Quellen, von Dr. A. Tholuck. Hamburg und Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1852. X und 434 S. — Beſprochen S. 450 ff.

37. Das Heidentum nach der heiligen Schrift. Ein Vortrag auf Veranſtaltung des Evangeliſchen Vereins für kirchliche Zwecke am 4. April 1853 gehalten von Dr. A. Tholuck, Konſiſtorialrat und Profeſſor in Halle. Berlin, Wilh. Schultze. 1853. 16 S. (Vgl. S. 462.)

38. Die Mystik. Vortrag. Halle, Schrödel & Simon. 1853. 30 S. (Vgl. S. 462.)

39. Vorgeschichte des Rationalismus, von Dr. Tholuck. Erster Teil. Das akademische Leben des 17. Jahrhunderts mit besonderer Beziehung auf die protestantisch-theologischen Fakultäten Deutschlands, nach handschriftlichen Quellen. Erste Abteilung. Die akademischen Zustände. Halle, Ed. Anton. 1853. X und 327 S. — Besprochen S. 450 ff.

40. Literarum a Spenero ad A. H. Franckium datarum spec. I. Halae 1854. (Programm.)

41. Vorgeschichte des Rationalismus, von Dr. A. Tholuck. Erster Teil, Zweite Abteilung: Die Geschichte der deutschen, skandinavischen, niederländischen, schweizerischen Hohen Schulen. Halle, Ed. Anton. 1854. VIII und 400 S. — Besprochen S. 450 ff.

42. Literarum a Spenero ad A. H. Franckium datarum spec. II. Halae 1857. (Programm.)

43. Die Verdienste des Christentums um die Zustände des weiblichen Geschlechts. Vortrag von Dr. A. Tholuck. Zum Besten der Hallischen neuerrichteten Diakonissenanstalt. Halle, Rich. Mühlmann. 1857. 24 S. Vgl. S. 462.

44. Lebenszeugen der lutherischen Kirche aus allen Ständen vor und während der Zeit des dreißigjährigen Krieges, von A. Tholuck. Berlin, Wiegandt & Grieben 1859. X und 452 S. — Besprochen S. 450 ff.

45. Die Propheten und ihre Weissagungen. Eine apologetisch-hermeneutische Studie von A. Tholuck. Gotha, Fr. A. Perthes, 1860. VI und 206 S. — Zweiter, völlig unveränderter Abdruck 1861. — Besprochen S. 459 und 460.

46. Gewissens-, Glaubens- und Gelegenheitspredigten, von Dr. A. Tholuck. Berlin, Wiegandt & Grieben. 1860. IV und 320 Seiten.

47. Zuschrift an Herrn Pfarrer Hirzel auf dessen „Gruß in die Ferne". (Zeitstimmen 1861 No. 3). Von A. Tholuck. Winterthur, Steiner, 1861. 11 S. (Vgl. S. 471).

48. Vorgeschichte des Rationalismus, von Dr. A. Tholuck. Zweiter und letzter Teil: Das kirchliche Leben des siebzehnten Jahrhunderts bis in die Anfänge der Aufklärung. Erste Abteilung: Die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts bis zum westfälischen Frieden. Berlin, Wiegandt & Grieben 1861. VIII und 316 S. — Besprochen S. 450 ff.

49. Vorgeschichte des Rationalismus u. s. w. Zweiter Teil, zweite Abteilung: Die zweite Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts. Berlin, Wiegandt & Grieben 1862. VI und 265 S.) — Besprochen ebenda.

50. Geſchichte des Rationalismus. Erſte Abteilung: Geſchichte des Pietismus und des erſten Stadiums der Aufklärung. Von Dr. A. Tholuck. Berlin, Wiegandt & Grieben. 1865. III und 182 S. — Beſprochen ebenda.

51. Die Liebe höret nimmer auf. Predigt über Röm. 13, 8. Von D. Aug. Tholuck, Oberkonſiſtorialrat und Profeſſor der Theologie in Halle. Halle, Barthel, 1870.

52. Augusti Tholuck commentatio de causis quibusdam gravioribus quibus theologiae rationalis progressus inde a dimidio saec. XVIII adjutus est. Halis, formis Hendeliis. 1870. (Programm.)

53. Oſterprogramm 1871 der Univerſität Halle-Wittenberg. Die Konſequenz der Reden Chriſti über ſeine Zukunft und ſein Gericht, von Oberkonſiſtorialrat Dr. Tholuck. Halle, Druck von Otto Hendel.

54. Die Gebetserhörung. Vortrag in dem Saale des Kultus-Miniſteriums am Dienſtag nach Exaudi 1871 gehalten von Dr. A. Tholuck. Berlin, Wiegandt & Grieben. 1872. 14 S. (vgl. S. 462).

Arbeiten Tholucks

in Zeitſchriften, Jahrbüchern und Sammelwerken.

1. In den **Theologiſchen Studien und Kritiken**, begründet von D. Ullmann und D. Umbreit, Hamburg, Friedrich Perthes, 1832 ff.:

a. 1832. Über den Mangel an Übereinſtimmung unter den Auslegern des Neuen Teſtaments, nebſt einer Beurteilung der Auslegungen von Matth. 5, 3—5. Von Dr. A. Tholuck, Konſiſtorialrat. S. 325—354.

b. 1835. Einleitende Bemerkungen in das Studium der pauliniſchen Briefe, die Lebensumſtände, den Charakter und die Sprache des Neuen Teſtaments betreffend, von Dr. A. Tholuck. S. 361—393.

c. 1836. Über die Natur der Sünde wider den heiligen Geiſt. Von Dr. A. Tholuck S. 401—416.

d. 1839. Die Reden des Apostels Paulus in der Apostelgeschichte mit seinen Briefen verglichen. Von Dr. A. Tholuck. S. 305—328.

e. Antwort von Dr. Tholuck an Ullmann, in Beziehung auf des Letzteren Epilog, Studien und Kritiken 1840 S. 565. (Tholuck hatte in seinem Litterarischen Anzeiger 1839 No. 78 ff. das Gutachten der Universitäten [Jena, Berlin, Göttingen und Heidelberg] über ein Reskript des Altenburger Konsistoriums betreffend den kirchlichen Separatismus in der Ephorie Ronneburg einer Kritik unterzogen und hielt nun in dem Artikel der Studien und Kritiken seinen Standpunkt aufrecht, nach welchem er auch für „die theologischen Fakultäten, als Anstalten der Kirche, von ihren Lehrern nicht weniger als von den Lehrern der Gemeinde, die Zustimmung zu dem Glaubensbekenntnisse der Kirche zu verlangen sich genötigt sah.") S. 116—126.

f. 1855. Erneute Untersuchungen über σάρξ als Quelle der Sünde, von Dr. A. Tholuck. S. 477—497.

g. 1867. Geschichte der protestantischen Theologie von Gustav Frank, a. o. Professor an der Universität Jena. 1862 und 1865. (Rezension von) Tholuck. S. 357—365.

---

2. In der **Deutschen Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben.** Begründet von Dr. Jul. Müller, Dr. Aug. Neander und Dr. K. J. Nitzsch. Herausgegeben von K. F. Th. Schneider. Berlin, Wiegandt & Grieben, 1850 ff.:

a. 1850. Die Inspirationslehre. Von Dr. A. Tholuck. S. 125 bis 142, und S. 329—348.

b. 1851. Die lutherische Lehre von den Fundamentalartikeln des christlichen Glaubens. Von Dr. A. Tholuck. S. 69—78. und S. 98 bis 104.

c. 1851. Bemerkung zu der von Herrn Superintendenten D. Stier in No. 21 gegebenen Entgegnung. (Vgl. dieses Buch S. 458.) A. Tholuck. S. 188.

d. 1852. Ein merkwürdiger Lutheraner am Anfange des siebzehnten Jahrhunderts. Von Dr. A. Tholuck. (Der Lutheraner ist D. Donauer in Regensburg). S. 37—56.

e. 1852. Die Abendmahlsgemeinschaft zwischen Lutheranern und Reformierten. Ein Nachtrag zu dem Aufsatze: Ein merkwürdiger Lutheraner ꝛc. S. 124—128.

f. 1852. Jakob Böhme und die von ihm ehrenvoll vor dem

Dresdener Oberkonsistorium bestandene Glaubensprüfung. Ein Beitrag zur Geschichte der Duldsamkeit am Anfange des 17. Jahrhunderts. Von Dr. A. Tholuck. S. 197—204.

g. 1853. Scrivers Gutachten bei Speners Berufung nach Dresden. Nach handschriftlichen Quellen mitgeteilt von Dr. A. Tholuck. S. 309—314.

h. 1853. Wenn nur eines von beiden, die Einheit oder die Wahrheit — welches von beiden? — Dr. A. Tholuck. S. 289 bis 292.

i. 1853. Die Versammlung der Alliance évangélique zu Paris. Ein Schreiben von Dr. Tholuck an den Herausgeber. S. 327—333.

k. 1858. Der Beruf zum geistlichen Amte. Ein Vortrag von Dr. A. Tholuck. S. 12—19.

l. 1859. Sonst und jetzt in der Kirche. Von Konsistorialrat Professor Dr. Tholuck zu Halle. S. 257—269.

m. 1861. Die Laienhilfe im geistlichen Amt innerhalb der lutherischen Kirche. Von Dr. A. Tholuck. S. 153—157.

---

3. In dem **Evangelischen Jahrbuch** von Ferdinand Piper, der Theologie Doktor und Professor, Berlin, Wiegandt & Grieben, 1850 ff.:

a. 1851. August Hermann Francke. S. 235—245.

b. 1861. Die Kreuzigung (1. die Verurteilung zum Kreuz. 2. die Abführung zum Kreuz. 3. das Kreuz. 4. die sieben Worte am Kreuz. 5. der Tod am Kreuz.) S. 67—82.

c. 1865. Philipp Jakob Spener. S. 197—215.

---

4. In der **Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche**, herausgegeben von Dr. Herzog. Hamburg, Rudolf Besser 1854 ff.:

47 Artikel: 1. Aberglaube. 2. Abstammung des Menschengeschlechts. 3. Ärgernis. 4. Altenstein. 5. Johann Arndt. 6. Aufklärung. 7. Joh. Bergius. 8. Calov. 9. Carpzov. 10. Cartesianische Philosophie. 11. Ernst Salomon Cyprian. 12. Johann Deutschmann. 13. Dräseke. 14. Eylert. 15. Gefühl. 16. Joh. Gerhard. 17. Otto von Gerlach. 18. Salomo Glassius. 19. Haberkorn. 20. Hebräerbrief. 21. Abr. Heidanus. 22. Heubner. 23. Hoë von Hoënegg. 24. Hülsemann. 25. Inspiration. 26. Knapp. 27. Lichtfreunde. 28. Löscher.

29. Joh. Fr. Mayer. 30. Balthaſar Meisner. 31. Molinos. 32. Nikolai. 33. Pietismus. 34. Quenſtedt. 35. Peter Ramus. 36. Rationalismus und Supranaturalismus. 37. Semler. 38. Spener. 39. Strauß, Leben Jeſu. 40. Teller. 41. Thomaſius. 42. Univerſitäten. 43. Vorbild, Typus. 44. Wegſcheider. 45. Wernsdorf. 46. Wöllners Edikt. 47. Zacharia.

In den Supplementbänden:

9 Artikel: 1. Ammon. 2. Valentin Andreae. 3. Paul Anton. 4. Aufklärung. 5. Dannhauer. 6. Göſchel. 7. Joh. Caspar Schade. 8. Stier. 9. Tieftrunk.

Verzeichnis

der von Tholuck bevorworteten oder herausgegebenen Werke.

1. Cäcilius und Octavius oder Geſpräche über die vornehmſten Einwendungen gegen die chriſtliche Wahrheit (von Göſchel). Nebſt einem Vorwort von Dr. Tholuck. Berlin, in Kommiſſion bei E. Franklin 1828. — Beſprochen S. 108.

2. Johannis Calvini in omnes Pauli Apostoli epistolas atque etiam in epistolam ad Hebraeos Commentarii, ad ed. R. Steph. accuratissime exscripti. Halis Saxonum, sumptibus librariae Gebaueriae. II tom. 1831. (608 und 529 S.) — Johannis Calvini in epistolas Novi Testamenti Catholicas Commentarii ad ed. R. Steph. etc. Halis Saxonum sumptibus librariae Gebaueriae. 1832. (306 S.) — Alle drei Bände zuſammen erſchienen in einer zweiten Auflage in demſelben Verlag 1834 unter dem Titel: Jo. Calvini in omnes Novi Testamenti epitolas commentarii. 3 volumina. 2 Thaler 16 Sgr. — Dritte Auflage 1842. — Vierte Auflage 1864. — Beſprochen S. 173 und 174.

3. J. Calvini in Novum Testamentum commentarii. Ad editionem Amstelodamensem edidit et praefatus est A. Tholuck. VII. Volumina:

I et II. Harmonia Evangelica, cum Calvini vita a Theod. Beza conscripta.

III. Evangelium Joannis.

IV. Acta Apostolorum. (V. VI. VII. Epistolae Pauli et catholicae.)

Berolini apud Guilelmum Thome (London: D. Nutt, 158 Fleet Street.) Band 1—4 dieſer Ausgabe erſchienen 1833 und 1834. Die Synoptiker erlebten eine neue Auflage 1838. Die Kommentare zu den Briefen (vgl. No. 2) gingen in denſelben Verlag über.

4. Joannis Calvini Institutio christianae religionis cum brevi annotatione atque indicibus locupletissimis ad ed. Amstelod. accuratissime exscribi curavit A. Tholuck. II partes. Berolini, apud Guilelmum Thome. (London: D. Nutt, 158 Fleet Street.) 1834—35. — Editio altera iteratis curis castigata, ibidem 1846. (468 und 567 S.) — Beſprochen S. 173 und 174.

5. J. Calvini in librum Psalmorum Commentarii. Ad editionem Amstelod. edidit A. Tholuck. II Volumina. Berolini apud Guilelmum Thome 1836.

6. Leben Johann Wilhelm Fletchers, Pfarrers zu Madlay, mit einer Vorrede von Dr. Tholuck. Berlin 1833. (Die engliſche Bearbeitung iſt die von Benſon.)

7. Leben Georg Whitfields, nach dem Engliſchen herausgegeben von Dr. Tholuck. Leipzig 1835. 212 S. — 2. Auflage 1840. —

8. Der Staat in ſeinem Verhältnis zur Kirche. Von W. E. Gladſtone. Nach der vierten Auflage des Originals. Eingeführt durch D. A. Tholuck. Überſetzt von Julius Treuherz. Halle 1843. R. Mühlmann. X und 579 S. — (Vgl. S. 424.)

9. Sonntags-Bibliothek. Lebensbeſchreibungen chriſtlich frommer Männer zur Erweckung und Erbauung der Gemeinde. Eingeleitet von Dr. A. Tholuck, Profeſſor und Konſiſtorialrat. 8 Bände 1844—1861. Bielefeld, Velhagen & Klaſing.

10. Worte an Seelſorger von Horatius Bonar D. D. Mit Vorwort von Dr. A. Tholuck. Halle, J. Fricke. 1861. — 2. Auflage 1875. — (Vgl. S. 302).

Namen-Regiſter.

A.

Abraham a Sankta Clara I, 31. 32.
Abu Sſaid Ben Abul Cheir I, 249.
Adams II, 529.
Adler II, 497.
Agaſſiz II, 474.
Ahlfeld I, 186. 230. II, 305. 365. 371. 434 ff. 497. 499. 526.
Ahrends II, 365.
Akiba I, 358.
Albert I, 194. 195.
Albrecht, Erzbiſchof II, 4.
„ Markgraf II, 4.
Alembert, d' I, 285.
Alexander I. I, 231.
„ VI. I, 272.
Alexis, Willibald I, 85.
Allen II, 247.
Alt, Dr. Heinrich I, 471.
Altenſtein, von I, 165. 181. 183. 214. 347. 351. 354. 356. 415. 416. 418. 426. II, 103. 162 ff. 186 ff. 220. 238. 277. 287 ff. 522.
Ambroſius I, 312.
Ammon, von II, 14.
„ II, 162 ff.
Amos Comenius II, 69.
Anakreon I, 38. 280.
Anders I, 92, 137.
Andreä, Valentin II, 455.
Anderſen I, 451. II, 38.
Anſelm I, 312. II, 403.
Anton, Eduard II, 168. 358.
Arabſchah I, 51.
Aratus II, 301.
Arenswald, von II, 133. 138.
Ariſtarch I, 309.
Ariſtoteles I, 437. II, 409.
Arnd, Joh. II, 332.
Arndt II, 95. 99.
„ , Dr. Rat II, 526.
Arnim I, 34.
Arnobius I, 283.
Aſiſius I, 250.
Athanaſius I, 275. 287. 312.
Augé II, 496. 527. 533.
Auguſt, der Starke II, 5.
„ Herzog II, 284.
„ Kurfürſt II, 455.
Auguſtinus I, 171. 288. 297. 298. 299. 302. 313. 341. II, 203. 218. 403.
Aulus Gellius I, 284.
Averrhoes I, 251.
Avicenna I, 380.

B.

Baader II, 109 ff.
Bach I, 100.
Bachmann I, 461. 471. II, 65 ff. 174. 186. 520.
Baco von Verulam I, 264.
Baggeſen II, 39.
Bahnſen I, 155. 195.
Baehr I, 201. II, 66.
Bahrdt I, 285. 412. II, 66.
Ball, Hermann I, 202. 374 f. 383. 386.
„ Fritz I, 374. 386.
Baltzer I, 318.
„ II, 529.
„ , Eduard II, 416.
Bar Kochba I, 358.
Baring I, 394.
Barnabas II, 253.
Bartels I, 384.
Bartenſtein, Graf II, 113.
Barth, Chriſtian II, 351.
Bartholdy I, 202. 319.
Baſilius I, 312.
Baſtian, Karl II, 435.

Bauer, Lorenz I, 338.
Baumgarten-Crusius I, 266. 319. 432. II, 170.
Baumgarten, Sigm. Jac. II, 8 ff.
Baur, D. Wilh. I, 125. 137. 464.
„ , Ferd. Christ. I, 336. II, 260. 264. 376. 379 ff.
Beck II, 473.
Beckedorff I, 352. 355. 418.
Bedell, Will. I, 110.
Beer II, 111.
Behmer, Rosina I, 2.
Below, von I, 215. 396. 397.
Bellermann I, 62. 174. 183. 185.
Bengel I, 338. II, 62.
Bernstein I, 62. 145.
Bertelsmann, Karl II, 467 ff.
Bertling II, 527.
Bertram II, 461.
Besser, I, 153. 464. II, 372. 470.
Beta II, 28.
Bethmann-Hollweg, von II, 388. 446. (s. unter: Hollweg.)
Beurmann, von II, 290.
Beyer I, 20. 29.
Beyschlag II, 290. 515. 525. 530.
Beza I, 341. II, 208.
Biallobloctz I, 318. 375. 403. 405. II, 130. 242.
Bidpai I, 260.
Bignon I, 134.
Bilderdijk I, 378.
Billroth II, 19. 382. 393. 396.
Bindewald II, 529.
Bindseil, Dr. II, 214.
Bishop I, 389.
Bismarck II, 498.
Blanc II, 19. 23. 287. 529.
Blankenburg, von II, 150. 159.
Blech II, 107.
Bleek I, 426. 443 ff. II, 267. 376.
Blum I, 234.
Blume II, 18. 23. 177.
Blumenthal I, 70.
Blumhardt I, 202. 398.
Bochart I, 111. 327.
Boeckh, August I, 472.
Böhl II, 38.
Böhle I, 201.
Böhme, Pastor II, 387.
„ Jakob I, 322. 333. 377. II, 109.
Böhmer II, 30. 99 ff, 129 ff. 149.
„ , Eduard II, 486. 529.
Bohlen II, 252.
Bolingbroke I, 285.
Bonar II, 302.
Boos I, 320.
Bornemann II, 378.
Bornschein II, 281.
Bösen I, 211.
Bost I, 202.
Böttticher II, 434.
Brandenburg, von II, 438.
Bredow II, 22.
Bretschneider II, 58. 213. 335.
Breyer, Dr. I, 184.
Brix I, 202. 319.
Brömel II, 292 ff.
Bruhns, Karl I, 461.
Bucer I, 287.
Buddeus I, 327.
Büsching I, 87.
Bütthoff I, 322 f.
Bunsen, von I, 369. II, 90. 94 ff. 100 ff. 105. 107. 113 ff. 124 ff. 131 ff. 138. 142 ff. 156 ff. 178. 189. 226. 228. 246 f. 268 f. 278.
Bunsen, Dr. Georg, von II, 520.
Burckhardt I, 202. 398. II, 66.
Burmeister II, 438.
Burrage II, 309. 367. 369. 375. 527.
Busch I, 202. 231. 233. 439. II, 36. 48.
Butamius I, 249.
Butterworth I, 388 ff.
Buttmann I. 70, II, 213.
Buxtorf I, 358.

C.

Cäcilius I, 286. II, 108.
Calderon I, 169.
Calkins II, 527.
Call, Mc. II, 73.
Callisen I, 202.
Calov II, 452.
Calvin I, 264. 287. 341 f. 397. 422. II, 169. 172 ff. 292. 335. 376. 398.
Casaubonus II, 208.
Cäsar Borgias I, 272.
„ Julius I, 281. 283.
Cato I, 280. 283. 287.

Celsus I, 286. 310.
Cerinth, Gnostiker I, 149.
Chateaubriand II, 138.
Christlieb II, 491.
Chrysostomus I, 341 f. 350. II, 295. 297.
Clarke I, 87.
Claudius I, 147. 164. 302. 306. 328. 345. 378. II, 84.
Clodius I, 353. II, 25. 91 ff. 105 134.
Colany I, 404 ff.
Confutse I, 46.
Corbière, E. II, 367.
Cortez I, 109.
Couard, I, 92 210. 216. 318.
Cramer, I, 353.
Cremer I, 336.
Creuzer I, 262. 267.
Cubitt I, 402.
Cullen II, 130.
Cunningham II, 73.

D.

Dähne II, 223. 227 f. 230. 248.
Dalton I, 169.
Daniel, Hermann, Adalbert II, 519.
Dante II, 137. 223.
Dabschelim I, 260.
Daub II, 259.
Degner I, 202.
Delbrück I, 352. II, 178. 225. 230. 248. 273. 282 ff. 525.
Devrient, Otto I, 373.
Dieck II, 18.
Diedrich II, 233.
Dieftel II, 496.
Dietrich I, 87. 217.
Diez, von I, 53 ff. 61. 65 ff. 70 f. 102. 105. 107. 110. 113. 196. 456 ff.
Dilthey I, 462. 471.
Dio Chrysostomos I, 276.
Dionys von Halikarnaß I, 276.
Döderlein II, 108.
Dollen, von der I, 101.
Döring I, 320 f. 383.
" , D. I, 325 f.
Dorner II, 399. 402. 491.
Dräseke II, 411.
Dreger I, 91.
Drewitz I, 99 f.
Drogandt I, 18. 21.
Dryander II, 16. 387. 497. 499.
Dschellaleddin I, 249 ff. 364 ff.
Dschuneid I, 249.
Düffer II, 18.
Dümmler I, 181.
Dumoulinié II, 485.
Duncker II, 438.
Duns Scotus I, 313.
Dürr II, 483. 485. 487.
Düsterdieck II, 376.
Dzondi II, 18.

E.

Ebrard II, 446.
Echtermeyer II, 9. 395. 518.
Edelmann I, 307.
Egeling I, 378 f.
Egge I, 195. 211.
Ehlers II, 51. 72. 75. 126. 194.
Ehrenberg II, 267.
Ehricht II, 282 f. 413.
Ehrlich II, 439.
Eichhorn I, 256. 338. II, 257.
" Minister II, 274. 426. 529.
Eichler II, 173.
Einsiedel, von I, 353. II, 113. 162.
Elsner I, 216 f. 226. 368. 451. II, 37.
Encke II, 527.
Engelhardt II, 108. 192.
Engeling II, 527.
Ennius I, 37.
Epikur I, 265.
Erasmus I, 393. II, 208.
Erdmann J. Ed. II, 19. 259. 393. 395 f. 476.
Erneſti I, 337.
Ernſt, der Fromme II, 455.
" Erzbiſchof II, 4.
Erſch II, 82.
Eſch I, 195. 320.
Eſchenmayer II, 264.
Eß, van II, 65.
Euthymius Zigabenus II, 139.

F.

Fabarius II, 497.
Falk, Weimar I, 410. II, 24.

Falk, Minister II, 291. 504.
Falkenstein, von II, 411.
Fay II, 30.
Ferdinand VII. II, 480.
Ferdusi I, 37.
Ferretti, Mastai II, 436.
Feuerbach II, 255. 404.
Fichte, J. G. I, 95 ff. 135 f. 172. II, 400.
Fichte, J. H. I, 96.
Fink II, 340.
Firmicus Maternus I, 283.
Fischer II, 402.
Fliedner II, 446. 462.
Flotow I, 229.
Flottwell, von II, 411.
Focke I, 101. 137. 202. 217. 374. 387. 401. 464. II, 34. 40 ff. 50. 133 161. 246.
Forbes II, 474.
Forster I, 84.
Foster I, 87.
Francke, A. H. I, 230. 372. 396. II, 3. 6. 8. 10. 21. 97. 176. 195. 512. 514.
Franke, K. Chr. Lebrecht II, 223 ff. 287. 413. 462.
Frauenstädt II, 399. 404.
Freitag I, 195.
Friedenberg, G. I, 189.
Friedländer II, 18. 223. 529.
Friedemann I, 202.
Friedrich, der Große I, 126. II. 418. 451.
„ III., Kurfürst II, 5. 7 f.
„ Wilhelm II. I, 127.
„ Wilhelm III. I, 126. 356. 369 f. II, 166. 232. 281. 412.
Friedrich Wilhelm, Kurfürst II, 6.
Friedrich Wilhelm IV. II, 131 f. 391. 395. 412. 437. 448. 456. 529.
Fries II, 77.
Fritzsche, Chr. Fr. II, 148. 224 f. 227. 239. 241. 272 ff. 288. 431.
„ , K. Fr. A. I, 344. II, 61 ff. 205 ff.
„ , O. Fr. II, 208. 379.
Fritzsche, Kaufmann II, 150. 358.
Froboes, K. F. I, 4.
Froböß I, 204 ff.
Frommel, Emil II, 340. 527.
Froude II, 244.
Fuhrmann II, 219.
Fuller, Thomas I, 32.
Funk, Dr. M. I, 469.
Funke, Georg II, 330.
Furrer II, 529.
Fürstenberger I, 210.

G.

Gabler I, 90. 256. 319. II, 257.
Gans I, 234. II, 256.
Garve I, 456.
Gaß I, 369.
Gebel II, 107. 149. 192. 194. 196 f.
Geibel I, 195. 201.
„ II, 210.
„ Eman. II, 482.
Gelzer, Heinrich II, 372.
Gemmingen, Mathilde von II, 339 ff.
Georgii II, 404.
Gerber II, 529.
Gerhard I, 21, 202.
„ Eduard II, 124.
„ Joh. II, 455.
Gerlach, von, Major (Leopold) I, 230.
„ „ Ludwig I, 101. 129. 202. 410. 441. II, 32. 41. 63. 65. 67. 71. 104. 108. 132. 151. 156 f. 174. 178. 186. 189 ff. 229. 409. 457.
„ „ Otto I, 101. 374 f. 439. 441. II, 36. 40. 42 ff. 50. 100. 246. 366.
„ „ Friedrich II, 520.
„ Professor II, 19.
Gesenius I, 353. 423. 425 ff. II, 10. 14 ff 23. 26. 73. 82 f. 106. 146. 166. 175. 177. 187 f. 224 ff. 241. 248. 273 f. 379. 427. 430. 522. 528.
Geusau, von II, 439.
Gibbon II, 301.
Gieseler II, 379.
Girth I, 21. 28. 455.
Gladstone II, 424.
Gleim I, 375.
Godet II, 60.
Görres II, 109 f. 229.
Göschel II, 32. 107 f. 259. 389. 399. 402.
Göschen, Rektor I, 177.

Göschen, Prof. in Halle II, 457.
Goethe I, 34. 38. 56. 84. 167. 455. II, 118. 172. 301. 400.
Götze I, 374.
Goltz I. 336.
Goßner I, 137. 169 f. 230. II, 297.
Gräber I, 384.
Grandtke I, 201.
Greave I, 402.
Gregor, Pastor I, 210.
„ von Nazianz I, 312.
Greierz, von II, 474.
Gröben, von der I, 205. II, 131 f.
Grolman, Luise von II, 157.
Grotius I, 313.
Gruber I, 202. II, 10. 19. 26.
Grundemann I, 201.
Guericke, Superintendent II, 154. 159. 387.
„ Professor I, 417 ff. 425. 430. 450. II, 17. 22. 45. 56. 97. 129. 131. 133. 140. 145. 151. 179. 190 f. 207. 209. 231. 233 ff. 241 ff. 248 f.
Günther, W. I, 195. 464. II, 57. 159.
Gützlaff I, 404.
Gutzkow II, 335.
Guretzky, von I, 202. 374.

H.

Haak I, 202.
Haase II, 28.
Haasenritter II, 97. 160.
Habicht I, 26 ff. 43. 51. 70. 76. 360.
Hachtmann I, 195. 374.
Händes I, 202. 217.
Hänsch I, 202.
Häse I, 202.
Hävernick II, 28 371.
Hagen, Senior I, 9.
„ Freiherr von II, 518. 525. 528. 531.
Hahn I, 21. 215. II, 66. 68. 70. 82. 91. 139. 168.
Haller I, 7.
Hamacker I, 379.
Hamann II, 77. 395.
Hamm, van den II, 66.
Hammer-Purgstall I, 56. 110. 247 f. 254 f. 267. 363.
Hansen I, 195. 209. 319.
Hanstein I, 456.
Hare, Augustus J. C. II, 520.
Harleß, Adolf II, 10. 15. 104. 191. 264. 370. 518.
Harms I, 210. 263. 324. 326. II, 68. 294.
Hartmann, von I, 321 ff. 376.
Harrach, Graf II, 465.
Hase, Karl II, 14. 69 f. 382. 519.
Hasenkamp I, 157. 172.
Hattorf II, 103.
Haug II, 483. 485.
Hausrath II, 260. 263 f. 524.
Hay, Mr. II, 473.
Hayn II, 529.
Heeren I, 275.
Heffter II, 457.
Hegel I, 98. 451. II, 76 ff. 81. 110. 254 ff. 396 ff. 402 ff. 409.
Heine, Heinrich II, 404.
Heinicke, Halle II, 527 f.
Heinroth I, 295. 353. II, 25. 50. 66. 91. 134.
Helene, Prinzeß von Mecklenburg I, 327.
Heller II, 108.
Heller, Superint. II, 153.
Hengstenberg, Hofprediger I, 202.
„ Professor I, 122. 369. 411. 439. 448. II, 23 f. 31. 38 ff. 52. 63. 65 ff. 100 f. 131. 149 ff. 156. 167 ff. 174. 178. 186. 194. 202. 207 209. 228. 326. 346. 348. 358 f. 379 ff. 383. 396. 406 ff. 421.
Henhöfer, Aloys II, 339 ff. 499.
Heraklit I, 276.
Herbart I, 298.
Herbst II, 497.
Herder I, 32. 180. 275. 338. II, 5. 70.
Hermann, Gottfried II. 205. 215.
„ II, 529.
Hermas, Hirte II, 253.
Hermes I, 87 f. 91. 127.
Herold I, 201.
„ Dr. I, 321. 376.
Herzberg, von I, 54.
Herzog II, 431. 529.
Hesekiel, Diakonus II, 154.
Hesse II, 33.

Heſſenbach II, 28.
Heubner I, 145. 209. 239. 319. 370. 375. 409 f. 451. II, 33. 48. 64 f. 68. 90 114.
Heuſer I, 384.
Heydrich II, 152 ff.
„ Franziska II, 203.
„ Henriette II, 154 ff.
Hildenhagen II, 414.
Hill I, 402 f.
Hillmer I, 127. II, 63.
Hinrichs II, 18. 393.
Hirzel II, 471. 532.
Hitchcock II, 527.
Hitzig II, 252. 256.
Hodge, Charles II, 21. 73 ff. 78. 142. 169. 490.
Hoffbauer II, 18.
Hoffmann I, 202.
„ Dr. Paſtor II, 365. 510.
„ Generalſuperintendent II, 264. 450. 456 ff. 473. 495 f. 498. 530.
Hoffmann, Karl II, 530.
„ Kirchenrat II, 497.
Hofmann, von I, 340. II, 108.
Hohenthal II, 527.
Holfelder I, 322.
Holläufer, I, 30.
Hollweg I, 202. 230. 374. (ſ. unter: von Bethmann-Hollweg.)
Hölty II, 51.
Homer I, 34. 38. 167. 280. 291.
Horaz I, 38.
Hövell, von I, 101.
Hubrich I, 5.
Huetius I, 327.
Hülſemann I, 384.
Hug II, 184.
Humboldt, von I, 85. 98. 107 f.
Hupfeld II, 223. 374. 430. 446.
Huſchke I, 125.
Huskiſſon II, 138.
Huygens II, 192.

J.

Jacob II, 438.
Jacobi, Bernhard I, 201.
„ Friedr. Heinr. I, 84. 172. 296. 299. II, 76. 395. 403.
Jacobi, Profeſſor I, 125. 135. 137. 148. 465. II, 496.
Jacobs II, 223.
„ , Dr. I, 469.
„ , Paſtor II, 527.
Jacobſen II, 51.
Jacobſon II, 457.
Jamblichus I, 249.
Jänicke I, 85. 91. 100. 123. 137. 155. 169. 185. 211. 228 ff. 456.
Ideler I, 202.
Jean Paul I, 32. 50. 66. 157. 196. II, 219. 315. 395.
Jellinghaus I, 202.
Jenkinſon I, 403.
Jenſen I, 195.
Jentſch, Heinrich II, 520.
Jérôme I, 418. II, 10.
Jeruſalem I, 87.
Jetter I, 398.
Iltis II, 488.
Joachim I., Kurfürſt II, 4.
Johann Sigismund II, 6.
Jonas, Juſtus II, 5.
Joſeph II. I, 55.
Joſephus I, 258. 307.
Irenäus II, 253.
Iſokrates I, 276.
Julianus I, 285.
Jung I, 28.
Jüngken II, 276.
Juvenal I, 283.

K.

Kähler I, 467. 473. II, 264. 316. 384. 411. 464 f. 482. 484 ff. 492. 497. 504 f. 528. 533.
Kahnis II, 496. 498. 528.
Kaiſer II, 108.
Kalckreuth, Graf I, 210.
Kampen, van I, 379.
Kamptz I, 449.
Kannegießer I, 46 f. 74.
Kant I, 95 f. 172. 305. 308. II, 400.
Kappadoſe I, 218.
Katerkamp I, 378.
Kaufmann I, 202.
Kaulfuß II, 439.
Keble, John II, 244.
Keetmann I, 202.
Keil I, 20.
Keith I, 151.
Kephalos I, 277.

Keppler II, 172.
Keſſel, von I, 195.
Keſtner II, 124.
Kinsky, Auguſt von I, 15. 33. 35. 37. 50. 62. 72. 80. 113.
Kirchner II, 527. 531.
Klee II, 267.
Kleinert II, 169.
„ Conſ.-Rat II, 527.
Kletke, H. I, 462.
Kleuker I, 172. II, 169.
Klopſtock I, 31.
Knapp, Georg Chriſt I. 352. 412 f. 421. 426. 430. 432. 435. II, 9. 15.
Knapp, Albert II, 344. 349 ff.
Knigge I, 22.
Knyphauſen, Graf I, 322.
Knoblauch I, 18. II, 495. 498.
Kober, Ad. Aug. I, 92. 137. 202. 469.
Koch II, 66.
„ Bergen II, 394. 503.
„ Öſterreich II, 503.
Kögel, Rudolf II, 384. 473. 478. ff. 495. 497 f. 500 ff. 512 ff.
König I, 201.
„ Anderbeck II, 413.
Könneritz, von II, 429.
Konopka I, 202.
Kopiſch I, 47.
Köpke I, 202.
Koppe II, 250.
Korn, Cottbus I, 317.
Körner, Karl II, 370. 467. 507.
„ Theodor I, 38.
Koſegarten I, 30. 73. 255.
Köſtlin II, 496.
Köthe I, 231 f. 432 II, 66.
Kotſchy II, 503. 527.
Kottmeier I, 321.
Kottwitz, Adam Melchior von I, 126.
Kottwitz, Baron von I, 100. 113. 119 ff. 125—155. 161 ff. 165. 168 ff 174. 180. 184. 189. 193 f. 203 f. 223. 294. 325. 335. 347. 375. 390. 402. 409. 440. 450. 454. II, 23. 36. 51 f. 106. 132. 139. 160. 189. 193. 197. 246. 500. 507.
Krabbe, Dr. Otto I, 470.
Kraft II, 66.
Krafft II, 108.
„ Bonn II, 491.
Krall I, 384.
Kramer I, 461. II, 223. 497. 519.
Kraus II, 496. 527.
Krebſen, Anna Sophie I, 4.
Kritz I, 202.
Krokigk, von II, 411.
Krug II, 69. 105.
Krukenberg I, 450 ff. II, 18. 22.
Krummacher, Emil I, 383.
„ Fr. Wilh. I, 383. II, 11 ff. 15. 17. 19. 22. 519.
Krummacher, Gottfr. Dan. I, 384.
„ Julius I, 451. II, 1. 50 f.
Kügelgen II, 17.
Kühnau I, 100.
Kuinoel II, 250.
Kulke I, 91. 461.
Kundler, Ernſt II, 371.
Kuntze I, 137.
Kunze II, 66.
Kurtz, Pred. II, 71.
„ Joh. Heinr. II, 376. 391.

L.

Ladenberg II, 431.
Lampe II, 532.
Lancizolle, Karl von I, 101. 169. 202. 230. 374. 375.
Landerer I, 339.
Landgräber I, 322.
Lange I, 202.
„ , Hugo II, 434. 529.
Langles I, 248.
Laroche I, 230.
Laſius II, 28. 51.
Lavater I, 157. 189. 210.
Lawrence II, 499.
Lecoq I, 374.
Lehmus, H. I, 263.
Lehnerdt II, 382.
Leibnitz I, 86.
Leipoldt I, 320 ff. 384 f.
Lengerke II, 252.
Leo, Heinrich I, 351. II, 19. 149 f. 203. 223. 226. 390. 395. 519.
Leonhardi II, 66.
Leſſing I, 259. II, 271.

Leukart I, 5.
Liebusch II, 527.
Lier, Ferdinand I, 29. 42 ff.
Lieven, Graf I, 164 ff. 231 ff.
Lincoln, II, 473. 491.
Lindl I, 137.
Lindner I, 209. 353. II, 66.
Lippe, Gräfin zur II, 339. 344.
Lisko I, 461. 464.
Lix I, 320.
Locke I, 87.
Löffler I, 91. 137. 210. 322.
Lombardus I, 313.
Long, William II, 173.
Lorenzen II, 107. 113. 115. 133. 142 f. 296.
Loesser II, 142.
Lucian I, 283.
Lücke I, 174. 180. 201. 339. II, 58 f.
Ludwig XIV. II, 7.
Lührs II, 75. 91 f. 96. 126 f. 190. 193 f. 327 ff.
Luther I, 88. 185. 264. 349. 372. 397. 422. 423. II, 5. 33. 55. 139. 203. 218. 236. 292. 332. 335. 398. 491.
Lykophron I, 280.

M.

Macdonald II, 130.
Madiai II, 448.
Mahmud I, 367.
Malcolm I, 248.
Malebranche I, 252.
Mallet I, 225 ff. II, 446.
Maltzahn, von I, 356.
Manso I, 24 f. 38. 44. 75. 455.
Maresch, Wilh. I, 202. 352. 374 bis 379. II, 25. 26. 31 ff.
Marheineke I, 62. 91. 103 f. 123. 170. 174. 176. 178 f. 181. 184. 234. 443. 445 ff. II, 256. 259. 411. 472.
Marks I, 414. 419. 423. 426. II, 17. 23. 33. 154. 165. 191. 223. 241. 277 ff. 305. 387. 430. 525.
Marshal I, 149.
Martens I, 194. 195.
Martyn, Henry I, 172.
Massenbach, von II, 345.
Matte I, 202.
Matthes, Karl II, 533.
Matthisson I, 38. 66.
Meckel II, 18.
Meffert II, 378.
Meier II, 19. 23.
Melanchthon I, 264. 287. 310. 341. 346. II, 61. 335. 376. 436. 454.
Menu I, 46.
Menzel II, 335.
Merle d'Aubigné I, 210. 406. II, 66. 448.
Meyer, H. A. W., II, 376.
„ , von I, 196. 236. 269. II, 66.
Meyern, von I, 202. 320. 375.
Meyersohn I, 226 f.
Mezzofanti II, 143 ff.
Michaelis, Joh. David I, 256.
Middeldorpf I, 70.
Mila I, 205. 222.
Möge I, 201.
Molinos I, 249.
Molitor I. 320.
Moll II, 365.
Möller II, 496.
Moltke, Graf II, 496. 498.
Monod II, 315.
More, Hannah I, 390.
Moritz I, 217.
Mortimer, Miß I, 401.
Morus II, 250.
Motte Fouqué, de la I, 32. 34. 38. 69 f. 81. 105 ff. 462. II, 246. 523.
Muhammed I, 46 f. 188. 248. II, 172.
Mühlenbruch II, 18. 279.
Mühler, von II, 493.
Müller, Joh. von I, 275. 287. II, 146.
Müller, Ludwig I, 202.
Müller, Georg I, 260. II. 28.
„ Ernst II, 245 ff. 326 f. 371.
Müller, Heinrich II, 295.
„ Pastor in Bremen I, 226.
„ Julius I, 52. 204 ff. 213. 346. II, 195. 223. 231. 233. 264. 291. 296. 298. 314. 373. 384 ff. 388. 467. 528 f. 530.

Mustapha Muhammed Ben Ismael I, 72.
Mylius, Pastor Dr. II, 526.

N.

Nägelsbach II, 108.
Napoleon I. I, 27. 30. 112. II, 3.
Nassreddin Chodschah I, 57.
Nathusius, von II, 466. 527.
Neander I, 62. 84. 90. 104 ff. 123. 148 ff. 157. 165. 172. 174. 176. 178 f. 194. 208. 219. 221. 229 f. 241. 243. 270 f. 275. 322. 339. 444 ff. II, 29. 52 ff. 60 f. 179. 183. 220. 227. 379. 381. 382. 449.
Nebe II, 291 ff.
Nelson II, 37.
Neubauer II, 436.
Neuenhaus II, 387. 497.
Neumann, Aurel I, 15 ff. 42. 45. 47 ff. 52. 63. 65. 117. 159. 204. 222.
Neumann, Guido I, 15 ff. 41. 52. 222.
Neumann, Richard I, 52.
Newman II, 244. 252.
Newton I, 32. 149.
Nicolai I, 216. 386.
Nicoll I, 401. 436.
Nicolovius I, 216. 229. 378.
Niebuhr II, 120.
Niemeyer, Kanzler I, 353. 418 ff. 423. 425 ff. 435. 449. II, 10 ff. 22. 127. 149. 223. 280.
" H. A. I, 419. II, 223. " 227. 393. 414. 438. 529.
Nikolai II, 210.
Nippold I, 12. 102. 205. 462. 465. II, 94. 520. 521.
Nitzkowski I, 192. 201.
Nitzsch I, 331. II, 364. 377. 446. 449. 450. 530.
Nöldechen II, 496.
Notker I, 110.
Novalis II, 395.
Numa Pompilius I, 280.

O.

Oelbermann I, 194.
Oertzen, von I, 202. 374.
Ohly II, 292.
Oken II, 110.
Olivier II, 229.
Olsen II, 529.
Olshausen I, 150. 183. 186. 188. 194. 197 ff. 209. 231. 235. 318. 348. 454. II, 36. 66. 168. 217. 220 ff. 436.
Origenes I, 171. 310.
Orr, R. I, 155. 185 f.
Orthmann I, 101.
Oswald I, 127.
Otto I. II, 4.
Ouwaroff I, 275.
Overbeck II, 28.
" , Maler II, 119. 138.
Overberg I, 378.

P.

Palmer II, 11.
Park II, 491. 527.
Parson I, 403.
Passavant I, 320.
Passow I, 20. 33. 37.
Pastenacci I, 201.
Pauli, Chr. M. I, 417.
Paulus, Heidelberg I, 338. II, 80 ff.
Pausanias I, 307.
Pelt II, 101.
Pernice II, 18. 305. 430. 463. 529.
Perthes, Friedrich I, 98. II, 1.
" , Clemens Theodor I, 462.
Petrarka I, 34. 169. II, 135.
Petri II, 28.
Petzold I, 16 ff. 60.
Pfotenhauer II, 18.
Pfyffer I, 202.
Philastrius von Brixia I, 275.
Philipp II. II, 480.
Philo I, 249. 283.
Pieree, Franz I, 5.
" Dorothea Albertine I, 5.
Pindar I, 273.
Pinkerton, Dr. I, 72. 459 f.
Plank I, 375.
Platen II, 335.
Plath II, 497.
Platner II, 124. 134. 138.
Plato I, 162. 273. 276 f. 284. 303.
Plautus I, 111.
Plinius I, 283.

Plotin I, 249. 251. 268.
Plutarch I, 273. 276 f. 281. 286. 294. 303.
Pohle, I, 4.
Polybius I, 277.
Pompejus I, 281.
Pope I, 38. 392.
Porphyrius I, 249. 276. 285. 309.
Pösche II, 439.
Potel II, 376. 378.
Pott I, 375.
Poyda, Edmund von I, 101.
Prahl I, 201. 345.
Prätorius I, 462.
Pratt I, 391.
Preiß I, 28.
Prentiß, II, 337. 490.
Preſſenſé, de II, 435.
Prime, Irenäus II, 530.
Primker I, 202.
Pröbſting II, 529.
Pröhle II, 415. 528.
Prochnow, Johann Detlef II, 372.
Proklus I, 249. 282.
Pſeudo-Dionys I, 249.
Puchta II, 168.
Pückler-Muskau II, 405.
Puſey, E. B. I, 402. II, 130. 169. 242 ff. 268.
Pythagoras I, 119. 273. 280.

Q.

Quandt I, 201.
Quaſt, von II, 39. 63.
Quintilian I, 283.
Quiſtorp, Wilh. II, 435.

R.

Räber I, 322.
Rabia I, 250.
Radecke I, 52. 64 f. 67. 72. 76. 82. 113. 133. 137. 159. 161 f. 222. 459 f. II, 41. 55. 523.
Radziwill, Prinzeß II, 326.
Rahel I, 85.
Ranke, Leopold von II, 16.
Räthjen II, 436.
Rathmann, Heinr. I, 456. II, 470. 528. 532.
Raumer, von, Miniſter II, 305. 450. 454.
Raumer, Karl von II, 2. 20. 108. 446. 518 f.
Rechenberg, von II, 202.
Rehhoff I, 195.
Recke, Graf von der I, 374. 396. II, 462.
Reich, Sophie II, 41.
Reichard H. A. O. I, 54. 456.
Reichart II, 246.
Reichlin-Meldegg II, 80.
Reigber, Heinrich I, 2.
„ Johanna Juſtina I, 2.
Reil II, 281.
Reimnitz I, 202.
Reinbeck I, 87 f.
Reinhard II, 298.
Reiske I, 248.
Rennecke I, 327 ff. 407. 471. II, 128 f. 152 ff. 193. 203. 521.
Reumont, Alfred von II, 521.
Reuß, Graf I, 139.
„ Eduard I, 358.
Rhebenitz II, 124. 138.
Rhenius II, 413.
Richter II, 69.
Riehm II, 384. 496.
Rienäcker II, 23. 57. 305.
Riggenbach I, 462.
Ritter, Karl I, 91. 202. 454 f. II, 11. 519.
Ritſchl I, 90.
Robinſon II, 73 f.
Roche, de la I, 137.
Rochow II, 246.
Rödenbeck II, 290.
Röder, von I, 230.
Röhr I, 318. 432. II, 13. 186.
Rönneke, Karl II, 521.
Rolle I, 137. 161.
Roon, Graf von II, 496. 498.
Ros I, 383.
Roſe, Sir Ge. Henry I, 72. 79. 171 f. 181. 212. 216. 218. 353. 394.
„ , Hugh II, 243 ff.
Roſenkranz II, 19. 149. 393. 521.
Roſenmüller I, 254. 266. II, 215.
Roth II, 108.
„ , Conſiſt. präſ. II, 229.
Rothe, Richard I, 12. 203. 205. 239. II, 94. 98 f. 114. 220 ff. 376. 473.
Rothhardt II. 28.

Rougemont, de II, 28. 527.
Rouſſeau I, 307.
Rückert I, 230.
Rudelbach II, 66.
Ruge, Arnold I, 101. II, 2. 10 f. 19. 82. 330. 392 ff. 428. 518. 520. 528.
Ruſſel, I, 32.
Ruthenberg, von I, 100.
Rutilius II, 142.

S.

Sack, Auguſt Friedrich Wilh. I, 87.
Sacy, M. de I, 255. 268. 404. 436.
Sailer 1, 320. II, 145. 340.
Sander I, 320. 384. 386. 410. 470.
Sarraſin I, 202.
Sartorius I, 234 II, 227.
Sarway II, 529.
Schaff, Philipp II, 489. 491. 502. 527. 533.
Schahriſtani I, 354.
Schaller, Julius II, 19. 393.
Scheibel I, 45 f. 51. 53 f. 62. 70. 83 f. 119. 164 f. 205. 324. II, 66. 231 ff. 248.
Schelling I, 172. 205. 296. 303 f. II, 77. 109 ff. 228 f. 395. 400. 403.
Schickedanz I, 321 ff. II, 9. 41.
Schildbach I, 16 f. 29.
Schiller I, 32. 34. 38. 167. 372. 455.
Schilter, Chriſtiane Eliſabeth I, 4.
Schimeon Ben Jochai I, 358.
Schirks I, 201.
Schladen, von I, 356.
Schlatter II, 160.
„ Paſtor II, 346.
Schlegel I, 32
Schleiermacher I, 62. 83. 91 ff. 98. 102 f. 172. 175. 177. 179 ff. 187. 246. 257. 339. 369. 373. 443 ff. 449. 451. II, 19. 77. 231. 253 ff. 257. 330. 381. 396 f. 402 f. 409. 525.
Schlippenbach, Graf I, 374.
Schlottmann II, 493. 495. 496. 498. 533.
Schmalz I, 216. 375. 386.
„ Fanny I, 439. II, 36.
Schmalz, Adele I, 439 ff. II, 35. 42. 56. 152.
Schmelzer II, 18.
Schmidt, Auguſt I, 202. 352. 374. 410.
Schmieder II, 32. 66. 94. 120. 496.
Schneckenburger II, 473.
Schnorr von Carolsfeld II, 109. 229.
Schott I, 432.
Schramm II, 192.
Schreck II, 201 ff.
Schreiber I, 32.
Schroeder I, 321. 376.
Schröner, Auguſt I, 83. 162.
Schroetter, Emil I, 12 ff. 20 ff. 37. 52.
Schubert I, 243. 275. II, 24. 109. 111 ff. 168. 229. 294. 351.
Schuckmann, von II, 281.
Schultens, Albert I, 256.
Schulz, Stephan I, 218.
„ David II, 205. 269.
Schultz, Karl I, 202. 352. 530.
Schultze, Leopold I, 467. II, 385. 496. 528.
Schultze, Helmſtedt II, 526.
Schulze, Gielsdorf I, 87.
„ Johannes, Rat I, 412 ff. 425. II, 30. 279. 386. 455. 525.
Schumacher I, 201.
Schütz I, 202. II, 82. 153.
Schütze II, 527. 532.
Schwarz, Kirchenrat I, 318.
„ Dr. Karl II, 253. 256. 414. 427 ff. 520. 529.
Schwarz, Pfarrer I, 469.
Schweigger II, 19. 23.
Scriver II, 332.
Seegemund I, 137. 169. 228. 336. 469. II, 57.
Sellin I, 202.
Semler I, 87. 90. 337. II, 9. 13. 21. 257. 514.
Seneka I, 276. 283. 307.
Senfft, Freiherr von I, 101 f.
Sengel I, 195.
Senger I, 194.
Senkel I, 352.
Servus I, 99.
Seume I, 32.
Shakeſpeare I, 34. 169. II, 300.
Siebenberger I, 376.

Siegfried II, 502.
Siemonſen I, 195. 210.
Sigismund II, 280.
Silberſchlag I, 87. 100.
Simons I, 191.
Simroth I, 202.
Sintenis II, 413.
Smiſſen, van der I, 210.
Smith, Henry Boynton II, 337 ff. 347. 357. 491. 527.
Snethlage I, 320. 383 ff. 401. 406. II, 446.
„ Vater des vor. I, 456 f.
Sohar I, 358.
Sokrates I, 259. 273. 276. 284. 288. 309.
Sommé I, 3.
Sommer I, 358.
Sommerfeld, von I, 374.
Sonntag, Henriette I, 369.
Sontheim I, 101. 169. 222 ff.
Sophokles I, 309.
Soroaſter I, 46. 297.
Spalding I, 87.
Spangenberg I, 128. 167.
Spener F, 372. II, 398. 490. 514.
Spieß I, 320.
„ I, 458.
Spinoza II, 255. 400. 404.
Springer I, 21.
Staël, Mdm. I, 32.
Stähelin I, 210.
Stahl I, 219. 221. II, 108. 446. 450.
Stange I, 423. II, 17. 223.
Stapfer I, 404.
Stäudlin I, 339. 375.
Steffens I, 45. 157. 206. 295. II, 168. 232.
Stegmann II, 75. 145.
Steiger II, 51. 191.
Stein I, 320.
„ Armin II, 510.
Stephanus, Rob. II, 173.
Steudel II, 168. 264.
Steulmann, Familie I, 2.
Stier I, 190. 196 ff. 203. 209. 215. 234 ff. 268 ff. 327. 330 ff. 348 ff. 398. 406. II, 35. 72. 457 f.
Stier, G. und F. I, 465.
Stirm II, 58. 425.
Stockmeyer I, 462.
Stolberg, Graf I, 52. 101. 216.
Storr I, 339, II. 267.
Stoſch, Graf I, 374.
Strabo I, 277. 283. II, 137.
Strampff, von II, 457.
Strauß, Dompred. I, 92. 208. 228. 230. 318. 369. 442 ff. 448 f. II, 41.
Strauß, David Friedrich II, 250 ff. 379. 382 f. 392. 399 f.
Sugras, Spyridon II, 497.
Sullivan II, 130.
Süvern I, 186.
Süßmilch I, 87.
Sydow, von I, 101. 202.
Symons I, 402.

T.

Taubmann I, 111.
Taube, Emil II, 124. 363. 435. 447. 527.
Tauchnitz I, 209. 353. II, 25. 64 f. 532.
Tauler II, 332.
Taylor II, 252.
Teller I, 87 f. 90. 172.
Terſtegen II, 332.
Teſchner II, 331.
Thadden, Adolf von I, 101.
Thelwall I, 378.
Theodoret I, 283. 312.
Theophilus I, 273. 275.
Theremin, I, 92. 216. II, 294.
Thespeſios von Soli I, 277.
Thierſch II, 109. 112.
Thilo, Breslau I, 51.
„ Halle I, 419. 423. 425. 428. 430. 470. II, 16. 22. 24. 179. 191. 195. 225. 239. 241. 273 f. 315. 395. 428. 431.
Thiodulf I, 69 ff.
Tholuck, Johann, Gottlob I, 1. 3. 4.
„ Kaſpar I, 2.
„ Johann, Chriſtian I, 2.
„ Friedrich, Auguſt, Gotttreu I, 4.
„ Karl I, 4. 12.
„ Eduard I, 215.
„ Albertine II, 193. 326.
Thomas von Aquino I, 312. II, 403.

Thomas a Kempis I, 157. II, 332.
Thomasius II, 6 ff.
Thümmel II, 493.
Thym I, 202.
Tieck, Ludw. I, 34. 38. II, 39. 395.
Tiedge I, 38. 418.
Tippelskirch, von II, 95. 102. 116. 134. 139 f. 142. 387.
Tireſias I, 260.
Tobit I, 403.
Todt II, 497.
Toland I, 285. 307.
Tollin I, 202.
Töllner I, 90.
Treskow I, 210.
Troſchel I, 88.
Trowitzſch I, 217.
Trümpelmann II, 527.
Tucher, von II, 339. 344.
Tweſten II, 249. 381. 450.
Tyrell I, 322 ff. 376 f.
Tzſchirner I, 428.

U.

Uhde, Hermann I, 456.
Uhlich II, 413 ff.
Ulfilas I, 110.
Ullmann I, 267. II, 140. 146. 149. 179. 191. 195. 223 ff. 238 ff. 379. 381 ff. 473.
Umbreit I, 267. II, 422. 473.
Uriel Akoſta I, 218.
Uſteri I, 201. II, 66.

V.

Valenti I, 319. 396. 422 f. 432. II, 145. 150.
Vater I, 353. 423. 425. 428.
Vatke II, 252. 401. 405.
Vilmar II, 446.
Vincke, von I, 318.
Vinzenz von Lininum II, 262.
Viſcher II, 400.
Vitringa I, 327.
Vogel II, 108.
Voigt, W. I, 201. 319. 353. II, 25. 50. 227.
Voigtl II, 23.
Volkmann II, 25.
Voltaire I, 285. 328.
Voltolini I, 125. 464.
Voß, J. H. I, 70. 93.
Voß, von II, 497.

W.

Wächtler II, 292 f. 306.
Wagner I, 353. II, 22. 178. 278.
Wagnitz I, 423. II, 17.
Walch II, 316.
Wallmann I, 230. II, 371.
Wangemann I, 230. 470. II, 232. 448 f. 497. 524. 530.
Wartenberg, von I, 100.
Watſon I, 402.
Wattewille, Abt I, 32.
Wattenwyl II, 474.
Way, Lewis I, 216.
Weber I, 423. II, 9. 22. 224.
Webler I, 235. II, 466. 473 ff. 492. 526.
Wegſcheider I, 353. 423. 425. 432. II, 12 ff. 22. 82 ff. 106 ff. 175. 177. 186 ff. 195. 224 ff. 238. 241. 379. 413. 428. 431. 522.
Weiling I, 430.
Weiß I, 202. 319.
Weiße II, 260 f.
Wentzel, Auguſt I, 15. 45 ff. 48. 52. 60. 63. 72. 204. 222. 459. II, 38.
Werthern, von I, 356.
Wesley I, 389.
Weſtröm I, 202.
Weitſtein II, 31.
Wette, de I, 62. 174. 181. 257. 292. 471. II, 172. 213.
Whitefild I, 210.
Wichelhaus I, 383.
Wichern II, 366. 446.
Wiegand, Adalbert I, 471.
Wieniewski I, 202.
Wieſe II, 455.
Wilcke II, 527.
Wilhelm, Prinzeß I, 91.
" Kaiſer II, 493.
Wilke II, 223. 529.
Wilken, Profeſſor I, 178.
Wilkens II, 465. 527.
Williger, Paſtor I, 464.
Wilſon I, 403.

Winer II, 205. 213. 270.
Winkelmann II, 118. 136 f.
Winning, von I, 134.
Wiseman II, 130.
Wislicenus II, 414 f. 434.
Witte I, 202.
„ , Karl I, 456. II, 223. 246. 492.
Wittmann II, 145.
Witzleben, von, Berlin I, 216.
„ , Halle I, 370. 417. 425. II, 277 ff.
Wolf, F. A. I, 61. 83 ff.
„ Missionar I, 217.
Wöllner I, 88.
Wolters II, 512.
Woltersdorf I, 85. 87. 100.
Wrschowetz, Graf II, 493.
Wucherer II, 529.

X.

Xenophanes I, 276. 303. 309.
Xenophon I, 276.

Y.

Yorick I, 32.
Young II, 491.

Z.

Zahn, Franz I, 125. 202. II, 30. 50. 160.
„ , Adolf I, 202.
Zander I, 202.
Zedlitz, Gräfin I, 128.
Zerrenner, Probst II, 416.
Zeune I, 23. 62. 107 f. 110. 154.
Ziehe I, 375. II, 33. 41. 52.
Ziethe, Berlin I, 468.
Zimmermann I, 430. II, 530.
Zinzendorf I, 128. 167 f. 235. II, 55.

Inhaltsverzeichnis.

Seite.

Vorwort III

Erstes Kapitel. Schwere Anfänge . . . . . 1—49

Urteil von Perthes über Tholucks Berufung nach Halle 1. Äußerer Anblick der Stadt 2. Geschichte der Universität 3. Thomasius, Francke, Baumgarten, Semler 8. Der damalige Bestand der Universität: Weber 9, Niemeyer 10, Wegscheider 12, Gesenius 14, Thilo 16, Marks 17, — in der theologischen Fakultät; die übrigen Dozenten 18. Die Studentenschaft 19. — Halle das geeignetste Wirkungsfeld für Tholuck 21. — Erste Besuche und Eindrücke 22. Reise nach Leipzig 25. Erste Vorlesung am 18. April 1826, 25. Privatverkehr mit den Studenten 27. Geschenk der Berliner Zuhörer 30. Fahrt nach Berlin, Naumburg, dem Petersberg 31. Innere Stellung 32. Erste Predigten 33. Lösung des Verhältnisses mit Adele Schmalz 35 ff. Reise nach Marienbad 37. Verkehr mit Hengstenberg und der Familie v. Quast in Eger; Baggesen 39. In Berlin 41. Otto v. Gerlach über sein Verhältnis zu Tholuck und die Auflösung der Verlobung 42. Tholucks Antwort, ein zweiter Brief Gerlachs 47. Busch über Adele und deren Familie 48.

Zweites Kapitel. Neue Arbeiten und neue Kämpfe . . 50—89

Gäste in Halle 50. Namen von Studenten im Tagebuche: Jacobsen, Ehlers, Hölly, Steiger, Lasius. Neue Reise nach Berlin. Die Eindrücke von Kottwitz, Hengstenberg, Neander 52. Wissenschaftlicher Gewinn des Verkehrs mit Neander 53. — Kommentar zum Evangelium Johannis 58. Plan zur Gründung der Evangelischen Kirchenzeitung 63, Ausführung in Gemeinschaft mit Hengstenberg und Ludw. v. Gerlach 65. Erste Artikel Tholucks darin: über die „Leipziger Disputation“ 68,

Seite.

„Über die Ansichten unsrer Zeit von Sünde und Heiligkeit“ 70. — Verkehr mit Hodge 73. Wohnungswechsel 75. Hegels Angriff auf Tholuck in der Vorrede zur 2. Auflage der Encyklopädie 76. Dr. Paulus in den Heidelberger Jahrbüchern 80 und der Hallischen Litteraturzeitung gegen Tholuck 82. Wirkung des Angriffs 88.

Drittes Kapitel. Ein Jahr in Rom . . . . . 90—146

Bekanntschaft mit Bunsen 90. Weihnachten in Leipzig bei Clodius 91. Brief Tholucks an Bunsen wegen der römischen Stelle 95. Verhandlungen darüber 96; Vertretung durch Böhmer 102. Letzte Predigten und ihre Wirkung 103, Harleß gewonnen 104. Abschied von Leipzig 105. Schreiben an die Fakultät 106. Abreise 107, in Naumburg bei Göschel, dessen Schrift „Oktavius und Cäcilius“ 108; in Erlangen, Nürnberg, München 109. Schilderung von Schelling 110, Baader und Schubert 111. In Venedig 112. Ankunft in Rom 114. Empfang durch Rothe und Bunsen 114. Schilderung Bunsens und seines Hauses 116. Die deutsche evangelische Gemeinde in Rom 117. Freunde des Bunsenschen Hauses: Ed. Gerhard, Platner, Rhebenitz. Klima 124. Nach Frascati 125. Briefe von da, an Lührs 126, Rennecke 128 Besuche daselbst von vier Engländern und Bialloblocky 130. Rückkehr nach Rom, Thätigkeit in der Gemeinde. Brief an Hengstenberg 131, v. Gerlach 132 über des Kronprinzen Anwesenheit in Rom. An Kottwitz 132, Focke 133 und Clodius 134 über römische Eindrücke. An Hahn und Kottwitz 139. Abreise 142. Mezzofanti in Bologna 143. Die Münchener Freunde und Heimkehr 145.

Viertes Kapitel. Der Hallische Streit und seine Folgen 147—204

Vorbemerkung über „Tholuck in Halle“ 147, und den weiteren Plan dieser Biographie 148. Änderungen in der Hallischen Fakultät: Dr. Fritzsche 148, Karl Ullmann; in der Universität: Rosenkranz und Leo 149. Ludwig v. Gerlach 150, dessen Eindrücke von Halle 151. — Familie Heydrich 152, Verlobung Tholucks mit Henriette Heydrich 154. Eindruck im v. Gerlachschen Kreise. Tholuck an Bunsen über seine Verlobung 157. Briefe Henriettes 158. Vermählung, Hochzeitsreise 159. Ruf als Hofprediger nach Dresden 162. Ernennung zum Konsistorialrat, 22. November 1829, 166. — Gründung des „Litterarischen Anzeigers“ 167. Aus Artikeln desselben zusammengestellt: „Vermischte Schriften apologetischen Inhalts“ 172. Calvinstudien, Herausgabe Calvinscher Kom-

Seite.

mentare und der „Institutio“ 173. — Der v. Gerlachsche Artikel in der Evangelischen Kirchenzeitung 174. Wirkung desselben in Halle 175. Tholucks „Erklärung“ in der Evangelischen Kirchenzeitung 179. Verlauf und Ende des Streits 186; Mitteilungen darüber in Briefen an Bunsen, Kottwitz 189, Lührs 190. — Tod von Frau Tholuck 193. Die Cholera in Halle; Briefe an Lührs 194, Schreck 202, und Rennecke 203.

Fünftes Kapitel. Gelehrte und andre Fehden . . . . 205—275

Angriff von Professor Fritzsche in Rostock 1830, 205. Antwort Tholucks 207. Fritzsches „Sendschreiben“ 208. Tholucks „Beiträge zum Schriftverständnis“ 210. Fritzsches „Präliminarien“ 214. Tholucks „Noch ein ernstes Wort an Dr. Fritzsche“ 216. — Kommentar zur Bergpredigt 1833 218; Dedikation an Olshausen und Rothe 220. — Stellung Tholucks zu Kollegen: Karl Witte, Blanc, Friedländer, Sonntagskränzchen: Leo, Müller, Hupfeld, Wilke, Kramer. — In der Fakultät: über die Professur von Franke 223 (Brief an Bunsen 226), von Dähne (Brief an denselben 229). — Die lutherische Separation 231. Prof. Guerickes Austritt aus der Landeskirche 233; Tholucks Predigt über die Separation 234, Fakultätsgutachten über die Absetzung Guerickes 239. — Die Puseyitische Bewegung in England 242. Tholucks Reise zu Pusey mit Ernst Müller 1835, 245. Brief an Bunsen aus Oxford 247. Tholuck an Pusey über dessen wissenschaftliche und kirchliche Richtung 250. — Strauß' Leben Jesu 253. Tholucks Stellung dazu im „Litterarischen Anzeiger“ 260; seine „Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte“ 1837, 261. — Kommentar zum Hebräerbrief 1836, 265. Widmung an Bunsen 268, dessen Erwiderung 269. Die Schmähschrift: „Wie Herr Dr. Tholuck die heilige Schrift erklärt, wie er beten lehrt und dichtet“ 270. Tholucks „Zur Charakteristik rationalistischer Polemik“ 1840, 271. Verhandlungen des Kurators mit Dr. Fritzsche 273. Ausgleich 274.

Sechstes Kapitel. Der Universitätsprediger und Seelsorger 276—336

Der Anstellung entgegenstehende Schwierigkeiten. v. Witzlebens Gutachten 277. Empfehlung Tholucks durch Bunsen 278. Ministerialerlaß von 1829, 279. Geschichte des Hallischen Universitätsgottesdienstes bezüglich seiner Lokale 280 ff. „Schulkirche“ 281; Ulrichskirche, Einspruch der Geistlichkeit derselben 282. Domkirche, Abkommen mit dem Dompresbyterium 284. Vorschlag Delbrücks 285.

Seite.

Einstweilige Regelung 287. Gesuch Tholucks um definitive Anstellung 1837, 288; Erneuerung des Gesuchs, 1838 289; definitive Ordnung 290. Beurteilung des Verfahrens von Tholuck 291. — Litteratur über Tholucks Kanzelwirksamkeit, Nebe, Wächtler, Brömel 292. Tholucks eigne homiletische Grundsätze 294, an seinem Beispiel erläutert 300. Tholuck der Seelsorger seiner Gemeinde 303; Einrichtung von Kommunionen für die Universitätsgemeinde 305. Seelsorgerliches Verhältnis zu den Studierenden 306. Tholucks Selbstbekenntnis darüber 307. Geschichtliche Zeugnisse 309. Die Schwierigkeit des „Anfangs" im Verkehr mit Tholuck 311. Die „blauen Fragen" 314. Briefliche Mitteilungen aus Tholucks Seelsorge 320. Materielle Opfer für die Studenten 325. Briefe an Ernst Müller 326, an Rektor Lührs 327. Zeugnisse über Tholucks Predigtweise 329. — Die „Stunden christlicher Andacht" 1839 und 40, 331; Kritik derselben in der Schrift „Wie Herr Dr. Tholuck die Schrift erklärt, wie er beten lehrt und dichtet" 335.

Siebentes Kapitel. In Haus und Amt . . . . . 337—389

Reise nach Kissingen mit Henry Boynton Smith 1838, 337. Predigt daselbst 338. Urteil über die Predigt von Mathilde v. Gemmingen 339. Geschichte der v. Gemmingenschen Konversion; Henhöfer in Steinegg 340, Finks Einfluß, Henhöfer aus der römischen Kirche entfernt 341. Übertritt 342. Die Familie in Stuttgart 343, Verkehr mit Albert Knapp 344. Tholucks Anhaltebrief 345. Die Verlobung 346. Gedichte an die Braut 347. Launige Gedichte Knapps 349, und Tholucks 350. Die Vermählung 351. Gedichte Tholucks, Barths und Knapps 352. Aus der Korrespondenz mit Frau Tholuck 355. Schilderung derselben durch H. B. Smith 357. Das eigne Haus 358. Tholuck im Hause. Der Amanuensis 360. Die Tagesordnung 361. Die Mittagsmahlzeit 363. Die Theeabende 364. Der Sonntag 365. Die Mittwochabende 366. Die Weihnachtsfeier 367, von Corbière und Burrage geschildert 368. Der Geburtstag von Frau Tholuck 369. Zeugnisse von Hausfreunden 370, Harleß, Ernst Müller, Haevernick, Ahlfeld, Wallmann, Kundler, Prochnow, Gelzer, Besser. — Die Kollegia 373. Die Examina 376. In der Fakultät 379. Brief an F. Chr. Baur 380. Berufung Julius Müllers 384. Bedeutung desselben für Tholuck und Halle 385. Tholuck als Dekan 387, im Konsistorium 388.

Seite.

Achtes Kapitel. Aus der alten in die neue Zeit . . . . 390—460
Vorbemerkung über den noch darzustellenden Stoff 390. Bedeutung des Jahres 1840, 391. Stellung Tholucks zur Hegelschen Philosophie. Erdmann in Halle 393, Ruge und die Jung-Hegelsche Schule 394. Tholucks Artikel in der Evangelischen Kirchenzeitung über sein Verhältnis zu Hegel ꝛc. 396. Briefliche Auseinandersetzung mit Hengstenberg 408. Festrede zum Reformationsjubiläum der Stadt Halle 1841, 410. — Das Lichtfreundtum 412. Uhlich und Wislicenus 414. Tholucks „Zeitpredigten" gegen die Lichtfreunde 416. Kommentar zu den Psalmen 1843, 421. Vorwort zu Gladstones Buch: „Der Staat in seinem Verhältnis zur Kirche" 424. „Gespräche über die vornehmsten Glaubensfragen" 1846, 424. Das Lichtfreundtum in der Fakultät: Karl Schwarz 427. — Das 25jährige Amtsjubiläum 431. — Die Revolution von 1848, 436. Nachklang derselben in Halle 438. Tholucks Predigten gegen die Revolution 439. — Die Reaktion 446. Der Kirchentag 446. Die deutsche Zeitschrift 449. Protest der Hallischen Fakultät gegen den Konfessionalismus 450. Die „Vorgeschichte des Rationalismus" 451 ff. Urteil des Unterrichtsministeriums 454. Die Monbijoukonferenz 456. — „Die Propheten und ihre Weissagungen" 1860, 459.

Neuntes Kapitel. Auf Reisen — und die letzte Reise . . 461—517
Tholucks Beteiligung an der Mission, dem Gustav-Adolfs-Verein 461, dem Frauenverein, der Diakonissensache 462. Das Tholuck-Konvikt 463. — Tholucks Reisen. Ihre Bedeutung für ihn 465. Reise nach Tirol 1856, 466. Reiseerlebnisse 469. Ausdehnung seiner Reisen 470. Reise mit Wedler 1842, 473, mit Rudolf Kögel nach Spanien 1849, 478, mit Martin Kähler 1858 nach Algier 482. Auszüge aus Briefen an seine Frau. Geplante Reise zur Allianzversammlung in New-York 1873 489, seine Stellung zur Allianz 490, Stellvertretung in New-York 490, Bericht darüber an ihn 492. — Das 50jährige Amtsjubiläum 492. Gedicht Rudolf Kögels 500. Aus Briefen Tholucks darüber 502. — Letzte Vorlesungen 593; letzte Predigt 504. Das Ende. Auszüge aus dem Tagebuche von Frau Tholuck 505. Tod 509. Beerdigung 510; aus den Reden D. Hoffmanns, D. Wolters' und D. Kögels. Das Grab 514. Nachrufe in der Presse. Aus der Gedächtnisrede D. Beyschlags. Schlußwort 515. Tholucks Gedicht: „Der Herr mein Hirte" 516.

Seite.

Anmerkungen . . . . . 518—533
Tholucks Schriften vom Jahre 1827 an . . . . . 534—539
Arbeiten Tholucks in Zeitschriften, Jahrbüchern und Sammelwerken . . . . . 539—542
Verzeichnis der von Tholuck bevorworteten oder herausgegebenen Werke . . . . . 542—543
Namenregister . . . . . 545—557

Sinnstörende Druckfehler.

Seite 75 Zeile 9 von oben lies Stegmann statt Stegemann.
„ 77 „ 6 „ unten „ kein statt ein.
„ 243 „ 11 „ oben „ Hadleigh = statt Hablei =
„ 244 „ 17 „ „ „ feinsinnige statt freisinnige.
„ 296 „ 3 „ „ „ wenn nicht statt wenn.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

In demselben Verlage erschien:

Bruchstücke aus dem Leben eines süddeutschen Theologen (A. von Harleß). In zwei Abteilungen: 1) Kinderjahre. 2) Studentenjahre. geh. 3 M.

—— Neue Folge. geh. 2 M. 50 Pf.

Beide Teile in einen Band geb. in Kaliko 6 M. 50 Pf.

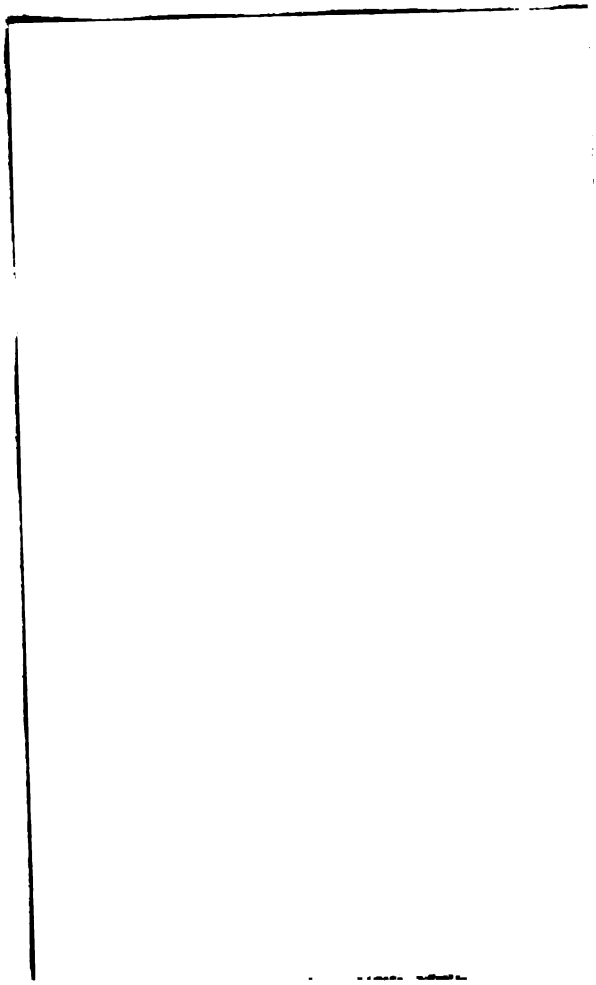
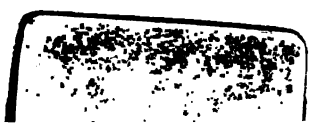
Frommel, Emil, Hof- und Garnisonprediger in Berlin, **Bilder aus Dr. Martin Luthers Leben.** Zur Erinnerung an das 400-jährige Luther-Jubiläum, 10. November 1883, für das evangelische deutsche Volk. Mit zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten und einem Farbendruckbilde. geh. 50 Pf. In Partien von 50 Exemplaren und mehr 40 Pf.

Gerok, Karl, **Jugenderinnerungen.** Dritte Auflage. geh. 5 M., geb. in Kaliko 6 M.

Wolfgang Menzel's Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von dem Sohne Konrad Menzel. Drei Bücher in einem Bande. Mit dem Porträt des Verfassers. geh. 7 M., geb. in Kaliko 8 M. 50 Pf.

Meuß, Dr. Eduard, ord. Professor an der Universität und Mitglied des Königlichen Konsistoriums zu Breslau, **Lebensbild des evangelischen Pfarrhauses** vornehmlich in Deutschland. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte und Pastoraltheologie. Zweite wesentlich erweiterte und bereicherte Auflage von „Leben und Frucht des evangelischen Pfarrhauses." geh. 4 M., eleg. geb. 5 M.

Sonntags-Bibliothek. Lebensbeschreibungen christlich-frommer Männer zur Erweckung und Erbauung der Gemeine. Herausgegeben von Freunden des Reiches Gottes. Eingeleitet von Dr. A. Tholuck, Professor und Konsistorialrat. 1844—1861. 8 Bände. In 48 Heften. geh. 19 M. 20 Pf. Einzelne Hefte à 50 Pf., bei Abnahme von 10 Heften auf einmal, auch gemischt à 15 Pf., bei Abnahme von 50 Heften auf einmal, auch gemischt à 10 Pf. Spezialverzeichnisse stehen auf Verlangen gratis zu Diensten.

Thelemann, Otto, V. D. M. Konsistorialrat in Detmold, **Friedrich Adolf Lampe.** Sein Leben und seine Theologie. geh. 4 M.

3 2044 029 919 677